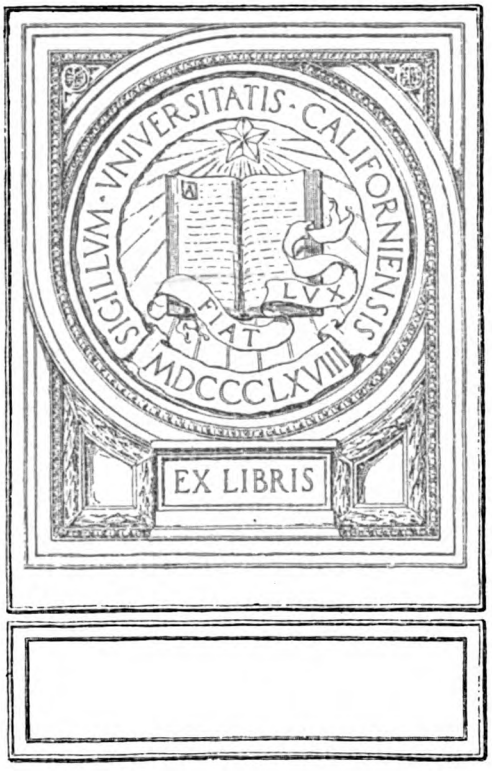
YH03192


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

MAR 17 1921
UNIV. OF ILL.

DIE GEGENWART

JOE LOE

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN UND KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH JLGENSTEIN

AUS DEM JNHALT:

Aus der Kanzlei des Herrn Reichspräsidenten
Verzweifeln oder Hoffen — Von Erwin Steinitzer
Städtische Verkehrsprobleme — Von Ernst Schultze
Kapitalbeteiligung der Arbeitnehmer — Von Willy Ross
Künstlerhilfe — Von J. von Bülow
Der Bankerott der deutschen Bildung — Von Ernst Ribbeck
Ein verwilderter Roman — Von Johannes Gaulke
Prinz Kakadu — Von Hanns Heinz Ewers
Kunst und Luxussteuer / Dichtung, Verbrechen und Wahrheit / Suggestion und Hypnose / Zum Streit um die Gerste / Rüpelkomment
Börsenspiegel

1921 JAHRGANG 50 * 1. u. 2. JANUARHEFT

VIERTELJÄHRLICH 6 HEFTE M. 8.00 * PREIS PRO HEFT MARK 1.50

VERLAG: GEGENWART · G·M·B·H · BERLIN · W57 · BÜLOWSTRASSE 56

::: Verlag :::
Gegenwart
G. m. b. H.

DIE GEGENWART

Berlin W 57
Fernruf: Kurfürst
9848 — 49, 7101

Zeitschrift für Literatur, Wirtschaftsleben und Kunst

Bezugs-Bedingungen:

Erscheint bis auf weiteres nur zweimal im Monat mit je einem Doppelheft. Bezugspreis: vierteljährlich M. 8.—, jährlich M. 32.—, Einzelheft M. 1.50. Der Bezug läuft bis zu ausdrücklicher Abbestellung, die spätestens 14 Tage vor Beginn eines neuen Vierteljahres eingereicht sein muss. Bestellungen nehmen alle Buch- und Zeitungshändler des In- und Auslandes, alle Postämter (auch Briefträger) sowie der Verlag entgegen.

Freibleibende Anzeigen-Bedingungen:

Die 4 gespaltene Millimeter-Zeile (41 mm breit) 50 Pf.

1/1 Seite	M. 460.—
1/2 Seite	„ 230.—
1/4 Seite	„ 115.—
1/8 Seite	„ 57.50

Wert-Nachlass bei Aufträgen

von mindestens	M. 100.—	5%	M. 1000.— 20%
	„ 300.—	10%	„ 3000.— 25%
	„ 500.—	15%	„ 5000.— 30%
	„ 6000.— und darüber		33 1/3%

Satzspiegel: 23 × 17 cm

ZWEI HOCHWICHTIGE NEUIGKEITEN!

DER NATIONALISMUS IM LEBEN DER DRITTEN REPUBLIK

In Verbindung mit Marie Luise Becker / Otfried Eberz / Hermann Gruber / Joachim Kühn / Hermann Platz / Paul Rühlmann / Matthias Salm / Wolfgang Windelband

herausgegeben von Joachim Kühn

Mit einem Geleitwort des Botschafters Freiherrn von Schoen

24 Bogen **Geheftet M. 30.—** **Gebunden M. 38.—**

Dies Buch wendet sich vor allem an deutsche Leser, dann aber auch an jene Kreise außerhalb Deutschlands, in denen der Sinn für Wahrheit, Recht und Billigkeit nicht durch die eifrige verleumderische Propaganda unserer Gegner verwirrt und erstickt ist. Hier wird, so ist zu hoffen, das Werk nicht ohne Wirkung bleiben, hier wird, so ist zu erwarten, erkannt werden, auf welcher Seite die größere oder die kleinere Schuld an der Herbeiführung und Vertiefung des Unheils liegt, das die gesittete Welt aus den Fugen gehoben hat.

EIN DÄNE UND DEUTSCHLAND

Essays von Karl Larsen

9 Bogen **Geheftet M. 11.—** **Gebunden M. 15.—**

Wenn Professor Karl Larsen, der bekannte dänische Forscher und Publizist von europäischem Rang, dessen Vater als dänischer Offizier im Kriege gegen Preußen 1864 fiel, über Deutschland sich äußert, so geschieht es sicherlich ohne pro-deutsche Voreingenommenheit. Umso wertvoller ist es, wenn seine sehr kritischen Untersuchungen ihn zu einem aufrichtigen Freund Deutschlands gemacht haben. So ist dieses Buch, unser Wesen in unbefangenem neutralen Spiegel wiedergebend, ein wertvolles Mittel zur Selbstbesinnung und eine tatkräftige Hilfe gegen Selbstbesudelung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlage

Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel) **Berlin W 35**

Die Gegenwart

50. Jahrgang — Erstes und zweites Januarheft — 50. Jahrgang

Aus der Kanzlei des Herrn Reichspräsidenten

Wohl manchem ist es aufgefallen, daß diesmal eine feierliche Begrüßung des neuen Jahres von seiten der deutschen Reichsleitung unterblieben ist. Geruhte man an maßgebender Stelle von dem neuen Heilsjahre noch nicht Notiz zu nehmen? Oder fürchtete man, daß ein offiziöses deutsches Vertrauensvotum an die noch immer ungebrochene Lebenskraft des deutschen Volkes im Schoße der Entente als erste Vorbereitung eines Revanchekrieges interpretiert werden könnte? Jedenfalls ward diesmal, im Unterschied zum letzten Jahreswechsel, dem deutschen Volke von hoher Stelle keine Neujahrserleuchtung.

Kann der Herr Reichspräsident nicht mehr oder will er nicht? Wer die Entwicklung dieses sympathischen und biedern Mannes nach der Seite des republikanischen Hofparketts hin beobachtet hat, weiß, daß von einem Mangel an gutem Willen nicht die Rede sein kann. Wenn Genosse Ebert trotzdem, an der Schwelle des neuen Jahres angelangt, so gut wie gar nichts zur Glorifizierung der von ihm mitgegründeten deutschen Freiheitsrepublik verlautbaren ließ, muß das triftige Gründe haben.

Reaktionäre Schwarzseher, einschließlich der Kategorie Unzeitgemäßer, die am 9. November 1918 den großen politischen Hemdwechsel mitzumachen vergaßen, werden diese schweigsame Zurückhaltung unserer sonst so ausgiebig redenden Volksbeglücker damit erklären, daß man an maßgebender Stelle mit seinem sozialistischen Latein nunmehr am Ende wäre.

Aber das stimmt nicht. Das Gegenteil ist der Fall. Die Revolutionsgewinne des verflossenen Kalender- und Regierungsjahres sollten sogar (in idealler Fortsetzung der früher üblichen Thronreden) als feierliche Neujahrsansprache kundgetan werden. Da mußte im letzten Augenblick wegen gänzlicher Erschöpfung des genugsam erörterten Repräsentationsfonds von seiten des Herrn Reichspräsidenten auf jede politische Silvesterfeier verzichtet werden. Immerhin sind wir durch eine Indiskretion, die vom Standpunkte der heute regierungsseitig so beliebten sozialistischen Feuilletonreklame dem Herrn Reichspräsidenten und seinen Trabanten sicher nicht unwillkommen sein wird, in der angenehmen Lage, in folgendem das Manuskript der unterbliebenen präsidialen Neujahrskundgebung zu unterbreiten.

„Selbstverständlich hat", so heißt es in diesem zeitgemäßen Entwurf einer zeitgemäßen Silvesterrede, „auch die beste Regierung ihre Feinde und Neider. Aber wir verzichten ausdrücklich darauf, mit diesen Nörglern, wie weiland Wilhelm II., zu polemisieren. Unbeirrt durch die Angriffe von rechts und links arbeiten wir unentwegt weiter an der sozialen Vollerlösung aller deutschen Volksgenossen.

Von dem ebenso schmeichelhaften wie blinden Vertrauen unserer Wähler getragen, fühlen wir uns voll und ganz als die einzig Berufenen am Wiederaufbau.

Werkmeister sollen frisch und fröhlich darauf los schaffen und sich nicht mit den bisher so überschätzten Fachleuten und Volkswirtschaftlern in uferlose Debatten einlassen.

Schon am Anfang unserer Aera hieß es: „Freie Bahn dem Tüchtigen." In einem wahrhaft sozialistischen Staatswesen kann also für irgendwelche Konnexions- oder Vetternwirtschaft keinerlei Raum sein. Deshalb haben wir bei der Besetzung der wichtigsten Regierungsstellen weiter an der Verjüngung der Landesverwaltung gearbeitet und mit dem aus dem Vornovember überkommenen

Respekt vor Wissensballast und umständlicher Berufsvorbildung immer mutiger gebrochen. Wer auch immer auf Grund eines lückenlosen Quittungsbuches sich als organisierter Parteigenosse erweisen kann, hat sozusagen das Ministerportefeuille in der Hosentasche. Wodurch das alte sozialistische Leitmotiv „Zurück zur Natur" nunmehr auch in der hohen Politik praktische Bedeutung bekommen hat und eine erfrischende Urwüchsigkeit in der Kunst des Regierens für das sozialistische Deutschland gewährleistet ist...

Zurück zur Natur! Wie die neuen Männer, so die neuen Taten. Deshalb sei es mir (dem Präsidenten) vergönnt, mich lediglich an die positiven Leistungen des letzten Jahres zu halten.

Die weitaus schwerste Sorge, als wir an der Schwelle des jetzt verflossenen Jahres standen, galt den Staatsfinanzen.

Wenn wir aber heute mit Zufriedenheit konstatieren können, daß die in der jungen deutschen Freiheitsrepublik umschlossene Bürgerschaft im großen und ganzen immer noch am Leben ist, ja, daß gewisse Kreise, wie Unvoreingenommene besonders in den vornehmen Vierteln der deutschen Großstädte beobachten können, sogar sehr gut und zum Teil ausgezeichnet leben, so verdanken wir das dem Mut und der Konsequenz, mit der wir allen Unkenrufen sogenannter Finanzfachleute zum Trotz an einer ebenso großzügigen wie künstlerisch einwandfreien Fabrikation immer neuer Banknoten festhielten. Auch hier hieß es: Zurück zur Natur! Auch hier hieß es, dem greisenhaften Pessimismus fachwissenschaftlich verbildeter Schwarzseher mit der heiteren Gelassenheit des neuen, naturgewachsenen Ministertyps entgegenzutreten. Ein weniger freiheitlich regiertes Land, wie das heute dank der siegreichen Novemberrevolution Deutschland ist, hätte angesichts so enormer Lohn- und Gehaltserhöhungen eines Tages ohne Zahlungsmittel dagestanden. Wir haben — heißen Dank dem Fleiß unserer Notendruckereien! — allen diesbezüglichen Ansprüchen stets im Handumdrehen gerecht werden können.

Sorgten wir so dafür, daß in konsequenter Erfüllung unseres sozialen Erlösungsprogramms das nötige Kleingeld sauber und farbenprächtig stets bei den Staatskassen greifbar war, so haben wir doch auf der anderen Seite im Jahre 1920 bewiesen, daß es uns mit unserer antikapitalistischen Grundtendenz bitter ernst ist.

Von den sogenannten gutsituierten Leuten in Deutschland werden, wenn nicht alle Zeichen trügen, am Schlusse des kommenden Kalenderjahres nur noch die ganz großen Millionäre übrig sein.

Die kleinen Kapitalien, die unter der Vorgabe, daß man sich eine kleine Rente für das Alter ersparen müsse, für unseren Mittelstand so charakteristisch waren, sind im Prinzip bereits alle weggesteuert. Soweit das noch nicht geschehen ist, wird eine reiche Fülle von neuen Steuerarten für die konsequente Durchführung dieser antikapitalistischen Reinigungsaktion sorgen.

Soweit Beamte und Angestellte in Frage kommen, wird ein immer mehr auszubauender Ueberwachungsdienst der in diesem Falle ja leicht zu kontrollierenden Einnahmen in erster Linie dafür arbeiten, daß nicht etwa sogenannte sparsame Naturen, wie sie gerade unter den kleinen Verdienern oft zu finden sind, neue Kapitalanhäufungen vornehmen.

Neuerdings fängt der Mittelstand an, unter dem Vorwand, daß man sich auch in einem sozialistischen Staatswesen satt essen müsse, allerhand Einrichtungsgegenstände aus hochkapitalistischer Zeit zu verkaufen. Das Finanzministerium hat sich deshalb für verpflichtet gehalten, auf diese neue Verdienstquelle ein wachsames Auge zu werfen und die so vereinnahmten Gelder ungeniert zur Luxussteuer heranzuziehen. Wobei der erzielte Erlös als solcher, wie das die soziale Gerechtigkeit erfordert, dem Einkommen oder Nichteinkommen des betreffenden Staatsbürgers zugeschlagen wird.

Wir können mit Stolz sagen, daß es bald keine öffentliche oder private Betätigung, Beschäftigung oder Unterhaltung im sozialistischen Deutschland gibt, die nicht irgendwie besteuert ist. Wenn sich aber trotz alledem so etwas wie eine ganz neue Schicht schwerreicher Leute unter uns auftut, so sagt das gar nichts gegen unsere Regierungsweise und bestätigt nur einen Hauptgrundsatz unserer sozialistischen Heilslehre. Wir Sozialisten sind immer diejenigen gewesen, die laut dagegen protestierten, daß der sich langsam hoch arbeitende große und kleine Kapitalismus des Vornovember als eine Erscheinung auftrat, die ebenso natürlich wie legitim sein wollte. Der neue Reichtum aber, der in seinem machtvollen Siegeszug, wie wir allerdings zugeben müssen, jedem Steuerzugriff spottet, entspricht insofern den ethischen Forderungen, die wir schon immer an den

Kapitalismus stellten, als ihm die Unerlaubtheit seines Daseins offen an der Stirn geschrieben steht. Gewiß wirkt der Zynismus, mit dem diese neuen Reichen unseres sozialistischen Staatswesens kalt lächelnd das Stigma „Schieber" auf sich nehmen, einigermaßen befremdend. Aber auch ein sozialistisch geführter Staat ist nur ein beschränktes Wesen. So können wir nichts dagegen tun, daß es trotz aller Maßnahmen, durch die wir, wie ich (der Reichspräsident) versichern kann, dem ehrlichen deutschen Staatsbürger fürderhin jedes Sparen unmöglich machen werden, immer wieder Individuen gibt, die es zu etwas bringen. Aber der legitime Kapitalismus liegt — ein Hauptverdienst unserer sozialistisch orientierten Regierungsmethode! — im Sterben. Der legitime Kapitalismus wird immer mehr durch den illegitimen Kapitalismus bei uns abgelöst. Was vielen verwunderlich erscheinen mag. Aber vom Standpunkt antikapitalistischer Ethik ein hoher moralischer Gewinn ist.

Auch sonst stehen wir im Zeichen der Höherentwicklung. Der alte und verbrauchte Satz, daß der Mensch wenigstens Herr im eigenen Hause sein müsse, wird im künftigen Jahr durch sinngemäßen Ausbau einer zielbewußten Zwangseinquartierungspolitik immer restloser überwunden werden. Ausgenommen von dieser Maßnahme bleibt (bis zu 20 Räumen) die übliche Zimmerflucht der Herren Minister. Im übrigen werden wir den deutschen Staatsbürger weiter zum praktischen Sozialismus erziehen und ihm klar machen, daß das Recht auf eine eigene Badewanne und die zeitlich unbegrenzte Inanspruchnahme der anderen Bequemlichkeit nunmehr nur noch als historische Erinnerung zu betrachten ist. Sofern sich die einzelnen Parteien über Badewanne und Bequemlichkeit nicht einigen können, wird ein neu zu gründendes Obermieteinigungsamt die Bedürfnisfrage nach individuellen Gesichtspunkten von Fall zu Fall untersuchen.

Der im kapitalistischen Zeitalter so beliebten Eisenbahnvagabundage (von den süßlichen Gesellschaftskritikern des Vornovember „Freizügigkeit" genannt) wurde durch eine großzügige Erhöhung der Fahrpreise entgegengetreten. Der Erfolg entsprach, wie aus dem steigenden Milliardendefizit der Staatsbahn ersichtlich, durchaus den Erwartungen. Die deutschen Staatsbürger reisen, abgesehen von den bereits erwähnten neuen Reichen, nur noch in den seltensten und allerdringendsten Fällen, womit das im Zeichen der Ueberfüllung stehende Verkehrsproblem des Jahres 1919 mit einem Schlage so glücklich gelöst ist, daß da, wo sich früher die Reisenden drängten, heute schon vielfach Leerzüge verkehren. Auch sonst wurde im Eisenbahnwesen insofern nach sozialistischer Vereinfachung des Betriebes gestrebt, als beispielsweise die Schlafwagen nunmehr ausschließlich den hohen Regierungsbeamten und den Passagieren reserviert bleiben, die in der Lage sind, eine Fahrkarte erster Klasse zu bezahlen. Den deutschen Fernsprechteilnehmern wurde im verflossenen Jahre die Kleinigkeit einer Milliarde abgenommen. Hierbei wurde, wie sich das für einen sozialistischen Staat von selbst versteht, eine taktlose Nachprüfung der Frage, ob der Teilnehmer aus Erwerbsgründen auf einen Anschluß angewiesen ist oder sich das Telephon nur zu seiner Unterhaltung hält, als das Schamgefühl verletzend von vornherein ausgeschaltet.

Militarismus und Obrigkeitsstaat sind überwunden. Die Autorität unseres neuen Staates lebt, der Zeit entsprechend, immer mehr von der hochstehenden Moral seiner Bürger. Gleichzeitig sorgt eine erfreulich schnell anwachsende Bureaukratie von noch nie dagewesenem Reichtum an immer neuen Hilfskräften — nach neuester Statistik ist jeder zehnte deutsche Bürger heute wohlbestallter Staats- oder Kommunalbeamter! — in wachsendem Maße dafür, daß der Begriff Arbeit wenigstens bei der Erledigung der Staatsgeschäfte endlich wieder unter dem Gesichtswinkel einer nervenberuhigenden Beschaulichkeit gestellt wird und so die Kontinuität der Entwicklung trotz allen Umsturzes gewahrt bleibt.

Schwer lastete die Ausführung des Friedensvertrages auf uns. Aber wenn uns Vollsozialisten hierbei etwas erheben und trösten konnte, so war es die Tatsache, daß wir nunmehr endlich Gelegenheit hatten, unser lang erstrebtes pazifistisches Staatsideal, das unter prinzipiellem Verzicht auf jede eigene Verteidigungsfähigkeit nur von der Gutmütigkeit der Umwelt leben kann und will, auf dem Wege einer gern von uns vorgenommenen Selbstentwaffnung zu verwirklichen. Wir können mit Stolz sagen, daß die Politik der gepanzerten Faust immer mehr jener wohltemperierten Entsagungspolitik bei uns Platz machen wird, die dem geistig hochstehenden Sozialisten schon immer vorgeschwebt hat. Das besiegte Deutschland als Sturmbock des ewigen Weltfriedens! Deutschland den Völkern der Erde beweisend, daß

außenpolitische Ohnmacht als ethischer Machtfaktor kein leerer Wahn ist! Schon breitet sich eine nervenberuhigende Stille und Abgewandtheit vom Weltverkehr über unser Land aus. Wir begrüßen auch dies als einen Revolutionsgewinn. Das neue sozialistische Deutschland hat Höheres zu betreiben, als in merkantiler Weise die Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt zu pflegen. Das neue Deutschland verzichtet ausdrücklich auf das, was die anderen, ethisch zurückgebliebenen Völker den „Platz an der Sonne" nennen und beschränkt sich darauf, ein noch nie dagewesenes Wohnidyll für alle diejenigen zu sein, die bei verkürzter Arbeitszeit und entsprechendem Mehrverdienst die Segnung des aufgeklärten Sozialismus zu würdigen wissen.."

Für die Richtigkeit der Abschrift: Illo.

Verzweifeln oder Hoffen / Von Erwin Steinitzer

Zwei Jahre sind vergangen, seit wir wehrlos wurden, und noch immer wissen wir nicht, ob man uns leben lassen will.

Die Pessimisten, die bisher stets recht behielten, höhnen: habt ihr euch das Hoffen noch nicht abgewöhnt? Genügen die Lektionen nicht, die euch jede Woche erteilt werden? Die hundert Noten, zwischen deren Zeilen immer das ceterum censeo steht? Die Liebesbriefe des guten Generals Nollet, in denen es sogar im Text steht? Seht ihr immer noch nicht, wo das alles hinaus soll? Wir reden eifrig von der Revision des Versailler Vertrags. Die drüben auch. Uns ist er zu schlecht, weil er Deutschland verkrüppelt; jenen, weil er es nicht ganz zerstückelt hat. Sie revidieren ihn schon und sie werden ihn noch weiter revidieren. Augenblicklich revidieren sie uns Oberschlesien weg. Sie verordnen, daß ein großer Teil der oberschlesischen Deutschen kein Abstimmungsrecht hat. Diese Deutschen in den Grenzprovinzen sind frech genug, für Deutschland zu stimmen. Man hat das in Schleswig, in Ost- und Westpreußen gesehen; man ist gewitzigt. Ihr werdet Protestnoten verfassen und entrüstet ausrufen, daß es hier um deutsche Lebensinteressen gehe. Der General Le Rond und die Herren von der Botschafterkonferenz werden lächeln: na ja, eben darum. Wieviel Protestnoten habt ihr eigentlich in diesem gesegneten Jahre 1920 den hohen alliierten Kommissionen und Regierungen und den im Völkerbunde vereinigten Siegelbewahrern der Gerechtigkeit übersandt? Und wieviel von euren Beschwerden sind geprüft und abgestellt worden? Zum Protestieren werdet ihr noch reichlich Gelegenheit haben, solange man höflich genug ist, eure Noten zur Beförderung in den Papierkorb entgegenzunehmen. Glaubt ihr, Herr Nollet führe lediglich aus Langeweile Buch über nicht abgelieferte Platzpatronen? Ihr könnt so brav sein, wie ihr wollt, ihr könnt die Polizei so zerkleinern, daß das Einbrechen ein völlig risikoloser bürgerlicher Beruf wird; irgendeine Platzpatrone wird doch immer fehlen. Oder es wird irgendwo der Propeller eines ehemaligen Militärflugzeuges vergraben sein und ihr werdet ihn nicht finden. Man wird „Akt davon nehmen", daß ihr hartnäckig und verstockt den Vertrag von Versailles oder irgendeines seiner Zusatzabkommen verletzt. Bis schließlich die Platzpatrone, die euch abhanden gekommen ist, im Lager des Marschalls Foch explodieren und die ruhmgekrönte französische Armee gegen den entwaffneten deutschen Feind marschieren wird. Dann wird man endlich den Versailler Vertrag ganz wegrevidiert haben, — und das Deutsche Reich auch.

Es macht auf die Pessimisten wenig Eindruck, wenn man ihnen entgegenhält, so weit werde es nicht kommen; England und Italien würden das nicht erlauben. Italien, sagen sie, paßt diese französische Politik gewiß nicht; aber es wird nicht gefragt. England? Glaubt ihr immer noch, wie weiland Herr von Bethmann Hollweg, der uns darum in den Krieg torkeln ließ, an Englands heimliche Liebe zu Deutschland? Wenn es ihm gerade paßt, veröffentlicht England Zeitungskommuniqués gegen den französischen Imperialismus; worauf dann in Deutschland viele Augen zu leuchten beginnen und die neutrale Presse ihrem Publikum erzählt, dieses gute, alte, ehrliche England sei eben doch der einzige Hort der Gerechtigkeit und der Friedensliebe. In Paris erschrickt man und sendet schleunigst einen Emissär über den Kanal. Dem wird in Downingstreet erklärt: ihr wollt wieder einmal gegen Deutsch-

land losgehen; das können wir eigentlich nicht zulassen. Denn wir sind sehr moralisch und, nachdem wir alles haben, was wir wollten, enorm friedlich. Aber — wir haben doch irgendwo hinten in der Türkei oder in Afrika eine kleine Differenz. Wenn ihr uns da hübsch entgegenkommt, wollen wir euch trotz unserer eminenten Friedlichkeit gegen das wirklich böse Deutschland helfen. Frankreich seufzt und zahlt, und ein neues englisches Kommuniqué stellt fest, daß die Einigkeit der Alliierten vollkommen und Deutschland ein arger Sünder sei, den man scharf anpacken müsse, um ihn zur Raison zu bringen.

Was tun? Gar nichts kann man tun, sagen die Pessimisten; in Würde zugrundegehen, sich vor der Gewalt nicht erniedrigen, die Erinnerung an das, was war, lebendig halten, im äußersten Zusammenbruche den neuen Aufstieg geistig vorbereiten, — das sind die einzigen Aufgaben. Einer der Pessimisten, der Sozialdemokrat Ludwig Quessel (der im Kriege eine sehr vernünftige Politik vertrat) hat ein anderes, etwas sonderbares Rezept gefunden. Auch für ihn steht der französische Vernichtungswille und die englische Gleichgültigkeit (die er auf Furcht vor künftigen französischen U-Booten zurückführt) fest. Aber er meint, daß Deutschland den ersteren durch vollständige Unterwerfung unter französische Vorherrschaft zähmen könnte. Und er empfiehlt ohne Zaudern diese Unterwerfung als einziges Rettungsmittel. Deutschland solle sich freiwillig und rückhaltlos als „dienendes Glied" einem unter französischer Hegemonie stehenden Kontinentaleuropa einfügen. Die Zeitschrift, die diese Verirrung publiziert hat, behauptet, daß sie die Gedankengänge der Kontinentalpolitiker beleuchte. Die Kontinentalpolitiker haben ziemlich schwere taktische Sünden auf dem Gewissen. Aber Herrn Quessels Vorschlag ist keine Verwirklichung, sondern eine böse Verzerrung ihrer Ideen. Eine Hegemonie der vierzig Millionen Franzosen über den Kontinent ist vielleicht denkbar für die Lebenszeit eines Napoleon. Allein dieser Napoleon scheint nicht da zu sein, und die Regenten der außerdeutschen Länder des Kontinents fühlen sich durchaus nicht als Organe der Pariser Politik. Nicht einmal in Belgrad und Prag unterwirft man sich der französischen Hegemonie, und der einzige wirkliche Vasall Frankreichs auf dem Kontinent ist Polen. Wenn das deutsche Sechzigmillionenvolk erklärte, „freiwillig" der zweite werden zu wollen, — würden ihm die Franzosen das überhaupt glauben? Würden sie nicht aus der ungeheuerlichen historischen Absurdität eines solchen Schritts den Schluß ziehen, daß er nur ein beispiellos unaufrichtiger Trick, eine „camouflage" größten Stils sei. Selbst wenn eine „freiwillige" Vasallitätserklärung des ganzen Deutschland möglich wäre, — was sie natürlich nicht ist — wäre sie wertlos. Die Franzosen würden einem allzu fügsamen Deutschland noch stärker mißtrauen als einem widerspenstigen. Sie würden nicht davon ablassen, es zu zerstückeln. Wahrscheinlich hätten sie es im übrigen nicht mehr nötig, sich in dieser Richtung anzustrengen; der Versuch der Anwendung des Quesselschen Rezepts würde das Deutsche Reich ohnedies sogleich auseinandersprengen.

Vernichtungswille läßt sich nicht abkaufen; mit den Männern des ceterum censeo Germaniam esse delendam kann man nicht feilschen. Wenn die Voraussetzungen der Pessimisten zutreffen, ist auch ihre Schlußfolgerung richtig; man muß den Kelch bis zur Neige leeren und zwischen den Trümmern neu anfangen. Treffen sie zu? Neben der Sprache der Nollets, Tardieus, Lefevres, der Säbel- und Triumphatorensprache, hören wir neuerdings noch eine andere. Auch, ja sogar gerade aus Frankreich. In den Weihnachtstagen, bald nach der Unterbrechung der Brüsseler Konferenz, hat der französische Funkdienst eine Betrachtung über die Wiedergutmachung verbreitet. Die öffentliche Meinung der Siegerländer, hieß es dort, werde wahrscheinlich enttäuscht sein über die Lösungen, die man jetzt vorbereite. Es handle sich nicht um phantastische Summen, die von Deutschland den Alliierten sogleich auf den Kassentisch gelegt würden. Diese Summen seien nicht da; und mit „rein formellen Befriedigungen" sei schließlich niemand gedient. Deutschland müsse selbstverständlich zahlen soviel es könne: in Rohstoffen, in Fertigfabrikaten, später auch in Geld. Aber damit es zahlen könne, ohne alsbald zahlungsunfähig zu werden, müßten seine Zahlungen mit seinen Steuererträgen und seinen Ausfuhrüberschüssen in Einklang gebracht werden. Hier sei ein Zusammenhang, den man respektieren müsse, wenn man wirkliche und dauernde Resultate erzielen wolle.

Die so sprechen sind gewiß keine Deutschenfreunde; solche Wesen gibt es außerhalb der schwarzrotgoldenen Grenzpfähle überhaupt nur sehr wenige. Sie wollen Deutschland nichts schenken; sie wollen es im Gegenteil bis zur Grenze des Möglichen aus-

beuten. Ihre Rechnung ist nicht unsere Rechnung; aber ihre Rechnung wird, genau wie die unsrige, von den Gewalt- und Vernichtungspolitikern durchkreuzt. Wenn wir so schnell wie möglich über ein dürftiges und unvermeidliches Existenzminimum hinaus Tributüberschüsse erarbeiten sollen, müssen wir so schnell wie möglich unsere Produktivität erhöhen und unseren Außenhandel vermehren. Es gibt kein zuverlässigeres Mittel, dies zu verhindern, als Einmarsch, Krieg, Zerstückelung. Die Leute, die marschieren möchten, denken nicht viel an die Tribute, weil sie überhaupt nicht wirtschaftlich, sondern militaristisch, machtpolitisch denken. Die Leute, denen die Tribute sehr am Herzen liegen, möchten nicht marschieren. Sie sind gar nicht so unaufrichtig, wenn sie sagen, daß ihnen die Expedition ins Ruhrgebiet ziemlich unangenehm wäre. Sie wollen doch das Ausbeutungsobjekt ausbeutungsfähig machen: und dazu gehört ruhige Arbeitsmöglichkeit. Sie sehen es nicht mit Freude, sondern mit einigem Mißbehagen, wenn die anderen, die Gewaltpolitiker, deutsche Verfehlungen feststellen, die mit Repressalien „geahndet" werden müssen. Das verdirbt ihnen ein wenig das — man muß es wiederholen — keineswegs deutschfreundliche Konzept. Aber da sie nicht wagen, die Gewaltpolitiker zu tadeln, tadeln sie die Deutschen, die, mit oder ohne Schuld, den Vorwand für die Störung liefern.

Für die ceterum-censeo-Schreier sind die grausamen, aber immerhin einigermaßen realistischen Rechner natürlich Defaitisten. In Frankreich hat der öffentliche parlamentarische Kampf zwischen den beiden Gruppen eben erst begonnen. Während die Chauvins ihn offensiv führen und führen können, müssen die „Gemäßigten" sehr vorsichtig, sehr taktisch in der Defensive lavieren. Denn sie streben zwar nicht bloß nach redlichem, sondern nach jedem praktisch erpreßbaren Gewinn, aber ihren Zielen fehlt der Knalleffekt. Ob sie sich durchsetzen werden, ist noch sehr fraglich. Und auch das ist noch unsicher, ob sie im Kampfe gegen die andere Richtung nicht so viele taktische Zugeständnisse machen werden, daß ihr Programm die reale Basis verliert und schließlich wider ihre ursprüngliche Absicht in das der Vernichtungspolitik mündet.

Dennoch — wenn es drüben nur Vernichtungs- und Ausbeutungspolitiker gibt, so sind naturgemäß die letzteren die einzigen, an die wir unsere Hoffnungen knüpfen können. Magere Hoffnungen, bedingte Hoffnungen, — aber immerhin Hoffnungen. Der Vernichtungspolitiker erreicht sein Ziel, indem er uns politisch und wirtschaftlich möglichst weit zurückwirft, — hinter 1870, hinter das neunzehnte Jahrhundert, wenn's geht. Der Ausbeutungspolitiker verbaut sich sein Ziel, wenn er das gleiche tut. Denn je mehr wir zurückgeworfen werden, um so geringer wird unweigerlich der Ausbeutungsertrag. Der Ausbeutungspolitiker muß uns wirtschaftlich sogar vorwärts helfen. Er muß uns erlauben und es uns erleichtern, einen Zustand zu erreichen, bei dem wir recht wohlhabend wären, wenn die Ueberschüsse unserer Arbeit in unsern Händen blieben. Denn nur dann können sie in seinen Händen viel bedeuten.

Solange wir draußen keine Freunde haben, müssen wir uns wohl oder übel an die Ausbeutungspolitiker halten und ihnen geben, was wir ihnen geben können, ohne uns ganz zu ruinieren. Ausgebeutet werden heißt immerhin weiter leben. Stark ausgebeutet werden kann ein Volk nur, wenn es starke wirtschaftliche Aktivität entfaltet. Wo sollten sonst die Steuererträge und die Ausfuhrüberschüsse herkommen, von denen jene Kundgebung des französischen Funkdienstes spricht.

Diese starke wirtschaftliche Aktivität, zu der wir nicht kommen können, wenn man uns nicht hilft, ihre Voraussetzungen zu schaffen, ist zunächst die Hauptsache. Es ist bitter, daß der Löwenanteil ihres Ertrages auf Jahre hinaus Fremden zufallen soll. Aber die Zeiten ändern sich, und wenn dieser Ertrag überhaupt da ist, wird der Tag kommen, wo er wieder uns gehört.

Die Ausbeutungspolitiker sind also in der Tat unsere Hoffnung. Freilich nur, wenn sie der Logik ihres Programms treubleiben und uns ausbeuten, ohne uns zu ruinieren.

Städtische Verkehrsprobleme / Von Dr. Ernst Schultze

Ende Juni 1920 ging durch die Zeitungen ein Aufsatz von Dr. Tzerclas von Tilly, Geschäftsführer beim Arbeitgeberverband der Deutschen Straßen-, Klein- und Privatbahnen unter dem Titel: „Der Mord der Straßenbahn". Er wies auf die einer Katastrophe zutreibende wirtschaftliche Lage unserer Straßenbahnen hin. Drei Tatsachen kennzeichneten sie: dauerndes Ansteigen aller Löhne und Materialpreise (Stromkosten), Vernachlässigen der Unterhaltung des technischen Apparates infolge Rohstoffmangels und Arbeitsunlust, Verschlechterung der Beschaffenheit der meisten Erzeugnisse infolge minderwertiger Rohstoffe und minderwertiger Arbeitsleistung.

Um die ständig wachsenden Ausgaben zu decken, hat man die Fahrpreise immer weiter erhöht. Nicht nur in Posen und Thorn (in denen ja die entwertete polnische Währung gilt), sondern auch in Dortmund und im Saartal gilt ein Einheitstarif von 1 M. bzw. ein Zonentarif mit demselben „Mindestpreis".

Die Folgen sind bekannt: Abwanderung der Fahrgäste, zugleich aber das Gegenteil der erhofften finanziellen Wirkung. Statt höhere Einnahmen erzielen oder gar Ersparnisse machen zu können, sind die Straßenbahnen in eine Schuldenwirtschaft gestürzt worden, die jeder Beschreibung spottet. Verzeichnete die Große Berliner Straßenbahn 1919 einen Verlust von 16 Millionen Mark, so wird sie in diesem Jahre weit größere Schulden machen müssen. Für Leipzig berechnet der Rat der Stadt einen Fehlbetrag von rund 12 Millionen Mark.

Was soll geschehen? Diese Frage ist für jeden Stadtbewohner von brennender Wichtigkeit. In einigen Orten hat man den Betrieb eingeschränkt, in anderen ganz aufgehoben. Auf alle Fälle findet eine Schädigung der Verbraucher statt. Was das bedeutet, weiß jeder, der in einem Vorort wohnt, seine Arbeitsstätte aber im Innern der Stadt hat: erzwungene Fußwanderungen, auch wenn man müde und abgespannt ist; Mehrverbrauch an Schuhwerk (ein Paar Stiefelsohlen kostet heute mindestens 50 M.), und andere Annehmlichkeiten mehr.

Es ist die Frage, ob bei all den Faktoren, die bei der Reform unseres Straßenbahnwesens mitzusprechen haben, heute schon das genügende Verständnis für die Lebensbedingungen, d. h. vor allem für ihre Lebensmöglichkeiten, vorhanden ist. Kein Zweifel aber ist möglich, daß wir unser städtisches Verkehrswesen, wenn es jetzt gänzlich zusammenbricht, in der einen oder anderen Form wieder aufbauen müssen.

Betriebseinschränkungen, wie sie in Hamburg, Halle, Leipzig, Zwickau, Barmen, Essen usw. vorgenommen sind, lassen sich, falls nicht eine erhebliche Abwanderung der großstädtischen Bevölkerung stattfindet, auf die Dauer nicht aufrechterhalten; zum mindesten wirken sie unsozial und sollten daher wieder beseitigt werden. Auch wo der Betrieb ganz eingestellt ist, sollte man ihn wieder beleben. Denn man glaubt doch wohl nicht, daß er etwa einem bloßen Luxusbedürfnis diente. Gewiß fuhren, als der Verkehr billig war, viele Menschen mit der Straßenbahn, die auch hätten zu Fuß gehen oder die Fahrt ganz unterlassen können. Allein die große Mehrzahl fuhr weder aus Bequemlichkeit noch um einen unnötigen Luxus zu befriedigen, sondern weil sie mußte.

Wollen wir den Wiederaufbau unseres städtischen Verkehrswesens anbahnen, so müssen wir unterscheiden zwischen:

Kleinstädten von sagen wir 30 000 bis 100 000 Einwohnern;

größeren Städten von 100 000 bis 500 000 Bewohnern;

endlich den eigentlichen Großstädten von mehr als einer halben Million Menschen.

Für die Kleinstädte ist die Aufgabe am wenigsten dringend. Hier hat man nur kurze Entfernungen zurückzulegen, so daß die Fahrpreiserhöhungen zu allererst und am nachdrücklichsten mit der allgemeinen Weigerung beantwortet wurden, die Straßenbahn weiter genügend zu benutzen. Infolgedessen stellte sich hier am ersten eine Unwirtschaftlichkeit des Betriebes heraus, die zu seiner Stillegung zwang. Denn einstweilen kann man ja der Bevölkerung noch nicht vorschreiben — vielleicht kommen wir im kommunistischen Zukunftsstaate auch dazu! —, täglich die Straßenbahn zwangsweise für einen bestimmten Fahrpreis zu benutzen.

In den größeren Städten (zwischen 100 000 und 500 000 Einwohnern) trat der Stillstand der Betriebe nicht so schnell ein. Hier waren die Vor-

gänge nicht einheitlich; man wird vielmehr zu unterscheiden haben zwischen den Benutzern kürzerer Strecken — also wahrscheinlich den Menschen, die zur Arbeitsstätte nicht länger als 15—30 Minuten zu laufen haben, die es aber bei erschwinglichen Fahrpreisen vorziehen, zu fahren — und denen, die für den Weg zur Arbeitsstätte mehr als eine halbe Stunde brauchen. Die ersteren wanderten alsbald ab, die letzteren fluchten — und fuhren weiter. Es ergab sich z. B. in Stuttgart eine Abwanderung von 30%, in größeren Städten eine geringere. Infolgedessen kam es zur Einstellung einzelner Linien, weil die Verkehrsdichte allenthalben nachließ, die Wagen also in höherem Maße leer fuhren.

Nun wird man im Straßenbahnbetrieb, wie in jedem wirklichen Großbetrieb zwei Arten von Unkosten auseinanderzuhalten haben: die festen und die veränderlichen, wobei bemerkt sein mag, daß diese Unterscheidung mit der durch Marx eingebürgerten Lehre vom „konstanten" und „variablen" Kapital nichts zu tun hat. In einem gutgehenden Gasthausbetrieb machen die veränderlichen Kosten (d. h. namentlich die für den Verkauf der Nahrungsmittel) einen hohen Anteil der Gesamtkosten aus, während die feststehenden Kosten (für Lokalmiete, Löhne usw.) weniger ins Gewicht fallen. Bei der Straßenbahn aber liegen die Dinge umgekehrt; hier sind — ein bestimmtes Personal vorausgesetzt — die feststehenden Kosten sehr hoch, die veränderlichen geringer. Zu den ersteren gehören Löhne und Gehälter, die Unterhaltskosten für Maschinen, Schmiermittel usw.; zu den veränderlichen Kosten nur die für Strom, Wagenreinigung und Abnutzung. Uebrigens ist ein Straßenbahnwagen schon an sich so schwer, daß seine Fortbewegung, wenn er voll besetzt ist, nicht sehr viel mehr Strom erfordert, als wenn er leer fährt. Die Ausgaben stellen sich also für einen halb besetzten oder beinahe leeren Wagen im regelrechten Betrieb nur unwesentlich geringer als für einen voll besetzten. Dagegen belaufen sich die Einnahmen im letzteren Falle auf das Doppelte, wenn nicht auf eine noch höhere Summe im Vergleich zu den schlecht besetzten Wagen.

Es muß daher eine bestimmte Verkehrsdichte vorhanden sein, soll nicht der Betrieb alsbald in Schulden geraten. Nun konnte zwar in den größeren Städten eine völlige Abwanderung der Fahrgäste wie in den kleinen Städten nicht eintreten, weil alle Großstädter, die eine Entfernung von mindestens 30 Minuten zu Fuß an jedem Tage zweimal oder noch öfter zurücklegen müssen, auf die Dauer den Fahrgäststreik nicht mitmachen können. Sie befinden sich also in einer Zwangslage: sie müssen zahlen. Immerhin werden sie sich diesem Zahlungszwang so oft wie möglich entziehen; und das bedeutet für die Straßenbahn dann doch eine Abnahme der Verkehrsdichte, d. h. eine unverhältnismäßige Zunahme der Ausgaben gegenüber den Einnahmen.

Das aber bedeutet: wachsende Fehlbeträge, Schuldenwirtschaft, weitere Preiserhöhungen. Ein Beispiel für viele: in Frankfurt a. M. schlossen Ende April Straßenbahn und Waldbahn mit einem Fehlbetrag von 7 Millionen Mark ab, obwohl die Fahrpreise bedeutend erhöht waren. Man griff daher nochmals zu einer Fahrpreiserhöhung, und zwar zu einer gründlichen: man verdoppelte den bisherigen Fahrpreis von 40 auf 80 Pfennig.

Noch anders liegen die Dinge in den eigentlichen Großstädten. Hier hat man mit einer Mehrheit der Verkehrsmittel und zugleich mit einer Vielgestaltigkeit der Verkehrsbedürfnisse zu rechnen, die in den kleineren Großstädten wie in den weniger großen Städten nicht zutage treten. So sind die ganz großen Städte von einem Kranz von Vororten umgeben, die sich weit hinaus ins Land erstrecken und nur durch Fernbahnen erreicht werden können. Früher waren dies nur Eisenbahnen, später traten elektrische Landesbahnen hinzu. Namentlich das rheinische Gebiet ist mit einem Netz solcher Landesbahnen überzogen, die einen regen Verkehr über weitere Strecken ermöglichen — falls die Bahnen im Betrieb und die Fahrpreise erschwinglich bleiben. Ist dies nicht der Fall, so werden alle diejenigen, die auf den Vorortverkehr angewiesen sind, durch die Verkehrsteuerung in eine unerträgliche Lage versetzt.

Die wirklich Reichen können und werden sich auch mit einer noch höheren Steigerung der Fahrpreise abfinden. Allein die Zahl dieser alten und neuen Reichen beträgt doch allergünstigsten Falles in Deutschland ein paar Zehntausend; und von denen allein kann der Vorortverkehr um so weniger leben, als sie ja nicht in der Umgebung einer Stadt zusammengeballt sind, sondern sich über verschiedene Gebiete verteilen.

Alle übrigen Vorortbewohner aber sind bei weiterer Verteuerung der Fahrpreise gezwungen, sich

entweder statt der bisherigen Arbeitsstätte eine andere zu suchen, wozu nur die Arbeiter, nicht aber z. B. die Beamten imstande sind; oder sie müssen versuchen, eine Wohnung näher der Arbeitsstätte zu finden. Welche fast unüberwindlichen Schwierigkeiten das heute macht, braucht nicht betont zu werden. Wohl aber sei darauf hingewiesen, welche nationalwirtschaftliche Verschwendung jeder Umzug aus solchen Gründen bedeutet.

Oder endlich der Vorortbewohner kann weder das erste noch das zweite tun, er muß also in seiner Wohnung bleiben und muß die höheren Fahrpreise zahlen. Dann wird er entweder versuchen, falls er einem organisierten Stande angehört, durch entsprechenden Druck auf vorgesetzte Behörden oder Arbeitgeber die Mehrausgabe wieder einzubringen (die bekannte Schraube ohne Ende); oder wenn er kein „Organisierter" ist und sich nicht in eine Organisation flüchten kann, da er zu den Parias gehört, die ein frei erarbeitetes Einkommen haben und daher ihre Ausgaben auf niemand sonst abwälzen können, muß er Geld auf andere Art schaffen; also etwa ein paar Möbel verkaufen, um für sich und die Seinen die erhöhten Fahrpreise für das nächste Jahr bezahlen zu können. Vielleicht hat seine Frau auch noch ein Schmuckstück, — von dem muß dann Abschied genommen werden. Irgend etwas, was sich versilbern läßt, findet sich vielleicht noch — bis die Familie bankerott ist.

Täuschen wir uns über den Ernst der Lage nicht: es handelt sich keineswegs um die Erdrosselung des städtischen und Vorort-Verkehrs, wie er früher bestand, sondern auch um die Unmöglichkeit, ihn weiter auszudehnen. Man spricht heute so viel von Siedlungspolitik. Wie will man sie treiben, wenn billige Fahrpreise im Vorortverkehr unmöglich sind? Grundbedingung zur Aufschließung eines Siedlungsgeländes ist doch, daß es bequeme und billige Verbindung hat. Nur für die weit draußen auf dem Lande liegenden Siedlungsstellen, die keinen regelmäßigen Verkehr mit den Städten haben, braucht das nicht zu gelten. Für jede andere Siedlungstätigkeit bedeutet die Verteuerung der Vorortsfahrpreise den Tod.

So muß es leider offen ausgesprochen werden: in den letzten 1½ Jahren hat man in Deutschland eine unsoziale Verkehrspolitik betrieben.

Eine Möglichkeit der Verbilligung bietet sich bei dem Verkehr mancher unserer größten Städte: es laufen dort zu viele Verkehrsunternehmungen nebeneinander her. Sie müßten organisch miteinander verbunden werden. In Berlin stehen nebeneinander Straßenbahn, Hochbahn, Stadtbahn und Vorortbahn. In Hamburg sind es: Straßenbahn, Hochbahn, Alsterdampfer. Das Verkehrswesen jeder Großstadt sollte organisch gegliedert werden. Ohne Vereinheitlichung wird man weder die zweckmäßigsten Verkehrsverbindungen noch die unbedingt nötige Wirtschaftlichkeit des Betriebes schaffen können. Aufgabe des Verkehrs in der Großstadt, zumal in der Weltstadt, ist, jeden Bewohner und jeden Besucher mit dem geringsten Aufwand an Zeit und Kosten jede gewünschte Entfernung innerhalb des Stadtverkehrsgebietes zurücklegen zu lassen. Wer die trostlose Zersplitterung des Verkehrs in manchen unserer Großstädte kennt (wie etwa in Hamburg, wo ein Uebergang mit derselben Fahrkarte von der Straßenbahn auf die Hochbahn nicht möglich ist, ja wo die Zahlgrenzen der Straßenbahnen absichtlich nicht an den Uebergangsstellen zur Hochbahn liegen), der weiß, wie viel dort für eine großzügige Verkehrspolitik zu tun ist.

Freilich wird man mit aller Vereinheitlichung des großstädtischen Verkehrs nicht dahin gelangen können, einen Abbau der Fahrpreise zu erzielen, solange die Preisbildung, wie gegenwärtig, vor allem durch beständige Lohnerhöhungen beeinflußt wird. Es ist undenkbar, auf diesem Wege fortzuschreiten. Wir müssen zu einer sozialen Verkehrspolitik gelangen, also grundsätzlich jede weitere Verteuerung unserer Verkehrsmittel verhindern, — sonst frißt sich der Verkehr durch seine unerschwinglichen Kosten selbst auf.

Kapitalbeteiligung der Arbeitnehmer / Von Willy Roß

Die Kommission des Reichswirtschaftsrates, die eingesetzt worden ist, um die Sozialisierungsfrage zu bearbeiten, hat unter der Führung von Hugo Stinnes in Gemeinschaft mit den Vertretern der Arbeitnehmerschaft ein Gutachten ausgearbeitet, das neue Wege weist für die geplante Sozialisierung. Unter anderem wird in diesem Gutachten der Vorschlag gemacht, durch die Schaffung kleiner Aktien den Arbeitnehmer kapitalistisch zu interessieren und ihn zum Mitbesitzer der Werke zu machen. Damit ist die Frage der sogenannten Kleinaktien akut geworden, nachdem sie schon vorher in weiteren Kreisen, besonders in den Kreisen der Unternehmer, erwogen worden ist. Wenn man auch die Bedeutung der kleinen Aktien nicht überschätzen und von ihnen nicht alles Heil für den Wirtschaftsfrieden und den Wiederaufbau erwarten darf, so ist doch mit Sicherheit damit zu rechnen, daß die Kapitalbeteiligung wie die Gewinnbeteiligung überhaupt mit dazu beitragen werden, das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer vertrauensvoller zu gestalten, als es bisher ist.

Leider hapert es bis jetzt sehr an diesem für den Wiederaufbau so nötigen Vertrauensverhältnis. Ueberall herrscht eine erbitterte Entfremdung zwischen den beiden Parteien. Und dies wirkt hemmend auf den Betrieb und vermindert die Leistungsfähigkeit. Von seiten der freien Gewerkschaften wird ja bekanntlich die Sozialisierung der großen Industriewerke und des Bergbaues als das einzige Mittel empfohlen, das zur Hebung der Arbeitsfreudigkeit und zur Herstellung eines besseren Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer dienen kann. Leider widersprechen die harten Tatsachen dieser Ansicht, wie man täglich an den Betrieben, die in den Besitz des Staates übergegangen sind, sehen kann. Es ist also mit diesem Mittel nichts. Anders liegt es, sobald die Arbeitnehmer wissen, daß durch den Reingewinn, den ein Unternehmen abwirft, auch ihre Bezüge aufgebessert werden, wenn sie merken, daß der Vorteil, den der Unternehmer aus ihrer Arbeit zieht, auch für sie nutzbringend ist. Wenn ein besonderer Anreiz über die gewöhnliche Entlohnung hinaus geschaffen wird, so werden sie dadurch zu freiwilligen Höchstleistungen angespornt werden. Sie werden den reinen Standpunkt der Lohnarbeiter verlassen und werden sich dem Arbeitsbetrieb eng verbunden fühlen. Sie werden mehr die wirtschaftliche Leistung ihrer Leiter schätzen lernen und werden Verständnis bekommen für den sogenannten Kapitalismus. Sie werden durch die Kapitalbeteiligung selbst kleine Kapitalisten oder mindestens kapitalistisch interessiert werden. Durch den Erwerb von Industrieaktien besteht die Aussicht, daß der Arbeiter für seine Ersparnisse eine erheblich höhere Verzinsung erhält, als die Sparkasse ihm für seine Einlagen gewähren kann. Es liegt in seiner Hand, durch erhöhte Arbeitsleistungen die Produktion zu heben und dadurch den Reingewinn zu steigern.

Wenn man alles dieses in Betracht zieht, so sollte man annehmen, daß die Zweckmäßigkeit der Gewinn- und Kapitalbeteiligung der Arbeiterschaft jedem einleuchten müsse. Sie bringt Vorteile für den Unternehmer, indem sie die Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit vermindert, sie ist für den Arbeitnehmer von Nutzen, indem dadurch sein Einkommen sich vermehrt und sie hat für die Allgemeinheit großes Interesse, insofern als sie eine vermehrte Produktion, eine sparsamere Wirtschaft hervorbringt und dadurch die Leistungsfähigkeit unserer Volkswirtschaft hebt. Also Vorteile nach allen Richtungen. Unsere Gegner haben das während der Kriegszeit auch richtig erkannt. Sie waren bei dem Mangel an Angestellten in ihren Betrieben gezwungen, mit den ihnen verbliebenen Kräften die Leistungen der Einzelnen zu steigern. Um dies zu erreichen, griffen sie zu den verschiedenen Formen der Gewinnbeteiligung und machten gute Erfahrungen damit. Es wurde sparsamer gewirtschaftet, dadurch, daß der eine den andern überwachte, nahmen die Veruntreuungen ab, untüchtige Kräfte wurden abgestoßen, Ordnung und Disziplin wurden besser. Jeder in den Betrieben wußte, daß er durch sein Verhalten zur Mehrung des Gewinnes und dadurch zur Vergrößerung seines Einkommens beitragen konnte und handelte dementsprechend.

In Deutschland war man von der Zweckmäßigkeit der Kapitalbeteiligung der Arbeiter oder der Beteiligung am Gewinn nicht so fest überzeugt. Es machte sich sowohl aus den Kreisen der Aktionäre als

auch von seiten der Arbeitnehmerschaft Widerstand geltend. Die Aktionäre fürchteten, daß ihr Recht durch das Eindringen von Arbeiteraktionären in ihre Kreise geschmälert werden könnte und daß durch das Zusammenarbeiten im Aufsichtsrate mit ihnen Reibereien entstehen würden. Zu bemerken ist hierbei, daß es noch sehr lange dauern wird, wenn es überhaupt soweit kommt, daß die Arbeiteraktionäre mit dem von ihnen vertretenen Kapital das Uebergewicht haben und deshalb die Gefahr, daß den alten Aktionären ihre Rechte genommen werden könnten, nicht so drohend ist. Und was das Zusammenarbeiten im Aufsichtsrate betrifft, so ist einmal den Arbeitnehmern durch das Betriebsrätegesetz schon eine gewisse Mitarbeit im Aufsichtsrat zugestanden, zum andern wird das gemeinsame Interesse, das beide Arten von Aktienbesitzern an dem Gedeihen des Werkes haben, schon manche Schärfe im Kampfe der Meinungen nehmen. Der Widerstand aus den Kreisen der alten Aktionäre gegen die Kapitalbeteiligung der Arbeiter ist aber auch schon im großen und ganzen beseitigt. Ein so hervorragender Industrievertreter wie der Abgeordnete Hugenberg redet der Kleinaktie offen das Wort, und die Siebener Kommission des Reichswirtschaftsrates schlägt, wie vorhin schon erwähnt, in ihren Gutachten über die Sozialisierung des Bergbaues ebenfalls die Einführung der Gewinnbeteiligung der Arbeiter vor.

Das Unternehmertum hat also seine Bedenken in dieser Frage fallen lassen. Anders die Arbeitnehmer, d. h. weite Kreise von ihnen, nicht alle. Die Mitglieder der freien Gewerkschaften wollen auch heute noch nichts von der Kapitalbeteiligung der Arbeiter wissen. Auf rein sachliche Gründe vermögen sie ihre Gegnerschaft nicht zu stützen, weil es die nicht gibt. Wenn die Arbeiterschaft ganz unvoreingenommen die Frage prüfen würde, was ist für den einzelnen Arbeiter vorteilhafter, wovon hat unsere Volkswirtschaft den meisten Nutzen und was trägt am ersten zum Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens bei, die Sozialisierung der Betriebe oder die Beteiligung am Gewinn, so wird sie unzweifelhaft zu der Erkenntnis kommen müssen, daß sie von der Sozialisierung nichts, von der Gewinnbeteiligung dagegen manches zu erwarten hat. Aber diese unvoreingenommene Prüfung der Frage haben bisher die Anhänger der freien Gewerkschaften noch nicht fertig gebracht. Sie betrachten die ganze Angelegenheit durch die parteipolitische Brille und sehen dann, daß ein Arbeiter, der kapitalistisch interessiert ist, natürlich kein Interesse an dem Verschwinden des Kapitals hat. Und da die Partei, der er bisher angehört hat, das Kapital mit allen Mitteln bekämpft, so wird sich der „Arbeiter-Kapitalist" von dieser Partei ab- und einer andern Partei, die die Bekämpfung des Kapitals nicht auf ihre Fahne geschrieben hat, zuwenden. Und weil die Führer der freien Gewerkschaften dies voraussehen, so bekämpfen sie die Kleinaktie zum Nutzen ihrer Partei, aber zum Schaden der einzelnen Arbeiter und der Allgemeinheit.

Aber, wie gesagt, es sind im wesentlichen nur die Anhänger der freien Gewerkschaften, die die Kleinaktie bekämpfen. Von den übrigen Arbeitnehmern kann man das nicht behaupten. Die christlichen Gewerkschaften stehen dem Gedanken der Arbeiter-Kapitalbeteiligung nicht ablehnend gegenüber, ebensowenig wie der „Gewerkschaftsbund der Angestellten" und der „Gesamtverband deutscher Angestellten-Gewerkschaften". Der „Deutsche Arbeiterbund" agitiert sogar lebhaft dafür. Und schließlich, wenn es zu einer Urabstimmung bei der freigewerkschaftlich organisierten Arbeitnehmerschaft käme, ob Sozialisierung, ob Gewinnbeteiligung, so würde sicher ein erheblicher Prozentsatz für die Gewinnbeteiligung sein. Denn darüber dürfte kein Zweifel bestehen, daß der großen Mehrzahl der deutschen Arbeiter es in erster Linie darum zu tun ist, ihr gutes Auskommen zu haben. Ob sie dies auf dem Wege der Sozialisierung oder durch die Gewinnbeteiligung erreichen, wird ihnen im allgemeinen herzlich gleichgültig sein. Bei einer geschickten Aufklärung dürfte es gar nicht schwer fallen, die Mehrzahl unserer Arbeitnehmer davon zu überzeugen, daß ihr Heil nicht bei der Sozialisierung, sondern in der Gewinnbeteiligung liegt.

Ueber die Form, in der die Arbeiteraktie zu begeben wäre, werden die Meinungen auseinander gehen. Einmal kann man den Weg wählen, daß sich die Angehörigen eines Werkes zusammenschließen und eine Genossenschaft oder Werksgemeinschaft mit bestimmten kleineren oder größeren Einlagen gründen und daß diese dann vom Werk Aktien oder Genossenschaftsanteile erwirft. Oder es wird ein Sparverein von den Werksangehörigen gegründet, an den jedes Mitglied wöchentlich eine bestimmte Summe, die der

Einfachheit halber gleich durch das Werk vom Lohn abgezogen werden könnte, einzahlt. Die Spareinlagen würden dann zum Ankauf von Aktien verwendet werden.

Diese beiden Wege zu der Kapitalbeteiligung wären gangbar, ohne daß die Bestimmungen des Handelsgesetzbuches über die Ausgabe von Aktien abgeändert zu werden brauchten. Ansätze zu einer solchen Entwicklung sind schon mehrfach gemacht worden. Nur wurden bisher die Ersparnisse in der Regel direkt dem Werk als Betriebskapital wieder zugeführt und von diesem verzinst, entweder zu einem feststehenden, aber höheren als von den Sparkassen gegebenen Zinsfuß oder zu einem wechselnden in der Höhe der jährlichen Dividende.

Ein anderer Weg, der zu demselben Ziel führt, ist die Ausgabe von Kleinaktien. Er wird jedenfalls am meisten begangen werden. Das heute noch geltende Aktienrecht müßte dann allerdings geändert werden, was aber nicht so schwer sein dürfte. Es können heute schon Aktien ausgegeben werden bis zur untersten Grenze des Nennwertes von 200 Mark. Aber wie die Erfolge bei unseren Kriegsanleihen gezeigt haben, besteht ein Bedürfnis, nach noch weiterer Herabsetzung des Nennbetrages, wobei wir allerdings nicht so weit gehen wollen, wie England mit seinen 1-Pfund-Aktien. 100 Mark wäre vielleicht die geeignete Grenze nach unten. Das Handelsgesetzbuch müßte also dementsprechend geändert werden. Alle Bedingungen, die mit der Ausgabe der Kleinaktien von 200 M. verbunden sind, daß sie auf den Namen lauten müssen und daß ihre Uebertragung an die Zustimmung der Gesellschaft gebunden ist, könnten bestehen bleiben. Es würde dadurch u. a. vermieden, daß die Kleinaktien von Kreisen reiner Kapitalisten aufgekauft, daß Handel damit getrieben werden könnte. Auch hat schließlich jedes Werk ein gewisses Interesse daran, daß es weiß, in welchen Händen sich seine Arbeiteraktien befinden. Wenn Richtlinien aufgestellt werden, daß die Gesellschaft verpflichtet ist, ihre Zustimmung zum Verkauf der Kleinaktien zu geben, sobald der Inhaber eine wirtschaftliche Notwendigkeit für den Verkauf nachweisen kann, so dürfte damit das Interesse der Arbeiteraktionäre gewahrt sein.

Ob die Arbeiteraktien zum Nennwert oder darüber ausgegeben werden sollen, ob dem Arbeiter bei Rückgabe seiner Aktien eine Entschädigung für das Agio, zu dem er bei Uebernahme der Aktien vielleicht beigetragen hat, zu bewilligen sein würde, das sind alles Fragen von nebensächlicher Bedeutung, worüber sich auch leicht eine Einigung erzielen lassen würde. Eines nur muß von vornherein unbedingt festgehalten werden, die Kleinaktie darf nicht zum Spekulationsobjekt werden. Das muß schon deswegen vermieden werden, um nicht das Risiko, das an und für sich mit dem Erwerb einer Aktie verknüpft ist, noch zu vergrößern. Wichtig ist auch, daß in Hinsicht auf das Stimmrecht und die Gewinnbeteiligung die Arbeiteraktien der Stammaktie im Verhältnis zu dem vertretenen Kapital gleichgestellt wird, wobei es zweckmäßig sein dürfte, bei den Wahlen zum Aufsichtsrat die Aktiengruppen getrennt zu halten, d. h. jede Aktiengruppe wählt für sich. Es würde dadurch verhindert werden, daß die Masse der Stammaktien die vorläufig jedenfalls geringe Menge der Arbeiteraktien erdrückt. Reicht die Zahl der Arbeiteraktien für eine Stimme im Aufsichtsrat nicht aus, so könnte ihnen, wenigstens für den Anfang, mindestens eine Stimme im Aufsichtsrat zugestellt werden.

Doch sind dies schließlich alles Einzelheiten, die am besten durch die Erfahrung geregelt werden. Die Hauptsache ist, daß der Grundgedanke sich Bahn bricht. Hierzu ist Aufklärung nötig. Es muß, insbesondere der Arbeiterschaft, immer wieder eingehämmert werden, daß ein Gegeneinanderarbeiten des Kapitals und der Arbeit nicht zum Ziele führt, daß der verderbliche Gegensatz zwischen „Proletarier" und „Kapitalist" aufhören muß, wenn es besser werden soll, wenn wir vorwärts kommen wollen. Es muß den Arbeitnehmern immer wieder klar gemacht werden, daß das „Kapital" nicht ihr Feind ist, daß es ihnen gut geht, wenn das „Kapital" verdient. Und um ihnen dies handgreiflich nahe zu bringen, dazu ist die Kapitalbeteiligung eines der besten Mittel mit. Sie wird dazu beitragen, die Brücke der Verständigung zwischen Unternehmern und Arbeiterschaft zu schlagen. Daß sie geschlagen werden muß, wenn wir nicht zugrunde gehen wollen, darüber sind sich die einsichtigen Kreise bis weit in die Reihen der Arbeitnehmerschaft völlig klar. Unsere wirtschaftliche Gesundung wird um so schneller vor sich gehen, je klarer wir erkennen, daß die Beseitigung des inneren Zwistes unbedingt nötig ist. Und keiner sollte sich der Mitarbeit hierzu entziehen, dem der wirtschaftliche Wiederaufstieg unseres Volkes am Herzen liegt.

Künstlerhilfe / Von Dr. J. von Bülow

Der Kunstwart des Deutschen Reiches, eine der wenigen Stellungen, die man als glückliche Schöpfung der neuen Zeit bezeichnen darf, hat die ehrenwie dornenvolle Aufgabe mit auf den Weg erhalten, die Kunst zu fördern, den Künstlern zu helfen. Eins gehört zum andern, Kunst ist nicht vom Menschen trennbar, Kunstschaffen setzt menschliche Fähigkeiten voraus und, um gleich mit beiden Füßen in die Materie hineinzuspringen, menschenwürdiges Dasein. Zwar ist der Künstler in seinen Erzeugnissen ganz und gar abhängig vom Geiste seiner Zeit, er ist nur gewissermaßen Extrakt des Kunstwillens, der in seinen Lebensgenossen schlummert, und wenn diesen in der Mehrzahl ein menschenwürdiges Dasein versagt bleibt, wie heute, so wird man vielleicht nicht mit Unrecht fragen, wozu braucht der Künstler denn ein solches, wozu braucht man überhaupt Kunst?

Wer die letzte Frage ernsthaft stellt, mit dem ist nicht zu rechten. Geben wir uns nicht erst damit ab, die Berechtigung der Kunst, die Notwendigkeit künstlerischen Schaffens zum tausendsten Male zu beweisen, sie tauben Ohren zu predigen. Wir reden nur für die, die uns verstehen. Dennoch, eine Bedeutung der Kunst ist selbst diesen vielleicht nicht im vollen Ausmaße klar: das ist die soziale und damit die politische Bedeutung.

Auch sie ist vorhanden, und sie ist, wenn sonst nichts verfängt, ein Beweismittel für die Notwendigkeit, die Kunst von Staats wegen zu fördern, möge dieser Staat politisch aufgebaut sein wie er will. Die Kunst ist — oder sollte es sein — über den Parteien stehend. Sie soll sich nicht in die Politik mischen, nicht die Politik der einen oder der andern Partei fördern. Sie dient vielmehr dazu, die Allgemeinheit von den garstigen Fragen der Tagespolitik abzulenken, dem Volke Ruhepunkte zu bieten, es zu erfreuen, zu andern Gedanken als den Sorgen des Alltags, des täglichen Broterwerbes, anzuregen. Kunst gehört zum Leben eines jeden Volkes wie die tägliche Brotration. Das ist eine Behauptung, die man beweislos hinnehmen möge, denn sie zu beweisen, würde zu weit von dem ablenken, was der Zweck dieser Zeilen ist. Es soll nur festgestellt werden: die Kunst muß gefördert werden, sie kann nur in ihren Vertretern gefördert werden, und das ist Aufgabe des Staates, im Deutschen Reich des Reichskunstwartes. Wir wollen an dieser Stelle nicht untersuchen, was in dieser Richtung schon geschehen ist, wir wissen genau, welche unsäglichen Schwierigkeiten sich immer jeder Hilfsaktion entgegenstellen, und wie sie sich verdoppeln, wenn es nicht nur Menschen zu stützen gilt, sondern zugleich ihre Leistungen, zumal über den Wert die Meinungen in hundert Teile sich spalten.

Jedenfalls können weder wir, noch der Reichskunstwart damit zufrieden sein, daß aus dem kreißenden Berg nichts weiter herausspringt, als gelegentlich ein neuer Reichsadler, eine Briefmarke oder Banknote.

Die Aufgabe des Reichskunstwartes ist vielmehr, will uns scheinen, den Künstlern zu helfen und damit der Kunst.

Wir wissen nicht, wie weit das bereits in die Wege geleitet ist. Wir haben einmal etwas von einer Kulturnotkasse gehört und dann nichts mehr, wenigstens nichts von der Kasse, um so mehr aber von der Not der Kulturträger, besonders jener, die man oft gewiß zu Unrecht Künstler nennt. Wahrscheinlich liegt das daran, daß nicht nur die Kulturträger trotz ihrer Not uneins sind, sondern auch, daß sich einer Organisation die Hindernisse in den Weg legen, die jeder kennt, der irgend eine Organisation schaffen will.

Diese Hindernisse sind doppelt große, weil es sich um Geldhergabe seitens des Staates handelt. Nun ist zwar gewiß, daß bei uns das Geld heut ungemein locker sitzt, gewiß aber auch, daß es ungemein schwer fallen dürfte, irgend eine nicht von vornherein fest davon überzeugte Stelle dahin zu bringen, Kulturhilfe für etwas Notwendiges zu halten und die Mittel zu bewilligen oder nur zu beantragen.

Der durchaus nicht zu mißachtende, so viel geschmähte, leider auch meist an verkehrter Stelle heut in Erscheinung tretende, aber erfreulicherweise doch nicht ganz zu Tode revolutionierte Geist der altpreußischen Sparsamkeit muß nur richtig behandelt werden, dann wird er auch für die Künstlerhilfe zu haben sein. Vor allem muß man ihm möglichst

viel recht geben und seinen Einwendungen zuvorkommen.

Der erste Einwand wird sein: zu unproduktiven Hilfsaktionen des Staates ist kein Geld da. Man könnte die Erwerbslosenunterstützung entgegenhalten. Aber mit der hat man sich nun einmal abgefunden, obwohl es vielleicht keine unproduktivere Unterstützung gibt als eben diese.

Darum darf die Künstlerhilfe keinesfalls eine sein, die nichts schafft. Andererseits besteht kein öffentliches Interesse daran, die Kunstproduktion zahlenmäßig zu steigern, nur in ihrem Werte darf sie erhöht werden.

In dieser Richtung muß die Künstlerhilfe „schaffend" sein. Dies Schaffen wird dabei der Natur der Dinge nach zunächst ein Abbauen bedeuten. Um die für die Künstlerhilfe auf irgend eine, später zu erörternde Art verfügbar werdende Summe richtig zu verwenden, muß dafür gesorgt werden, daß der Künstler weniger werden, die Ansprüche an sie erheben könnten.

Alle die Künstler, die nicht so starke Erzeuger sind, daß sie ihre volle Zeit auf die Kunst verwenden müssen, alle jene, die qualitativ nicht bedeutend genug sind, um ganz für die Kunst in Anspruch genommen zu werden, müssen in andere Berufe abgedrängt werden, in denen sie für die Gesellschaft Nützlicheres leisten, als mittelmäßige, den Geschmack herunterdrückende Schein-Kunstwerke herzustellen. Für die wirklich Starken wird solcher Broterwerb Nebenberuf sein, weil ihr Kunstwille schließlich über die äußeren Schwierigkeiten siegen wird, wenn sie nur in Zeitmangel, und nicht mehr, wie heute meist, in Nahrungssorgen bestehen.

Daraus ergibt sich, daß die erste Maßnahme einer recht durchdachten Künstlerhilfe ein Arbeitsnachweis werden muß. Für einen solchen wird man ohne weiteres Verständnis bei den maßgebenden Stellen finden, weil er ein bekannter Begriff ist.

Daß er gleich doppelseitig sein muß, ist klar. Außer Beschäftigungen, die mit der Kunst nichts zu tun haben, müssen auch unmittelbar künstlerische Arbeitsgelegenheiten gesucht und geschaffen, zum mindesten aber angeregt werden. Die Inanspruchnahme des Arbeitsnachweises hat natürlich eine ganz freiwillige zu sein, ebenso wie die Zuweisung von Arbeit ganz den betreffenden Arbeitgebern überlassen werden muß. Der Staat muß da gänzlich unparteiisch bleiben, die Entwicklung der Kunst in der einen oder anderen Richtung darf er nie beeinflussen.

Es gibt eine große Zahl Berufe, die dem bei der Mehrzahl der bildenden Künstler wahrscheinlichen Bildungsgrad zugänglich sind. Lediglich ist die Ueberfüllung, die heute in allen Berufen herrscht, ein Hinderungsgrund. Einen Beruf jedoch gibt es, der nicht überfüllt ist, und der sich in ganz besonderer Weise für die bildenden Künstler eignet: Das ist der eines Siedlers. Die für einen Kleinsiedler erforderlichen landwirtschaftlichen Kenntnisse sind schnell zu erwerben, die zu leistende Arbeit füllt nur zeitweise den ganzen Tag. Bei einiger Umsicht kann ein Kleinsiedler aus seiner Scholle den größten Teil seines Lebensunterhaltes ziehen und dennoch einem zweiten Beruf nachgehen.

Die wahren Künstler, vor allem die, die es nicht erreicht haben, ihre Arbeit wirtschaftlich zu verwerten, sind Einspänner, Eigenbrödler, verstehen es nicht, mit andern Menschen zu leben und sind darum zum Siedler wie vorbestimmt. In dem nahen Umgang mit der Natur werden sie unerwartete und reiche Anregung für ihr Schaffen finden. Aufgabe dessen, der Künstlern helfen will, wird es darum sein, die für Siedlungszwecke ohnehin schon verfügbaren Mittel für Künstler freizumachen.

Aber man wird nicht, wie ich das früher einmal an anderer Stelle empfohlen habe, besondere Künstlerkolonien schaffen. Das war ein Luxus, den wir uns hätten leisten können, solange wir reich waren. Damals war die künstlerische Produktion ein Luxus, der einer großen Zahl Volksgenossen zugängig gewesen wäre, wenn sie dafür Verständnis gehabt hätten. Das dem nicht so war, darüber zu klagen hat heute keinen praktischen Sinn mehr. Heute können wir dem Volke nicht mehr überlassen, sich selbst Kunstgenuß zu suchen, es fehlen ihm die Mittel hierzu. Er muß ihm von der Gemeinschaft gebracht werden, und darum ist darauf hinzuarbeiten, daß sich Künstler als Gebende unter andere Menschen mischen, besonders da, wo diesen die Möglichkeit zu künstlerischer Anregung rein räumlich fehlt, also auf dem Lande. Aus diesem Gesichtspunkt: Der Künstler als Kulturvermittler, ergeben sich nun weitere schaffende Arbeitswege einer Künstlerhilfe.

Die Einreihung der Künstler als Kulturträger, als Gebende in die menschliche Gesellschaft, die wir bei der Siedlung als einen wesentlichen Grund für

ihre Förderung ansprechen, läßt sich auch auf anderem Wege erzielen.

Wir haben heute mehr als je zuvor gefährdete Grenzlande. Die Gefahr dort ist keine militärische mehr wie einst, denn wenn uns ein Nachbar mit der Waffe in der Hand Land nehmen wollte, so stünden wir machtlos daneben. Die Gefahr ist eine moralische. Von jenseits der Grenze lockt alles, was die Sieger haben, lockt Geld und Gut und eine scheinbare Bewegungsfreiheit, schließt man sich ihnen an. Selbst wenn die Abstimmungen vorüber sein werden, wird die Abspaltungsbewegung in den Grenzlanden nicht stillstehen. Dort muß eine starke Werbearbeit für die Treue zum alten Vaterlande einsetzen. Ich sage ausdrücklich einsetzen, denn es erscheint höchst zweifelhaft, ob die heute schon im Gang befindliche Propaganda überhaupt Wert hat, nicht vielleicht gegenteilige Wirkungen erzielt. Mit Plakaten, Broschüren und Witzblättern faßt man niemand an Herz und Nieren. Dazu gehören andere Mittel. Und ein solches liegt in der Ansiedlung von Künstlern in solchen gefährdeten Gebieten, und wo eine Ansiedlung nicht möglich ist, zu lange dauern würde, die Einquartierung bildender Künstler (oder auch anderer Künstler) in jenen Gegenden. Sie könnte kürzer oder langfristiger sein, in Dörfern beim Bauern, auf den Gütern beim Besitzer, in den kleinen Städten beim Bürger.

Man mache aus den Propagandakosten, die in großem Umfange zu Gebote stehen, Stipendien für Künstler, gebe ihnen den Auftrag, in den gefährdeten Gebieten zu arbeiten, das Land, die Menschen zu schildern, mit dem Pinsel, mit der Feder, um mit diesen Erzeugnissen das Verständnis des Hinterlandes für jene Gegenden zu stärken, um durch ihre persönliche Werbekraft ganz tendenzlos den Wert deutscher Kultur zu betonen.

Bei der Wohlhabenheit, die heute auf dem Lande herrscht, wird man für eine solche Verteilung der Künstler wahrscheinlich geringste Kosten aufbringen müssen. Wahrscheinlich werden sie überall gastfrei aufgenommen werden und bei den großen Besitzern obendrein noch gute Aufträge bekommen können. In vielen Fällen wird man sich mit der Bezahlung der aufgewendeten Kosten durch ein Werk zufrieden erklären. In den Städten können die Gemeinden die Kosten übernehmen. Irgendein Auftrag läßt sich immer für die bildenden Künstler finden, ein Bild für das Rathaus, die Schule, die Kirche. Der überall vorhandene reichgewordene Bäcker- oder Schlächtermeister wird sich eine Ehre daraus machen, sich und sein Weib Mareien von dem behördlicherseits eingeladenen und empfohlenen Künstler abbilden zu lassen.

Daß dies alles denkbar und durchführbar ist, daran wird niemand zweifeln. Es bedarf hierzu keiner großen Geldmittel. Ein geschickt geleitetes Werbebüro, das zugleich die in Frage kommenden Künstler unterbringt, genügt. Daß ein solches angesichts der heute nun einmal zu zahlenden Gehälter viel Geld kostet, ist gewiß, aber was es leisten würde, wäre produktive Arbeit. Ja, man kann noch einen Schritt weiter gehen, es kann so angelegt werden, daß es sich selbst erhält, schließlich Ueberschüsse erzielt und nicht mehr nötig hat, an andere Stellen heranzutreten.

Denn die Künstler, die durch die Künstlerhilfe gefördert werden, schaffen ja Werke, die in den Augen vieler Wert haben, Geldwert. Man wird die Künstler veranlassen, von dem, was sie durch Vermittlung der Künstlerhilfe bar erzielen, einen Teil als Vermittlungsgebühr abzugeben, man wird die durch die Stipendiaten hergestellten Arbeiten verkaufen und so einen Fonds schaffen, der schließlich zu einer weitgreifenden Förderung der bildenden Kunst die Möglichkeit bietet.

Der Bankerott der deutschen Bildung / Von Ernst Ribbeck

In der neuen Reichsverfassung ist die Einheitsschule festgelegt worden. Fortan soll jedem Kinde, ohne Berücksichtigung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung, die Möglichkeit des Aufstiegs und die Ausbildung aller seiner Anlagen und der in ihm schlummernden Talente gewährleistet werden. Ein von einer hohen sozialen Auffassung des Bildungswesens getragener Gedanke. Wie sieht es aber mit seiner Verwirklichung aus! Das Schulgeld ist für die staatlichen und städtischen höheren Bildungsanstalten in den letzten Jahren ohne Berücksichtigung der Notlage des Mittelstandes, der hier das eigentliche Schülerkontingent stellt, von einem Durchschnitt von 100 M. auf 500 M. pro Jahr gestiegen. Sollte dieser durch nichts zu rechtfertigenden Erhöhung des Schulgeldes und der Preissteigerung aller Bildungsmittel nicht bald Einhalt geboten werden, können wir in absehbarer Zeit eine ganz aparte Auslese der Tüchtigen erleben. Dann werden die Pforten der Bildungsanstalten nur noch den Kindern der neuen Oberschicht, die sich aus den Kriegs- und Revolutionsgewinnlern und Schiebern aller Art zusammensetzt, offenstehen.

Wo bliebe dann der soziale Ausgleich, der mit Recht gefordert, aber von Staatswegen nicht angebahnt wird! Wir leben in einem quasi demokratischen Staate mit einem stark sozialen Einschlag — leider bemerkt man in der Praxis herzlich wenig davon. Wenn Zermürbung des Mittelstandes und Proletarisierung von 95 Prozent des deutschen Volkes Sozialismus heißt, mögen die Volksbeglücker, die sich in ihren Handlungen vom Neid der Besitzlosen und Schlechtweggekommenen leiten lassen, recht haben. Und die Tatsachen geben ihnen recht. Wir sind ein unheilvolles, fast hoffnungsloses Volk geworden. Der leiblichen Misere, in die wir durch den Krieg geraten sind, ist die geistige Misere prompt gefolgt. Der akademische Nachwuchs ist auf halbe und Viertelrationen gesetzt worden, die deutsche Wissenschaft muß mit dem Klingelbeutel herumgehen und bei den reichgewordenen Kriegs- und Revolutionsschiebern bescheiden anklopfen, um sich kümmerlich durchzustümpern.

Es ist noch nicht lange her, als es in Deutschland ein bildungsbedürftiges Proletariat gab. Die Volkshochschulen, Arbeiterbildungsschulen, Volksbühnen und ähnliche Institute breiteten sich überall im Deutschen Reiche aus. Es war eine Freude in einer Zeit, da die Wissenschaften und Künste blühen, zu leben! wie Hutten sagt. Dann kam das Unfaßbare über uns und die Umwertung aller Werte, nur anders als wir es uns vorgestellt haben. Die Umschichtung der Gesellschaft, das Emporkommen eines Parvenügeschlechts, das keine geistigen Güter zu hegen hat, auch keine kennt, hat uns gänzlich auf den Hund gebracht. Der Staat hat dieser Entwicklung durch eine überaus törichte Steuerpolitik den denkbar größten Vorschub geleistet. Er hat sich, indem er die Besitzer der kleinen Vermögen, die den eigentlichen Mittelstand bilden, unter der Maske des sozialen Ausgleichs rücksichtslos ausgeplündert hat, das eigene Rückgrat gebrochen.

Es vollzieht sich bei uns ein Auflösungsprozeß wie im alten Rom. Panem et circenses. In Deutschland heißt die Tagesparole: Arbeitslosenunterstützung und Kientopp. Man füttert die Masse, ohne sie zu Gegenleistungen zu verpflichten. Milliarden werden flüssig gemacht, das heißt, durch die Notenpresse hergestellt, um mit diesen Scheinwerten das Elend zu verewigen. Die Schrecken der Arbeitslosigkeit sind durch diese Methode erheblich gemildert worden. Aber wie lange noch! Wie lange wird die Scheinarchitektur eines auf unsolider Grundlage beruhenden Staatsgebäudes vorhalten?

Es darf uns nicht wundernehmen, daß der Mensch bei der Unsicherheit der Zustände und der sich von Tag zu Tag steigernden Teuerung aller Lebensbedürfnisse jeden höheren Schwung der Seele einbüßen muß. „Die Deutschen sind ein Volk von Fressern geworden", las ich kürzlich in einer englischen Zeitschrift. Der Verfasser des Artikels, der Deutschland bereist hatte, wollte durch dieses krasse Urteil der materialistischen Geistesrichtung, die uns zurzeit beherrscht, Ausdruck geben. Er hatte die Beobachtung gemacht, daß man in den Kreisen, die sich alles leisten können, nur noch vom Essen spricht, und in den Kreisen, die von der Hand in den Mund leben, von den Genüssen schwärmt, die für sie unerreichbar sind.

Früher war mehr von einem geistigen Hunger die Rede. Man hat die geistigen Bedürfnisse mittlerweile zum alten Eisen geworfen. Laissez faire,

laissez aller. Und: nach uns die Sintflut. Der geistige Hunger wird überwuchert von der Misere des Alltags. Das deutsche Buch ist zu einem Luxusartikel geworden und der Theaterbesuch zu einer Angelegenheit der Schiebergesellschaft. Man betrachte doch einmal sine ira et studio unser Theater- und Konzertpublikum! Von geistigen Bedürfnissen kann bei dieser Gesellschaft schwerlich die Rede sein. Sie macht eben mit, weil sie es sich leisten kann und weil sie doch irgendwo ihre Zeit totschlagen muß.

Die Theaterdirektoren haben, dem Umschichtungsprozeß der Gesellschaft Rechnung tragend, ihre Kunstinstitute, die nach der sehr antiquierten Anschauung Schillers moralische Anstalten sein sollen, auf ein dem Publikum entsprechendes Unterniveau gebracht. Es wäre nicht viel verloren, wenn die Theater allesamt vom Pleitegeier vertilgt würden. Andererseits muß man den Theaterdirektoren zugute halten, daß sie durch erhöhte Betriebsausgaben und die kulturwidrige Besteuerung der künstlerischen Produktion (Vergnügungssteuer!) immer mehr in die Rolle des skrupellosen Geschäftsmannes gedrängt werden. Unsere Staatstheater machen in dieser Beziehung keine Ausnahme, die Mehrkosten müssen durch eine zeitgemäße Preissteigerung der Eintrittskarten zum Teil gedeckt werden, das Restdefizit trägt der Staat, der in diesem Fall die Rolle eines Mäzens spielt. Leider profitiert das breite Publikum von diesem Mäzenatentum so gut wie nichts. Die Staatstheater, die in erster Linie Volkstheater sein müßten, haben sich heute in höherem Maße dem geistigen Niveau und dem Geldbeutel der zahlungsfähigen Oberschicht angepaßt, als in einer Zeit, da sie als königliche Hofbühnen figurierten.

Das alles wäre zu ertragen, wenn es sich um eine vorübergehende, durch die materielle Not bedingte Erscheinung handelte. Dies ist leider nicht der Fall. Wir leben in einer durch und durch verpöbelten Zeit. Das bißchen Kultur, mit dem wir prunkten, bestand doch nur aus einem ganz dünnen Ueberzug, der nicht in die Tiefen der Volksseele dringen konnte. Wir haben es alle erfahren, daß die Ideale von gestern dem Amüsement von heute leichten Herzens geopfert werden. Wir haben auch das bildungsfähige, bildungsbedürftige deutsche Volk bei weitem überschätzt. In dem plumpen Durcheinander, das sich Revolution nannte, kennzeichnete sich die Armseligkeit und Ideenlosigkeit der, wie es so schön im Volksversammlungsjargon heißt, sich seiner Menschenwürde bewußt gewordenen Masse. Die Diktatur des Proletariats sollte Vernunft und Ordnung in das Chaos der bürgerlichen Gesellschaft und in die Anarchie der kapitalistischen Wirtschaft bringen. Von dieser politischen Diktatur sind wir verschont geblieben, dafür geraten wir immer tiefer in die Diktatur des Geistespöbels.

Verschweigen wir uns nicht, daß das Volk weder aufgeklärt noch geistig erbaut sein will. Panem et circenses! In der geistigen Struktur des Menschen hat sich seit Jahrtausenden nichts geändert, es kann sich auch nichts daran ändern, da der Mensch als Art konstant bleibt. Ebensowenig wie sich aus dem Affen der Ueberaffe entwickeln kann, kann sich aus dem Menschen der Uebermensch herauskristallisieren. Es war alles eitel Schaumschlägerei, müßiges Geschwätz unverbesserlicher Weltverbesserer und Menschenbeglücker. Auch das mit dem Bildungshumbug und Aufklärichť.

Der spekulative Unternehmer, der das Kinodrama propagiert, hat die Bedürfnisse der Masse richtiger eingeschätzt als alle Philosophen und Aestheten, die in Volksbildung machen. Der Mann, der mit dem Kurbelkasten sein Geschäft macht, weiß ganz genau, was die Masse haben will, weil er über genau soviel Ungeist wie sie verfügt. Er kennt sein Publikum und weiß es zu bedienen. „Das Beste ist für das Volk gerade gut genug." Eine sehr anfechtbare Forderung. Das Volk will immer nur das Schlechteste und Dümmste haben. Probatum est. Der Versuch, dem Publikum im Filmbilde eine bessere geistige Nahrung zu bieten, ist oft genug unternommen worden. Es war immer eine große Enttäuschung und eine geschäftliche Pleite.

Das Kino charakterisiert den geistigen Tiefstand dieser zivilisatorisch, ach! so hoch entwickelten Zeit. Wenn auch nur ein Bruchteil des in der Kinoindustrie angelegten Kapitals den Bildungsinstituten zufließen würde, könnten wir das geistige Manko mit einem Schlage ausgleichen. Man vergegenwärtige sich doch einmal, daß ein Film von mittlerer Spiellänge das runde Sümmchen von einer Million verschlingt! Was könnte man mit diesem Gelde alles anfangen! wird der Volksbildner, begeistert von dem edlen Verwertungszweck der Million, die er nicht besitzt, ausrufen. Was könnte man ferner mit dem Gelde, das jeder Volksgenosse jahraus, jahrein ins Kino trägt, anfangen. Man

vergleiche ferner das kärglich bemessene Budget einer Universität mit dem Jahresumsatz einer Filmfabrik. Nüchterne Zahlen sprechen oft eine überzeugendere Sprache als die bestgemeinten Aufklärungsschriften.

Einst hieß es: wir siegen uns zu Tode! heute müßte es heißen: wir amüsieren uns zu Tode! Der gemeine, auf Sensation zugeschnittene Kinoschlager wird dem „Volk der Denker" den Rest geben, wie es die circenses im alten Rom besorgt haben. Immerhin peitschten die Zirkusspiele die Nerven auf, während die meisten Filmstücke wie einschläfernde, geisttötende Opiate auf den Beschauer wirken. Kein Wunder, daß wir mit rasender Schnelligkeit von unserer eingebildeten Höhe in den Sumpf sinken.

Ein verwilderter Roman / Von Johannes Gaulke

Einen verwilderten Roman in Fetzen und Farben nennt Hanns Heinz Ewers sein neuestes unter dem Haupttitel „Vampir" bei Georg Müller, München, erschienenes Buch, das den dritten Band seines Romanzyklus „Frank Braun" bildet.

Es ist ein uralter Glaube in der Volksseele noch heute lebendig, daß schlimme Quälgeister des Menschengeschlechts in Gestalt von Zwittergeschöpfen irgendwo und irgendwann, meist bei Nacht und Nebel, ihr Wesen treiben. In Indien nennt man sie Menschentiger, bei uns Werwölfe, auch Vampire. Ihr Blutrausch ist unstillbar. In jedem Menschen steckt etwas von einem Blutsauger. Er merkt es nur nicht, will es auch nicht merken, da er sich seiner Urtriebe, unter dem Einfluß einer alles nivellierenden Kultur stehend, schämt. Der Kulturfirnis sitzt so dick, daß der ursprüngliche Mensch, die prachtvolle Bestie Nietzsches, nicht mehr zu erkennen ist. Keinem gelangt es zum Bewußtsein, daß er eine Maske trägt. Aber eines Tages wird die Schutzschicht brüchig und fällt ab. Der Mensch schämt sich seiner Nacktheit nicht mehr. Die Bestie erwacht und will sich betätigen. Ein Blutrausch hat sich aller Kreatur bemächtigt. Alle Hemmungen sind unterbunden. Der Kampf aller gegen alle beginnt. . . . Wir haben es mit Schaudern erlebt.

Das ist die Grundidee des neuesten Romans von Hanns Heinz Ewers' „Vampir", der eigentlich nur in der Form ein Roman ist, im übrigen ein Bekenntnis- und Weltanschauungsbuch, geboren aus dem tiefen Leid der Zeit und der seelischen Erschütterung des Verfassers*). Ein grausames Buch, das, wie es im Untertitel heißt, „in Fetzen und Farben" ein Weltbild vor uns entrollt, manchmal verzerrt und verzeichnet, aber immer wahr in der Empfindung. Der Verfasser hat in grausiger Wollust eine Vivisektion an sich vorgenommen, sein Seelenleben bis in die innersten Schlupfwinkel durchleuchtet, vor keiner Konsequenz dabei zurückschreckend. Weltuntergangsstimmung! Nirwana! Und doch kristallisiert sich aus dem großen Chaos das Neue, das unerhörte Wunder der Urzeugung.

Das Leben ringt sich immer zu neuen Betätigungsformen durch. Das Leben ist ein ewiges Zeugen, ein einziger Kampf. Der Kampf der Geschlechter, der einen von den vielen Hintergründen dieses Buches bildet, ist nur eine Erscheinungsform des universellen Geschehens. Kampf ist Handlung. Ohne Kampf kein Leben. Alles Geschehen läßt sich auf eine einzige Formel bringen. Bewegung! Wie man die Dinge auch betrachten mag und aus welchem Gesichtswinkel, man wird sie immer nur im Zustand der Bewegung wahrnehmen. Einen Tod gibt es schlechterdings nicht, auch keinen Zustand des Nichtseins, aber auch keine Ausgeglichenheit der Dinge. Der Gedanke, daß es etwas wie Harmonie gäbe, konnte nur in dem Hirn eines empfindsamen, weltfremden Poeten entstehen. Harmonie ist Verharren im Gleichgewicht. Stillstand. Nichts, etwas, für das es keinen Raum in unserer Vorstellung gibt. Omnia animata quamvis diversis gradibus!

Eine gewaltige Bewegungswelle geht von diesem Buche aus. Es lehrt uns die Dinge sub specie aeternitatis betrachten. Man glaubt zu schieben und man wird geschoben. Eine Weile mag es so scheinen, als hätte sich der Mensch losgelöst von den Fesseln, die ihm von Natur angelegt sind, und sich zum Herrn der Naturkräfte gemacht. Die Historiographen berichten dann von einer Epoche

*) Wir verweisen auf die für die Darstellungsart und die Anschauung des Verfassers sehr charakteristische Episode „Prinz Kakadu" in diesem Heft.

unbegrenzten Aufstiegs, da die Wissenschaften und die Künste blühen, und der Mensch in seinem Streben nach Vollkommenheit ein gewaltiges Stück vorwärts gekommen sei. Aber dem Aufstieg folgt allzubald der Abstieg. Die stets auf Vernichtung sinnende Bestie erwacht und der sinnlose, ungezügelte Kampf aller gegen alle beginnt von neuem.

So etwa kennzeichnet sich der Auftakt zum Kriege. Der Wahnsinn, sonst nur das Verhängnis des einzelnen, bemächtigt sich eines ganzen Volkes, ja aller Völker. Der Mensch hört auf als Individium zu empfinden, er führt unter dem Einfluß der Massensuggestion nur noch ein Triebleben. Dem Vampir gleich saugt einer dem andern den Lebenssaft aus. In dem Gehirn entsteht eine unerklärliche Blutleere, die gleichzeitig mit einer Ueberreizung der Nerven verbunden ist. Ewers hat diesen Zustand mit trefflicherer Psychologie an seinem Helden demonstriert. Frank Braun, selbst nur ein Spielball seiner Umwelt, wird zu einem Vampir, den es im Zustand des Unbewußten nach frischem Blut gelüstet. Ein Weib, das ihm seinen Willen aufzwingt und ihn zu den kühnsten Taten aufpeitscht, ergibt sich ihm im heißen Blutrausch. Eine Orgie von unerhörter Leidenschaftlichkeit und intensivster Glut, dabei im dezentesten Farbenauftrag geschildert; fast breitet sich eine religiöse Weihe über den Akt aus, an dem nur perverse Lüstlinge Gemeines entdecken. Das Hohelied der Liebe, das tausendfach gesungen, wächst sich hier zu dem Hohenlied einer dämonischen Urzeugung aus. Aus dem Chaos dieser Zeit will eine neue Welt mit neuen Menschen entstehen.

Dem zeitlichen Hintergrund dieses al fresco gemalten Epos ist der lokale Hintergrund auf das glücklichste angepaßt. Ewers ist der Entdecker des romantischen Amerikas. New York, die himmelhochragende Stadt, die sich mit ihren ungezählten Zinken und Zacken gleichsam wie eine Märchenschöpfung aus den Wasserfluten erhebt, ist die Seele Amerikas. Man nennt sie nicht mit Unrecht die Vorstadt Europas, den großen Schmelztiegel der Nationen, die der überlastete, altersmüde Kontingent in die neue Welt abschiebt. New York ist selber ein Vampir, der die letzten Lebensenergien aus den Menschen herauspreßt, ein größerer Menschenverbraucher als alle Tyrannen und Kriegshelden der alten Welt in ihrer Gesamtheit. Das dämonische Element, das dieser gigantischen Stadt eignet, hat Ewers mit genialer Intuition erfaßt. Er hat etwas von dem mit Grauen untermischten Zauber Venedigs und den satten Farbenglanz der Lagunenstadt über die am Alltage von dem reinsten rationalistischen Geist beherrschten Metropole Amerikas ausgegossen. Er hat uns auch eine treffsichere Charakteristik des amerikanischen Menschen gegeben, des businessman, der märchenhafte Reichtümer zusammenscharrt zu keinem anderen Zwey, als sie den Frauen zu Füßen zu legen. Wir lernen in dem Roman sehr bemerkenswerte Exemplare des amerikanischen Herrschaftstypus Weib, dessen Wünsche und Gelüste sich ins Maßlose und Phantastische auswachsen, kennen. Die Weiberherrschaft ist immer das Kennzeichen einer niederen Kultur. Bei allen Völkern gab es ursprünglich kein Vater-, sondern ein Mutterrecht. Amerika teilt das Schicksal aller Kolonialländer, daß es wohl den zivilisatorischen Ueberbau übernommen hat, aber nicht den Geist und die Kulturtradition des Mutterlandes. Daher pendelt es zwischen einer überfeinerten Zivilisation und einer lächerlichwirkenden Kulturnachäffung hilflos hin und her. Die chevalereske Attitüde, eine der hervorragendsten Kulturerrungenschaften, artet in dem Lande der Wolkenkratzer und Truſtmagnaten in einen törichten Weiberkultus aus. Der Mann bemerkt darüber nicht, daß er vom Weibe lediglich als Ausbeutungsobjekt bewertet wird. Das Weib wird zu einem unersättlichen Vampir auch im geistigen Sinne. Der vertrat eine amerikanische Geschäftsmann, der nur in Zahlen denken kann, beweist es.

So wächst sich der Roman des Abenteurers, dessen Held auf jedem Fleck Erde zu Hause ist, der sich in alle Seelenzustände zu versetzen vermag, weil er selbst ein tausendfach differenziertes Seelenleben führt, zu einem gewaltigen Kulturgemälde von grausiger Schönheit und dramatischer Wucht aus. Eine göttliche Komödie und ein Satirspiel zugleich, aus dem das sardonische Lachen eines Dichter-Philosophen herausklingt.

Prinz Kakadu

Von Hans Heinz Ewers

Er saß am Meere in der Silbernacht.

Er war ganz allein am Strande; sehr ferne träumte der Schein von Newports Villen. Kein Mensch, kein Vogelschrei, kein leiser Hauch in der Luft. So still die Wasser, so weit.

Aber dorthin, ein wenig nach Norden hinauf, mußten die Dampfer fahren — Engländer, Franzosen, Italiener, Holländer auch, Norweger, Dänen und Griechen — nie, nie ein Deutscher.

Sie alle trugen Geschütze und Gewehre, Patronen und Granaten, Säbel und Pistolen. Trugen Aroplane und Unterseeboote, Revolverkanonen, Kriegsmaterial aller Art — was nur immer Amerika schaffen konnte, das blutende Deutschland in die Knie zu zwingen. Für sein Land — o ja, auch für sein Land hatten sie Kargo an Bord: ein paar Dutzend Postsäcke jedes neutrale Schiff. Die nahmen die Engländer ab in Kirkwall und Falmouth — nicht einmal ein paar Briefe gönnten die Herrn der Meere dem gehaßten Feind. Briefe — das erfrischte, das richtete auf, das war wie Brot — und Deutschland sollte verhungern.

Er saß am Meere in der Silbernacht. War hinausgeschritten aus Oakhurst, dem großen Besitze der Jeffersons. Saß im Sande, wartete auf Ivy, seine Verlobte. Träumte hinaus.

Nun war er seit Wochen schon hier draußen. Er war in der heißen Stadt geblieben, solange es nur ging, hatte immer wieder seinen Besuch hinausgeschoben. War schließlich doch gekommen, froh am Ende, daß er da war. Mit Ivy schwamm er, ritt er, fuhr im Auto — lag in der Sonne des Strandes. Keinen sah er, außer seiner Verlobten. Ihren Vater noch, wenn er zum Wochenende herauskam, ihre Mutter auch und deren steifen Beau, den englischen Konsul. — So wohl tat ihm diese Ruhe — und der reiche Luxus, der ihn umgab. Der gewaltige Park von Oakhurst mit dem Hirschgarten, mit den weiten grünen Rasenflächen, mit den unendlichen Treibhäusern. Hundert Gärtner arbeiteten da — und doch sah er kaum je einen, so groß war dieser Park. Sie fuhren herum in ihren Dogcarts, spannten auch Esel ein oder Ponys; spielten Golf, wenn gerade der alte Jefferson da war.

Abends aber, nach dem Essen, ging er allein aus dem Haus. Saß in den Dünen, träumte. Wartete, bis Ivy ihm nachkam — dann wandelten sie am Strande.

Sie fragte wenig, ließ ihn sehr für sich. Aber sie lauschte, wenn er, selten genug, erzählte, hatte Interesse für alles, was er tat und sprach. Sie nahm ihn gut, schmiegte sich an, schmeichelte sich hinein in sein Empfinden. Ivy, dachte er, Efeu: die Eltern gaben ihr klug den Namen.

Sehr spät kam sie heute. Er sah ihre schlanke Gestalt weithin, aber er ging ihr nicht entgegen, blieb still sitzen, wartete, bis sie bei ihm war.

„Ich habe Ma zur Bahn gebracht," sagte Ivy. „Sie ist zur Stadt gefahren."

„Weil ihr Konsul nicht herauskam diese Woche?" fragte er.

Ivy nickte. „Ja. — Aber warum es sagen?"

„Warum nicht?" gab er zurück. „Es ist doch so."

„Freilich ist's so," sagte sie. „Aber darum soll man es doch nicht sagen. Du weißt es — ich weiß es — wozu also? Es ist so deutsch, allen Dingen den rechten Namen zu geben."

Er lachte. „Und so amerikanisch, es nicht zu tun! Und doch, Ivy, wie machst du's selbst? — Wie nanntest du Frau van Neß?"

„Deine Mätresse!" antwortete sie. „Aber ich hatte einen guten Grund dazu. Dich wollte ich reizen — sie verletzen damit. Und — vielleicht auch — mir selber weh tun. Bei meiner Mutter ist's anders — ich will nichts zerschlagen, will ihr helfen, wo ich kann. Das ist ihr Lebensglück: jung sein! Und sie ist jung, solange sie ihre Verehrer hat, und vor allem ihren Beau, den Generalkonsul."

„Sag mal," fragte er, „hilft ihr dein Vater auch?"

„Ich denke — ja," sagte sie langsam. „Er läßt es gehn — und das ist gut so. Er hat seine Schauspielerinnen, seine Chormädchen — ich weiß das nicht, ich denk mir's nur so, weil jeder in Wallstreet sie hat. Und er kümmert sich nicht um das, was Mutter tut, sagt sich einfach: ‚Es ist ganz selbstverständlich, daß es nur eine harmlose Freundschaft ist.' Und ich sage dasselbe und du sollst es auch sagen — nun, dann ist es eben nicht anders! Vielleicht ist ja wirklich so: die beiden laden keinen dazu ein — wenn sie — allein sind."

„Mir ist's recht," lachte er, „lügen wir uns hübsch alle was vor."

Sie griff seine Hand, zog ihn hoch. „Ja doch!" rief sie. „Seit du mich bildest, find' ich in jedem von den Büchern, die ich lesen muß, irgend etwas, das mir gut gefällt! Paß auf — der Kardinal Meserein hat gesagt: „La vérité? Qu'est ce que c'est? — Une fable convenue!"

„Mazarin heißt der Kardinal," verbesserte er. „Und dann hat's auch der nicht gesagt, sondern Richelieu."

„Aber ein Franzose war's!" erwiderte sie. „Und es stimmt, stimmt — und wenn er Billy Sunday hieße."

Sie zog seinen Arm unter den ihren; langsam schritten sie weiter.

Sie sagte: „Wenn du es doch lernen wolltest — du und all ihr Deutschen!"

Er dachte: ‚Wir können es nie lernen!' — O, es war schon richtig: das war das kluge Rezept, um groß zu werden, reich und mächtig. War die gescheiteste Lebensweisheit, für den einzelnen wie für die Völker. Drei klingende Wörtchen log der Franzos in die Welt hinaus: Liberté, Fraternité, Egalité — log sie so gut, daß jeder ihm glaubte — und er sich selber dazu. Und England sang: ‚My home is my castle', sagte dazu viele moralische Sprüchlein auf. Amerika aber übernahm alle

Phrasen, die es nur irgendwo finden konnte und flickte sie zu einem Lorbeerkranz für ihr ruhmreiches Haupt. Grölte die absurdesten Lügen heraus, stempelte sie zu leuchtenden Wahrheiten. Freiheit — Gleichheit — Moral — alle Ideale: o Frankreich, England, Amerika!

Aber der Deutsche nannte die Dinge bei ihrem Namen. Und seine eigenen zuerst — da er dich am besten kannte. Sagte: das ist schlecht bei uns — und das erst recht!

Da sang der Chor: ‚Seht ihr, das ist das schlechteste Volk der Welt! — Sie sagens ja selbst! — Das schlechteste, das unfreieste, das unmoralischste —‘

Und zugleich glaubte der Deutsche, wie alle Menschen, an die schönen Phrasen, die die andern zu Wahrheiten münzten, glaubte: da ist's besser wie bei uns! Da hüten sie die höchsten Ideale der Menschheit — in England, Frankreich, Amerika!

Erkannte er aber all die Lügen, gab er auch fremden Dingen nun den rechten Namen — o so spie man ihn an in gerechtester Entrüstung. Und zu dem unfreiesten, zu dem unmoralischsten Menschen der Erde ward er nun auch der frechste Lügner der Welt — er, der es wagte, ‚die heiligen Wahrheiten anzutasten‘. Der Letzte von allen war er, der Abschaum der Menschheit — dahin mußte ja ‚deutsche Bildung führen und deutsche Kultur‘. Schon hatten die Hüter aller Ideale eine neue große Wahrheit geschmiedet, die alle Welt nun glaubte: deutsche Kultur, das ist das Krebsleiden der Menschheit, ist der Fluch des Antichristen, ist die Hölle selbst.

Und die Völker scharten sich um die heiligen Banner Englands, Frankreichs, Amerikas. Ausrotten, ausbrennen, aushungern mußte man diese schlangengiftige Pest der Deutschen!

So einfach war das Rezept, so lächerlich einfach. Jeder Franzose fühlte es, jeder Brite und Yankee: die Wahrheit ist ein gar gefährlich Ding, das man sehr, sehr selten nur gebrauchen kann. Aber die Lüge kann man immer gebrauchen. Jeden Tag, jede Stunde — immer von neuem!

Sie allein regiert die Welt.

Er dachte: ‚Wir werden es nie lernen — nie! Wir — o jeder einzelne trägt irgendwo im Hirn versteckt eine glühende Sehnsucht nach aller Wahrheit. Die leuchtet durch, brennt ihm ein Mal auf die Stirne — das Kainszeichen der Deutschen.‘

‚Die kleine Ivy fühlt es gut. Sie braucht nicht die Weisheit Richelieus — ihr schenkte die Natur den richtigen Instinkt: hüte dich vor der Wahrheit! Lüg dir ein hübsches Fabelchen zusammen — pfeifs in die Welt. Alle werden dir glauben, wenn du nur so tust, als ob du ihnen auch glaubst. Und versuch es nur: so leicht ist's, so kinderleicht! Jeder Mensch begreifts auf der ganzen Welt — nur die Deutschen nicht, weil sie Barbaren sind, halbe Tiere.‘

Sie streichelte leise seine Hand. „Ihr werdet das Spiel verlieren,“ sagte sie still. „Rumänien hat auch den Krieg erklärt.“

„Woher weißt du's?“ fragte er.

Sie sagte: „Der Konsul hat vorhin angerufen, er hat's Mutter gesagt — sie haben in Washington das Kabel bekommen vor einer Stunde erst. Er hat schon vor Wochen gesagt, daß es so kommen würde — ich wollte dir nicht davon sprechen, um dir nicht weh zu tun. Rumänien — das macht wieder sechshunderttausend Soldaten für die Alliierten. Und sie haben die besten Waffen und besten Geschütze — alles von Deutschland. Weißt du, daß ihr König ein Hohenzoller ist?“

Er nickte. Er preßte ihre Hand — sie verstand ihn gut. Schwieg. Still schritten sie über den Sand.

* * *

Er kannte ihn gut, diesen Hohenzollern. War mit ihm auf demselben Gymnasium gewesen, hatte den Prinzen ausgehöhnt und ausgelacht mit den andern Buben. Viele dumme Jungen drückten da die Schulbänke — aber so dumm war keiner wie der Prinz.

Prinz Kakadu nannten sie ihn.

Auf Schloß Jägerhof wohnte er. Das gehörte den Hohenzollern in jener Zeit — nun hatte es die Stadt gekauft und der Bürgermeister regierte da. Aber damals lag es einsam in seinem Parke, mitten in der Stadt, diente nur dem Prinzen, seinem Hofmeister und ein paar stillen Bedienten. Von dort ging er zum alten Gymnasium, das am Stadtgraben lag, vorbei am Malkasten, hinein in den schönen Hofgarten. Durch die Seufzerallee die Düssel entlang, an der Landskrone vorüber, über die Goldene Brücke dann beim Ananasberg. Jeden Morgen ging er dahin und jeden Mittag kam er zurück.

Einmal kam er nicht heim. Mittags nicht und nachmittags nicht und abends nicht. Der Hofmeister wurde unruhig, wurde aufgeregt, ganz verzweifelt am Ende. Sein Prinz war verschwunden.

Er lief zur Schule, zur Polizei dann, zur Gendarmerie. Ja, zu den Regimentern lief er, zu den Obersten der Neununddreißiger, der Husaren und Ulanen. Sein Prinz war weg — und alle sollten nun suchen helfen, die ganze Stadt.

Keiner fand ihn.

Mitten in der Nacht kam der Prinz nach Hause, ganz allein. Seltsam sah er aus — nur in Jacke und Weste, Schuhen und Strümpfen. Hemd fehlte, Hose und Unterhose. Völlig naß war er.

Er erzählte eine merkwürdige Geschichte. Als er nach Hause ging durch den Hofgarten, grade am hellen Mittag, da kamen drei Vermummte auf ihn zu. Griffen ihn, banden ihn, knebelten ihn. Schleppten ihn zum Rhein, zerrten ihn in ein Boot, segelten den Strom hinab. Banden ihn los auf dem Kahn — nahmen ihm nur die Kleider fort, damit er nicht entfliehn könnte. Aber in der Dunkelheit fand er doch einen günstigen Moment, als die drei eben nicht aufpaßten, sprang hinab in die Fluten, schwamm kühn zum Ufer hin. Die Räuber schossen nach ihm mit Flinten und Pistolen, ruderten ihm nach — verloren ihn doch in der Finsternis. Und er kam glücklich ans Land — bei Kaiserswerth etwa. Eilte zurück zum Schloß in der Nacht.

„Prinzenraub!“ jammerte der arme Hofmeister, „Erpresserbande!“ Schrie wieder nach Polizei und Militär, nach Staatsanwälten und Richtern. Man müsse die Grenze

sperren, müsse die Räuber fangen, ehe sie entwischten nach Holland. Ein Hohenzollernprinz geraubt am hellichten Tage, mitten in Deutschland am Ende des neunzehnten Jahrhunderts!

Oh, eine Schmach sei es, eine ewige Schande für die ganze Stadt!

Staatsanwälte und Richter, Polizeihauptleute und Obersten waren sehr bestürzt. Was sollten sie tun? So merkwürdig klang das alles — aber ein Prinz hatte es gesagt, ein Hohenzollernprinz! War verschwunden durch zwölf lange Stunden — kam zurück, pudelnaß, ohne Hemd und Hosen, um Mitternacht.

Man fand Hosen und Hemd, im Rheine, am nächsten Tage schon.

Da mußte etwas geschehn!

Und es wäre etwas geschehn — und wäre viel geschehn — ohne den Doktor Peter Schmitz, den Klassenlehrer der Obertertia. Der allein rettete die Behörden, rettete die Stadt.

Ihm fiel was ein — das er am selben Tage vorgetragen hatte in der Geschichtsstunde. Eine Stunde vor Mittag — da hatte es selbst der Prinz noch behalten.

Das war die Geschichte vom Raube des Kaiserknaben Heinrich IV. Den der Kölner Erzbischof Anno auf der Pfalz zu Kaiserswerth aus den Armen seiner Mutter Agnes raubte. Auf sein Schiff schleppte, den Rhein hinaufbrachte und gefangensetzte im heiligen Köln.

Der Herr Ordinarius ging zum Jägerhof. Als er herauskam, strahlte sein feistes Gesicht, und er lachte sehr. Aber das Prinzlein heulte.

Es half ihm nichts, es mußte gestehn.

So war's:

Als er nach Hause ging, von der Schule, da passierte ihm etwas sehr Menschliches. Das kam öfter vor bei dem Prinzen, ob er gleich in Obertertia saß, und dazu zwei Jahre älter war als alle andern Jungen der Klasse. Er wußte gut, daß er viel zu alt war zu solchen Scherzen — so gescheit war er doch. Und er schämte sich, fürchtete sich, vor seinen Hofmeister zu treten in dem Geruch.

Da lief er zum Rhein. Suchte ein stilles Stellchen, zog Hosen aus, Unterhosen, Hemd. Wusch sie aus —

Aber der böse Rhein schickte eine freche Welle — da sprang er weg. Ließ die Wäsche fahren — die stahl der Strom.

Prinzenwäsche.

Der Prinz lief am Ufer, jammerte und heulte. Wagte sich gar in das Wasser bis an die Knie — das war so naß. Hemdchen und Höschen schwammen davon.

An den Weiden saß er und weinte. Bis ihm die Geschichte einfiel, die der Klassenlehrer eben erzählt hatte. Von dem jungen Hohenstaufenkaiser und dem bösen Erzbischof Anno. Von dem Schiff auf dem Rhein und der Pfalz bei Kaiserswerth.

Er war auch ein Prinz aus Königlichem Hause. War ein Hohenzoller — wie jener ein Hohenstaufe war.

Und etwas mußte er doch sagen, wenn er nach Hause kam.

Selbst konnte er nichts erfinden, dazu reichte es nicht. Aber die alte Suppe noch einmal aufwärmen, das ging — und er hatte schon das richtige Gefühl, daß sein Herr Hofmeister sie getreulich auslöffeln würde.

Der Dr. Schmitz schwieg nicht; am Abend noch wußte die ganze Stadt die Geschichte von den Höschen, aus denen ein Prinzenraub wurde. Und die Obersten der Regimenter, die Herren von der Polizei, vom Gericht und der Staatsanwaltschaft schickten stille Dankgebete zum Himmel, daß sie noch nichts getan hatten, noch gar nichts.

Aber am nächsten Tage, als der Prinz in der Zehn-Uhr-Pause auf den Spielplatz kam, da brach es los. Schrie aus hundert jungen Kehlen:

„Prinz Kakadu! Prinz Ka—ka—du!"

Keiner erfand es. Es war da, das Wort, wehte in der Luft, summte in den alten Räumen des Gymnasiums, füllte die Köpfe der blonden Jungen. Und brach los in der Freistunde, schlug um des Prinzen Kopf wie ein Trommelfeuer: „Prinz Ka—ka—du! Prinz Ka—ka—du!"

Es ist wahr, nur die ganz Kleinen schrie'n es, die Quartaner, Quintaner, Sextaner. Alle die andern wahrten das Gesicht, sagten kein Wort, blieben ruhig und still. Aber als der Prinz dann mutig wurde, sich einen der frechen Knirpse griff, um ihn durchzuprügeln, da legten sich die andern ins Mittel.

„Laß ihn gleich los!" befahl einer aus seiner eigenen Klasse. „Mach dir nicht die Hosen voll, dann werden sie dich nicht Prinz Kakadu nennen!"

In den unteren Klassen hagelte es Strafen, die gar nichts nutzten. Jeden Tag wurde das Geschrei lauter und wilder. Und die Kinder aller andern Schulen griffen es auf. Wo sich der Prinz nur sehn ließ, scholl es ihm entgegen: „Prinz Ka—ka—du!"

Eine Woche dauerte es, dann zog der Prinz ab mit seinem Hofmeister. Aber an die Woche wird er denken sein Leben lang.

Nach Rumänien kam er, ein paar Jahre später, wo sein Onkel König war und die Tante Königin. Die adoptierten ihn, wollten zum Erben wieder einen Deutschen, einen vom Rhein dazu, wie sie selbst. Deutsch waren sie, und deutsch war ihr Hof. Ein Hohenzoller war der König, ein Hohenzoller sein Erbe. Und die Königin nannte sich Carmen Sylva, dachte nun gewiß, daß sie eine deutsche Dichterin sei, und machte Verse, die sich richtig reimten, zum Preise des Rheins. Die Studenten sangen sie, zu Bonn, wenn sie sehr viel Bowle getrunken hatten.

„Am ganzen Rheine der schönste Fleck,
Das ist der Bahnhof von Rolandseck —"

Der König starb und die Königin — beide in diesem Jahre. Und kaum hatten sie die Augen geschlossen, da verriet der junge König seiner Väter Land. Zog den blauen Rock der Hohenzollern aus, schlüpfte in die goldlitzige Hose nach englischem Schnitt. Er, Prinz Kakadu —

* * *

Frank Braun preßte die Hände zusammen. Wie ein Stoßgebet kam es aus seinen Zähnen: „So soll er sie sich wieder einmal vollmachen, die neuen Hosen! Dazu möge ihm Mackensen helfen — und der Hindenburger!"

Was sagst du?" fragte Ivy.

„Nichts, nichts!" erwiderte er.

Sie sagte: „Der König ist ein Hohenzoller. Aber seine Frau ist eine Koburgerin. Auch der englische Statthalter in Kanada ist ein Koburger — der hat wieder eine Hohenzollern zur Frau. Die arbeitet auch, was sie nur kann, für England und gegen Deutschland!"

„Alles vom Konsul?" zischte er.

„Nein!" erwiderte sie. — „Die Koburger sind die vornehmste Familie in Europa. So etwa wie die Vanderbilts bei uns oder die Astors. Die Koburger geben alljährlich ein Buch heraus, so wie das ‚Social Register' von Neuyork. Und dies Buch hat mir der Konsul neulich mitgebracht — daher weiß ich's."

„Die Koburger geben gar nichts heraus!" sagte er. „Der Kalender erscheint zufällig in Koburg und heißt darum der Koburger."

„Gut, gut," lachte sie, „meinetwegen! Als ob's nicht völlig gleichgültig wäre! Weißt du, daß auch der abgesetzte König von Portugal — Manuel heißt er — ein Koburger ist und wieder eine Hohenzollern zur Frau hat? Der will auch in die englische Armee eintreten! So klug sind die Engländer — ich bewundere sie — wirklich!"

Er blieb steh'n, starrte sie an. „Ich auch, Ivy, ich auch! Ich bewundere sie — wirklich! Und sicher ehrlich! Sie sind so zehntausendmal klüger als wir! — Weißt du, daß die Revolution in Lissabon, die den Vater Manuels und seinen Bruder auf der Straße ermordete, nur mit englischem Gelde gemacht war? Daß die republikanische Regierung von heute, die auf Befehl Englands unsere Schiffe stahl und den Krieg uns erklärte, nur von England bezahlt ist? Warte, ich will dir noch mehr sagen — was ich neulich im Klub der portugiesischen Monarchisten hörte! Die wandten sich flehend an den deutschen Kaiser, er möge ihnen einen seiner Prinzen schicken, beschworen zugleich in den höchsten Tönen ihre Liebe und Bewunderung zu Deutschland! Weißt du, was unsere Diplomaten den Kaiser antworten machten? Das sei eben der Kern der monarchistischen Idee, daß man treu zum angestammten Herrscherhause halte — und zudem habe ja ihr verbannter König eine Hohenzollern zur Frau, sei also eng verbunden dem Kaiserhause. Zu Beginn des Krieges war das — als die Monarchisten im Norden einen großen Aufstand vorbereiteten, für den ihnen eines nur fehlte: der klingende Name des Führers! Das war die deutsche Antwort: ehrlich und — — ungeheuer dumm! Die Engländer spielten ihr Spiel besser — wie in Italien, wie in Rumänien, wie hier im Lande und überall in der Welt. Alles hat der kleine Manuel durch sie verloren, Krone und Reich und jeden letzten Cent! Nun geben sie ihm eine nette Pension jeden Monat, das ist so lieb von ihnen, so großmütig! Davon lebt er, davon bezahlt er seine Mätresse. Und die — sie tanzt im Hippodrom, wollen wir nicht hingeh'n? — Gaby Deslys nennt sie sich, aber sie stammt aus Olmütz — die gibt jedem britischen Rekruten einen Kuß, macht nun hier mit ihren Beinen Propaganda, während ihr geliebter König gern englischer Leutnant werden möchte! Sehr dankbar müssen sie beide sein — und mit ihrer Dankbarkeit kann man so gut Reklame machen! Ja, ich bewundere England, das allmächtige England, das die herrliche Gabe hat, alle infamsten Lügen zu strahlenden Wahrheiten zu machen! Du hast dreimal recht, kleine Ivy, nie werden wir diesen Krieg gewinnen — da wir nie lernen werden, gut zu lügen!"

Er schrie es heraus, schluchzte, hustete krampfhaft. Sie legte ihren Arm auf seine Schultern, streichelte zärtlich seine heiße Wange. „Sei still," flüsterte sie, „sei still — du kannst da nicht helfen!"

„Es war zu vermeiden," fuhr er fort, leise, unhörbar fast. „Es war zu vermeiden, daß sie gegen uns gingen: Italien, Rumänien, Portugal! Wenn wir ein klein wenig nur gelernt hätten von England! Dreieinhalb Millionen Soldaten wären weniger gegen uns! Noch halten wir fest, noch steh'n wir, in Feindesland, ungebrochen dem fünffach stärkeren Feind. Dann aber hätten wir längst den Krieg gewonnen — längst wäre Frieden! Ganz gewiß war Deutschland stärker im ersten Kriegsjahre, aber der Engländer log der Welt vor: ‚Wir sind's!' Und alle Völker glaubten ihm, und seine Lüge war stärker als die deutsche Wahrheit, viel, viel stärker! — Nach Osten und Westen schlug der Deutsche im ersten Kriegsjahre und hielt seine Stoßkraft weit ins zweite hinein. Im dritten nun steht er, steht fest und gut. Im vierten aber, im vierten —" er unterbrach sich, stöhnte. „Hundertundfünfzig Millionen sind auf unserer Seite — das ist hoch gerechnet! Aber achthundert Millionen zählen die Gegner. Und die ganze neutrale Welt wird reich an unserem Blute, läßt England und Frankreich hochleben, liefert unseren Feinden Waffen und Munition, Lebensmittel und Gold, was sie nur haben wollen! ‚Die Lüge ist das Salz der Erde' — das ist ein russisches Sprichwort, aber die Engländer haben's zum Evangelium gemacht. Und Englands Lüge ist längst zur Wahrheit geworden: sie sind die viel Stärkeren! Nur ihr fehlt noch — und euch wird der Engländer ganz sicher auch noch hineinhetzen in den Krieg —, der und unserer Diplomaten verbrecherische Dummheit! Da müssen wir sterben!"

„Schweig' doch," schmeichelte sie, „schweig' doch!" Sie schlang ihre Arme um ihn, küßte ihm Augen und Mund. „Sieh' doch — so schön ist die Nacht!"

* * *

Flüssiges Silber rings. Alles aufgelöst darin — Sand, Meer, Himmel und Luft — Silber nur, Silber. Und sie allein, Ivy und er. Kein Mensch sonst, kein Vogelschrei, kein leiser Hauch in der Luft.

Er hob die Augen, blickte ringsum. Kühler, schmeichelnder Silbernebel — und die Sterne schnuppten hindurch. Auf dem Silbermeer ein Schein, den der Mond warf — wie ein heller Weg, der weit hinausführte zu einem leuchtenden Platz. Da sollte es tanzen — Wasserfrauen, Mondfrauen — viele — in glitzernden Silberschleiern —

Und doch war es gut, daß keines dort tanzte. Daß der weiße Platz im Meere still war und ganz verlassen. Leer und so einsam. Daß nur von ihrem Auge der Mondweg dahin führte, und daß diesen Weg nur ihre Sehnsucht schreiten konnte.

Ihrer beiden Sehnsucht, die eines ward. Seine — und die des blonden Mädchens —

Die auch? Die Ivys auch?

Er sah sie an — und sie nickte. Verstand sie seine Träume? — Ah, er wollte es glauben.

Sie gingen Hand in Hand in der Silbernacht. Still, schweigend — sehr einsam gingen sie.

So leicht, so still, als ob ihr Fuß kaum den Boden rühre. Wie ein Gleiten war es, wie ein Schweben. Sie glitten über den Sand — oder war es das Wasser?

Flüssiges Silber war's.

Zwei Sehnsüchte — die eine wurden. Oder: zwei Seelen —

Schwebten über das Wasser — oder war es die Luft? Alles war aufgelöst — Silber nur, Silber. Über den Meerweg zum Mondplatz hin.

Zwei Seelen — die eine wurden. Eine Seele: ihrer beiden Seele.

Alles war aufgelöst in dem Silbernebel — Sand, Meer, Himmel und Luft. Und ihre Seele war der leuchtende Nebel — der war und nichts sonst.

Nichts, nichts in allen Welten —
Nur ihrer Sehnsucht Silberseele.
Die schwebte, schwebte in Ewigkeiten.
Silberfüße — Silberflügel — —
Silbernacht —

* * *

Da schrie es — Ivy schrie. Sprang zur Seite, riß ihn zurück.

Ein Aas lag vor ihrem Fuß. Ein verfloffener Hund — oder war's eine Katze?

Weiß war das Fell —

Sie schüttelte sich vor Ekel. „Fort," bat sie, „fort!"

„Wo sind die Pferde?" fragte er.

Sie antwortete: „Jack wartet mit ihnen. Zu den Ulmen hab' ich ihn bestellt."

Sie eilten die Düne hinauf. Sie fanden die Schimmelhengste, sprangen hinauf.

„Hetz'!" rief er. „Ivy — hetz'! In den Mond hinein!"

Sie jagten, jagten — —
So schön war die Nacht —

* * *

An dem Tage, als Direktor André herauskam nach Newport, war er ganz allein in Oakhurst. Ivy war zur Stadt gefahren mit der Mutter.

Sie war hineingesprungen in sein Schlafzimmer am frühen Morgen, auf sein Bett mit einem Satz. Weckte ihn mit einem raschen Kuß. „Wir sind zurück zum Abend!" rief sie.

„Was gibt es?" fragte er.

„O nichts!" machte sie. „Papa war schon zwei Wochen nicht draußen, bat uns, ihn abzuholen im Bureau. Mit ihm zu frühstücken in seinem Klub."

Küßte ihn noch einmal, sprang auf, huschte hinaus.

Er saß an seinem Schreibtisch. Nahm eine Feder auf, legte sie wieder fort. Griff einen Bleistift, dann wieder die Feder. Schob rasch Papier zurecht, kritzelte darauf.

„Liebe Lotte —" wurde es. Aber er wollte gar keinen Brief schreiben.

Er nahm die Post auf, die vor ihm lag, zählte seine Briefe. Sechs — acht — neun. Er öffnete keinen. Er nahm einen großen Umschlag, gab sie alle hinein, schrieb die Adresse seines Sekretärs darauf. Mochte der sie lesen; der konnte ihm später Bescheid sagen. Er griff die Zeitungen — aber er las sie nicht. Direktor André würde ja heute kommen — der hatte alles in der Bahn gelesen, konnte ihm mitteilen, was geschehn war.

Er steckte die Blätter in den großen Papierkorb.

Dann fiel ihm ein, daß er auch die Briefumschläge hineinwerfen könnte. Das füllte.

Sehr ernst machte er den großen Umschlag wieder auf, zerriß ihn. Öffnete jeden der neun Briefe, vorsichtig, daß er nichts vom Inhalt sah, adressierte ein neues Kuvert, gab die offenen Briefe hinein, schloß es.

Voller wurde der Papierkorb, bunter der Inhalt. Er sah hinein, freute sich. — Noch etwas? Ah — das bekritzelte Papier. Ein paar Papierfetzen dann, auf die er gestern geschrieben. Zwei leere Zigarettenschachteln.

Er erinnerte sich, daß er ein neues Stück Seife heute morgen genommen hatte. Rasch stand er auf, eilte ins Badezimmer, nahm das bunte Papier vom Toilettentisch. Trug es zurück, warf es in den Papierkorb.

Nun mochte schon ein Gedanke kommen — irgendetwas, das ihn interessierte, das ihn beschäftigen würde. Vielleicht etwas, das ihm die Feder in die Hand gab, das aus der Feder auf das Papier floß. Irgendein Träumen, das sich wieder fand in ihm, ein rasches Bild aus einem alten Rausch. Etwas, das ihn festhielt auf Sekunden — auf Stunden auch.

Wildes — zartes. Leichtes oder tiefes. Grausames: rotes — oder hellichtes und sehr süßes — wie es der Wind hereinwehte vom Meere her.

Irgendeine Rolle spielte der Papierkorb dabei. Der mußte leer sein an jedem Morgen, und mußte sich vollfressen. Sonst kam nichts — gar nichts.

Er bekam nur sein gewöhnliches Futter, wie jeder Papierkorb, mußte fürlieb nehmen mit dem, was eben abfiel. Es nutzte nichts, wenn man ihn künstlich stopfte.

Das hatte er versucht, mehr wie einmal. Hatte sich Papier kommen lassen, Zeitungen, Schachteln, hoch hinauf ihn gefüllt. Doch es war, als ob er das nur im Maule hielte, nicht hineinfresse. Jedes Verdauen ablehnte —

Aber dankbar war er, wenn man an etwas dachte, das ihm ehrlich zukam und das etwas aus dem Wege lag. Wie das Seifenpapier heute. Das erkannte jeder Papierkorb an.

Frank Braun lachte nicht darüber. Eine Seele hatten die Dinge.

— Das war gewiß, daß der Professor Södering viel besser sprach, wenn sein Regenschirm dabei war. Still in der Ecke stand, möglichst nahe bei ihm. Zuhörte. Sie hatten es versucht, hatten den Schirm weggenommen, ohne daß der Professor es wußte. Einmal

nur — nie wieder — das war zu gefährlich. Tausend Dollar hatte er weniger erredet an diesem Tage.

Konnte Paul Conchas, der Kanonenkönig, seine schweren Kugeln fangen, wenn er nicht einen Kupferpfennig im Schuh trug? Ein alter Nagel brachte Max Reinhardt seine Erfolge, und dem Hötzendorf der Brief, den er jeden Morgen bekam von einer schönen Frau. Einen vom englischen Unterhaus kannte er, der nur sprechen konnte, wenn er die rote Weste anhatte, und einen Jockey, der nur gut ritt, wenn er grünweiße Farben trug. Wenn er der Sonnenseite seinen Stier weihen konnte, war Rafael Gallo der genialste Torero — er, der ein elender Fleischerlehrling war, wenn ein schwarzer Hund ihm durch den Sand lief. Des großen Napoleon Karneol — Sarasates kleine Goldfiebel —

Er dachte: eine Seele haben die Dinge. Alle — so gut wie die Menschen. Blumen, Tiere, Steine, Bilder und Bücher, Häuser, Tische und Stühle. Eine Seele haben sie — Farben und Düfte — Sterne und Meere. Und Nägel auch, Regenschirme, Ringe — Papierkörbe.

Und manchmal geschah es, daß solche Seelen der Dinge sich offenbarten, in Beziehung traten zu Menschen. Irgendeine chemische Sympathie brachte sie einander nahe, eine Ausdünstung vielleicht, ein Duft. Oder ein atmosphärischer Zusammenklang, eine harmonische Wellenbewegung, die von ihnen ausstrahlte. Irgend etwas. Er wußte es nicht — keiner wußte es — heute. Aber einmal würde man es schon wissen.

Das war es, was auch den einen Menschen zum andern führte, was Abneigung schuf oder Zuneigung — Liebe oder Haß. War das — was man die Seele nannte.

Oder ihre Aeußerung — ihr Ausfluß. Sakti nannten es die Inder vor manchen tausend Jahren, legten ihm so hohe Bedeutung bei, daß sie zum eigenen Wesen es dachten, zu dem, was recht eigentlich alles tat in den sieben Welten. Nichts tat Shiva, der Zerstörer — alles geschah durch Durga, seine Sakti.

War es anders bei Jehova, der Juden großem Eingott? Nicht er kam zu Maria, als er der Welt den Erlöser schenkte — seine Sakti sandte er, seine Seele: den Heiligen Geist.

Und die Griechen sahen so viele Seelen der Dinge. Ließen Saktis lebendig werden aus Sternen und Winden, aus Seen und Wiesen, aus Feuer, Luft, Steinen und Bäumen. Dryaden, Nymphen, Najaden — wie Elfen, Nixen, Feen und Alben im Norden wesenhaft waren.

Alles lebte — überall atmeten Seelen.

Das war die sichtbare Welt. Und der große Gott, der sie niederwarf, der Gott aus Nazareth, der Gott alles Unsichtbaren vermochte dennoch nicht sie ganz auszutilgen. Die christliche Kirche leugnete die Seelen der Dinge durchaus nicht — nur nannte sie sie Dämone. Geister des Bösen — Teufel. Schon die Farben der Blumen verdammte der heilige Hieronymus — als des Satans lockenden Ausfluß.

Die christliche Wissenschaft, durch Jahrhunderte jämmerlich stolpernd in metaphysischen Bleistiefeln, war pfäffischer noch als alle Kirche. Zerschlug alles, was Leben hatte in der Außenwelt, ließ den armen Menschen herumtappen in einem dunklen, totkalten Sumpf. Glaubte endlich ihre jämmerliche Metzgerherrschaft zum großen Siege zu führen, als sie den Teufel absetzte — den doch noch Luther in hohen Ehren hielt.

Da fiel sie, da mußte sie fallen —

Der Gedanke sagte: ‚Kein Hell ohne Dunkel. Kein Ja ohne Nein. Kein Gott ist möglich ohne den Teufel.'

Und auch: ‚Kein Ich — ohne die Außenwelt. Keine Seele des Ichs ohne die Seelen aller anderen Dinge.'

Leuchten wurde wieder in der Welt. Farben wuchsen und Klänge. Seelen, die glaubten, suchten einander.

Fanden sich manchmal — wie fremd sie auch waren.

— Seltsam — irgend etwas verband ihn dem Papierkorb. Nicht dem grade, der neben ihm stand — nicht dem nur. Jedem — dem ganzen Geschlecht der Papierkörbe. Er hatte seine gehabt, blecherne, lackiert und mit bunten Blumen drauf, pappene, goldbeklebt und mit Zierhenkeln, hölzerne mit brandgemalten Verschen. Leder gepunzte, rohrgeflochtene, einen gar, der in einem gestickten Ueberzug steckte. Armselige Körbe dann, alte Weinkisten, ausgediente Wassereimer, eine zerschlagene Hundehütte einmal. Runde Papierkörbe, viereckige und achteckige, breite und schmale, dicke, dünne, große und kleine.

Aber sie offenbarten ihm alle ihre Seelen, gleich am ersten Tage, so wie sie neben ihm standen, am rechten Tischende. Manche freilich hatten ihre Eigentümlichkeiten, die man erst mit der Zeit lernte. Einer konnte den Tabakgeruch nicht vertragen, mochte es nicht, wenn er in ihn den Aschbecher ausleerte. Andere mochten grade wieder die Zigarettenreste für ihr Leben gern, konnten nicht genug davon bekommen, freuten sich, wenn er ihnen zu Ehren ein paar mehr rauchte. Einer, ein langer, schmaler, der wie ein Ofenrohr aussah, hatte einmal einen halbverwesten Fisch bekommen, den die Katze ins Zimmer geschleppt hatte; seither verlangte er nach totem Fisch. Er gab sich alle Mühe, ihn zufrieden zu stellen, ließ ein Stück beiseite legen, wenn's Fisch gab, es anfaulen im Garten, gab ihm das am nächsten Tage. Es stank gräßlich — und doch war der Papierkorb nicht zufrieden: es mußte Fisch aus dem Zimmer sein, Fisch, der ihm ehrlich zukam. Aber die Katze brachte keinen mehr. Bisher war der Papierkorb erstaunlich gut gewesen — nun war nichts mehr mit ihm anzustellen. Er mußte ihn abschaffen.

Der, den er in Oakhurst hatte, liebte die kleinen Stummeln nicht. Wenigstens halb mußten die Zigaretten sein, wenn sie ihm schmecken sollten. Und er mußte den Aschenbecher immer von neuem in ihn ausleeren, alle zehn Minuten. Es war ein sehr vornehmer Papierkorb, aus schwarzem, chinesischem Geflecht.

Sehr zärtlich sah er ihn an —

* * *

Auf eine der Zeitungen fiel sein Blick, die im Papierkorb staken. Grade die eine zolldicke Ueberschrift konnte er lesen:

„Neue furchtbare Niederlage der Deutschen und Ungarn in Siebenbürgen."

Er wußte, daß es eine Lüge war. Eine der hundert, die England jeden Tag übers Meer spie.

Warum mußte der Papierkorb ihm das zeigen? War das der Dank für zwei Zigaretten, die er kaum angeraucht hatte? — Und für das schöne blaue Seidenpapier? — Nun war er da, nun hatte er ihn — der Gedanke an den Krieg. Wieder einmal, wie so viele tausend Male. Ließ ihn nicht los, faßte ihn fest, wie er tausend Millionen festhielt an jedem Tage.

Möglichkeiten, Wünsche, Träume — dann — dann — und dann —

RANDBEMERKUNGEN

Kunst und Luxussteuer.

Aus München kommt eine merkwürdige Kunde: die beiden Münchener Jahresausstellungen, Glaspalast und Neue Sezession, weigern sich, die „Luxussteuer", das ist die durch den Verkauf von Kunstwerken erzwungene Umsatzsteuer, an den Staatssäckel abzuführen und wollen es auf einen Prozeß mit dem Steuerfiskus ankommen lassen. Dies wäre der erste Vorstoß gegen eine Steuer, die auf die gesamte künstlerische Produktion geradezu von ruinöser Wirkung sein muß. Unsere mit Hochdruck arbeitende Steuergesetzgebung hatte sich trotz aller Warnungen von Fachleuten nicht von der jedem Gymnasiasten geläufigen Tatsache überzeugen lassen wollen, daß Kunst und Luxus zwei grundverschiedene Dinge sind, und daß es nicht angängig ist, den Künstler für die Ausübung seines Berufs steuerfiskalisch doppelt zu erfassen. Denn er wird ja bereits wie jeder andere Staatsbürger unter Zugrundelegung seines Einkommens zur Steuer herangezogen, mag er seine Werke freihändig oder auf dem Wege des Kunsthandels verkaufen. Der weise Gesetzgeber wollte natürlich durch die Luxussteuer nicht den Künstler, sondern den Kunsthändler treffen. Nun hat sich, wie der Vorgang in München lehrt, gezeigt, daß der Handel keineswegs gewillt ist, sich der Luxussteuergesetzgebung zu akkommodieren, von dem Gedanken geleitet, daß man Kunstwerke nicht wie Bedarfsgegenstände beliebig in die Höhe schrauben kann, ohne den Absatz zu gefährden. Die Erzeugnisse der bildenden Kunst haben trotz der teuren Materialpreise ohnehin von der allgemeinen Preissteigerung wenig profitiert, da die Nachfrage, die allein preisbildend wirkt, erheblich zurückgegangen ist.

Die Umsatzsteuer für Kunstwerke wäre zu billigen, wenn sie sich lediglich auf reine Handelsobjekte, das heißt auf solche Werke erstreckte, die nicht vom Künstler, sondern vom Händler angeboten werden, die als festgelegtes Kapital von einem Besitz in den andern gehen und während dieses Vorganges eine automatische Preissteigerung erfahren. Hierzu gehören in erster Linie die Werke verstorbener Künstler, in zweiter Linie die Werke lebender Künstler, sofern sie vom Kunsthandel als Spekulationsobjekte angeboten werden. Sehr lehrreich waren in dieser Beziehung die während des Krieges veranstalteten Kunstauktionen, auf denen die angebotenen Werke alter und neuer Kunst eine geradezu phantastische Preissteigerung erfuhren. Die Umsatzsteuer, die vom Käufer bezahlt wurde, betrug zehn Prozent. Hier hätte der Steuerfiskus ganz anders zufassen können, ohne das Odium der Kunstbarbarei auf sich zu nehmen. Denn künstlerische Interessen standen hier nicht auf dem Spiel, auch nicht die materiellen Interessen lebender Künstler.

Nachdem die neuen Reichen sich genügend mit Kunst „eingedeckt" haben, ist auf dem Kunstmarkt eine allgemeine Stockung eingetreten. Von einem Bedarf an modernen Kunstwerken kann vollends nicht mehr die Rede sein. Die wirtschaftliche Lage der bildenden Künstler ist geradezu hoffnungslos, da mit der Auspowerung des Mittelstandes dieser als Kunstkäufer kaum noch in Frage kommt, und die Mäzene von heute nicht das Kunstwerk als solches, sondern mehr den berühmten Namen und die damit verbundenen Konjunkturmöglichkeiten schätzen. Unter diesen Umständen ist die Belastung der Kunst mit der Luxussteuer als eine Maßnahme anzusehen, die geeignet ist, die künstlerische Produktion Deutschlands überhaupt brachzulegen. Sie ist auch keineswegs geeignet, die sogenannte „Steuermoral", die bei uns den denkbar tiefsten Stand erreicht hat, zu heben. Es gibt immerhin Mittel und Wege, die Luxussteuer zu umgehen, über die ich mich im Interesse der bildenden Künstler lieber

nicht verbreiten will. Darum, fort mit einer Steuer, die das Kunstwerk als eine gewöhnliche Handelsware einschätzt und damit eine Geringschätzung der geistigen Produktion ausdrückt. Wir sind arm geworden, aber doch noch nicht so arm an Geist, daß wir auf den „Luxus" der Kunst verzichten wollen. J. G.

Dichtung, Verbrechen und Wahrheit.

Zu diesem durch den Fall Kaiser wieder aktuell gewordenen Thema führt Oberverwaltungsgerichtsrat Dr. Lindenau in der „Deutschen Juristen-Zeitung" folgendes aus:

„Wieder einmal soll sich die Szene zum Tribunal wandeln. Ein dramatischer Dichter, Georg Kaiser, steht unter der Beschuldigung schwerer Eigentumsvergehen und harrt in der Untersuchungshaft seiner Aburteilung. Die Tagespresse hat den „Fall" mehrfach behandelt, bezeichnenderweise meist unter dem Striche, d. h. die künstlerische Seite der Angelegenheit wurde in den Vordergrund gerückt. Sie berührt sich eng mit rechtlichen und rechtspolitischen Erwägungen. Kaiser ist einer von den Neuesten — Grund genug für manchen Rückwärtsblickenden, die ganze Kunstrichtung kurzweg als moralvergiftend abzutun. Auch abgesehen von der ganz unwissenschaftlichen Verallgemeinerung der Einzelerscheinung liegt in solchem Schlusse eine groteske Verkennung kriminologischer Lehren. Kunst und Verbrechen verhalten sich zu einander nicht wie Ursache und Wirkung. Beide sind Kinder ihrer Zeit, Erzeugnisse der gesellschaftlichen Faktoren im Schoße der Individualität. Drängen kriminelle Probleme sich in den Vordergrund künstlerischen Schaffens, so beweist das nur, daß die Epoche verbrechenschwanger einherschreitet, wovon der in ihr wurzelnde und wirkende Dichter so wenig wie irgendein anderer Zeitgenosse unberührt bleiben kann. Freilich nur das Kunstwerk verklärt den aus den Tiefen menschlichen Lasters und Elends geschöpften Stoff. Streift das bürgerliche Tun und Lassen des Künstlers jenseits der Gesetzesgrenzen, dann schirmt ihn der Lorbeerkranz so wenig wie ein Adelswappen oder der gefüllte Säckel. Gleiches Recht für alle. Bestände die Strafe des Handabhackens noch, sie müßte gegen einen schuldigen Rafael erkannt werden — und wenn der Welt die herrlichsten Gemälde vorenthalten blieben.

Die Gerechtigkeit fordert aber weiter, daß gegen jeden Beschuldigten das Verfahren mit allen Aufklärungsmitteln geführt werde, die der Untersuchungskunst zur Verfügung stehen. Hier spricht die Psychologie ein gewichtiges Wort mit und verpflichtet den Richter, die Seele des Täters als Ganzes zu erfassen und den Pfaden nachzuspüren, die zur Tat führten. Wir durchstöbern die Briefschaften des Angeklagten bis zum letzten Schnitzel, wir durchleuchten sein Berufs-, sein Familien- und Liebesleben, wir suchen seine Träume abzulauschen und zu deuten, wir dringen mit der psychoanalytischen Sonde in die ihm selbst verborgenen Abgründe seines Innersten. Nun soll vor den Schranken ein Dichter erscheinen, dem ein Gott gab, zu sagen was er leidet. Seine Richter werden nicht verabsäumen, der hier sprudelnden Erkenntnisquelle nachzugehen. Sie werden nicht außer acht lassen, daß die geheimsten Regungen der Seele, die der Durchschnittsmensch schamhaft vor sich selbst verschließt, im Kunstschaffen zutage treten, nicht in dem rohen Sinne der Identifizierung des Dichters mit der „Tendenz" oder mit dieser oder jener Figur — Goethe ist Faust und Mephisto, Tasso und Antonio —, aber als Abglanz der Zentren, um welche die Gedanken kreisen. „All Dichtkunst und Poeterei, sind nichts als Wahrtraum-Deuterei."

Von Georg Kaiser besitzen wir ein Drama „Hölle, Weg, Erde". Ein expressionistisches Stück. Vergebens müht der Held sich ab, Polizei und Gericht von der Mordschuld der reichen Dame zu überzeugen, die um Tausende Perlenschmuck ersteht, aber es abschlägt, mit wenigen hundert Mark einem armen Teufel das Leben zu retten. Und überzeugungstreu verkündet er die Mitschuld des Juweliers, der durch Besitz und Auslage seiner Kostbarkeiten den Wanderer zum Raubanfall reizte. Vor diesen stockt der Mechanismus der Rechtspflege, in dessen Ketten der Chor gefangener Verbrecher immer wieder sein „Wir sind nicht schuldig" wimmert, bis zum Schlusse die ganze Menschheit bekennt: „Wir alle sind schuldig". Offensichtlich liegt hier eine dichterische Auswertung der Lehre von der Mitschuld der Gesellschaft am Verbrechen vor, mit dem die soziologische Strafrechtsschule die Pflicht zum Kampfe gegen die Verbrechensursachen begründet. Dieser Gedanke wird aber verzerrt und verfälscht, indem bei Kaiser die Gesamtschuld wieder aufgelöst, einzelnen aufgebürdet und damit der Weg

gewonnen wird, diesen „mitschuldigen" Individuen gegenüber eine Art Selbsthilferecht der Entbehrenden zu konstruieren. Das ist erträglich im Drama, in dem „die Dame", „der Juwelier", „die Dirne" namen- und wesenlos als Typen erscheinen; es muß in der Wirklichkeit sofort zum Zusammenstoße mit der Rechtsordnung führen.

Sollten sich aber in diesen Zusammenhängen nicht Schlüssel zum Verständnis einer verirrten Dichterseele finden? Mehr als solches Verständnis kann kein Beschuldigter von seinen Richtern fordern; der darauf gegründete Spruch wird den rechten Weg zur Wiedereinordnung in die menschliche Gesellschaft weisen, in der auch der Poet lebt und leben will."

Suggestion und Hypnose.

In der 1920 erschienenen zweiten Auflage meiner Schrift „Suggestion und Hypnose" (Verlag der „Aerztlichen Rundschau", Otto Gmelin, München) habe ich eine neue Theorie der Suggestion entwickelt, zu der ich hier noch einige nähere Ausführungen bringen will.

Diese neue Theorie beruht im tiefsten Grunde auf der alten aristotelischen Auffassung, daß körperliches und geistiges Geschehen nicht zwei parallel laufende Vorgänge sind, sondern zwei Seiten ein und desselben Vorganges, Aeußerungen der Leib und Seele umfassenden Wesenseinheit.

Die suggerierte Idee zeichnet sich aus durch ihre abnorme Innervationsstärke, durch ihre Unabhängigkeit von logischen motivierenden Vorstellungen. Eine suggerierte Ekelempfindung oder Furchtsamkeit usw. vermag sich zu behaupten und durchzusetzen, trotzdem der Verstand genau weiß, daß die angeregte Empfindung nicht der tatsächlichen Wirklichkeit entspricht, sondern eben nur einer eingegebenen Vorstellung.

Das bewußte willkürliche Denken, Wollen, Fühlen bedient sich als körperlicher Grundlage des Gehirn-Rückenmarks-Systems. Eine weitgehende Unabhängigkeit weist das „autonome" Nervensystem auf, welches die unwillkürlichen Vorgänge im Körper reguliert. Die meisten autonomen Nervenfasern sind enthalten im sympathischen Nervensystem. Sympathisch bedeutet wörtlich „mitleidend." Der alte anatomische Name ist treffend gewählt. Tatsächlich begleiten unwillkürliche nervöse Einstellungen jeden Gedanken, jede Empfindung, jede Vorstellung.

Diese körperlichen Aeußerungen der Empfindungen sind nun nicht etwa bloße Begleiterscheinungen der Empfindungen und der mit Empfindungen verbundenen Gedanken, Vorstellungen, Strebungen, sondern sie sind ein wesentlicher Bestandteil des Empfindens. Von den willkürlich darstellbaren Empfindungsäußerungen wissen wir längst, daß sie die zum Ausdruck gebrachten Empfindungen mitwirkend verstärken; die Gebärden des Zornes steigern die zornige Erregung, die symbolischen Handlungen der Frömmigkeit fördern die Gefühle des Friedens, der Ergebung, der Dankbarkeit. Die unwillkürlichen, autonomen körperlichen Bestandteile der Empfindungen begründen nun eine noch viel engere und zwingendere Verknüpfung zwischen körperlichen Vorgängen und geistigem Geschehen. Sie vermögen so zwingend sich geltend zu machen, daß die korrigierende Vernunft im Zweikampfe unterliegt. Im Reiche des Bewußtseins thront gebieterisch die Vernunft, aber im Dunkel des Unterbewußtseins treiben Kobolde und Spukgestalten des Geisteslebens unbotmäßig ihr Spiel. Wie tiefgreifend Vorgänge im autonomen Nervensystem das menschliche Auffassen, Empfinden, Denken, Wollen beeinflussen, das erkennen wir deutlich an der bei sehr vielen Frauen monatlich eintretenden Veränderung der gesamten Geistesrichtung. Wenn man solche Zusammenhänge nicht beachtet und bekämpft, so wird dann eine derartige Geistesumwandlung oft chronisch in den Wechseljahren.

Von Suggestion sprechen wir dann, wenn eine eingegebene Idee sich umsetzt in Empfindung oder Handlung, wenn sie demgemäß anerkannt wird als ein Stück Wirklichkeit, ohne daß der Verstand bei dieser Stellungnahme eine führende Rolle spielt. Diese Wirklichkeitsanerkennung (unter Mitwirkung des Verstandes und Willens oder trotz Gegenwirkung) beruht auf der Einstellung des autonomen Nervensystems. Wenn das autonome Nervensystem sich einstellt entsprechend dem Inhalt einer eingegebenen Idee, dann ist die Grundlage zur Verwirklichung einer Suggestion gegeben.

Die Hypnose ist ein schlafähnlicher Zustand, der durch Steigerung der Suggestibilität sich auszeichnet. Die Hypnose wird herbeigeführt durch Suggestion. Wenn das autonome Nervensystem sich einstellt entsprechend den Empfindungen der Müdigkeit, Ruhe, Gedankenhemmung, dann ergibt sich notwendigerweise ein schlafähnlicher Zustand. In

diesem plastischen Ruhezustand des Gehirns findet eine Geistesumwandlung statt wie im Traume, es ruht die kritisierende Vernunft, die Phantasie gewinnt die Oberherrschaft. Hierdurch erlangen die Vorstellungen erhöhte Innervationskraft, sie setzen sich um in Empfindungen, Handlungen, Hemmungen, alle Schaltungen der Nervenströme werden von der Phantasie geleitet. So kommen die Wunder der Hypnose zustande, die zur Anerkennung nötigen, daß mit fast magischer Gewalt die Idee ihre Zwangsherrschaft ausübt.

Dr. med. Engelen-Düsseldorf.

Zum Streit um die Gerste.

Unsere Wirtschaft ist todkrank. Das empfinden wir täglich, ohne daß wir von Regierungsseite ausdrücklich darauf hingewiesen werden, am eigenen Leibe. Nach der tiefgründigen Erkenntnis einer Gruppe von Volkswirten und Sozialpolitikern soll die Zwangswirtschaft daran die Schuld tragen, nach der nicht minder tiefgründigen Erkenntnis einer anderen Gruppe der Freihandel, der sich bereits auf viele Dinge des täglichen Bedarfs erstreckt. Es ist zwar richtig, daß sich unsere Zwangswirtschaft im Abbau befindet, aber es wird leider bei uns immer am falschen Ende „abgebaut". Als einen Schulfall der Wirtschaftsanarchie, in der wir seit dem Ausbruch der Revolution stecken, möchte ich die den Brauereien zugebilligte 30prozentige Gerstenkontingentierung in diesem Zusammenhang hier anführen. Die Gerste wird für Brauereizwecke im Prinzip freigegeben, aber sehr bald stellt sich heraus, daß sie auf dem Inlandsmarkt nur in geringen Mengen zu haben ist, da die Landwirte sie zurückhalten, um höhere Preise zu erzielen oder um sie, was im Interesse der Volksernährung durchaus zu verwerfen ist, an die Schweine zu verfüttern. Für den Produzenten spielt die Form der Wirtschaft kaum noch eine Rolle, da sie in jedem Fall durch den Schleichhandel und eine systematische Preistreiberei, an der das konsumierende Publikum die Hauptschuld trägt, zu seinen Gunsten korrigiert wird.

Die Gerste ist auch in anderer Beziehung der Zankapfel zwischen verschiedenen Konsumentengruppen. Hat sich einerseits die Notwendigkeit einer stärkeren Kontingentierung der Bauereien herausgestellt, um den Wünschen großer Bevölkerungsschichten nach einem guten Glase Bier entgegenzukommen, so wird andererseits geltend gemacht, daß die Gerste als Brotstreckungsmittel nicht zu entbehren sei. Es steht außer Frage, daß ein Manko an Brotgetreide vorhanden ist, aber dieses durch einen Zusatz von Gerstenmehl decken zu wollen, hieße die Bekömmlichkeit und den Nährwert des Brotes wesentlich herabsetzen. Schon ein Zusatz von zehn Prozent Gerstenmehl zum Brot erschwert den Gärungsprozeß und vermindert infolgedessen seinen Nutzungswert als menschliches Nahrungsmittel. Es scheint, daß man aus den Erfahrungen der Kriegswirtschaft, die uns mit einer Fülle von Surrogaten überschüttet und damit die Nahrungsmittelnot erst recht vergrößert hat, nichts gelernt hat.

Können wir überhaupt der Nahrungsmittelnot durch das System der Kontingentierung steuern? Gewisse Volksbeglücker glauben das Problem vom grünen Tisch aus durch endlose Bevormundungen der Nahrungs- und Genußmittelindustrie lösen zu können. Sollte man nicht endlich den umgekehrten Weg einschlagen? Ein Wirtschaftssystem, das seit Jahrhunderten auf Individualbetrieb und Freihandel eingestellt ist, kann sich nicht über Nacht dem entgegengesetzten Prinzip akkommodieren. Auch das sollten wir eigentlich aus der Kriegswirtschaft gelernt haben. Man überlasse daher den Handel denen, die dazu berufen sind, dem deutschen Kaufmann und Unternehmer. Ihnen dürfte es zweifelsohne schneller und besser gelingen, die Marktlage des Auslandes im Interesse der deutschen Wirtschaft auszunutzen und sich langjährige Kredite zu verschaffen, als es je durch einen bureaukratischen Apparat geschehen könnte.

Rüpelkomment.

Wir nehmen unter dem Einfluß der neuen Heilslehre von der Gleichmacherei im privaten wie im öffentlichen Leben immer mehr die Umgangsformen von Wild-West an, wo die Revolver gar locker im Gürtel stecken und die allen Staatsbürgern von Gesetzes wegen garantierte Unverletzlichkeit der Person eine Korrektur im Sinne des Schießprügelträgers erfahren. Wer sich über die zu uns importierten Wild-West-Gepflogenheiten näher zu unterrichten wünscht, der mische sich nur eine Viertelstunde unter die Volksgenossen auf der Tribüne des Sitzungssaales im Rathaus. Zwar wird dort noch nicht zur eindringlicheren Dokumentierung der Meinung von den sehr nach links orien-

tierten Volksgenossen in den Saal geschossen, wie dies nach den Berichten des Arizona Kickers in den Stadtväter-Versammlungen in Wild-West zuweilen der Fall sein soll, aber was jene Herrschaften sich an Stinkbomben leisten, das spottet einfach jeder Beschreibung. Die ich rief, die Geister... Der gleichfalls sehr nach links orientierte Stadtverordnetenvorsteher ist einfach machtlos, wenn das Bombardement mit Schimpfworten und Drohungen von der Tribüne herab einsetzt. Zur Unterstützung der Tribüne wird nicht selten die Straße herangezogen. In unabsehbaren Scharen lungern alle, die sonst nichts mit sich anzufangen wissen, um das „Rote Haus", stets des Winkes gewärtig, den Sitzungssaal zu stürmen und den Stadtvätern in handgreiflicher Form den Text zu lesen. In diesem Fall bleibt dem Herrn Stadtverordnetenvorsteher nur übrig, den Saal unter Protest zu verlassen und hinterher eine geheime Sitzung einzuberufen. Am Präsidium sitzt ein Greis...

Wie in den Konventikeln, so geht es auch auf der Straße zu. Dem Ruppigsten gehört die Welt. Ellbogenfreiheit nennt man es auch. Man muß sich die guten Umgangsformen abgewöhnen, um sich durchzusetzen. Die Rüpeleien, denen man auf der Straßen- und Stadtbahn ausgesetzt ist, will ich ganz übergehen, viel schlimmer ist die Disziplinlosigkeit der privaten Verkehrsmittel. Die Autoraserei in den Straßen der Stadt, namentlich des Westens, hat sich nachgerade zu einer öffentlichen Gefahr ausgewachsen. In diesem Punkt herrscht absolute Bewegungsfreiheit; ein jeder kann tun und lassen, was er will, gleichgültig, ob er das Leben der anderen, die in altfränkischer Weise auf Schusters Rappen reiten, gefährdet oder nicht. Ein sehr böses Beispiel geben in dieser Beziehung dem autorasenden Publikum unsere Regierungsleute. Gehörte früher zum Requisit des Ministers der berühmte Sessel, so ist nunmehr an dessen Stelle das Auto getreten. Bald wird es in bildlicher Sprache heißen: er ist auf das Auto gekommen, das heißt Minister geworden. Der ministerielle Autofimmel datiert seit der Revolution, als die damaligen Ministergenossen sich die Attitüden der verhaßten Bourgeois-Gesellschaft zu eigen machten. Man hat sich in dieser Beziehung entwickelt: heute besitzt bereits jede Regierungskanzlei, jeder Bezirksvorstand ein eigenes Auto. Das gehört eben zu den repräsentativen Pflichten des neuen Regimes.

Frau Dr. Weyl, Stadtrat und Gemahlin des Groß-Berliner Stadtverordnetenvorstehers, hatte am Heiligen Abend das Pech, mit ihrem Magistratsauto eine 68jährige Greisin totzufahren, ein Vorfall, der sich in Berlin W. öfter ereignet und daher nicht mehr den Reiz der Neuheit hat. Mögen die Fußgänger gefälligst um sich schauen, wenn sie einen Straßendamm kreuzen! Die Autoraserei der Frau Stadtrat und unabhängigen Genossin hat jedoch für die Oeffentlichkeit ein besonderes Interesse, weil gerade von unabhängiger Seite in löblicher Weise gegen diesen Unfug Stellung genommen worden ist. Es läge daher sehr nahe, die Frau Stadtrat daran zu erinnern, daß man sich auch volkstümlicherer Verkehrsmittel bedienen kann und doch sein Ziel erreicht. In der „Freiheit" ist meines Wissens kein Monitum erfolgt. Wie dem aber auch sei, schon um des guten Beispiels willen sollten die Behörden die Autoraserei ein wenig stoppen. Es ist noch nicht lange her, da machten die Minister ihre Geschäftsgänge zu Fuß ab, und hatten sie es besonders eilig, dann bestiegen sie gar eine Droschke — erster Klasse natürlich. Die Regierungsmänner von heute werden lächeln über diese plebejische Gepflogenheit. O tempora, o mores!

BÖRSENSPIEGEL

Banken und Bankiers.

Schon vor Jahren, als die Fusionsbewegung noch in den Kinderschuhen steckte und als in Deutschland eine 100-Millionen-Bank noch als ein „Mammutinstitut" angestaunt wurde, erging man sich in tiefsinnigen Betrachtungen darüber, daß des Privatbankiers letztes Stündlein bald geschlagen haben werde. Man sah ihn bereits durchweg in den Räumen einer Großbank enden; wenn er Glück hatte, als einen ihrer Direktoren; wenn er weniger Glück hatte, in bescheidenerer Stellung. Daß ein neuer, kräftiger und unternehmender Privatbankierstand in Deutschland erwachsen könnte, galt aber als gänzlich ausgeschlossen; die Großbanken mit ihren Riesenkapitalien und ihrem gewaltigen Filialnetz würden alles aufsaugen, was an übernahmewerten Privatfirmen noch vorhanden sei, und der Rest werde zu völliger Bedeutungslosigkeit herabsinken, werde rettungslos verproletarisieren; das galt als feststehend; die Aktienbanken dagegen würden größer und immer größer werden. Das heißt auch nur die paar ganz Großen, ebenfalls natürlich auf Kosten der anderen.

Es ist selten einmal eine allgemein gehegte Ansicht so wenig in Erfüllung gegangenn wie diese. Richtig ist nur, daß die Banken immer stärker und größer geworden sind; aber keineswegs etwa nur die drei führenden D-Banken. Was war beispielsweise die Nationalbank für Deutschland im Jahre 1915 oder 1916? Ein Institut, das nicht leben und nicht sterben konnnte. Und wie steht heute die Nationalbank da? Auf die Höhe des Aktienkapitals kommt es nämlich, wie sich in diesem Falle gezeigt hat, keineswegs allein an; sondern in erster Linie darauf, daß die Herren, die in den Direktionsräumen sitzen, eigene Ideen haben, Initiative und Unternehmungsgeist an den Tag legen und nicht den Standpunkt vertreten, die Geschäfte einer Großbank müßten gleichsam von selber gehen. Die vor ein paar Jahren noch vielfach über die Achsel angesehene Nationalbank steht heute groß da, der Kurs ihrer Aktien nimmt einen doppelt so hohen Stand ein wie im Jahre 1917, eine Reihe bedeutender Transaktionen ist mit außerordentlichem Nutzen zur Durchführung gelangt, das Institut hat heute ein ausgedehntes Filialnetz in Deutschland, und eines Tages wird die Bank den größten ihrer Art in jeder Beziehung vollkommen gleichstehen. Es ist weiter nicht verwunderlich, daß sich einmal eine solche Besserung der Lage eines Instituts vollzieht; aber daß sie sich innerhalb weniger Jahre vollzogen hat, das ist das Ungewöhnliche; das ist vor allem das, was niemand früher für möglich gehalten hätte.

Und erst die glänzende Entwicklung des Privatbankierstandes! Dieses seit Jahren schon totgesagten Standes. Jetzt hat die noch keine zwei Jahrzehnte bestehende Bremer Bankfirma Schröder & Weyhausen ihre Umwandlung in eine Kommanditgesellschaft mit einem Kapital von 75 Millionen Mark vollzogen, was ganz gewiß nicht nach Verproletarisierung des Bankierstandes aussieht, und in Berlin haben die Herren Hugo Herzfeld und Otto Markiewicz Vermögen angehäuft, wie sie in früheren Jahren kein Bankier verdient hat, selbst wenn man den gesunkenen Markwert voll in Rechnung stellt. Herr Markiewicz freilich hat sich seines jungen Reichtums nicht lange erfreuen können; denn erstens ist er in den ersten Tagen des neuen Jahres gestorben, und zweitens hatte er auch sonst nicht viel Freude an seinem Reichtum, da ihm die wackere Steuerbehörde ordentlich zusetzte. Mit Leuten, die ein paar hundert Millionen besitzen, braucht man ja im allgemeinen nicht gerade Mitleid zu haben; aber nachfühlen kann man es einem solchen Mann immerhin, daß er verärgert wird, wenn er sieht, wie der Fiskus auf der einen Seite mit dem Gelde wirtschaftet, auf der andern Seite den Leuten, die durch Intelligenz und Fleiß große Vermögen erworben haben, das Erworbene möglichst restlos wieder abnehmen möchte, um das riesige Loch im Staatshaushalt zu stopfen. So wird auf der einen Seite den arbeitsamen Bürgern möglichst viel abgeknöpft, auf der andern Seite schließen die Behörden — beispielsweise die „berühmten" Spandauer Reichswerke — Verträge mit klugen Unternehmern ab, die dem Staat größere

Verluste bringen, als alle Steuerschikanen einbringen können. Daß sich gerade ein kaufmännisch denkender Mensch, der so etwas mitansehen muß, nicht wenig darüber ärgert, ist nur allzu verständlich, und Otto Markiewicz ist bis zu einem gewissen Grade ein Opfer der behördlichen Bureaukratie geworden. Am „glorreichen" 9. November 1918 wurde zwar angeblich der Bureaukratenstaat zu Grabe getragen, aber er ist jedenfalls sehr bald siegreich wieder auferstanden; wie wir ja überhaupt das mancherlei Schlechte und Bedenkliche des „alten Systems" getreulich beibehalten und nur die guten Seiten jener früheren Zeiten, die Disziplin, die Ordnung, die Unbestechlichkeit und andere „überwundene" Dinge, abgeschafft haben.

Leute vom Schlage Markiewicz' hätte man mehr im „neuen Deutschland" brauchen können. Männer, die einen so weiten und klaren Blick für wirtschaftliche Dinge besaßen. Dabei war Markiewicz durchaus nicht einmal gelernter Bankier, wie er überhaupt nicht das eigentliche Bankgeschäft als alleinige Spezialität pflegte. Das Warengeschäft reizte seine Unternehmungslust ganz ebenso, und ob es sich um Staats- und Stadtanleihen, um wollene Decken oder um Hülsenfrüchte handelte, galt diesem tüchtigen Geschäftsmann eins. Ueberall erblickte er Verdienstmöglichkeiten, überall entdeckte er ein lohnendes Feld der Betätigung. Allerdings war seinen Geschäften der Erfolg nicht ausnahmslos treu, und bei seinem Tode war sein Vermögen nicht mehr entfernt so groß, wie man es in den Tagen seines größten Glanzes geschätzt hatte; in den Tagen, wo Otto Markiewicz, der im Jahre 1914 nichts besaß, sich oft den reichsten Mann Berlins nennen hörte.

An der Börse freilich hatte man ihn trotz alledem niemals ganz voll genommen. An der Börse genügt es nämlich nicht, wenn jemand reich ist; denn gerade dort weiß man besser als irgendwo sonst, wie schnell ein großer Reichtum über Nacht verschwinden kann, und erst ein mindestens Jahrzehnte alter Reichtum gilt an der Börse als echt.

Die gegenwärtigen Zeiten aber sind mehr als alle anderen vordem dazu angetan, zu schnellerworbenem Reichtum zu führen. Man hat oft genug von Fällen vernommen, wo jemand in wenigen Jahren Millionen verdient hat; man hat den Aufstieg der Firmen Herzfeld und Markiewicz gesehen, von den kleineren Göttern — mit 10 bis 20 Millionen — gar nicht zu reden, und man hat die Wahrnehmung gemacht, daß im Bankgeschäft mehr als jemals zuvor bedeutende Erfolge zu erzielen sind. Daher die allgemein herrschende Neigung, sich selbständig zu machen, eigene Bankgeschäfte zu gründen. Aus vielfach glänzend — selbst für heutige Begriffe — bezahlten Stellungen gehen Angestellte von Banken und Bankfirmen fort, um eigene Firmen zu eröffnen; vor allem natürlich Börsenvertreter und Depositenkassenvorsteher. Was man bisher von den jüngeren Firmen vernommen hat, war eigentlich allgemein, daß sie Geld verdient haben. Wer im Jahre 1920 ein neues Geschäft eröffnet hatte, sah am 31. Dezember auf ein vorzügliches Jahr zurück, und im neuen Jahre hofft natürlich jedermann, daß es ebenfalls noch nicht zu spät sein werde. Eine ganz neue Schicht von Bankiers ist an der Berliner Börse erstanden, oftmals noch ganz junge, aber durchweg unternehmende Leute, die zeigen wollen, daß sie auch etwas können, daß sie ihr Metier ebenfalls verstehen und daß sie den Privatbankierstand keineswegs für etwas Aussichtsloses halten, auch nicht im Zeitalter der ins Riesenhafte angewachsenen Großbanken.

Ueberall Arbeitslust, Tatkraft, Energieanspannung. Niemand fragt danach, ob der Tag acht oder zehn Arbeitsstunden hat. Oben aber, hoch droben und fern, thronen die großen Bonzen, Göttern gleich, halten Reden und wieder Reden, sehen den gewaltigen Fusionsprozeß und überlegen sich, ob man ihn nicht „verbieten" solle; sehen die allmähliche Anpassung der Papierdividenden an den wirklichen Wert der Goldkapitalien und überlegen abermals, ob sie diesen Prozeß nicht „verbieten" sollen; sehen die Umwertung der Effektenbörse als eine aus der gleichen Quelle stammende Folge der Valutaentwertung, und wiederum kommt ihnen kein anderer Gedanke als der, ob diese Höherbewertung nicht etwa zu „verbieten" sei. Denn wir leben in einer freien Republik und werden von dreimal erleuchteten Geistern regiert.

Die wirtschaftliche Entwicklung aber vollzieht sich nach ehernen Gesetzen, und alle ehemaligen Handwerksgesellen und Gewerkschaftssekretäre können mit ihrer Weisheit gegen diese Gesetze nicht ankämpfen.

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Die Gegenwart

Jahrgang | Erstes und zweites Februarheft | 50. Jahrgang

Krank am Siege

Es ist wohl doch noch leichter, zum Krieg zu erziehen als zum Frieden. Moritz Heimann

it den Pariser Beschlüssen hat der Weltkrieg (durch den Vertrag von Versailles zum euro- hen Normalzustand erhoben) einen neuen, en Impuls bekommen. Nicht, daß man nun er die Kanonen losgehen läßt. Im Gegenteil! dem man, angeregt durch Wilson den Kultur- tigen, endlich dahinter gekommen, daß Mensch- frieden und Völkerbefreiung viel idealere Zer- ngs- und Versklavungsmittel als das bisher erschätzte Dynamit sein können, sind die Militär- ten der siegreichen Hemisphäre Helden auf ub. Pazifismus die große Mode! Europa macht Das heißt, die weiße Rasse übertrifft nachgerade selbst. Was bot uns, ehe das Wilsonsche Patent- ihren für die Erlösung der Unerlösten Gestalt ihm, des Weltkriegs erster (militärischer) Teil? n's hochkam, ein paar Zehntausend Tote in tage- währenden Riesenschlachten. Was sehen wir e? Millionenvölker, die eine Handvoll Männer sam aber sicher dem Abgrund zudrängen, ohne, nur eine Kratzwunde zu riskieren. Wer sich nur bißchen Sinn für imponierende Höchstleistungen hrt, muß neidlos zugeben, daß Lloyd George Briand mit ihren Pariser Beschlüssen dem Be- Völkerkrieg ungeahnte Perspektiven eröffnen.

* * *

Dem Begriff Krieg oder dem Begriff Frieden. emal ein Unterschied zwischen diesen beiden keitszuständen, wie die Stationen Versailles, und Paris zeigen, nicht mehr konstruierbar . . in des heiligen Völkerbundes Namen Fortsetzung des Weltkriegs bis in die Puppen! . . . Leute, die sich in ihren deutsch-französischen und deutsch-englischen Berliner Gazetten auf einseitig deutsche Kriegsschuld, auf den angeblich moralischen Kern des Völkerbundes und auf andere dem (von Krieg und Revolution ver- wirrten) Volkshirn schmackhafte Tagessüßigkeiten festgelegt haben, wiesen taktvollerweise darauf hin, daß ein siegreiches Deutschland sich nicht anders gebärdet hätte. Dies die echt deutsche Entschuldi- gung für Paris! Im übrigen sei konstatiert, daß das neueste Pariser Meisterstück solcher Stützung gar nicht bedarf . . Der Sieger als Würger des Besiegten . . Der Bewaffnete als Zwingherr des Wehrlosen. Der schußbereite Revolver dem Waffenlosen gegenüber als ein- ziges geistiges Argument . . Das alles ist beste europäische Tradition. Nur daß es den Herren Lloyd George und Briand vorbehalten blieb, mit ihrem ein halbes Jahrhundert spielend durchleuch- tenden Scharfsinn auch die zukünftige Leibesfrucht des tributpflichtigen deutschen Volkes mit einzukalku- lieren und sozusagen erotische Sicherheitshypotheken auf deutsche Hochzeitsnächte zu verlangen.

* * *

Sachverständige beweisen uns, daß die in Paris vorgesehene zwölfprozentige Abgabe vom deutschen Gesamtexport auch vom Standpunkt der Entente heller Wahnsinn ist . . Wahnsinn, weil hier ein Gläubiger die letzte Geldquelle seines Schuldners verstopft . . Wahnsinn, weil die Siegervölker zum guten Teil selbst die Milliarden erst hinlegen müßten, um sie dann auf dem Wege zeitgemäßen Veredelungs-

verkehrs zurückzuempfangen. Dazu das Verbot, sich ohne die Erlaubnis der Entente durch Aufnahme von Anleihen zahlungsfähig zu machen . . Vom Standpunkte kühl nachrechnender Vernunft unbegreiflich? Aber doch so stilgerecht, daß der vorurteilsfreie Beschauer an den Pariser Beschlüssen ein artistisches Vergnügen nicht unterdrücken kann. Emanzipation von den Hemmungen halbwegs gesunden Menschenverstandes . . Das schuf die Männer, die den Weltkrieg in Szene setzten. Das machte die Völker militärfromm bis zum Weißbluten. Das gebar den Ausbruch eines Weltfriedens, der den Weltkriegszustand für Jahrzehnte legalisierte. Und zeugte mit einer Folgerichtigkeit, die unserer sonst so stillosen Epoche wenigstens auf dem Gebiet der hohen Politik so etwas wie einen wirklich reinen Staatsmännertyp gab, die Lloyd George und Briand von heute.

* *
*

Gewiß, dieser neue Staatsmännertyp sieht, vorweltkriegsmäßig betrachtet, verbrecherischem Narrentum immer ähnlicher. Und doch wäre ein anderer Typ zur Zeit ganz unmöglich. So unmöglich, daß die Siegervölker, wenn sie ihre Lloyd George und Briand nicht schon hätten, einen Lloyd-George-Ersatz vom Himmel herunterholten . . Schwer ist es, besiegten, aus seelischem und wirtschaftlichem Gleichgewicht herausgeschleuderten Volkes Staatsgeschäfte zu führen. Schwerer, die vom Siegeskoller geschüttelten Völker des europäischen Kontinents über die Tatsache hinwegzutäuschen, daß das Weltkriegsgeschäft auch für sie Verarmung und Pleite bedeutet. Nicht dem unzeitgemäßen Staatsmann, der das europäische Problem mit Verstand und Kultur zu meistern versuchte, und den man ob solchen Versuches in England und Frankreich heute steinigen würde, dem politischen Cagliostro gehört die Stunde. Dem politischen Cagliostro, der, nie erfüllbare Tributzahlungen diktierend, die betrogenen Sieger unentwegt weiter betrügt . . Krank am Siege . . Es gilt, dem verarmten Franzosenvolke Gelegenheit zu geben, sich an dem schriftlich gesicherten Milliardensegen aus den leeren Taschen von Bettlervölkern zu berauschen. Es gilt, Zahlensymphonien zu dichten, die durch pompöse Instrumentation die eigenen Schuldkonten kleiner erscheinen lassen . . Auch für die Siegerstaaten sinnlos, eine Rechnung zu präsentieren, die selbst bei märchenhaft günstiger Entwicklung nie und nimmer von Deutschland bezahlbar? .·. Wer so denkt, vergißt, daß den Herren Lloyd George und Briand tatsächlich nur die Wahl bleibt, sang- und klanglos in der Versenkung zu verschwinden oder — deutsche Zahlungsfähigkeit hin, deutsche Zahlungsfähigkeit her — die Katastrophe des Sieges wenigstens auf dem Papier zu vergolden.

* *
*

Hat man Herrn Dr. Simons in Stuttgart recht verstanden, so will er neben andern Instrumenten, die unsere in Deutschland so zahlreich vorhandenen Sachverständigen im Schweiße ihres Angesichts jetzt zurechtzimmern, auch einen sauber geputzten gesunden Menschenverstand (große deutsche Ausgabe) nach London nehmen . . So ausgerüstet, wird er sich mit seinem Kollegen Lloyd George an den Konferenztisch setzen. Nicht Roßtäuschermethode! Oller ehrlicher Offenbarungseid. Das heißt zahlenmäßige Analyse der deutschen Tributkraft bis zum Letzten . . Sehr ehrenwert! Aber durchaus abwegig. Den gesunden Menschenverstand jetzt als ausschlaggebenden Faktor in die Wagschale werfen, das hieße, Kulturеuropa einer geradezu halsbrecherischen Belastungsprobe auszusetzen. Hieße, die Goldgier der Siegervölker zwecklos sabotieren. Und würde als Mangel an gutem Willen von Paris aus sofortige Strafmaßnahmen nach sich ziehen. Lloyd George sagt, der biedere Simons hätte ihn gar nicht begriffen. Simons behauptet, das Nichtbegreifen wäre ganz auf seiten Lloyd Georges. Alles kommt darauf an, daß sich diese beiden endlich über Europens Seelenzustand von Mann zu Mann verständigen. Lloyd George braucht Herrn Simons nur die Tips „Krank am Siege" und „Après nous le déluge" zu geben. Herr Dr. Simons nur daran zu erinnern, daß ohne gewisse Korrekturen des Pariser Diktats die von seinem englischen Kollegen für spätere Jahre vorsorglich reservierte Sintflut schon jetzt akut werden könnte. So wird und kann man (trotz Briand-Cagliostro) in London zu einer Verständigung kommen. Aber nur, wenn auch wir Deutschen, von Weltmeister Lloyd George lernend, endlich begreifen, daß Dame Europa, krank an Sieg und Niederlage, eines gewissen methodischen Wahnsinns bei der Abfassung von Staatsverträgen bis zu des Weltkriegs wirklichem Ende nicht entraten kann.

Ilo.

Die Entwicklung Osteuropas und die ukrainische Frage / Von Ernst Riemann

Im Laufe des Weltkrieges sind Millionen Deutscher als Soldaten jahrelang in Osteuropa gewesen, und man sollte meinen, daß durch diese Tatsache die seit jeher mangelhafte Kenntnis des deutschen Volkes der Zustände in fremden Ländern zumindest einer Ahnung der wahren Verhältnisse im ehemaligen Rußland, d. h. in Osteuropa, Platz gemacht hätte. Das ist jedoch nicht der Fall. Noch immer verstehen die meisten Deutschen unter Osteuropa Rußland, und sogar bekannte fortschrittliche Redakteure großer politischer Tagesblätter stellen sich noch immer auf den Standpunkt, daß für Deutschland in Osteuropa nur ein Volk existiere, das russische, und nur ein Staat wünschenswert sei, der allrussische. So schrieb Georg Bernhard noch vor kurzem ausdrücklich, daß Deutschland warten müsse, bis es wieder ein zentral regiertes Großrußland geben werde, um seine politische Stellung zu Osteuropa auf einer dauernden Grundlage aufbauen zu können.

Alle Kreise in Deutschland, die Rußland und Osteuropa gleichsetzen, scheinen weder aus der Geschichte des 19. Jahrhunderts, noch aus den Ereignissen des letzten Jahrzehnts irgend etwas gelernt zu haben. Im Anfange des 19. Jahrhunderts existierten in Europa drei ausgesprochene Nationalitätenstaaten: die Türkei, Oesterreich-Ungarn und Rußland. Im Laufe des 19. Jahrhunderts zersetzte sich das Gefüge des Osmanischen Reiches, und der Reihe nach befreiten sich von der türkischen Fremdherrschaft die Griechen, die Serben, die Bulgaren, die Rumänen, die Albaner und zuletzt, allerdings hauptsächlich mit englischer Hilfe, auch die zahlreichen arabischen Stämme, die unter türkischem Joche Jahrhunderte gelebt haben. Den Zerfall der Türkei suchte man damit zu erklären, daß die Türken nicht imstande gewesen waren, die verschiedenen disparaten Nationen ihres Reiches kulturell zu beeinflussen und zu assimilieren. Darum, meinte man in Oesterreich-Ungarn und Rußland, sei das türkische Beispiel für diese beiden Reiche nicht maßgebend, da Wien-Budapest und Moskau-Petersburg erstrangige Zentren einer überlegenen Kultur darstellen, die auf die zahlreichen Völkerschaften beider Reiche Anziehung und Einfluß ausüben. In Wirklichkeit ging jedoch der Zersetzungsprozeß in Oesterreich-Ungarn und in Rußland mit der fortschreitenden Zivilisation, wirtschaftlichen Entwicklung und kulturellen Vertiefung der Bevölkerung dieser Länder immer nachdrücklicher vor sich. Das österreichische Prinzip des Ausspielens einer Nationalität gegen die andere, das in Rußland nachgeahmt wurde, die Statuierung herrschender Nationalitäten und die Auslieferung kleinerer Nationalitäten an die zahlreicheren und mächtigeren stellten kleine Mittelchen dar, die den Zerfall Oesterreich-Ungarns und Rußlands nur aufhalten, aber nicht zu verhindern vermochten. In dem Augenblick, wo beide Staaten im Weltkriege auf die härteste Existenzprobe gestellt wurden, wurden die konstitutiven Gebrechen dieser Staatenungetüme offenbar, und der Reihe nach zerfielen Rußland, Oesterreich und Ungarn. Die Idee des Selbstbestimmungsrechtes der einzelnen Völker, auch der kleinsten, fand, weil sie der Ausdruck eines tiefgefühlten Bedürfnisses war, bei allen entehrten Völkern Ost- und Mitteleuropas freudigen und nachhaltigen Widerhall, und alle Völker beeilen sich, je nach dem Grade ihrer politischen Entwicklung, wirtschaftlichen Möglichkeit und kulturellen Höhe, mit Unterstützung der westlichen Demokratie vom Selbstbestimmungsrecht Gebrauch zu machen. Daß bei dieser Gelegenheit einzelne Völker, wie Polen und Tschechen, den Fehler begingen, unbekümmert um das böse Beispiel, das ihnen Oesterreich und Rußland hätten liefern sollen, die Herrschaft über andere Nationen zu ergreifen, ist eine beklagenswerte Angelegenheit, die aber den Keim der Strafe und des zukünftigen Zerfalles in sich trägt.

Es ist vorläufig eine politische Doktorfrage, ob alle Völker Osteuropas, die Selbstbestimmungsrecht und Selbständigkeit anstreben, auch imstande sein werden, lebensfähige Staaten zu begründen und, auf sich selbst angewiesen, eine erträgliche Existenz zu begründen. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß nach erfolgter Differenzierung späterhin auf Grundlagen der wirtschaftlichen Notwendigkeiten eine Integration der einzelnen Nationalstaaten zu einem staatlichen Gebilde höherer Ordnung stattfinden wird. Diese Vereinigung wird jedoch nur auf der Plattform von Verhandlungen Gleicher mit

Gleichen vor sich gehen können. Vorher wird es unausbleiblich sein, daß jedes einzelne Volk des Ostens sich zunächst im Rahmen seines eigenen Volkstums organisieren wird und daß Grundlagen geschaffen werden, die es unmöglich machen, daß rücksichtslose Unterdrückung und Ausbeutung herrschender Völker gegenüber beherrschten ständige geheiligte Institution bleibe.

Die russische Revolution ist für alle russischen Randvölker eine gründliche Lehrmeisterin gewesen. In den letzten drei Jahren haben die Völker Osteuropas in politischer Beziehung mehr und gründlicher gelernt, als in den vorangegangenen Jahrzehnten. Es ist nun einmal eine Tatsache, daß selbst die national am wenigsten bewußten Völker Osteuropas und die fast völlig geschichtslosen Nationalitäten zum Bewußtsein ihrer Eigenart gelangt sind und nur durch allerstärkste Gewaltmaßnahmen neuerdings in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Großrußland gezwungen werden könnten. Wohl versuchen die Bolschewisten, ihre großrussisch-imperialistischen Ziele mit dem roten Schleier kommunistischer Dogmatik zu verhüllen, aber die in der Form von angeblich selbständigen nationalen Sowjetrepubliken wieder an Moskau geketteten Randvölker leisten dem Bolschewismus dauernden Widerstand, und zwar nicht nur wegen seines sozialen Programmes, sondern wegen seiner russifizierenden Tätigkeit.

Das ehemalige Rußland war ein ausgesprochener Nationalitätenstaat, der im Laufe von Jahrhunderten 64 verschiedene Völker unter seine brutale Herrschaft gezwungen hatte. Von diesen 64 Nationen hatten 14 mehr als je 2 Millionen Volksgenossen. Von allen Fremdvölkern, die Rußland beherrschte, war das ukrainische das größte. Es zählte nach der russischen Statistik von 1897 30 Millionen Seelen. Zwischen dem ukrainischen Volke und den Russen bestand nicht nur ein nationaler, sondern auch ein sozialer Gegensatz. Das ukrainische Volk besteht hauptsächlich aus Bauern, Arbeitern und einer dünnen Kleinbürgerschicht. Adel und Großgrundbesitz waren entnationalisiert. Die Städte in der Ukraine trugen äußerlich einen ausgesprochen russischen Charakter, weil Bürgertum, Beamte und Industrie russifiziert waren. Die Überschüsse der Ukraine wurden nach Zentralrußland gebracht; das ukrainische Volk durch wirtschaftliche Ausbeutung und politische Niederhaltung zur Ohnmacht verurteilt, die ukrainische Sprache war in Amt, Schule und sogar im privaten Leben verboten, die ukrainische Bewegung als ein künstliches Produkt und als ein importierter Separatismus verschrien.

In der Ukraine herrschte in nationaler Beziehung Ruhe, aber eine Ruhe des Friedhofs, denn die zaristische großrussische Gewalt unterdrückte jede selbständige Regung. Als jedoch im Jahre 1905 die erste russische Revolution ausbrach, da schossen zahllose ukrainische Organisationen förmlich aus dem Boden hervor, ukrainische Zeitungen und Kulturinstitutionen wurden über Nacht geboren, und als das ukrainische Volk zum ersten Male sein Wahlrecht ausüben sollte, da wurden in der Ukraine in die erste Duma 65 ukrainische Abgeordnete gewählt. Die immer stärker werdende russische Reaktion entzog den Bauern das Wahlrecht, unterdrückte die ukrainischen Autonomiewünsche, verfolgte die ukrainischen Organisationen, und es schien, als ob Moskau wiederum einen vollständigen Sieg über die ukrainische Nationalbewegung errungen hätte. Im Jahre 1917, beim Ausbruch der letzten russischen Revolution, ward es jedoch allen offenbar, daß die ukrainische Nationalbewegung viel stärker war, als im Jahre 1905. Gleich vielen andern russischen Randvölkern, lösten sich die Ukrainer von Rußland los und begründeten ihren eigenen Nationalstaat, dessen bisherige wechselvolle Schicksale aus den täglichen Preßberichten bekannt sind.

Der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht ist die Tatsache der Existenz eines bis tief in seine bäuerlichen Schichten hinein nationalbewußten ukrainischen Volkes. Mit dieser Tatsache müssen alle rechnen, die sich über die zukünftige Entwicklung Rußlands und Südrußlands Gedanken machen. Vorübergehende militärische Erfolge der russischen Reaktion, der Polen und Moskauer Bolschewisten vermögen das ukrainische Problem nicht aus der Welt zu schaffen. In welchem Maße selbst die Feinde der ukrainischen Selbständigkeit und des verrufenen ukrainischen Separatismus mit der ukrainischen Nationalbewegung rechnen, geht daraus hervor, daß sowohl die Polen den ukrainischen Staat anerkannt haben, wie auch die Bolschewisten sich gezwungen sahen, eine ukrainische, angeblich selbständige Sowjetrepublik zu begünden. Doch meinte es weder Polen noch die Bolschewisten mit ihren theoretischen Zugeständnissen gegenüber den Ukrainern aufrichtig. Das Schicksal der Ukraine wird denn auch nicht in Moskau oder in Warschau,

sondern nur in der Ukraine selbst entschieden werden. Gestützt auf seine Volkszahl und auf die Größe und Fruchtbarkeit seines Territoriums wird das ukrainische Volk zweifellos früher oder später das erreichen, was alle Völker Europas wie auch die meisten russischen Randvölker bereits erreicht haben.

Deutschlands Stellung zu den politischen Ereignissen im Osten Europas, die für das deutsche Volk von allergrößtem Interesse sein sollten, kann nur folgende sein: Deutschland darf sich nicht von vorübergehenden Ereignissen im Osten beeinflussen lassen, sondern es muß die Grundrichtung der politischen Entwicklung Osteuropas im Auge behalten, die unumgänglich zu einem Ergebnis führt, und zwar zur Befreiung aller unterdrückten Völker und zur Neugestaltung der politischen Organisation Osteuropas auf der Grundlage der Demokratie und der Selbstbestimmung der Völker.

Insbesondere in bezug auf die Ukraine muß Deutschland alles daran setzen, um sich die Sympathien und die Zuneigung des seit drei Jahren unentwegt für seine Freiheit kämpfenden ukrainischen Volkes zu sichern. Die Ukraine war schon als Bestandteil Rußlands das wichtigste Absatzgebiet für die deutsche Industrie gewesen. Andererseits wird nur sie allein imstande sein, einen großen Teil des Bedarfs Deutschlands an Rohstoffen zu decken. Abgesehen davon, ob der jetzige Kampf des ukrainischen Volkes um seine Selbständigkeit zur Bildung eines selbständigen ukrainischen Staates oder nur eines ukrainischen Staates im Rahmen der föderativen Staaten Osteuropas führen wird, wird in jedem Fall der ukrainische Bauer, der Grundstock des ukrainischen Volkes, der einzige Herr und Eigentümer über die Reichtümer seines fruchtbaren Landes sein. Seine weit ausgedehnte Genossenschaftsorganisation wird den besten Weg für die Anknüpfung der Handelsbeziehungen mit dem Auslande bilden. Die freiheitlichen Bestrebungen des ukrainischen Volkes unterstützen heißt also für Deutschland zugleich die besten Vorbereitungen treffen zur Wiederherstellung der Beziehungen mit dem Osten Europas. In dieser Hinsicht muß daher die Wirksamkeit der in Deutschland bereits bestehenden Organisationen zur deutsch-ukrainischen Annäherung sehr hoch eingeschätzt werden.

Reinigung der Finanzwirtschaft / Von Erwin Steinitzer

Im Reichsrate ist mitgeteilt worden, daß das „endgültige" Defizit des Haushaltsjahres 1920 rund 80 Milliarden Mark beträgt. An die Erwähnung der respektablen Ziffer (die uns freilich nicht mehr sonderlich aufregt: ob fünfzig, sechzig oder achtzig — Pleite bleibt Pleite) knüpfte sich der übliche Kommentar: so gehe es auf keinen Fall weiter, wir hätten als Bettler die Allüren des reichen Mannes, jedes Ressort sinne nur auf neue Tätigkeitserweiterungen und neue Ausgaben. Es sei jetzt die höchste Zeit, mit dem Sparen anzufangen. Seit zwei Jahren ist es höchste Zeit. Und seit zwei Jahren hat man uns ja auch alle paar Monate erzählt: morgen fangen wir an.

Wenn man drüben im Ententelager die neue Defizitzahl erfährt, wird man höhnisch und entrüstet sagen: wir kennen den Trick. Absichtliche Bankrotteurpolitik! Wir sollen nichts bekommen; deshalb wirft der deutsche Staat Milliarden zum Fenster hinaus und läßt den Steuerzahler ungeschoren. Der Fiskus hat jeden Monat mehr Schulden; aber in den Tresors der Privatleute häuft sich der Reichtum. Dieser Schwindel rührt uns nicht mehr. Wir werden die Tresors schon öffnen.

Man könnte der Entente erwidern, daß die Dinge zwar leider nicht so liegen, daß aber ihre Politik solche Taktik begreiflich und fast entschuldbar machen könnte. Hoffnungslosigkeit treibt zu Bankrotteurpolitik; wer morgen und übermorgen und zweiundvierzig Jahre lang nichts zu erwarten hat als ertraglose Fron, der könnte leicht auf den Gedanken kommen, wenigstens heute zu verjubeln, was er noch besitzt.

Indes die Lenker unseres Staates sind brave Bürger, die nicht daran denken, in einer Abschiedsorgie das Letzte zu verprassen, ehe das endlose Elend kommt. Bankrotteurpolitik — ja. Absichtlich im Sinne der Entente — nein. Es ist eine Bankrotteurpolitik wider Willen — aus Hilflosigkeit gezeugt, aus Schwäche weitergeschleppt.

Herr Briand hat gesagt, in Deutschland gebe es jetzt zwei Millionen Beamte gegen eine halbe Million vor dem Kriege (die Zahlen sind nicht nachzuprüfen, offenbar sind Staats- und Gemeinde-

beamte und -angestellte miteingerechnet); dagegen müsse etwas geschehen. Nun — Herr Wirth stimmt mit Herrn Briand durchaus überein; er ist längst davon überzeugt, daß etwas geschehen müsse. Auch der Reichsrat ist davon überzeugt, sicher auch der Sparsamkeitsdiktator, den es nach der Behauptung sonst gutunterrichteter Zeitungen in Deutschland geben soll, der Reichstag, die Parteien, die Presse — alle. Trotzdem ist bisher nichts geschehen und wird leider wahrscheinlich weiter nichts geschehen — bis vielleicht Herr Briand jemand schickt, der in freundlich-nachdrücklicher Weise um die schleunige Erledigung einiger Vereinfachungsvorschläge ersucht. Man wird dann sehr empört sein. Aber in dieser Bitternis wird man doch wenigstens eine ganz kleine Freude haben; man wird den Betroffenen sagen können: wir sind nicht schuld. Wir hätten gern alles weiter bezahlt. Richtet, bitte, Euren berechtigten Zorn gegen die Entente (die ihn ertragen wird) und laßt uns bei den nächsten Wahlen nicht die Brutalität entgelten, die sie begangen hat.

Aus der Aufstellung, die die Regierung den alliierten Sachverständigen geliefert hat, ergibt sich, daß nicht nur die Zahl der öffentlichen Arbeitskräfte enorm gestiegen ist, sondern daß vor allem die Tendenz, diese Arbeitskräfte lebenslänglich beamtenmäßig zu versorgen, stark zugenommen hat. Dabei handelt es sich zu einem sehr großen Teile um Tätigkeiten und Leistungen, wie sie ganz genau ebenso in der Privatindustrie vorkommen, wo ihre Träger keineswegs bis ans Lebensende sichergestellt sind und Hinterbliebenenpensionen vererben können. Früher hatte man für diesen Unterschied allerlei Gründe: besonderes Treueverhältnis, Hingabe an den Staat, unbedingte Pflichterfüllung auch bei persönlicher und sozialer Unzufriedenheit. Es lag Uebertreibung in diesen Argumenten; aber ein Teil traf doch zu. Heute ist dieser Teil, milde ausgedrückt, sehr bescheiden. Der Beamtengeist ist durch den Gewerkschaftsgeist verdrängt worden: durch den Geist scharfen, rücksichtslosen, egoistischen Durchdrückens der materiellen Standes- und Berufsinteressen. Schön — daran ist nichts zu ändern und man wird sich damit abzufinden haben. Aber warum einer Gruppe, die ihre „Hingabe" an Beruf und Pflichterfüllung ganz ebenso durch ihre Sonderegoismen begrenzt wie andere, besonderen Schutz, besondere Sicherheit gegen alle wirtschaftlichen Fährnisse gewähren, deren die anderen entbehren? Warum soll der Schreiber beim Staate, der auch streikt, wenn ihm sein Gehalt nicht genügt, eine lebenslängliche Pfründe haben, während der Schreiber im kaufmännischen oder Anwaltsbüro auf die Straße fliegt, wenn er nichts taugt oder wenn keine Beschäftigung für ihn da ist?

Der Aenderung in der Beamtenpsyche (von der auch der Finanzminister Wirth neulich sprach) würde ein radikaler Abbau des Beamtentums entsprechen. Statt dessen bringt man, wie gesagt, immer mehr Leute in Beamtenstellungen. Im Jahre 1913 gab es bei den deutschen Eisenbahnverwaltungen (ohne Elsaß-Lothringen) 267 000 planmäßige, 13 000 außerplanmäßige Beamte und 459 000 Arbeiter. 1920 hat die Reichseisenbahnverwaltung 372 000 planmäßige, 58 000 außerplanmäßige Beamte und 614 000 Arbeiter. Nicht bei den Arbeiten liegt also der große relative Zuwachs, sondern bei den Beamten.

Die zunehmende Verbeamtung der Bevölkerung führt nicht nur zu unerträglichen finanziellen, sondern in einem parlamentarisch-demokratischen Staatswesen auch zu verhängnisvollen politischen Konsequenzen. Wenn die Leute, die vom Staate oder von den Ländern und Gemeinden besoldet werden, einen immerhin recht beträchtlichen Teil der Wählerschaft ausmachen, so werden Parlament und (Partei)regierung ihren Wünschen und Ansprüchen, auch wenn diese das Gemeinwesen über Maß und Vernunft hinaus belasten, nur schwächen und bald erlahmenden Widerstand entgegensetzen. Die Gefahr, daß diese große Wählermasse mehr oder minder geschlossen zur Opposition abschwenkt, wird (namentlich wenn Wahlen in der Nähe sind) die herrschenden Parteien zu stärkster Nachgiebigkeit bestimmen. Sie wird es um so mehr, als die oppositionellen Parteien natürlich versuchen werden, die unzufriedenen öffentlichen Angestellten durch Ueberbietung des Entgegenkommens der Regierung und ihrer Gefolgschaft an sich zu ziehen. Finanzministerielle Aengste sind — wir haben in diesem Punkte ja bereits Erfahrungen — kein ausreichender Schutz gegen solche Einflüsse und Gefahren.

Der Obrigkeitsstaat mag eine üppige Bürokratie vertragen: er weiß sie, indem er sie privelegiert, zugleich einigermaßen zu binden und in Schach zu halten. Die parlamentarische Demokratie ist gegen die organisierte Einschüchterung, die von einem großen Beamtenheere ausgeht, so gut wie hilflos.

Durch die beträchtliche Vermehrung der Beamtenschaft, die seit der Revolution durchgeführt worden ist, haben wir uns und nicht zum wenigsten die Beamten selbst in eine sehr heikle und schwierige Lage gebracht. Wir können nicht warten, bis der Abbau der Bürokratie sich durch den „natürlichen Abgang" der gegenwärtigen Stelleninhaber vollzieht: das wird der Zustand unserer Finanzen so wenig erlauben, wie der kontrollierende Einfluß der Entente, dem wir nicht entgehen werden. Wir werden also wohl oder übel die „wohlerworbenen Rechte" der Beamtenschaft antasten müssen. Sobald das unvermeidlich geworden ist, wird es sich empfehlen, das Problem gleich in seiner ganzen Größe anzupacken und ernsthaft zu untersuchen, ob es nicht das Beste wäre, das Beamtenverhältnis im weitesten Umfange in ein freies Staatsangestelltenverhältnis zu verwandeln.

Der Abbau des Beamtenapparats, die Vereinfachung der Verwaltung, die auf zahlreiche, in der Kriegs- und Revolutionszeit usurpierte, teilweise vielleicht ganz nützliche, aber für das gegenwärtige und künftige Deutschland allzu kostspielige Funktionen zu verzichten hat, wird natürlich ohne weiteres eine entsprechende Verringerung der Sachausgaben nach sich ziehen. Dagegen ist die Verminderung oder Beseitigung der Zuschüsse für Erwerbslose und Erwerbsbeschränkte und für die allgemeine Verbilligung der Lebenshaltung ein Entschluß für sich. Ein sehr schwerer Entschluß. Die Erwerbslosenunterstützung kann nicht aufgehoben werden, solange die Erwerbslosigkeit für Zehntausende oder Hunderttausende ein chronischer Zustand ist, der viele Wochen oder Monate andauert. Die Lebensmittelzuschüsse können nicht beseitigt werden, solange ihr Wegfall eine vollkommene Revolutionierung der Preise bedeuten würde. Aber da der Abstand zwischen Weltmarkts- und Inlandspreisen abnehmen muß und tatsächlich abnimmt, wird die Lösung dieses Problems leichter werden und es wird sich schließlich ganz von selbst lösen.

Die Reform der Ausgabenwirtschaft hat noch nicht angefangen. Die Reform der Einnahmenwirtschaft muß neu angefangen werden. Denn der Bankrott der bisherigen, der Erzbergerschen Steuerreform ist gerichtsnotorisch geworden und wird heute kaum mehr von den Beamten des Finanzministeriums geleugnet.

Die Entente hat allerlei Rechnungen aufgestellt, durch die bewiesen werden soll, daß bei uns viel weniger Steuern gezahlt werden als in den Siegerstaaten. Diese Berechnungen arbeiten mit vagen und unwahrscheinlichen Hypothesen über die Entwicklung der Einkommens- und Vermögensverhältnisse und sind mit valutarischen Irrtümern und Fälschungen durchsetzt. Aber es bleibt wahr, daß unser Steuersystem bei schärfster, übertriebenster Nominalbelastung die Steuerkraft der Leistungsfähigen nicht im entferntesten ausschöpft. Der demagogische Radikalismus der Erzbergerschen direkten Steuern hat in der Praxis viel mehr plutokratisch als radikal gewirkt. Der leistungsfähige Zensit, der nicht gerade von Gehalt oder durchsichtiger Rente lebt, hat den Fehdehandschuh aufgenommen und ist im Kampfe gegen den Fiskus mühelos Sieger geblieben. Er zahlt relativ nicht mehr, er zahlt oft sogar weniger als früher. Wenn die Höhe der Sätze arithmetisch wächst, schnellt die Defraudationsquote in geometrischer Progression empor. Wenn sie zehntausend der tüchtigsten und raffiniertesten Buchhalter der Industrie (falls es überhaupt so viele tüchtige gibt) zur Verfügung hätten, wären die Finanzämter dem Kampfe gewachsen. Aber dann müßten diese Leute Generaldirektorengehälter bekommen, um gegen jede Versuchung immun zu sein.

Finanziell funktioniert von den direkten Steuern bisher eigentlich nur der Lohnabzug. Allein zu einem guten Teile zahlen ihn Reich, Staat und Gemeinden selbst (durch Besoldungserhöhungen) und zum anderen ist er eine indirekte Steuer, die auf die Löhne und damit auf die Preise überwälzt wird. Von sozialdemokratischer Seite ist kürzlich gesagt worden, das sei nicht schlimm, denn die Ueberwälzung sei ja allgemein: jeder überwälze und jeder trage seinen Teil an den erhöhten Preisen. Richtig; aber welches Argument bleibt dann noch gegen Massenverbrauchssteuern übrig?

Die finanzministerielle Weisheit wendet sich offensichtlich der indirekten Steuer wieder zu. Vermutlich hat auch die Entente in dieser Hinsicht Wünsche angedeutet. Aber wenn die Folge nicht weitere Inflation sein soll, ist die Voraussetzung ein Preisabbau, der Raum zum Einschieben der neuen Auflagen läßt.

Als zuverlässiges Rettungsmittel wird die Umlegung des anderweitig nicht gedeckten Hauptbedarfs auf Selbstverwaltungskörperschaften aller Wirt-

schaftszweige, sogenannte Steuersyndikate empfohlen. Also Entstaatlichung der Steuerveranlagung und -erhebung. Die Wirkung könnte allgemeine Ueberwälzung, sie könnte aber auch Aufbringung eines mehr oder minder großen Teils der Last durch planmäßige organisierte Steigerung der Produktivität sein. Letzteres natürlich nur, wenn die Steuersyndikate mehr als Steuersyndikate wären.

Der Stand der Kommunalisierungsfrage

Von Karl Hauß,
Wirklicher Geheimer Rat

Die Sozialisierungskommission hat sich vor kurzem mit der Kommunalisierung von Wirtschaftsbetrieben beschäftigt. Ihren Beratungen lag ein Regierungsentwurf zugrunde, der nach wesentlicher Umgestaltung früherer Pläne im Sommer v. J. veröffentlicht worden ist. Daß die Sozialisierungskommission diesen Entwurf in den Bereich ihrer Tätigkeit gezogen hat, war ihr gutes Recht. Sozialisierung und Kommunalisierung sind, mögen auch sonst die Begriffe praktisch und wissenschaftlich nicht feststehen, jedenfalls wesensverwandt. Handelt es sich dort um die Uebertragung großer, das ganze Land umfassender, dabei fest bestimmter Wirtschaftsbetriebe in das Eigentum und in die Verwaltung des Reichs, so soll nach dem Grundgedanken der Kommunalisierung die Gemeinde — an Stelle des Reichs — die privaten Träger lokaler Betriebe in einem nicht fest umgrenzten Umfange ablösen. Auch die Gründe und Gegengründe stehen in vielfachen Wechselbeziehungen, wenngleich sie sich nicht völlig decken.

Auf die prinzipielle Seite der Frage soll hier nicht eingegangen werden. Nur ein Zweifel, der beide Formen der Vergesellschaftung gleichmäßig trifft, sei nachdrücklich unterstrichen. Wir stehen jetzt und noch für Jahre hinaus unter dem militärischen, wirtschaftlichen und finanziellen Druck der bisher feindlichen Mächte; dazu kommen die Unsicherheit der inneren Lage, schlechte Ernten, der Mangel an Rohstoffen, Kohle und Lebensmitteln, der Tiefstand und die Schwankungen der Valuta, die Kreditnot im Reich, Staat und Kommune, die steigende Tendenz der Löhne und Preise, kurz, alle wirtschaftlichen Faktoren sind ungünstig und dabei völlig unberechenbar. Ist eine solche Zeitlage geeignet, eine völlige Umgestaltung des Erwerbslebens praktisch durchzuführen oder gesetzgeberisch festzulegen? Ein Experiment, schon in ruhigen Zeiten schwierig und nicht ohne ernste Gefahr, muß jetzt, wenn es mißlingt, den letzten Rest von Ordnung und Sicherheit in der schaffenden Arbeit über den Haufen werfen.

Dieses Bedenken trifft die Kommunalisierung vielleicht in noch höherem Maße als die Sozialisierung. Letztere will eine fest umgrenzte Aufgabe einheitlich durchführen, während für die Kommunalisierung der Schwerpunkt der Entschließung in den einzelnen Gemeinden liegen muß, die — eine jede für sich und je nach der augenblicklichen Stimmung der in den Stadtparlamenten herrschenden Majorität — über die Wahl und die Einrichtung der zu enteignenden Betriebe, über Abfindungen und Entschädigungen und vieles andere bestimmen sollen. Die Unsumme von Schwierigkeiten, welche sich aus der Verschiedenheit der lokalen Maßregeln zwangsläufig für die Allgemeinheit ergeben müssen, ist schwer zu ermessen. Um wenigstens bis zu einem gewissen Grade die Einheitlichkeit sicherzustellen, bestimmte der oben erwähnte Regierungsentwurf dem Sinne nach:

„Nur aus Gründen des öffentlichen Wohles dürfen privatwirtschaftliche Unternehmungen, die vorwiegend Zwecken des Gemeindebezirks dienen, gegen angemessene Entschädigung in die Gemeinwirtschaft übernommen werden. Außerdem ist in jedem Fall die Zustimmung der Reichsregierung erforderlich; hiervon sind ausgenommen eine Reihe von Betrieben, die schon jetzt in der Gestalt eines tatsächlichen Monopols dem öffentlichen Verkehr, der Versorgung mit Wasser, Gas und elektrischem Strom usw. gewidmet sind. Diese Ausnahmen sind in einer sogenannten Freiliste zusammengestellt."

Die Grundlagen des Regierungsentwurfes sind nun von der Sozialisierungskommission völlig umgestaltet. Ein von ihr aufgestellter Gegenentwurf gibt den Gemeinden unter der Flagge des Selbstbestimmungsrechtes eine fast schrankenlose Freiheit: sie sollen die Ermächtigung erhalten, alle im Gemeindebezirk betriebenen privatwirtschaftlichen Gewerbsunternehmen, und zwar Erzeugungsbetriebe, wenn deren Absatz zu mehr als die Hälfte, Handelsbetriebe, wenn deren Absatz vollständig innerhalb der Gemeinde erfolgt, in die Gemeindewirtschaft überzu-

führen. Die Freiliste, für welche auch diese Voraussetzungen nicht gelten, ist wesentlich erweitert; sie umfaßt u. a. Erzeugung, Beschaffung, Lagerung, Verarbeitung und Vertrieb von Nahrungs- und Genußmitteln, Beschaffung, Lagerung und Vertrieb von Brennstoffen.

Eine Mitwirkung zentraler Stellen ist nur insofern vorgesehen, als die Reichsregierung die Freiliste allgemein erweitern, die Landesregierung die Zuständigkeit einzelner Gemeinden ausdehnen kann. Die Voraussetzung, daß die Kommunalisierung durch Rücksichten des öffentlichen Wohles bestimmt werde, ist gestrichen. Auch ist von einer angemessenen Entschädigung des bisherigen Unternehmers zunächst nicht die Rede.

Nach der einleitenden Begründung, welche die Sozialisierungskommission ihren Vorschlägen voranschickt, sieht sie in dem Verantwortlichkeitsgefühl der Gemeinden, welches durch Freiheit der Entschließung gestärkt, durch weitgehende Einwirkung der Aufsichtsbehörden geschwächt werde, einen ausreichenden Schutz gegen Mißgriffe. Für denjenigen, der die Kommunalpolitik während der Kriegs- und Revolutionszeit mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, ist es schwer, eine Satire nicht zu schreiben.

Selbst die politisch links orientierten Kreise der Bevölkerung sind doch ziemlich einig in der Meinung, daß die den Gemeinden überwiesene Zwangswirtschaft namentlich in der Erfassung, Aufbewahrung und Verteilung von Lebensmitteln, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, völlig versagt hat. Die schweren Klagen, die gerade vom Interessenstandpunkte der Verbraucher überall laut geworden sind, reden eine deutliche Sprache. Und trotz dieser Erfahrung will die Sozialisierungskommission aus theoretischen Erwägungen heraus die gesetzliche Unterlage schaffen, um das System, das sich in der Not des Krieges nicht bewährt hat, in der größeren wirtschaftlichen Not der Gegenwart und darüber hinaus für alle Zeiten festzulegen. Denn Zwangswirtschaft und Kommunalisierung kommen im Endergebnis doch auf dasselbe hinaus. Die Kommunalisierung soll nach den Vorschlägen der Sozialisierungskommission sogar noch weiter greifen, indem sie auch auf die Erzeugung der Lebensmittel erstreckt werden darf. Wie soll sich das praktisch gestalten? Es ist schwer, sich in den Gedankengang der Sozialisierungskommission hineinzuversetzen. Sie will einen Notstand beseitigen; das Mittel aber, das sie vorschlägt, ist in seinen Wirkungen schlimmer als das Uebel selbst.

Nein! Die Lebensmittel müssen von jeder bureaukratischen Schematisierung mit allen ihren häßlichen Begleiterscheinungen an Korruption und Schiebertum verschont bleiben; nur der freie Verkehr kann Auswüchse, die sich hie und da, namentlich im Kleinhandel gezeigt haben mögen, ausschalten und mit der allmählichen Steigerung der Zufuhrmöglichkeiten die Wiederkehr normaler Verhältnisse anbahnen.

Die Industrie muß an der bestimmten Forderung festhalten, daß über den ursprünglichen Regierungsentwurf hinaus die Lebensmittelwirtschaft durch ausdrückliche Bestimmungen des Gesetzes, wenn es zu einem solchen kommen sollte, dem Zugriff der Gemeinden grundsätzlich verschlossen wird. Ist dies nicht zu erreichen, so darf sie zum mindesten nicht auf die Freiliste gesetzt werden. Die Mitwirkung einer zentralen Stelle bietet immerhin noch einige Gewähr für eine sachkundige und unbefangene Prüfung der Verhältnisse; sie würde gleichzeitig verhindern, daß das Wirtschaftssystem, das für das gesamte Reichsgebiet nur einheitlich sein kann, sich in divergierenden örtlichen Anordnungen zersplittert.

Aehnliches gilt für den Verkehr mit Brennstoffen. Hier fehlt es außerdem an jeder Unterlage für den gemeinwirtschaftlichen Betrieb, wenn, wie beabsichtigt, die Gewinnung der Kohle sozialisiert werden sollte.

Daß jede Erweiterung der Freiliste, möge sie an die Genehmigungsbefugnis der Reichs- oder der Landesregierung gebunden sein, abgelehnt werden muß, bedarf keiner weiteren Ausführung. Die Folgen sind unabsehbar, wenn einzelne Gemeinden über den allgemeinen Rahmen hinaus sich die Befugnis zur Enteignung bestimmter Wirtschaftszweige oder gar bestimmter Unternehmungen sollten erwirken können.

Und dabei ist, wie oben bemerkt, in dem Entwurf der Sozialisierungskommission die Bedingung gestrichen, daß die Ueberführung in die Gemeinwirtschaft wirtschaftliche oder soziale Vorteile für die Angehörigen der Gemeinde zur Folge haben muß. D. h.: Es kann, auch wenn ein Nutzen nicht zu erwarten ist, jedes Privatunternehmen enteignet werden, das der jeweiligen Majorität in der städtischen Vertretung begehrenswert erscheint. Welche Motive können hier bewußt oder unbewußt die Be-

schlußfassung beeinflussen! Die Entschädigungspflicht wirkt nicht ausgleichend oder abschreckend, denn nach dem Entwurf der Sozialisierungskommission soll nicht der Sachwert, sondern nur der jeweilige Ertragswert ersetzt werden. Unternehmungen also, die aus irgendwelchen Gründen — vielleicht infolge von kommunalen Anordnungen selbst — augenblicklich ohne Gewinn arbeiten, können schließlich ohne jede Entschädigung der Gemeinde überwiesen werden!

Das Kommunalisierungsrecht in dem Umfange, wie die Sozialisierungskommission es begründen will, soll auch die Befugnis einschließen, zur Vorbereitung eines etwaigen künftigen Kommunalisierungsbeschlusses die Errichtung neuer privatwirtschaftlicher Unternehmungen bestimmter Art zu verbieten. Die allerbedenklichsten Auswüchse geschäftlicher Schikane und kommunaler Intrige lassen sich unter dem Vorwand bevorstehender Kommunalisierungsbeschlüsse bequem maskieren. Auch hier bietet die Entschädigungspflicht keine irgendbeachtlichen Hemmungen, denn sie soll sich auf den Ersatz der für das Unternehmen bereits gemachten Aufwendungen beschränken.

Auch im übrigen lassen sich gegen die Regelung der Entschädigungspflicht mannigfache Anstände erheben. Es wirkt geradezu grotesk, wenn die Sozialisierungskommission in den Regierungsbestimmungen, welche die Entschädigung behandeln, die Berücksichtigung der übernommenen Lasten und Verbindlichkeiten mit der Motivierung gestrichen hat, daß sie die Kommunalisierung überschuldeter Betriebe stark erschweren könnte. Wer soll denn schließlich die Schulden des bisherigen Unternehmens bezahlen? Oder sollen sie etwa der Einfachheit halber gestrichen werden?

Ebenso bestehen gegen das Verfahren und die Rechtsmittel ernste Bedenken. In letzterer Beziehung beschränken wir uns auf die Feststellung, daß die Sozialisierungskommission eine Nachprüfung eines auf Enteignung lautenden Gemeindebeschlusses nur in bezug auf sein ordnungmäßiges Zustandekommen, nicht aber auf seine wirtschaftliche Zweckmäßigkeit zulassen will. Der Vorschlag ist immerhin folgerichtig: er beseitigt auch die letzte Möglichkeit eines Rechtsschutzes gegen Willkür und Uebereilung!

Die vorstehenden Bemerkungen sollen und können die Kommunalisierungsfrage nicht erschöpfen. Der Komplex ihrer Beziehungen und Rückwirkungen ist zu ausgedehnt, die Lage der Verhältnisse in den einzelnen Orten und Erwerbszweigen zu verschiedenartig, als daß sich in wenigen Spalten Raum ein vollständiger Ueberblick geben ließe. Es kam uns nur auf die Feststellung an, daß die Vorschläge der Sozialisierungskommission die gesetzgeberische Weiterbearbeitung des Problems in eine Richtung drängen, welche an jedem Orte Hunderte und Tausende von selbständigen wirtschaftlichen Existenzen dem willkürlichen Zugriff radikaler Majoritäten innerhalb der städtischen Körperschaften preisgeben will.

Es ist angebracht, daß die, die es angeht, rechtzeitig und nachdrücklich ihre Stimme erheben.

Café Größenwahn und Kaschemme / Von Hermann Kienzl

Wir wollen der guten Kaschemme nicht zu nahe treten. Es ist nicht wahr, daß im Literaten-Kaffeehaus der blutvolle (ob auch etwa unblutige) Verbrecher häufig anzutreffen sei. Der kraft- und mutüberschwellte, den Nietzsche den „roten" nennt. Es ist nicht wahr!

Gleicht schon unter braven Rekruten bürgerlichen Mittelmaßes nicht eine Spießernase vollkommen einer anderen Spießernase, wie sollte eine Schlagworthaube auf vielerlei ungewöhnliche Schädel passen? Der Kriminalist mag homogene Züge von tausend Verbrechern sammeln; zuletzt ist doch jeder dieser Ueber-Untermenschen sui generis. Doch muß man eine gewisse Gemeinschaft derer gelten lassen, denen Mutter Natur ein Uebermaß an Kraft, Tat willen, Verwegenheit und von Fähigkeiten der Phantasie und des Scharfsinns verlieh. Diese Menschen werden von heftigen Impulsen aus der Bahn der Ordnungsliebenden getrieben. Es reißt sie zur Höhe empor, oder stürzt sie in den Abgrund. Eroberer, Entdecker, Bahnbrecher, Dichter und, wenn die sittlichen Hemmungen fehlen, Verbrecher. Das alte Lied von der Ammenbrüderschaft des Genies und des Verbrechers. Nicht jeder Verbrecher — wahrhaftig nicht! — hat einen Geniefunken, nicht jedes Genie ist ein gebändigter Verbrecher. Aber in der

dunklen Unterwelt des Menschen gibt es Fäden, auf denen die weißen und die schwarzen Weberschifflein hin- und herschießen.

Wenn es einmal gelungen sein sollte, ein nicht bloß die Uebertreter bedrohendes, sondern alle Menschen innerlich verpflichtendes Sittengesetz zu finden, ein Gesetz, dem auch die Natur des Ueberragenden unterworfen wäre, erst dann wird man die sichere Definition des Verbrechers haben, als eines Menschen, der außerhalb dieses Gesetzes steht. Die Paragraphen des Strafgesetzbuches, die auf die Tat, und nur unzulänglich auf den Willen gemünzt sind, reichen dazu nicht. Geschichte und Tageserfahrung lehren immer wieder: viel schmutzige Niedertracht prangt in Freiheit, Gold und Ehren; nicht selten aber schleudert große Leidenschaft, sie, die Urheberin alles Göttlichen, den Menschen in Schmach und Gefängnis. Es ist nicht aufrichtig, jede Hemmung, die einen Menschen abhält, mit dem Strafgesetz in Konflikt zu geraten, als sittlich zu verklären, da sich in unzähligen Fällen der Tugendhafte von dem Verbrecher doch nur durch den Mangel an Mut oder durch bessere Berechnung der notwendigen oder wahrscheinlichen Folgen unterscheidet.

Schließlich aber: auch unser mangelhaftes Recht, um so mangelhafter, je vollkommener es ist, verbietet nicht eine letzte Unterscheidung von Gut und Böse. Man kann sie in die Worte fassen: Gut ist das Leben-Schaffende und -Erhaltende, Böse das Leben-Vernichtende. Aber es gilt nur mit Vorbehalt. Jeder unserer Atemzüge verschlingt viele unschuldige Lebewesen. Immerhin scheint es billig, daß wir atmen. Ferner: Menschen, die einem großen Gedanken, die der Hinaufentwicklung der Menschheit geopfert werden mußten, sind nicht Opfer des Verbrechens. Auch nicht dann, wenn der Erfolg den Willen im Stich ließ. Weder die Drachensaat der Hetzpfaffen noch der grauenvollste Religionskrieg machte die Religion der Menschenliebe zum Verbrechen. Ruchlos dagegen ist der Gedanke, ist die Tat, die List oder Gewalt anwendet zum Schaden, zum Unglück, zum Verderben anderer Menschen und für keinen anderen Zweck als den persönlichen Vorteil des Handelnden. Hier das wahre Verbrechen: der lebentötende Egoismus.

Gemeine Verbrechen sind Verbrechen aus Egoismus, aus Gewinn-, Herrsch- und Ehrsucht, aus räuberischer Geschlechtsgier, aus Mitleidslosigkeit. Unsere Straßen, unsere Spielhöllen, unsere Salons, unsere vornehmen Bars und Vergnügungsstätten sind mit gemeinen Verbrechern bevölkert, wie die Kaschemmen, in denen Einbrecher, Diebe, Raubmörder als Stammgäste verkehren. Auch im weiten Ahnensaal der Weltgeschichte steht auf marmornem Sockel mancher Heros machtvoller Eigensucht, dem ein Platz im Kriminal-Museum gebührt. Vor den Verbrechern im Schutze der mehr oder minder guten Gesellschaft haben die Banditen der Kaschemme einen wesentlichen moralischen Vorzug: sie tragen keine Heuchlermaske, sie haben den Mut, sich zu ihrer Zunft zu bekennen.

* * *

Die Psychophysik ist zu einem Ergebnis gekommen, das Christus fast zweitausend Jahre vorher ahnte, als er von dem reuigen Sünder sprach, über den sich der Gott weit lebhafter freue, als über den Heiligen ohne sündige Vergangenheit: der Wert einer Menschenseele mißt sich an ihrer Ueberwindungsstärke. In Jahrtausenden vor Christus haben gewaltige Dichter einleuchtende Beispiele gegeben, indem sie aus sich heraus die lebendigen Gestalten furchtbarer Verbrecher schufen, ihre Dichtung aber empor zur Höhe der Götter drang. Das konnten sie nur, weil in ihrem Geiste, dicht bei den Heiligen, die Dämonen wohnten. Kein Mensch kann geben, was er nicht hat. Shakespeare steckt in dem Meuchelmörder Richard, wie in der heiligen Cordelia. Goethe ist Faust, auch Mephisto.

Da der Samum des Verbrechens durch die Herzen der Schöpfer strömt, was macht sie zu Wohl, nicht zu Missetätern? Daß ein Gott ihnen „zu sagen" gab! Daß sie die Fähigkeit haben, ihre Leidenschaften in schöpferischen Werken abzureagieren! Der Trieb des Meuchelmörders in Shakespeare war so furchtbar, daß er einen unerreichten Niederschlag in der Tragödie fand. Zahllos sind die Zwischenstufen zwischen der höchsten Potenz des Genies und einer bescheidenen Begabung, wilde Wallungen des Blutes in Gebilden der Phantasie zu binden.

* * *

Aber unsere Literaten vom gewissen Schlag?

Sie alle kennen den Stirner, den Nietzsche — wenigstens nach den vielen mißbrauchten Schlagworten. Sie alle wissen, daß nur minderwertige Lebewesen mit dem Lilienstempel durch das Dasein wandeln, frei von Anfechtungen, ungestachelt von

nächtlichen Begierden. Sie wissen, daß Genie und Verbrechertum die stärksten menschlichen Energien — und, wenigstens zuweilen, miteinander verwandt sind.

Da jene Literaten — der Typus besteht ohne den Prospekt eines bestimmten Kaffeehauses! — nur zu geringem Teile Genies sind, aber um so heftiger das Recht der Jugend, für Originalgenies zu gelten, in Anspruch nehmen — liegt es da nicht nahe, daß sich gar manche unter ihnen der Geste des Verbrechens bedienen? Es klingt so übermenschlich vorurteilsfrei, klingt so großartig, sich mit gigantischen Worten über die Gesellschaftsordnung an die Seite der Räuber und Totschläger zu stellen!

Nein, nein, so gefährlich, wie sie reden und schreiben, sind die Literaturverbrecher bei weitem nicht. Meist ganz harmlose junge Leute. Fast möchte man sagen: das eben ist das Schlimme! Denn, blickt man den Kraftmeiern, den literarischen Anarchisten, Kommunisten und Eigentumsverleugnern in die Nieren, so sieht man in 99 von 100 Fällen, daß ihnen gerade das fehlt, was auch eine verderbliche Sache adelt: Ueberzeugung. Sie kokettieren mit der amoralischen Phrase, ohne sich mit Spann- und Flügelkraft der Seele in die Sphäre des großen Immoralisten zu erheben.

Muß man ihnen das Spiel mißgönnen? Um manchen von ihnen ist es schade. Einmal vom Egoismus der Eitelkeit besessen, verliert der und jener das Vermögen, Wesen und Gestus zu unterscheiden. Und völlig harmlos ist das Getriebe doch nicht! Es zieht weitere Wellenkreise im Froschteich der Snobs. Es erobert, mit Hilfe der Modetoren, so um nichts in der Welt für rückständig gelten wollen, Buchläden, Bühnen und Zeitungen. Es richtet Verwirrung an — auch in der Politik.

Keine Blutsverwandtschaft besteht zwischen den ehrlichen roten Verbrechern der Kaschemme und den blassen von Café „Größenwahn", die größtenteils eigentlich „brave Bürger" sind; immerhin — eine Brücke wird geschlagen vom Kaffeehaus zur Kaschemme.

* *
*

Nun kam es einmal umgekehrt.

Von der Kaschemme schlug Einer die Brücke hinüber zum Café „Größenwahn" . . . . .

Die Strafgerichtsverhandlung gegen die Brüder Strauß brachte große Sensation. Emil Strauß, der König, — Erich Strauß, der Vizekönig der Einbrecher. Reife Männer, Verbrecher von Kindesbeinen, und mehr als die Hälfte ihrer Jahre haben sie hinter Zuchthausmauern verbracht. Doch auf die Dauer hielt kein Schloß, kein Riegel ihnen stand, keine Wachsamkeit war ihrem Scharfsinn, ihrer Verwegenheit gewachsen, sie brachen aus. Aus der Zuchthauszelle befreite der Bruder den Bruder, wie Damon in der „Bürgschaft" das eigene Leben einsetzend. Das Glück, das dem Mutigen gehört, reizte sie zum Uebermut; ausgerechnet aus dem Einbrechermuseum im Polizeipräsidium stahlen sich die Vielgesuchten ein neues Handwerkszeug! Und setzten ihr Gewerbe mit gutem Gewinn fort. Dann gab es einmal Feuer. Einen Polizeiwachtmeister erschossen, andere Sicherheitswehrmänner verwundeten die verfolgten Verbrecher. Einige Zeit später lagen sie in Ketten. In schweren Ketten wurden sie in den Gerichtssaal geführt, wo sie, u. a. des Mordes angeklagt, um ihre Köpfe kämpften. Sie wurden von der Mordanklage freigesprochen — und wegen Totschlags und anderer Dinge zu 15 und 10 Jahren Zuchthaus verurteilt.

All das schien der besonders kühn erfundene Inhalt eines jener Einbrecher- oder Detektivromane, wie sie vordem für zwei Nickel kolportiert wurden. Doch es gab ein Ereignis, von markanter Eigenart, die Gemüter vieler tausend Menschen erschütternd und verwirrend: die Rede, mit der der professionelle Zuchthäusler Emil Strauß seine Verteidigung begann. Sie ist heute aller Welt bekannt und es soll hier nur flüchtig in Erinnerung gerufen werden, wie dieser im tiefsten Morast großstädtischer Armut und Verkommenheit aufgewachsene Mensch „Pinsel und Palette" zur Hand nahm (seine eigene Worte) und ein packendes naturalistisches Bild trostloser sozialer Zustände auf die Leinwand warf. Er wußte, daß nichts das Herz hart gewordener Menschen so erweichen könne, wie Kinderleid — und schilderte ein erlebtes Martyrium des Kindes in grellsten und in weichsten Tönen. Der Vater ein roher Säufer, die Mutter eine Heldin der Not, ein verblutender Pelikan. Die arme Zeitungsausträgerin erhängt sich, nachdem sie, um die Kinder vor dem Verhungern zu schützen, ein paar Pfennige veruntreut hat. Der Knabe kommt unter die Hut von Dieben und Dirnen, die ihn zu Verbrechen und Unzucht

erziehen. Noch im Schüleralter muß, ja muß er stehlen. Und alsbald reift die Saat, die nicht er, die die Gesellschaft gesät habe. Er beginnt seine Laufbahn als Räuberhauptmann und erwirbt sich — nach dem Gefühl der allzuleicht Beweglichen — einen späten Abglanz der Rinaldini-Romantik.

All das brachte der Mann aus der Gosse in gewählter, wirksamer Rede vor, geschmückt mit Dichter-Zitaten. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen", rief er den Geschworenen zu, und sich verglich er mit Schillers Karl Moor, der, ein Werkzeug der Vorsehung, nur reiche Missetäter zur Strecke brachte. Das Elendsbild der Kindheit und dieser letzte Vorstoß der „ausgleichenden Gerechtigkeit" — das waren die in unserer Zeit besonders wirksamen sozialen Trümpfe.

* * *

Ein Phänomen ist Emil Strauß. Kein Zweifel. Auch wer der stupenden Botschaft seines Herzens den Glauben verweigert, muß sagen: So erschütternd das Kinderelend und der Zustand breiter Schichten des Volkes, so wahrhaftig im allgemeinen das von Emil Strauß entworfene soziale Bild, so fesselnd ist die geistige Fähigkeit dieses Verbrechers! Es seien Lesefrüchte, mit denen er sich schmückte? Ja doch! und ihre stilistische Verwertung erregte an mancher Stelle ein Unbehagen des aufhorchenden Geschmacks, der ungern die fremde Stimme vernahm, wo man dem Qualschrei des Angeklagten aus dessen eigener Brust lauschen wollte. Aber die Lesefrüchtewesen? Eines Menschen, der im Dunkel furchtbarster Laster zum Jüngling aufwuchs, zum Mann reifte, dessen Genossen Strolche und Zuchthäusler, verwahrloste, bildungsblinde Geschöpfe waren! Und er? Zwischen Schlösserknacken und wilden Fluchten und Strohflechten im Zuchthaus, griff er zu den Werken der Klassiker und zu wissenschaftlichen Büchern. Mit solchem Erfolg, daß er den Geschworenen ein Privatissimum halten konnte über die Heilkraft der Gifte in kleinen Dosen und die gefährliche Wirkung großer Dosen von Opium, Kokain, Morphium. Er, der seine Geschwister in der Tat aufopfernd liebte, schrieb Gedichte (Sonette) an seine Schwester, deren Formenreinheit den heimlichen Neid manches poetischen Gernegroß erwecken mag. Nicht eine bemerkenswerte persönliche Produktion, aber die Neigung dieses Räubers zu geistigen Freuden und die außerordentliche Geschicklichkeit der Nutzanwendung erregen Verwunderung. „Es ist schade um die Menschen", — sagt in Strindbergs Traumdichtung die Tochter Indras.

* * *

Indessen — eben diese phänomenale Geschicklichkeit macht stutzig. Wer sich nicht allzu willig der Blendung und Rührung überläßt, vergleicht die Worte des poetischen Einbrechers mit dem Charakter seiner Taten und findet auch diesmal die Lehre bestätigt, daß eine spezifische Begabung nicht eingetrichtert, nur angeboren werden kann. Die Passion macht den Einbrecher, wie sie den Künstler oder Forscher macht! Die Zufälle des Schicksals — ihnen sind die Einflüsse der Erziehung beizuzählen — fördern oder hemmen; niemals aber schaffen sie einen neuen Wesenskern.

Der Emil Strauß war zum Dieb und Räuber geboren. Ohne das Patengeschenk seiner Feen hätte er seine glorreichen Verbrechertaten nicht leisten, — nicht so vollbringen können. Mit dieser triumphierenden Freude an den kühnsten Streichen, und die Gefahren steigernd; ja, mit eben derselben Geschicklichkeit, die er auch im Gerichtssaal als Redner bewährte!

Leuchten wir doch ein wenig seinen Vergleich ab, dem er die volle Stoßkraft der sozialen Anklage wider die Gesellschaft leihen wollte! Wie Karl Moor habe auch er nur reiche Leute des unrechtmäßigen Gutes beraubt. . . . Wie Karl Moor? Nein, Schillers Rächer des Weltunrechts übte Gericht. Sein Dolch traf die Schelme. Karl Moor hielt seine Hände rein, überließ die Beute dem Räubergesindel. Aber Emil Strauß! Hätte er, der Wohnungen und Magazine zum Zweck des höchst eigenen Daseinsgenusses ausplünderte, etwa bei armen Tagelöhnern einbrechen sollen? Daß er nur unter den Reichen seine Auswahl traf, war ein höchst nahrhaftes ethisches Prinzip. . . .

Es ist ein undankbares Geschäft, Nimbus zu zerstören. Aber wenn solch ein Nimbus zur weiteren Verwirrung der allgemeinen Meinung beizutragen droht, dann wäre es nicht schön, die Wahrheit zu verschweigen. Sie lautet nach meinem Erkennen: Bei allem Mitleid mit dem verwahrlosten Kinde, bei allem Respekt vor der geistigen Selbstbildung des Zuchthäuslers, — die frappante Verteidigungsrede stand im Zeichen der literarischen Geste. . . , nur der Geste.

Die hohle Geste, das ist die schlimmste Erscheinung unserer Tage. Sie verdirbt Treu und Glauben, verdirbt die Politik und die Kunstpflege — beinahe möchte man beifügen: auch das „ehrliche" Verbrechertum, wie wenigstens der Einzelfall zeigt.

Jugendliche Literaten kultivieren die Geste des Rechtssturzes, alte Verbrecher erwidern mit der literarischen Geste. Café „Größenwahn" und Kaschemme salutieren sich.

Das sterbende Wien / Von Gustav Erényi

In dem bedrängten Zeitabschnitt der Gebietsabtretung und Wiedergutmachung hat sich der unorientierte Reichsdeutsche zu einer neuen Entdeckung aufgerafft. Er entdeckte Wien, die Heimat der vordem so mitleidig abgefertigten „gemütlichen Lotterwirtschaft" als Fleisch von seinem Fleische und Blut von seinem Blute, als einen stolzen Grenzwart deutschen Wesens an der Schwelle des Orients, mit dem sich allen künstlich errichteten Hindernissen zum Trotz wiederzuvereinen, ihm eine stolze Genugtuung wäre für alle erlittene Unbill. Und diese Entdeckung just zu einer Zeit, da Altwien, mit einer Stammkultur und seinen bodenständigen Gemütswerten in voller Auflösung begriffen ist, und da seine deutsche Sendung nach dem Osten nicht mehr besteht.

Wer nach längerer Abwesenheit jetzt wieder zwischen den Mauern der „alten Kaiserstadt" weilt, dem entbietet sich ein erbärmlicher Anblick. Die alte Halle — das verschwenderische Barock einer selbstzufriedenen Ueberlieferung, die ehrbare Aufmachung der Kärntner- und Mariahilfstraße, das lauschige Milieu historisch gewordener Theater und Konzertsäle — weist um so störender auf alles Ungereimte, das sich dahinter regt und reckt. Man darf sich durch die Belebtheit des Straßenbildes, durch die nach wie vor gefüllten Schaufenster und den alten Kaffeehausrummel nicht täuschen lassen. Auch nicht durch das prunkvolle Getue der neuen Reichen, das hier aufdringlicher und ausschließlicher als in anderen Großstädten den öffentlichen Betrieb beschwingt. Der stillose Aufputz, die oberflächliche Einflußnahme eines unsoliden und unproduktiven Scheinkapitals ist zum Wertmesser und Lebensregulator dieses altehrwürdigen Kulturzentrums geworden. Missionsautomobile, auf Schritt und Tritt ein beispielloser Preiswucher, lockere Freuden im geheimen und ein unbeschreibliches Massenelend, Tanzkoller bei Tag und Nacht und ein gesteigertes Kokottenaufgebot sind ungefähr die Hauptmerkmale des neuen Gebarens. Das ist nicht mehr die altösterreichische Schlamp- und Lotterwirtschaft mit ihrer beruhigenden Gleichmäßigkeit. Das ist überhaupt keine Wirtschaft mehr, das ist ein Zustand allgemeiner ökonomischer und kultureller Fäulnis, dem nur fremde Hilfe, aber nicht mehr der urwiener Konservierungswille Einhalt bieten kann. . . . .

Das alte Wien konnte durch etwas Biedermeierfirnis, durch einen sentimentalen Lauer-Walzer und durch den Hinweis auf die mehr oder minder spießig anmutende Wiener Gemütlichkeit, durchaus nicht abgetan werden. Es war ein abgeschlossenes, stilreines Kulturgebilde, das bei allem bunten Einfluß der angrenzenden Nachbarsphären dennoch im Wesen deutsch blieb. Man wurde an den Namen der Firmenschilder wie am Stadtcharakter im allgemeinen des italienischen, slawischen und ungarischen Einschnitts gleicherweise gewahr. Vom Osten drang das Lässige, Ungeschäftige, vom Süden aber, durch jene italienischen Ansiedelungen, die schon zur Zeit der ersten Habsburger im Wiener Bevölkerungschaos aufgegangen waren, das Melodiöse, die Freude am Corso und Faschingstand aufs Temperament des Wienertums ein. Das Ergebnis aber war ein sachte ins Romanische hinübergleitender süddeutscher Sondergenre, in dem sich das Rastlose und vielfach Entartete der nördlicheren deutschen Entwicklungshast wohltätig zu beschwichtigen schien. Die echte, angeborene Freude am Spiel der Formen, an einer natürlichen, eingüssigen Eleganz der äußeren Erscheinung, an einem ungezwungenen, umstandslosen Sich-Geben im Stadtgewühl enger Straßen und im Bannkreise der höfischen Etikette, war von allen deutschen Stämmen den Bewohnern Wiens am meisten eigen.

Obwohl es den Mittelpunkt eines nach dem Orient tendierenden, zum Teil von magyarischen Machtgelüsten gelenkten diplomatischen Ränkespiels abgab, hatte Wien in seinem Stadtgebiete dennoch völkerische Traditionen getreuer als so manches

stolze Hort des Alldeutschtums bewahrt. Die Verbissenheit im politischen Drama, ebenso wie der fanatische Uebergrenzungskampf von Schicht zu Schicht war der Wiener Art gleicherweise Freund. Selbst wenn es scheinbar so derb zuging, wie im Devisenfeuer von Luegers antisemitischem Gemütsfeldzug, verbitterte sich das Verhältnis der Mitbürger zu einander nicht, und der judenfeindliche Bürgermeister selbst war von einer getreuen Heerschar der Hausjuden umgeben. Politik war für den Wiener Geschmack stets nur ein launiger Zeitvertreib und der Hofpomp, dessen Glanz die ganze Stadt widerstrahlte, eine frohe Ornamentik, mit der man ordentlich großtat. Wesentlich und schichteinigend hingegen wirkte die maßlose Liebe zur Scholle. Die Heimatsliebe des Wieners äußerte sich in doppelter Weise. Als eine nimmer müde Nörgelei gegen alles, was der leidige Wiener Amtsschimmel hervorbrachte und als ein fast dithyrambisches Anhimmeln der Wiener Luft, der Wiener Lebenslust, des Wiener Burgtheaters und Apfelstrudels. Es war im Grunde ein recht bescheidenes Register, das zur feierlichen Illustration des Wiener städtischen Zaubers immer wieder herhalten mußte. Entschwundene Koryphäen der allwiener Schauspielkunst, eine allmählich verblassende Schrammler- und Bänkelsängerromantik, der tägliche Flirt durch die Straßen um den Stephansturm und die Kasperlherrlichkeit im Prater, das waren so ziemlich alle Haupttrümpfe des wienerischen Selbstbewußtseins. Im überschwenglichen Lob von Sonnenthals und Lewinskys unvergleichlicher Kunst, in der Vergötterung seiner sonntägigen Stammlokale und der würzigen Reize des die Stadt umgebenden Wienerwaldes lebte sich der Enthusiasmus des Wiener Philisters aus. Das Erfassen und Erleben von politischen und ästhetischen Zeitströmungen paßte nicht ins Repertoire dieses harmlosen Gewohnheitsschwärmers.

Ein Klein-Paris ließe sich das Wien der rauschenden Eleganz und der natürlichen Leichtlebigkeit nennen, wenn ein solcher engbegrenzter Konservatismus des Gemütes nicht dazukäme, der sich vor den letzten Konsequenzen der Pariser Offenbarung fürchtet. Diese selbstgenügsame, auf ein kleineres Sehfeld eingestellte Beharrlichkeit der Kulturansprüche schreckte den beweglicheren und methodischer vorübergehenden norddeutschen Geist freilich vielfach ab. Auch das gemütlich Breite des Wiener Dialektes fand im nördlichen Bereiche eines gedrungenen Sprachgebrauches wenig Anklang. Hielt man sich jedoch nicht an das schlotterhafte Deutsch manches Wiener Journalisten, sondern an das von tiefen, satten Vokalen Gefärbte, von fremden Sprucheigentümlichkeiten Durchwobene und nichtsdestoweniger Kerndeutsche der Wiener Volkssprache, so konnte man sich des Zaubers der Ausdrucksweise ebensowenig erwehren, wie dem einschmeichelnden Klang der Wiener Volksmusik, die durch die Anteilnahme der in Wien ansässig gewesenen Klassiker des Tones geadelt wurde.

Dieses Wien mit seiner sonnigen, aber abgeschlossenen Kulturwelt war sicherlich nicht für die Ewigkeit bestimmt. Als der Sitz der unversehrten Habsburgermacht, die wirksame Weltpolitik spann, erlebte es seine eigentliche Blüte. Im verzwickten Machtgefüge der in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts erstandenen österreichisch-ungarischen Monarchie vermochte es zeitweilig einen erprobten Glanz zu behaupten. Aber die zunehmenden nationalen Zwistigkeiten, die im Wiener Reichstag am effektvollsten aneinanderstießen, das allmähliche Erlahmen der zentralen Verwaltungsmaschine und das Sinken des deutschen Einflusses im Inneren der Monarchie beeinträchtigten auch Wiens Kulturpotenz in ungünstigem Sinne. Solange der von der Türkenzeit überlieferte Stadtgürtel nicht abgerissen wurde, solange des allgewaltigen Metternichs volksbemutternder Geist in seinen Nachfolgern zwangsläufig fortwirkte und die Wipfel der uralten Fichtenwälder im Umkreise der Stadt nicht durch den Sturm eines Elementargeschehens geschüttelt wurden, lebte die Wiener Bürgerschaft unbesorgt weiter im schattenlosen Widerscheine einer stilgerechten Tradition. Aber die politischen Kämpfe der Jahrhundertwende spielen auch schon dem kulturellen Betriebe übel mit. So bestand beispielsweise ein Parallelismus zwischen den Pauken- und Tintefaßeffekten der tschechischen Obstruktion und dem beginnenden Auflösungsprozeß der von ganz Wien schwärmerisch verehrten Burgtheater-Ueberlieferungen. Der von Berlin berufene Paul Schlenther versucht und scheitert an dieser Stelle mit Ibsen, Hauptmann und dem in der Donaustadt um 1900 noch immer unbekannten Naturalismus. Das war der Anfang vom Ende, als der Norden einzudringen versuchte mit seinen neuen Kunst- und Geistesrichtungen, für deren rasch wechselnden Reigen das intakte Wien ebensowenig zu haben war, wie für

die Fineſſen der allerneueſten Technik. Faſt zur ſelben Zeit mußte Guſtav Mahler aus dem Verbande der Hofoper ausſcheiden, alte Barockbauten wurden in der inneren Stadt unter dem Wehgeſchrei der traditionstreuen Preſſe abgetragen, die chriſtlich-ſoziale Pöbelherrſchaft ſetzte ein und Karl Kraus ſchwang ſeine geſpenſterhafte „Fackel".

Der jähe Verfall von heute iſt gewiß durch den Allgemeinverfall Mitteleuropas und im beſonderen durch den Zuſammenſturz der Habsburgermonarchie bedingt. Wien iſt von heute auf morgen zu einer lebensunfähigen-hypertrophiſchen Stadt geworden, deren zwei Millionen Einwohner kein produktives Hinterland ernährt.

Der einmütige Deſpotismus der in den zu befolgenden Methoden ſonſt ſo uneinigen Entente, die mit finanziellen Hilfsmitteln knauſert, den ſo oft begehrten Anſchluß an das ſtammverwandte Deutſchland ſchroff unterſagt, im übrigen aber dem Problem Oeſterreich lange Beratungen widmet, trägt zur Verſteifung von Wiens unermeßlichem Elend bei. Dagegen war die ſozialiſtiſche Garde des bis zum politiſchen Morde fanatiſchen Fritz Adlers ebenſo machtlos, wie es nun das chriſtliche Verlegenheitskonſortium Hainiſch-Mayr iſt. Die Spottvaluta der öſterreichiſchen Krone, die ſich mit unabläſſiger Zielſtrebigkeit dem Nullpunkte nähert, und ſämtliche Krankheitserſcheinungen des Wiener Wirtſchaftslebens hängen mit der wirtſchaftspolitiſchen Iſolierung des ſo unendlich klein gewordenen Oeſterreich zuſammen.

Solche Nöte ökonomiſcher Art können und werden jedoch abflauen. Es wird eine Zeit kommen, ſei es infolge des früher oder ſpäter doch erzwungenen Anſchluſſes oder ſei es durch die Neuregelung der kontinentalen Wirtſchaft, da man in Wien wieder ohne den Zeitverluſt von einer Stunde einen telephoniſchen Anſchluß wird erlangen können und da ſich den täglichen Fleiſchgenuß nicht nur die Kriegsſchieber mit ungezählten Millionen werden gönnen dürfen. Die Kriſe der Gegenwart aber beſchleunigt jenen ſchon lange vordem begonnenen Abbröckelungsprozeß der Wiener Stammkultur, den rückgängig zu machen keine Gewalt mehr imſtande iſt. Noch waltet der urwüchſige Wiener Dialekt unbeeinträchtigt fort, immerhin häufig unterbrochen durch das im Kurſe unvergleichlich höher ſtehende Franzöſiſch und Engliſch der diverſen Beglückungsmiſſionen und durch das laute Magyariſch der an allen Ecken und Enden auftauchenden ungariſchen Emigranten. Aber der Volkscharakter verflacht ſich fortgeſetzt in der Stickatmoſphäre des haſtig um ſich greifenden Varieté- und Kinounweſens, die ſtilloſe Spekulation bemächtigt ſich aller Zweige des Wiener Sondergeſchmacks, der frühere Hofſchauſpieler wird zum Jongleur und die „geweihten Hallen" des Burgtheaters eröffnen ſich nun den gewagten Inſzenierungskünſten Max Reinhardts. Gegen Reinhardts Ueberfall aber wird der ſo heiß begehrte „Anſchluß" ſicherlich keinen Schutz gewähren, wie denn das Sittendiktat des Nordens überhaupt kaum beitragen wird zur Erhaltung von Wiens zerſtiebender Eigenart.

Das alte Wien ſtirbt — es ſtirbt unwiderruflich, und nach den ungezählten Totenzeremonien der letzten Jahre muß dieſer neue Beerdigungseffekt dennoch mit unverminderter Tragik wirken.

Anläßlich meines letzten Wiener Aufenthaltes beſuchte ich den Redakteur einer öſterreichiſchen Zeitſchrift, einen alten Hofrat, der als typiſcher Vertreter des literariſchen Altwiens gelten darf. Er beteuerte mit tränenden Augen, den Anblick der Straße nicht mehr ertragen zu können. Das Staatsarchiv ſei ſeine Welt, wo er dem ſchönen Traum des alten Wien ungehindert nachhängen und ſich in Schuberts, Bauernfelds und Dingelſtädts goldenes Zeitalter zurückverſetzen darf. Das iſt die letzte, totbleiche Ausſtrahlung der altwiener Herrlichkeit: der greiſe Hofrat, der ſich in ſein Archiv vergräbt.

Der Okkultismus im modernen Weltbild / Von Kurt Reimers

Es ist nachgerade an der Zeit, daß auch in Deutschland die wissenschaftliche Diskussion über das Tatsachengebiet des Okkultismus, das in andern Ländern seit langem mit Erfolg bearbeitet wird, eröffnet werde. Die öffentliche Meinung beginnt bereits da und dort einzusehen, daß die überlegene Geste, mit der die Vertreter der sogenannten „Aufklärung" die okkulten Phänomene noch immer glauben abtun zu können, keinen Kredit mehr beanspruchen darf. Es dämmert allmählich die Ahnung, daß an den von den Anhängern des Okkultismus behaupteten Erscheinungen, obwohl sie aus dem Rahmen der bisherigen Erfahrung herauszufallen scheinen, am Ende doch etwas Wahres sein könnte.

Unter diesen Umständen wird das soeben im Sibyllen-Verlag, Dresden, erschienene Werk von Prof. Oesterreich, „Der Okkultismus im modernen Weltbild", jedem, dem es ernst damit ist, sich über die Gedankenwelt des Okkultismus ein Urteil zu bilden, hochwillkommen sein. Das Buch gibt eine vortreffliche Uebersicht über die merkwürdigsten und am besten beglaubigten Fälle aus der großen Zahl der okkulten Tatsachen sowie über die Erklärungsversuche, die an diese Fälle anknüpfen, und die daraus entwickelten Hauptformen der okkultistischen Weltanschauung: den Spiritismus und die Theosophie. Wohltuend berührt die klare und unvoreingenommene Art der Darstellung, die sich von den sonst auf diesem Gebiet fast unvermeidlich scheinenden Verunglimpfungen und anderen Entgleisungen freihält.

Die okkulten Erscheinungen lassen sich in verschiedene Gruppen zusammenfassen: automatisches Schreiben und Sprechen, telekinetische und Materialisationserscheinungen u. a. Die Urheber dieser Phänomene, die sogenannten Medien, zeigen zumeist eine besondere Begabung für die eine oder die andere Art der Phänomene. Europäische Berühmtheit als Vertreter der ersten Gruppe haben die Medien Helene Smith und Mrs. Piper erlangt, als Vertreter der zweiten Gruppe Eusapia Palladino und das von Schrenck-Notzing eingehend untersuchte Medium Eva C.

Helene Smith ist typisch für die Hervorbringung sogenannter „Inkarnationsphänomene", der modernen Form der „Besessenheit". Im somnambulen Traumzustand vermochte Helene Smith in höchst eindrucksvoller Weise alle möglichen verschiedenen Persönlichkeiten zu verkörpern. Ihre Seele schien dann vollständig ihren Körper verlassen zu haben und eine andere an ihre Stelle getreten zu sein. Sprache, Schrift, Haltung und Gebärdenspiel, ja selbst die Gesichtszüge des Mediums glichen sich der dargestellten Persönlichkeit in zum Teil vollkommener Weise an. Prof. Flournoy in Genf, der Helene Smith lange Jahre hindurch methodisch beobachtet hat, schildert die unübertreffliche Art, mit der das Medium beispielsweise die Persönlichkeit der Königin Marie Antoinette darstellt, wie folgt: „Man muß Helenen sehen, wenn der königliche Trance völlig und echt ist: Anmut, Eleganz, Vornehmheit, bisweilen Majestät in Stellung und Geste, wahrhaftig das Benehmen einer Königin. Die feinsten Ausdrucksnuancen, charmante Liebenswürdigkeit, hoheitsvolle Herablassung, Gleichgültigkeit und vernichtende Verachtung zeigen sich wechselweise auf der Physiognomie und in der Haltung beim Défilé der Höflinge, die ihren Traum bevölkern. Das Spiel ihrer Hände mit dem wirklichen Taschentuch und ihrem fiktiven Zubehör: Fächer, Lorgnette, Riechfläschchen mit Schraubenverschluß in einem Täschchen am Gürtel, Reverenzen, Bewegungen von gefälliger Zwanglosigkeit, da sie nie vergißt, bei jeder Wendung nach hinten ihre imaginäre Schleppe zu werfen; all dies Unbeschreibliche und Natürliche ist vollendet in Natürlichkeit und Leichtigkeit."

Der Eindruck, daß es sich hier um „echte" Inkarnationszustände, d. h. wirkliche Verkörperungen abgeschiedener Persönlichkeiten handelte, muß hiernach denkbar stark gewesen sein. Gleichwohl hält bei näherer Prüfung der Glaube an die Echtheit der von Helene Smith gebotenen Phänomene nicht stand. Im Falle der Marie Antoinette ergibt sich, daß die wirkliche Schrift der verstorbenen Königin sowie auch der von ihr gesprochene Dialekt doch in wesentlichen Punkten von Schrift und Dialekt der Helene Smith Abweichungen zeigte. Auch gibt der Umstand zu denken, daß die von Helene Smith dargestellte Marie Antoinette moderne Worte wie Tramway und Photographie kannte, die der echten Königin

sicherlich unbekannt waren. Aehnliche Fehler lassen sich bei den übrigen Inkarnationen nachweisen. Das Ergebnis ist, daß die somnambulen Zustände der Helene Smith zwar an sich echt sind, so daß die Möglichkeit des Betruges ausscheidet; daß aber die von ihr gebotenen Darstellungen nicht auf außer ihr liegende Ursachen zurückzuführen sind, sondern sich in befriedigender Weise als von ihrem normalen Ich abgespaltene psychologische Prozesse erklären lassen.

Der Fall der Miß Piper ist interessant durch die oftmals verblüffenden hellseherischen Leistungen, die während des Trancezustandes dargeboten wurden. Die Kenntnisse, die Frau Piper in diesem Zustande verriet, konnte sie nicht auf normale Weise erlangt haben. Sie machte Mitteilungen über Namen, Charakter, Vergangenheit der anwesenden und anderer ihnen bekannter Personen, nicht nur Lebender, sondern auch Verstorbener. Zumeist handelte es sich dabei um gleichgültige Dinge; um so merkwürdiger mußte es erscheinen, daß Frau Piper von diesen Dingen wußte, die eben wegen ihrer Geringfügigkeit oft nicht einmal den Anwesenden im Augenblick der Mitteilung bekannt waren und erst nachträglich bestätigt werden mußten. Oesterreich sagt hierüber (a. a. O. S. 53): „Der unmittelbare Eindruck, den die automatische Schrift oder Rede und der scheinbar direkte Verkehr mit den sich kundgebenden Geistern durch Rede und Antwort macht, hat offenbar etwas viel Suggestibleres an sich als die nachträgliche Lektüre der Sitzungsberichte, so daß selbst ein Forscher von der allgemeinen psychischen Robustheit eines Hodgson, der sich ursprünglich seiner ganzen Veranlagung entsprechend zum Positivismus bekannte, sich zum Spiritismus bekehrte, seit sich ein kürzlich verstorbener Freund, George Pelham, scheinbar in Mrs. Piper inkarnierte und ihn an allerlei Einzelheiten philosophischer Gespräche erinnerte, die sie miteinander gepflogen hatten." „Aehnlich erging es James nach dem Tode Hodgsons mit dessen Inkarnationsnachbild. Die Aehnlichkeit mit dem Verstorbenen und die Supranormalität der geoffenbarten Kenntnisse war so groß, daß ihn ‚ein leichter Schauer überlief, wie wenn ich wirklich mit meinem alten Freunde spräche.' Und auch er, der jahrelang Hodgson gegenüber die antispiritistische Auffassung verfochten hatte, glaubte nun nicht mehr mit ihr auskommen zu können" (S. 54).

Betrug ist im Falle der Mrs. Piper völlig ausgeschlossen. Die Frage ist nun, ob sich die von ihr gebotenen Phänomene nur durch die spiritistische Hypothese, die bekanntlich eine unmittelbare Einwirkung abgeschiedener Persönlichkeiten (Geister) annimmt, befriedigend erklären lassen. Oesterreich verneint diese Frage. Er ist der Meinung, daß sich jeder einzelne Fall als Verarbeitung telepathisch erworbener Kenntnisse deuten lasse. Es mag jedoch dahingestellt bleiben, ob telepathische Vorgänge, wie sie im Falle der Mrs. Piper angenommen werden müßten, nicht mindestens ebenso fremdartig und unerklärlich anmuten würden, wie die von spiritistischer Seite behaupteten unmittelbaren Einwirkungen geistiger Wesenheiten.

Das Problem des automatischen Sprechens und Schreibens wird besonders verwickelt durch eine Erscheinung, die als „cross-correspondence" bezeichnet zu werden pflegt. Die cross-correspondence besteht darin, daß von verschiedenen Medien zu derselben Zeit an verschiedenen Orten Mitteilungen gemacht werden, die erst in Verbindung miteinander einen richtigen Sinn ergeben. Oesterreich sagt hierüber (S. 75): „Ohne Frage kann nicht daran gezweifelt werden, daß das Zustandekommen einer cross-correspondence stets einem überlegenden Geiste zuzuschreiben ist. Von irgendwelchem Zufall kann hier nicht gesprochen werden, dazu ist das Ineinanderpassen verschiedener Inspirationen viel zu häufig und auffällig." Aber auch hier glaubt Oesterreich mit der Annahme telepathischer Vorgänge auskommen zu können. Jedoch muß diese Hypothese schon durch die Annahme telepathisch erteilter Suggestionen oder telepathisch getroffener Verabredungen ergänzt werden, wodurch sie nicht eben an Glaubwürdigkeit gewinnt.

Die zweite große Gruppe der okkulten Erscheinungen umfaßt, wie erwähnt, die telekinetischen und die Materialisationsvorgänge. Die Tatsächlichkeit beider muß nach den jüngsten Forschungen von Schrenck-Notzings als feststehend angenommen werden. Dabei scheint der Sachverhalt der zu sein, daß sich die telekinetischen Vorgänge als eine Abart, gewissermaßen eine Vorstufe der eigentlichen Materialisationen darstellen. Nach den Forschungen v. Schrenck-Notzings ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Fernbewegungen, die in der Umgebung des Mediums auftreten, ebenfalls durch materielle Gebilde hervorgebracht werden, die aus dem Organismus des Mediums stammen. Es scheinen dies dieselben Gebilde zu sein, die bei stärke-

rer Verdichtung die eigentlichen Materialisationen hervorrufen. Mit den beiden bereits genannten Medien Eusapia Palladino und Eva C. sind lange Reihen von Versuchen, unter Beteiligung der namhaftesten Gelehrten, angestellt worden. Das Ergebnis ist in beiden Fällen ein unzweifelhaft Positives. Täuschungsversuche sind nur bei Eusapia Palladino beobachtet worden; jedoch waren die angewandten Mittel stets so primitiv, daß sie leicht durchschaut werden mußten. Die sogenannte „Ruminationshypothese", die aus Anlaß der bei Eva C. beobachteten Erscheinungen von unberufener Seite aufgestellt wurde, wollen wir im Interesse ihrer Urheber mit Stillschweigen übergehen (jener „Hypothese" zufolge sollte Eva C. auf Chiffon gezeichnete Bilder vor den Sitzungen verschluckt und während der Sitzungen emporgewürgt haben!).

Während die beiden bisher genannten großen Gruppen der okkulten Erscheinungen bei Oesterreich eine ausführliche Darstellung und kritische Würdigung finden, erscheint eine dritte Gruppe leider nicht vertreten: die Durchdringung der Materie und die sogenannten Apporte. Vielleicht mag dies daran liegen, daß für diese Gruppe nicht genügend kritisch verarbeitetes Beweismaterial vorliegt. Nur bei der Schilderung der Versuche, die seinerzeit Prof. Zoellner mit dem Medium Slade angestellt hat, werden einige hierher gehörige Erscheinungen kurz erwähnt. Dabei ist die hier in Betracht kommende Gruppe für die spiritistische Hypothese ganz besonders wichtig. Vorausgesetzt, daß Durchdringungen der Materie und Apporte nicht minder zweifellos beglaubigt wären wie die Materialisationen, würde die spiritistische Deutung eine sehr wesentliche Unterstützung erfahren. Denn diesen Erscheinungen gegenüber dürften andere als spiritistische Deutungsmöglichkeiten kaum in Betracht kommen.

Oesterreich selbst ist kein Anhänger des Spiritismus, er hält in den von ihm wiedergegebenen Fällen die telepathische Erklärung für ausreichend. „Es gibt überhaupt kein Beweisverfahren, das uns zwingen könnte, hinter irgendeinem medialen Produkt einen anderen Geist als Urheber anzunehmen, als den Geist des Mediums selber. Mag das mediale Produkt geistig noch so hoch oder niedrig stehen, wir können es dennoch dem Medium zuschreiben, denn die unbewußte oder somnambule geistige Produktion kann sehr wohl über oder unter dem Niveau der normalbewußten sich befinden. Ebenso kann keine noch so große psychische Konstitutionsähnlichkeit zwischen dem automatischen Geisteserzeugnis und irgend einem anderen lebenden oder toten Individuum einen Beweis für die Identität des erzeugenden Geistes mit eben jenem andern liefern. Wir kennen keine Grenzen der Einfühlung in eine fremde Person und der eigenen Umbildungsfähigkeit. Endlich vermag auch keine Angabe irgendwelcher Tatbestände einen Beweis für die Gegenwärtigkeit eines Verstorbenen zu liefern, da wir die Angabe ja erst verifizieren müssen. Ist uns das aber möglich, so ist damit gleichzeitig bewiesen, daß sie auf anderem Wege als auf dem der unmittelbaren persönlichen Erinnerung, wie sie jener Geist hätte, ermittelt werden kann und ermittelt werden konnte. Entsprechendes gilt von den Materialisationsgebilden. Der Spiritismus läßt sich also schlechterdings nicht mit zwingenden Gründen beweisen" (S. 146/47). Es wäre interessant, zu erfahren, ob der Verfasser seine ablehnende Haltung gegenüber dem Spiritismus auch im Falle der Verifizierung von Erscheinungen aus der erwähnten dritten Gruppe aufrechterhalten würde.

Den Spiritismus will Oesterreich überhaupt nicht mehr als die eigentlich moderne Form des Okkultismus gelten lassen; er ist der Meinung, daß der Spiritismus durch die theosophische Bewegung gewissermaßen abgelöst sei. Dies ist wohl etwas zu viel gesagt, immerhin ist nicht zu leugnen, daß die Theosophie in neuerer Zeit wesentlich an Ausbreitung gewonnen hat. Das Eigentümliche der theosophischen Weltanschauung, die im übrigen alle vom Spiritismus behaupteten Tatsachen gelten läßt, besteht in dem Glauben an die Möglichkeit, durch gewisse geistige Uebungen dem Menschen eine Art höherer, intuitiver Erkenntnis und vielleicht sogar magische Gewalt über die Naturkräfte zu vermitteln. Die Vorbilder für die theosophische Weltanschauung sind in Indien zu suchen, von wo die merkwürdigsten Berichte über Versenkungszustände und magische Leistungen vorliegen. Es ist nicht leicht, sich auf Grund der vorhandenen Literatur von der Theosophie ein richtiges Bild zu machen. Diese Literatur macht nämlich einen vielfach wirren, ja zum Teil geradezu wüsten Eindruck, so daß man leicht versucht wird, ein absprechendes Urteil zu fällen. Auch Oesterreich geht mit der Theosophie ziemlich scharf ins Gericht, er ist jedoch vorurteilsfrei genug,

zuzugeben, daß sich ein sicheres Urteil erst wird ermöglichen lassen, wenn die in Indien beobachteten Leistungen (z. B. der Fakire) erschöpfend geprüft und durchforscht sind. „Ich möchte glauben, daß alles, was vielleicht heute in europäischen Kreisen irgendwo an Konzentrationsübungen geleistet wird, nur am äußersten Rande der indischen Versenkungszustände bleibt. Die ganze Geistesverfassung des Europäers ist viel zu aktiv und viel zu sehr von weltlichen Interessen in Anspruch genommen, um sich in solchem Maße physischen Uebungen hinzugeben" (S. 143). —

Die weitere Entwicklung der „Parapsychologie", die sich mit dem Studium der okkulten Erscheinungen des Seelenlebens befaßt, ist zum großen Teil eine Frage der materiellen Mittel. Deshalb regt Oesterreich die Schaffung eines „Deutschen Zentralinstituts für parapsychologische Forschung" an. Spenden sind zu richten an die Württembergische Vereinsbank, Tübingen, Wilhelmstraße (Konto: Deutsches Zentralinstitut für Parapsychologie, Prof. Oesterreich), oder die eidgenössische Bank in Zürich. Möge dem geplanten Institut, an dessen Forschungsaufgaben die gesamte zivilisierte Welt den lebhaftesten Anteil nehmen sollte, eine gedeihliche Entwicklung beschieden sein.

Lehmbruck / Von Hans Franck

Noch vor wenig länger als einem Jahr stand die deutsche Bildhauerkunst, soweit sie nicht eine bloße Künstlersache, sondern eine menschliche und damit eine übernationale Angelegenheit ist, auf vier Augen. Seit Lehmbruck im März 1919 in seinem Berliner Atelier den Gashahn geöffnet hat und freiwillig aus einem Leben geschieden ist, um dessen menschliche und künstlerische Bezwingung er mit einer innerlichen Hingabe wie wenige Künstler unserer Zeit gerungen hat, ruht sie nur noch auf den beiden Augen Ernst Barlachs. Es ist kein Zufall, daß Einem in dem Augenblick, wo es gilt, sich über die Bedeutung des Lehmbruckschen Lebenswerkes klar zu werden, der Name Barlachs kommt. Beide gehören zusammen. Nicht nur was das Ausmaß und die Gewichtigkeit ihres bildkünstlerischen Werkes betrifft, sondern, so überraschend das auf den ersten Blick erscheinen mag, auch um der Art und der Formrichtung ihrer Arbeiten willen. Beide, Lehmbruck und Barlach, sind Synthetiker. Sind in der bildenden deutschen Kunst die einzigen Synthetiker von Rang. Aus der Zeit des Impressionismusses in die Zeit des Expressionismusses hineinwachsend, haben beide sich weder an der Nachbildung der Wirklichkeit genügen, noch sich durch die Verachtung der Wirklichkeit zugunsten einer prästabilierten Geistigkeit verwirren lassen. Den Werken beider, Barlachs und Lehmbrucks, ist das Ausschwingen nach beiden Seiten, das Ausgreifen ins Erdhafte und ins Allhafte eigen. Wie der Golfstrom im Meer, kreist in allen Gestalten beider die Sehnsucht, aus sich heraus, über sich hinauszugelangen. Ein Horchen und Rufen ins Außerwirkliche, ein Tasten und Greifen nach dem Ungreifbaren, ein unstillbares Verlangen nach dem Außer-Ich, dem Ueber-Ich bringt für ihre Schöpfungen eine große grundlegende Gemeinsamkeit mit sich. Zur Hauptsache ruht sie in Innerlichem: in dem formschaffenden Grundwillen beider, den Widerstreit zwischen dem Aus-sich-Entweichenwollen ins Geistige und dem durch das Erdhafte In-sich-Gefesseltsein Ausdruck, Symbol werden zu lassen. Um die Darstellung der Spannung zwischen Müssen und Wollen, zwischen nach Außen-Drängen und Nach-innen-gezwungen werden, geht es. Nicht, wie der Impressionismus oder der Expressionismus, das Hüben oder Drüben, die Stofflichkeit oder die Geistigkeit wollen Barlach und Lehmbruck erbilden, sondern das Antithetische, den Zwiespalt, das Aufeinander-Angewiesensein des Körperhaften und des Gotthaften im Menschen. Die Beseeltheit des Seelenlosen, die Geistigkeit des Ungeistigen, die Ueberirdischheit des Irdischen, die Transparenz des Diesseitigen, die Entfesselung des Scheinbaren, die Beschwingtheit des Belasteten, die Mystik des Rationalen — das in- und aneinander zu geben, das Monument werden zu lassen, ist die leitende Sehnsucht ihres Lebens. Nicht um Formabstraktion (die Mode von heute) noch um Realitätvortäuschung (die Mode von gestern) geht es ihnen. Ihr Ziel ist weder illusionsverachtende Nichts-als-Geistigkeit, noch gefügige, ungeistige Illusionsvergötzung, sondern die Darstellung der Durchdrungenheit von Idee und Erscheinung, von Unendlichkeit und Endlichkeit, die Ueberschneidung der Ge-

bärde, die aus dem Hinausdrängen und dem In-sich-Verhaftetsein resultiert. Sogar im Aeußeren — trotz aller in die augenspringenden Unterschiede, auf deren Ursprung weiterhin eingegangen werden soll, zeigt sich das offensichtlich. Sowohl bei den Werken Barlachs wie bei denen Lehmbrucks bricht das Gefühlhafte nicht soweit heraus, daß es sich in Gebärden entlädt, die von dem Körperhaften abspringen. Es wird vielmehr unter allerhöchstem Druck die geschlossen gegebene Körperhaftigkeit in den Gestalten aufgespeichert, so daß es nirgend aus der Gesamtkörperlichkeit entweichen kann, wie die Elektrizität aus den Spitzen, sondern in ihnen gebunden bleibt. Zum Zweck größerer Wirkung, zur stets bereiten Entladung in unserem Gefühl.

Trotz dieser Gleichheit, die das Ziel: den ewigen Dualismus, der mit dem Menschsein gegeben ist, durch künstlerische Synthese zu überwinden, mit sich bringt, bleibt eine große Grundverschiedenheit zwischen dem Lebenswerk Lehmbrucks und Barlachs. Sie kommen zu dem gleichen Ziel von der entgegengesetzten Richtung. Barlach gibt das Geistige, gibt das Transzendente trotz der Erdhaftigkeit, trotz der Körperschwere seiner Gestalten. Sein Wille ist von unten nach oben gerichtet, treibt seine Geschöpfe aus dem Boden heraus. Das Allhafte scheint durch das Leibhafte hindurch. Lehmbruck gibt trotz der Transzendenz, trotz der Geistigkeit seiner Gestalten Körperhaftigkeit, Erdigkeit. Seine frei schwebende Sehnsucht senkt sich zur Menschlichkeit hinab und reißt sie, alle Formen in die Höhe reckend, zu sich herauf. Das Körperliche leuchtet hinter dem Seelischen auf. Bei Barlach dumpfe, klobige, vom Erdigen nur ganz wenig abgehobene Gestalten, so schwer mit Not und Grauen und Erdhaftigkeit belastet, daß man sich wundert, wenn sie die Füße zu heben vermögen und sich nicht als den prallrunden Bäumen gleich im Boden verwurzelt erweisen. Aber gerade in der Schwere, in der Ungelöstheit, in dem Nicht-aus-sich-herausfindenkönnen eine Aufwärtssehnsucht von unwiderstehlicher Gewalt. Bei Lehmbruck überschlanke, himmelan gereckte, differenzierte, gotisch hinaufgerissene Körper, denen so wenig Erdigkeit beigemischt ist, daß man sich wundert, wenn ihre Füße an der Erde haften bleiben und der Sturm ihrer Aufwärtssehnsucht sie nicht der Erde entführt. Aber gerade durch diese Beimischung des Erdigen von einer Symbolkraft ohnegleichen, von einer Gebärde, die mit unsäglicher Innigkeit ins Jenseitige hinaufweist. Mit einer sehr viel stärkeren, als sie zu schaffen vermögen, die glauben, durch Deformierung der Natur mehr zu geben als durch ihre Einbeziehung, und dabei die Torheit jener Unverständigen begehen, die meinen: wieviel schneller würde die Taube ohne die Widerstände der Luft fliegen! Während sie doch in Wahrheit ohne ihren Widerstand überhaupt nicht zu fliegen vermöchte, weil sie nicht nur trotz seiner, sondern gerade durch ihn den Auftrieb bekommt, der ihr das Fliegen ermöglicht. Es ist gerade heute, wo man gar zu gerne Lehmbruck für den Expressionismus reklamieren möchte, während er in Wahrheit ebensowenig ihm angehört wie dem Impressionismus, — es ist gerade heute nötig, auf das Trotzdem in seinem Werk mit Nachdruck hinzuweisen: Auf diese Beimischung des Erdhaften, auf seine tiefe Achtung vor der Körperlichkeit. Denn obwohl er nirgends Wirklichkeit als solche gibt — von der Außerwirklichkeit eines Archipenko, eines Lammert ist er weltenweit entfernt. Das Naturhafte ist durch die Triebkräfte des Seelischen weiter entwickelt, zu einer höheren, einer seelisch willigeren Formhaftigkeit über ihren derzeitigen Wirklichkeitsstand hinausgeführt. Niemals aber hat Lehmbruck sich außerhalb der Bedingnisse des Naturhaften mit seinem Werk gestellt. Niemals hat er das Geisthafte an sich durch naturüberhobene Formen, oder — wie man besser sagte —: Formeln zu geben versucht. Ihm war, wie ganz Wenigen unserer Tage die Form nicht — um Storms Vierzeiler zu nutzen — ein bereitstehendes Gefäß, in das der geistige Inhalt einfach hinausgegossen wurde. Ihm war sie im tiefsten Sinn der Kontur, der den lebendigen, trotz aller Ueberwirklichkeit wahrhaftigen, atmenden Leib umschließt. Und während, gemäß des Punktes, von dem er auf das Ziel der Synthese zustrebt, allen Werken Barlachs etwas Dumpfes, Drückendes, Grauenhaftes, Albhaftes eigen ist, weisen alle Werke Lehmbrucks, gemäß seines entgegengesetzten Ausgangspunktes, ein gemeinsames Merkmal auf, durch das sie sich auf den ersten Blick als Schöpfungen seiner Hand erkennen lassen: Adel, geistigen, seelischen Adel.

* *
*

Von unten ist Wilhelm Lehmbruck herauf gekommen. Er wurde (ich folge in dem Tatsächlichen der bei Kiepenheuer erschienenen eindringlichen Monographie Paul Westheims) im Januar 1881

als Sohn eines Bergarbeiters in Meiderich bei Duisburg geboren. Die Volksschule vermittelt ihm das nötigste Wissen. Schon als Junge spukt seine Begabung vor. Er ist ein ungewöhnlich guter Zeichner. Er schnitzt mit dem Taschenmesser aus Gips heraus – da er nicht weiß, daß man solche Dinge modellieren kann – allerlei Büsten. Darunter eine Germania des Niederwalddenkmals, des Schlüterschen Großen Kurfürsten, die er sich aus der Zweidimensionalität seines Realienbuches ins Dreidimensionale übersetzt. Ein Lehrer wird auf ihn aufmerksam und setzt durch, daß er nach Düsseldorf zum Studium kommt. Zehn Lehrjahre — vier auf der Kunstgewerbeschule, sechs auf der Akademie – folgen. Es gibt zu denken, daß dieser ungewöhnliche Könner ebensoviel Jahre des Studiums für nötig hält, wie die Mehrzahl der Heutigen an Monaten — sie wissen wohl warum — fürchten. Was Lehmbruck in diesen Jahren macht, ist Kitsch, den Kunsthändler vertreiben, den die Akademie — wie die Badende – ankaufen, ist bestenfalls Vorarbeit zum späteren Werk. Eins bleibt staunenswert: daß das zehnjährige Studium ihm mit dem Handwerk, das es ihn lehrt, nicht, wie gemeinhin, den Geist verfälschte. Reisen nach Holland, Italien weiten den Blick. Die Stunde der Erweckung ist noch nicht gekommen. 1910 übersiedelt Lehmbruck nach Paris. Die Gefahr Rodin wird durch instinktives Sich-Abgrenzen bestanden. Maillol, Minne weisen ihm als Wahlverwandtere neue Wege. Und plötzlich ist der Durchbruch da. Mit einer Vehemenz ohnegleichen bricht, was in Lehmbruck aufgespeichert war, heraus und entlädt sich in wenigen Jahren. Ob die Stunde der Entrückung ihm bewußt geworden ist, wie Barlach, der plötzlich, ein nahezu Vierziger, in der Weite der Steppe Rußlands (auch dies örtliche Rußland-Paris kein Zufall!) in sonnenklarer Erkenntnis seinen Typ fand, oder ob das Neue, ohne erstaunendes Wissen darum plötzlich da war, steht dahin. Jedenfalls ist es da. Mit der heute im Duisburger Museum stehenden weiblichen Figur, die 1910 in Paris entstand und ungeheures Aufsehen erregte, schuf Lehmbruck ein Werk, von dem aus es zu früheren bei ihm keine Brücke gibt. Freilich so groß der Schritt voraus war — uns Heutigen, die wir das Gesamtwerk Lehmbrucks übersehen, ist sie noch nicht ganz seines Geistes. Irgendwie ist die formale Schönheit der geisterzwungenen Schönheit gegenüber, die das eigentliche Lebenswerk Lehmbrucks beherrscht, noch übermächtig. In dem Hagener weiblichen Torso, der Büste seiner Frau und der kleinen Sinnenden tut Lehmbruck Meilenschritte. Und dann, gleich ihm, 1911 mit der Knieenden die erste vollausgereifte Schöpfung, die nirgends vorher in der Kunst so gegeben wurde. Diese Knieende umschließt alles das, was ich durch die Bezeichnung der Gemeinsamkeit und der Verschiedenheit mit dem Lebenswerke Barlachs als das Wesenhafte der Lehmbruckschen Kunst herauszustellen suchte. Sie ist in all ihrer Ueberirdischkeit irdisch, in all ihrer Geistigkeit körperhaft, in all ihrer Naturjenseitigkeit naturnahe. Ist von einer Adligkeit und einer Innigkeit, die seit Jahrhunderten in der deutschen Plastik in keinem Frauenleib eines Bildhauers mit gleicher Kraft lebendig geworden war. Im Grunde genommen hat Lehmbruck in den vier Pariser Schaffensjahren nur Variationen dieser Gestalt gegeben: die große Sinnende und die weiblichen Torsi, der emporsteigende Jüngling und das sitzende Mädchen — irgendwie sind sie alle in der Knieenden schon enthalten. Armut wird darin nur Der sehen, der nicht weiß, daß auch die größten Künstler in einem siebzigjährigen, achtzigjährigen Leben nur zwei, drei wahrhaft eigene und wahrhaft neue Themen schaffen und mit ihrer Variierung vollauf zu tun haben. Der Ausbruch des Krieges reißt Lehmbruck aus Paris fort. In Berlin vermag er der Rückblickenden nicht die Außergewöhnlichkeit zu geben, die der Pariser Entwurf versprach. Porträtbüsten, soweit sie auch über das übliche hinausgehen, füllen ihn innerlich nicht so aus, daß sie seine letzte Kraft frei machen. Dieses Wunder vollbringt nur eine freie Schöpfung: Der Gestürzte. Und in ihm gelingt Lehmbruck nicht nur nach und neben der Knieenden, der Sinnenden und dem aufsteigenden Jüngling ein Werk von ungewöhnlicher Qualität, sondern zugleich die einzige Symbolisierung unserer Kriegszeit, unseres deutschen Schicksals, die ich kenne. Gelingt sie ihm, durch die Antizipation, die das Wesen des Genies ausmacht, zu einer Stunde, wo noch alles an unsern Aufstieg glaubte. Noch einmal, in dem sitzenden Jüngling, der in Berlin begonnen und in Zürich vollendet wurde, strömt alle Kraft Lehmbrucks in ein Werk von adligstem Ebenmaß zusammen. Dann kommt seltsame Unruhe in sein Werk. Neben Porträtbüsten — Fritz von Unruhs, einer Frau B., des Fräulein von Friedländer-Fuld — von denen die obengegebene Abgrenzung, wenn

auch nicht in gleichem Umfang, gilt — entstehen neue Arbeiten, die etwas Tastendes, Vorausgreifendes, Gequältes haben. Offenbar ist Lehmbruck mit dem Bisherigen irgendwie fertig. Die Angst der Wiederholung muß ihn gequält haben. Im Fragment der Betenden, dem Kopf eines Denkers, dem Kopf von Mutter und Kind ist etwas Neues. Ein Suchen nach Form. Ein Erfühlen von einstweilen zur Geahntem. Ein Weniger im Mehr. Ein Mehr im Weniger. Vollwerke sind es nicht. Die wurden Lehmbruck, der schwer und zweifelnd arbeitete, nur nach langen Stauungen.

Wohin sein Weg gegangen wäre — wer will es sagen? Er hat sich selber ein Ziel gesetzt. Gewiß, irgendwie drückt sich darin ein Versagen seiner Kraft aus. Ob nur des menschlichen, des leibhaften an Nerven gebundenen Individuums? Ob auch der des Künstlers, wie manche von denen wollen, die beweglich vor Ueberschätzung warnen? Es ist müßig, nach einer Antwort auf diese Frage heute zu suchen. Wie es auch müßig ist, heute — das Empfinden künftiger Geschlechter vorwegnehmend — die Größe und dauernde Gültigkeit der Lehmbruckschen Kunst bestimmen zu wollen. Neben den Pygmäen des Impressionismusses und des Expressionismusses ist dieser Synthetiker ein Riese, der nur einen gleichgewachsenen Mitstreiter hatte: Barlach. Man braucht, um seine überragende Bedeutung in unserer Kunstepoche zu ermessen, nur einmal aus den Sälen der Düsseldorfer Großen Kunstausstellung, die das Werk Lehmbrucks in einer bisher noch nicht gezeigten Vollständigkeit darbieten, in den Raum zu gehen, der die „Werke" der Düsseldorfer „Kunstbildhauer" in sich enthält. Von einem Ort der Weihe gelangt man in ein Wachsfigurenkabinett, das ein Irrer zusammengeschleppt zu haben scheint, und statt zu ehrfürchtiger Stille wird man zu grauenhaftem Lachen gezwungen. Wie das Werk Lehmbrucks in dem Urteil der Geschichte bestehen, ob die Klassizität der Leistung dieses Urteil zu einem rückhaltlosen Ja bestimmen, ob die Problematik, die es namentlich an seinem Ausgang unwittert, dem Urteil ein starkes Aber beimischen und ihm den Nimbus der Genialität nehmen wird, das vermag heute niemand zu sagen. Und auch über das Geschick des Menschen ist heute, wo nur wenige um die treibenden Kräfte in dem tragischen Ausgang wissen, ein abschließendes Urteil noch nicht möglich. Vielleicht wird, wenn die nötigen Dokumente zur Verfügung stehen und gebotene Scheu wegfällt, ein Dichter späterer Zeiten — wie es Wilhelm Schäfer mit dem Leben Stauffer-Berns tat — eine Chronik des Lehmbruckschen Lebens schreiben und seine Gestalt zu einem Typus des Menschentums unserer grauenhaften Zeit steigern. Nicht eine Chronik der Leidenschaft wird er dann geben, nicht die Darstellung eines Lebens, dessen Ungestüm und Robustheit sich im Kampf mit inneren Widerständen zersetzt, sondern das Bild eines überzarten, sensiblen, schwerflüssigen, grüblerischen, verantwortungbelasteten Menschen, der aus den Tiefen der Armut heraus sich auf die Höhen der Menschheit seiner blutdurchdünsteten Zeit heraufarbeitete, und als er den Gipfel sah, es nicht mehr vermochte — oder nicht mehr für Wert erachtete? — nun auf dem endlosen Wege auch noch die letzten wenigen Schritte zu tun. Der freiwillig-unfreiwillig, der unfreiwillig-freiwillig abstürzte. Der sich geschickergeben in das Dunkel der Erde bohrte, aus der er aufstieg, noch im letzten Atemzug mit einer Gebärde von herzergreifender, stiller Sehnsüchtigkeit nach Dem auslangend, was keines Menschen Hand, auch die des größten aller Genies nicht, jemals ganz umgreifen wird.

Schuster Munter / Von Gustav Wied

Schuster war er, aber er hieß nun eigentlich Hansen, auf den Namen war er getauft, aber alle Leute in der Stadt nannten ihn Schuster Munter, weil er so vergnügt war. Vom frühesten Morgen saß er auf seinem dreibeinigen Stuhl und hämmerte und nähte an seinen Stiefeln und Schuhen und sang und pfiff, daß man es die ganze Straße entlang auf beiden Seiten hören konnte. Und er hieß Viktor mit Vornamen, und das bedeutete Sieger.

„Jetzt ist es sechs Uhr, Munter pfeift!" sagte die Nachbarsfrau zu ihrem Manne, dem Tischler, und puffte ihn mit dem Ellenbogen in die Seite, und der Tischler brummte und reckte sich und war wütend, aber auf mußte er. „Guten Morgen, Meister", sagte Munter, als der Tischler mit der

Nachtmütze um die Ohren den Kopf zum Fenster hinausstreckte. „Hü-hüteli-hü!"

„Um!" sagte der Tischler. Er war morgens immer mürrisch.

„Wunderschönes Wetter heute!" sagte Munter. „Tra-la-la-la!"

„Könntest du das Spektakeln nicht lassen, Munter?" fragte der Tischler.

„Nein, das kann ich nicht," sagte Munter.

„Dann gehe ich zur Polizei," sagte der Tischler

„Bitte schön," sagte Munter. „Hü-hüteli-hü-fallera! Die Polizei kann uns nicht verbieten, vergnügt zu sein." Und dann stimmte er einen Sang an, daß der Tischler das Fenster zuwarf und seine Frau auszuschelten begann, weil sie noch keinen Kaffee fertig hatte; er war ein richtiger, alter Brummbär, der Tischler.

Draußen vor dem Hause des Schuhmachers befand sich der niedlichste Garten mit Blumen und Küchengewächsen und einem wunderschönen, großen Lindenbaum mit einer Bank darunter. Und oben im Laub hing ein Kasten mit einem Loch und einer Stange. Und dort wohnte der Star mit seiner Frau und seinen zwei ganz winzigen, mauskahlen Jungen.

Wenn es in der Werkstatt allzu warm wurde, trug der Schuhmacher sein ganzes Werkzeug auf die Bank hinaus und saß dann dort und arbeitete, und oben auf seiner Stange saß der Star und pfiff und sang; und der Schuhmacher stimmte mit ein, sie suchten einander zu übertönen, und manchmal wurden sie so eifrig beim Musizieren, alle beide, daß sie beinahe hintenüber in die Kartoffeln gepurzelt wären.

„Vater, Vater!" sagte Madame Munter, die in die Tür getreten war, um ein Staubtuch auszuschütteln, „ich glaube, dir geht noch mal der Hals in Stücke!"

„Du kannst ja herkommen und mich küssen!" sagte der Schuhmacher, „dann schweige ich doch wenigstens so lange."

Aber die Frau schlug mit dem Staubtuch nach ihm und ging hinein, um die Kinder anzuziehen.

Das waren die reizendsten Schusterkinder, die jemals auf der Welt geboren worden waren; ein kleiner Junge und ein kleines Mädchen, ein Paar wirkliche Staatskinder. Rund und drall waren sie, und rot und weiß und süß und weich, als ob sie mit Milch und Nußkernen aufgefüttert worden wären. Alle Menschen sagten, wenn jemals eine Kinderausstellung veranstaltet würde, dann bekämen die beiden den ersten Preis und eine ehrenvolle Erwähnung. Und wenn die feinen Damen aus der Stadt kamen, um sich Maß zu neuen Schuhen nehmen zu lassen, dann mußten sie immer dem kleinen Jungen das Haar streicheln und das kleine Mädchen auf den Schoß nehmen.

Das war eine Freude für die Eltern; die Madame lachte und lächelte und knickste, und Munter pfiff und sang dermaßen auf seinem dreibeinigen Schusterschemel, daß dieser geradezu knackte.

„Gott bewahre," sagte der Star oben auf seiner Stange, „wie die Menschen doch vergnügt sind. Ich möchte beinahe neidisch werden, wie der Tischler drüben." —

Aber er wurde es nicht, denn er war ein nobler Charakter.

Und das Frühjahr verstrich, und der Sommer begann, es kamen Feriengäste in die Stadt. An jedem einzigen Tage, wenn die Post durch die Straßen rollte, saß ein neuer Gast im Wagen, ja, manchmal saßen ganze zwei darinnen. Alle miteinander nickten und lächelten sie zum Schuhmacher hinüber, den sie vom vorigen Sommer her so gut kannten und so gern hatten.

„Was sie doch für eine graue Haut haben, die armen Kerle," sagte Madame Munter. „Das Jahr hat sie wirklich mitgenommen!"

„Ja, sie sind nicht so gut verheiratet wie du," sagte der Schuster. „Sie sind nicht so glücklich! Danke du deinem Gott für den Mann, den du hast!" Und dann faßte er seine Frau um den Leib, tanzte Polka mit ihr rings um den grünen Rasenplatz mitten im Garten. Und alle Feriengäste klatschten in die Hände und riefen Hurra! Und sie kamen alle miteinander hinein und bestellten sich jeder ein Paar Schuhe.

Lieber Gott, was Meister Munter zu tun hatte! Er nähte und nähte vom Morgen bis Abend, daß die Nadel ganz glühend heiß wurde; aber das tat nichts, er sang, daß es zum strahlenden Sommerhimmel empordrang; aber der Tischler gegenüber brummte und schalt und schalt und brummte aus purem Neid, denn er selbst konnte nicht singen; und dann war er auch Sargtischler, und das verdirbt die Laune.

Die ganze Woche hindurch, von Montag Morgen bis Sonnabend Abend, saß der Schuster auf seinem Stuhl und arbeitete, während die Ma-

dame fegte und reinmachte und Essen zubereitete und die Kinder betreute. Das war ein wundervolles Leben.

Und dann wurde es Sonntag. Kaum eine Stunde war vergangen, nachdem der Schuhmacher am Sonnabend zu Bett gegangen war, als er auch schon wieder aufsprang und im bloßen Hemd ans Fenster lief, um hinauszuschauen.

„Herrgott," sagte Madame, bis unter der Nase in ihrer Bettdecke vergraben, „kannst du denn nicht liegen bleiben! Du weckst ja die Kinder!"

„Morgen wird das schönste Wetter," sagte Munter. „Der Mond scheint, und es ist nicht eine Wolke am Himmel. Hü-hüteli-hü-fallera!"

„Habe ich dir denn nicht verboten, in der Nacht zu pfeifen!" schalt Madame.

„Ich kann es nicht lassen," sagte Munter, „und ich habe wirklich die größte Lust, gleich aufzubleiben!" Aber das tat er doch nicht. Er sprang ins Bett, gab seiner Frau einen Gutenachtkuß mitten auf ihren roten Mund, kroch unter die Decke und schlief ein.

Und er wachte nicht auf, ehe die Sonne durchs Fenster lugte und ihn mit ihren Strahlen in die Nase kitzelte; aber in demselben Augenblick stand er freilich auch ganz und gar wach mitten im Zimmer.

„So was habe ich noch nicht erlebt," sagte er. „Was ich für ein Murmeltier bin!" Und er lief hin und zog die Gardine zurück und öffnete das Fenster.

Nein, welch ein Wetter das war! Der Himmel war hoch und blau, und die Sonne beleuchtete all die kleinen roten Dächer der Stadt, daß sie glitzerten, und oben auf der Stange vor seiner Haustür saß der Star, nickte und pfiff und sagte: Guten Morgen! es ist nun Tag! Schnell hinaus in den herrlichen Wald, wo die Vögel singen und die Hirsche Kapriolen machen! Schnell, schnell!

Und ihr könnt glauben, der Schuster beeilte sich! Er vergaß beinahe, seine Hosen anzuziehen, solche Eile hatte er, in den Hof und unter die Pumpe zu kommen, um sich zu waschen und zu beplanschen und richtig sonntäglich rein zu machen. Aber als er mit der Toilette fertig war, da leuchtete er freilich auch wie ein funkelnagelneuer Taler. Ein bißchen Pech saß ihm ja allerdings an den Fingern, aber das kommt vom Handwerk und ist also eine ehrliche Sache.

Drinnen im Zimmer hatte Madame die Kinder in ihren feinsten Staat gesteckt; sie sahen aus wie Königskinder, und der Schuster nahm sie auf den Arm und küßte sie vorsichtig, um ihren Staat nicht zu zerknittern. Und als sie den Morgenkaffee getrunken hatten, zog Madame Munter das helle Kleid mit den kleinen Rosenbuketts an, und dann waren sie fertig.

Man kann es sich denken, was es für Aufsehen erregte, als sie mit den „Königskindern" im Kinderwagen die Straße entlang rollten! Madame schob den Wagen mit der einen Hand, und mit der anderen hielt sie den niedlichsten Sonnenschirm über ihren weißen Strohhut mit den Kornähren und den großen roten Mohnblumen. Und Munter trug den schwarzen Hochzeitsrock und den Zylinder und einen Spazierstock, und im linken Arm trug er den Spankorb, der bis an den Deckel mit herrlichstem Butterbrot angefüllt war. Ja, es war ein großartiger Aufzug, alle Nachbarn, nebenan und gegenüber, saßen an ihren Fenstern und lächelten und nickten und sagten: „Adieu, adieu! und viel Vergnügen!"

Und oben im Baum saß der Star und reckte seinen Hals und wäre gern mitgegangen, aber er durfte nicht wegen seiner Frau. Und Munter und Madame Munter riefen hurra, und die Königskinder warfen Kußhändchen; allerliebst waren sie und blieben sie. Nur ein Mensch konnte es nicht ertragen, all die Freude zu sehen, das war der Tischler; er ging in seine Werkstatt hinein und kroch in seinen allergrößten Sarg und hieß seine Frau den Deckel darauf legen; und da lag er dann bis Mittag; das war nun sein Sonntagsvergnügen.

Aber der Schuster und seine Familie trollten froh davon durch die Stadt, und die Sonne schien, und die Vögel sangen. Draußen auf den Feldern standen die Kühe bis zu den Knien im Grase und fraßen sich dick und fett, und die Pferde gingen an ihren Leinen umher und schwänzelten stolz, wie vornehme Damen.

Immer weiter aufs Land hinaus kam die Familie. Und die Sonne stieg und stieg; Vater Munter mußte den Rock ausziehen und in Hemdsärmeln gehen, so warm wurde ihm, und Mutter Munter stöhnte hinter dem Kinderwagen wie eine ganz kleine Lokomotive; aber dann schob der Schuster seinen Zylinder in den Nacken und begann die Melodie zum „Landsoldaten" zu pfeifen; und dann waren sie im Walde.

Draußen herrschte Kühle und der schönste Schatten, die Sonne lugte nur zwischen den grünen Blättern hinab und spielte auf Gräsern und Blumen Verstecken. Und der Wind spielte auf der Orgel in den Baumwipfeln, und die Vögel sangen Psalmen, das hörte sich reizend an. Und die Tiere standen denn auch da und lauschten, die Köpfe zur Seite geneigt und mit Tränen in den Augen, so hingerissen waren sie. Und sobald sie die Menschen nur kommen hörten, wips, machten sie kehrt und hüpften in langen, eleganten Sätzen ins Dickicht hinein, als hätten sie Gummisohlen unter den Füßen.

Ja, es war freilich großartig draußen, und als die Familie zum Meere hinabkam, dem großen, prächtigen Meere, das seine Wogen hart an den Wald hinankommen ließ, wurde Schuster Munter so ganz ausgelassen vor Freude, daß er plötzlich auf dem Kopf zu stehen begann, die Beine hoch in der Luft, während er gleichzeitig sang „Dänemark, du schönstes Land der Länder", daß die Fische viele Meilen weit geschwommen kamen, um ihn zu hören, und die Madame sang mit, und die Königskinder schlugen den Takt dazu mit ihren Klappern. Das war eine glückliche Familie; und jetzt ging es ans Essen.

Na, aber wie der Schuhmacher in die Hände klatschte, als er sah, was in dem Korbe war: über zwanzig Stück Schwarzbrot und Weißbrot mit Eiern und Anchovis und geräucherte Fische und Rollwurst. Und für die Kinder gab es die schönsten durchgeschnittenen Wecken mit Sirup und Zimt darauf, und eine ganze große Flasche frischgemolkener Milch. Das war wirklich eine Frau und Mutter, Madame Munter. Und ihr Mann sagte dann auch, er würde sie nicht weggeben, wenn er alles Gold der Welt und noch einen vollen Scheffel Zehnörestücke dazu bekäme.

Als die Kinder nun ihre Wecken gegessen und alle die Milch getrunken hatten, die in der Flasche war, wurden sie schläfrig, was man ja wohl begreifen kann. Und die Madame legte sie in das frische grüne Gras, gab jedem ein kleines weißes Kissen unter den Kopf, breitete eine Decke über sie, und dann schliefen sie ein. Sie sahen bei Gott im Himmel so allerliebst aus, wie sie dalagen mit ihren gesunden, roten Wangen und den kleinen geballten, drallen Händchen, daß Vater Munter unwillkürlich wieder ein bißchen kopfstehen mußte und von seiner Frau absolut verlangte, daß sie dasselbe täte. Aber darauf wollte sie sich nicht einlassen, denn sie war eine Dame.

Dann faßten sie einander bei der Hand und gingen ans Meer und setzten sich in einen wunderschönen trockenen Tanghaufen und blickten über das blaue Wasser hin. Wie war es schön da unten, und wie war es frisch, und was für eine Menge Schiffe. Munter begann sie zu zählen, er bekam zweiundzwanzig heraus, aber seine Frau, die auch gezählt hatte, behauptete, daß es dreiundzwanzig wären, und dann lachte er über sie und küßte sie und sagte, sie hätte sich wohl selbst mitgezählt, denn sie wäre die lieblichste und reizendste und appetitlichste kleine Schnute auf der ganzen Welt.

Und dann begannen sie von ihrer Verlobungszeit zu sprechen. Weißt du noch, weißt du noch, sagte sie, und was der eine nicht mehr wußte, das wußte der andere.

Sie hatte als Mamsell im feinsten Bäckerladen der Stadt gestanden, und er war alle Morgen ganz früh gekommen, um sich ein Stück frisches Weißbrot zu seinem Kaffee zu kaufen, das waren glückselige Tage! Er hatte sie angeguckt, und sie hatte ihn angeguckt! Und sie hatten ganz im stillen einander recht gut leiden mögen, denn sie waren fröhliche und manierliche Menschen alle beide, die werden schon einander finden. Und immer öfter kam er in den Laden; sobald er nur fünf Minuten übrig hatte, war er da und kaufte Weißbrot; er lebte in diesen Tagen von gar nichts anderem als von Weißbrot; schließlich hatte sie denn auch über ihn gelacht und gesagt, er sei ein schreckliches Leckermaul, und er habe wieder gelacht und eine seiner lustigen Melodien gepfiffen und ihr geantwortet, darin könnte sie recht haben, er nasche ganz entsetzlich gern. Und in demselben Augenblick, ehe sie noch eine Ahnung davon hatte, war er mit einem hohen Satz über den Tisch gesprungen, hatte seinen Arm um ihren Hals geschlungen und ihr einen richtigen warmen Druckkuß auf ihren schwellenden, roten Jungfrauenmund gegeben. Willst du mich haben, dann sinne und lache nicht über mich. Bitte schön, hier bin ich! — Zunächst hatte sie sich natürlich erschrocken und — ja gesagt, und dann hatten sie sich verlobt, und er hatte vor lauter Wonne in ihrer Gegenwart auf dem Tisch gestanden, mitten unter all den dampfenden Wecken, Gott im Himmel, welche Glückseligkeit!

Und dann hatten sie sich verheiratet und zwei kleine Königskinder bekommen, die dort im Grase

lagen und schliefen und die schönsten Träume träumten; und sie selbst saßen nun hier in einem Tanghaufen, hielten einander an der Hand und blickten hinüber auf das leuchtende, blaue Meer unter Gottes warmer, strahlender Sommersonne und waren so fröhlich, so fröhlich und meinten, kein Mensch auf der ganzen Welt hätte es so gut wie sie.

Und da wollen wir sie sitzen lassen, denn wir meinen, es ist Sünde, sie zu stören.

RANDBEMERKUNGEN

Es lebe die Protektion!

„Wes Brot ich eß', des Lied ich sing'!" so hieß es im reaktionären Deutschland, das die Revolution glücklich beseitigt hat. Das republikanische Deutschland hat das Vermächtnis Bethmann Hollwegs erfüllt. Freie Bahn dem Tüchtigen! Männerstolz vor Präsidentenstühlen! Der katzbuckelnde Bürokrat und Amtsjäger ist zu einer verbrauchten Witzblattfigur geworden. . . . So etwa malt sich die Welt in den Köpfen gutgläubiger Idealisten. Doch hart im Raume stoßen sich die Dinge, immer noch, trotz Revolution und Freiheitsgeschrei.

Die Menschen können nun einmal nicht aus ihrer Haut heraus, und der Nepotismus ist eine tief in der Menschennatur verankerte Erscheinung. Der König ist tot! Es lebe der König! Personenwechsel, kein Systemwechsel. Die neuen Herren haben es den alten genau abgelauscht, wie man sich räuspert, wie man spuckt. Hat sich der Herr Reichspräsident sogar schon eine Art Majestätsbeleidigungsklage geleistet!

Wenn Bismarck, der verhaßte „Säkularmensch", von seinen Beamten forderte, daß sie auf Kommando einzuschwenken hätten wie die preußischen Unteroffiziere, hub darüber ein wüstes Geschrei an. Nicht mit Unrecht, denn vieles, was der feine Kopf geschaffen, hat die eiserne Faust zerstört. Immerhin verstand Bismarck etwas vom Regieren. Was soll man aber dazu sagen, wenn die Regierungsmänner von heute sich bismärckischer als Bismarck gebärden!

In der guten Stadt Hannover, die der Präsident der preußischen Landesversammlung, Herr Leinert, als Oberbürgermeister betreut, hatte kürzlich eine seit zehn Jahren in städtischen Diensten stehende Beamtin unbotmäßigerweise wider den Stecken gelöckt, indem sie die Wirtschaft in der Stadtverwaltung in einem im „Hannoverschen Kurier" erschienenen Artikel nach Strich und Faden zergliederte. Die temperamentvolle und kampfesfreudige Beamtin, Fräulein Marta Major, behauptet im kühnen Draufgängertum, daß in der Verwaltung viel unnützes Zeug geredet und folglich auch niedergeschrieben wird. An Schwatzgemeinschaften ist auch sonst kein Mangel im Deutschen Reich — warum sollte Hannover in dieser Beziehung eine Ausnahmestellung einnehmen? Frl. Major beklagt sich aber auch über den Kasernenhofton, der seit der Revolution im Hannoverschen Rathause eingerissen sei. Auch dagegen ließe sich nicht viel einwenden, wissen wir doch, daß die führenden Genossen die Schule des verhaßten preußischen Militarismus durchgemacht haben, und der Korporal die meisten Prügel austeilt, der als Rekrut die meisten empfangen hat. Aber Frl. Major, die in eine untergeordnete Dienststelle zurückversetzt worden ist, versteigt sich zu der despektierlichen Behauptung, daß ihr Nachfolger ihr vorgezogen worden sei, weil er in der Wohnung des Oberbürgermeisters Leinert verkehre. „Es lebe die Protektion!"

Dieser Schlußsatz des Anklageartikels hat der Beamtin die fristlose Entlassung eingebracht. Die Protektionswirtschaft dürfte wohl schwerlich ein Mensch, der auch nur einen flüchtigen Blick in den Verwaltungsapparat von heute geworfen hat, in Abrede stellen. Ich kann selbst eine stattliche Anzahl sehr ehrenwerter Genossen namhaft machen, die den Befähigungsnachweis für einen höheren Regierungsposten am Setzerkasten, am Amboß, auf dem Schusterschemel, auf dem Schneidertisch und an anderen Stätten handwerklicher Betriebsamkeit erbracht haben. Das Handwerk in Ehren, aber für den höheren Verwaltungsdienst dürfte es die geeignete Vorschule nicht sein. Es gibt allerdings Ausnahmen. Das Genie kann sich spielend in eine neue Berufssphäre hineinfinden, wozu der Durchschnittsmensch eine mühselige Büffelei von Jahren braucht. Hoffen wir, daß unsere neuen Regierungsmänner alle Genies sind, damit sie auf die Protektion pfeifen können. Aber leider sind sie in

diesem Punkt sehr empfindlich. Das Wort Protektion hat einen zu häßlichen Beigeschmack. Es steht ja jedem Staatsbürger frei, sich sein Teil zu denken, denn der Gedanke ist trotz allem immer noch zollfrei, doch darf man die Dinge in einem geordneten parlamentarisch regierten Staate nicht bei Namen nennen. Das hätte sich die „fristlos entlassene" Beamtin selber sagen können, ehe sie das Wort Protektion in die Kampfarena schleuderte. — Am Ende bleibt alles beim alten: „Wes Brot ich eß', des Lied ich sing'!" J. G.

Französisches Bier — ein überflüssiger Importartikel.

Nach Artikel 268 a des Versailler Friedensvertrages ist Deutschland verpflichtet, während einer Dauer von fünf Jahren eine von Frankreich für jedes Jahr zu bestimmende Kontingentsmenge an Rohstoffen, Halbfabrikaten oder fertigen Erzeugnissen aus Elsaß-Lothringen vollständig zollfrei eingehen zu lassen.

Durch die zollfreie Einfuhr von Waren, die als elsaß-lothringische Erzeugnisse gelten, es aber in vielen Fällen nicht sind, werden wir volkswirtschaftlich schwer geschädigt. Denn es liegt auf der Hand, daß unsere schwer um ihre Existenz ringende Industrie der Konkurrenz mit dem Auslande nicht gewachsen ist, besonders wenn es sich um Fertigfabrikate handelt. Als Schulfall sei die Kontingentshöhe des Bieres, die sich auf 2 500 000 l beziffert, angeführt. Nach dem statistischen Jahrbuch für Elsaß-Lothringen hat das frühere Reichsland im Jahre 1912 aus dem Zollvereinsgebiet 380 441 hl, aus dem Zollauslande 6 761 hl, also zusammen 387 202 hl Bier eingeführt, dagegen nur 37 467 hl ausgeführt. Elsaß-Lothringen müßte also, um nur den eigenen Bedarf zu decken, die Bierproduktion ganz erheblich steigern; einen Exportüberschuß von 25 000 hl dürfte es nach Lage der Dinge schwerlich erzielen. Es liegt daher die Annahme nahe, daß das uns von Frankreich auferlegte Bierkontingent nur zum geringeren Teil elsaß-lothringischer Herkunft ist. Zwar müssen in jedem einzelnen Fall Ursprungszeugnisse beigebracht werden, aber was hat das heutzutage, namentlich wenn es sich um die Schädigung der deutschen Industrie handelt, zu bedeuten! Frankreich kann uns, gestützt auf den famosen Friedensvertrag, wirtschaftliche Dammschranken anlegen, wo immer es ihm im Interesse der eigenen Industrie zweckdienlich erscheint.

Wir werden auch in den nächsten Jahren mit einem, vielleicht noch höheren Import von französischen Bieren rechnen müssen, obgleich die deutschen Brauereien in der Lage sind, den Inlandsbedarf in jeder Höhe zu decken. Auch könnte das Bier, wenn nicht das Gerstenkontingent so eng begrenzt wäre, wieder zu einem gesuchten Exportartikel werden. Statt dessen müssen wir das angeblich 12- bis 13prozentige französische Bier, dessen Einkaufspreis 550 Mark pro Hektoliter beträgt und mit 1000 Mark verkauft wird, konsumieren. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird aber die uns von Frankreich diktierte Kontingentshöhe von 25 000 Hektolitern bei weitem überschritten, da die Kontrolle sehr erschwert ist und die Schieber diesseits und jenseits unserer Grenzen immer neue Mittel und Wege entdecken, den Kontrollapparat zu umgehen. Leider findet das teure Auslandsbier (Ausschankpreis 10 Mark pro Liter) namentlich in den westlichen Provinzen, wie aus Zeitungsnotizen hervorgeht, in den Kreisen, denen es auf eine Handvoll Banknoten nicht ankommt, rasenden Absatz. Es kann nicht oft genug gesagt werden, daß jede Mark, die wir für leicht zu entbehrende Auslandsware verausgaben, der deutschen Volkswirtschaft unwiderbringlich verloren geht und unsere Valuta ganz automatisch weiter herabdrückt.

Durch die schikanösen Bestimmungen des Versailler Friedensvertrages wird die freie Entfaltung unserer wirtschaftlichen Produktivkräfte auf das äußerste erschwert, in vielen Fällen unmöglich gemacht. Wir sind nicht einmal in der Lage, uns durch ein generelles Einfuhrverbot für Biere gegen die lästige Auslandskonkurrenz zu schützen, da dies sofort Repressalien auf anderen Gebieten gegen uns nach sich ziehen würde. Unsere wirtschaftliche Zwangslage kann jedenfalls nicht besser illustriert werden als durch die Tatsache, daß wir gezwungenerweise ein so spezifisch deutsches Erzeugnis, wie es das Bier ist, importieren müssen.

Charaktervolles Papiergeld.

Der Reichskunstwart hat die Schönheit der neuen Hundertmarkscheine mit den Worten gerühmt: „Es gibt an diesem Schein keinen Quadratzentimeter, der nicht unbedingt den Charakter des Papier-

geldes hat". Damit wäre also das Problem der Papiergeldfabrikation, das uns seit dem Ausbruch der Revolution arge Kopfzerbrechen verursacht, endlich gelöst. Nachdem der Charakter des Papiergeldes durch Künstlerhand festgestellt worden ist, können wir die Notenpresse munter laufen lassen, ohne uns einer hämischen Kritik der anderen papiergeldproduzierenden Staaten auszusetzen.

Ein verheißungsvoller Anfang. Wie wäre es, wenn man auch die anderen Hoheitszeichen des Reichs einer „charaktervollen" Revision unterzöge. Der neue Reichsadler, für den der Herr Reichskunstwart gleichfalls Worte des Lobes hatte, ist einfach ein Skandal. Die reinste Schießbudenfigur, als hätte ihn ein Dorfschreiner für ein Schützenfest zusammengezimmert. Der Reichsadler der Wilhelmischen Aera war zwar auch keine Glanzleistung der heraldischen Kunst, aber man konnte ihm mit seinem Ordens- und Wappenbehang ein gewisses symbolisches Gepränge nicht absprechen. Vom entkrönten Reichsadler der Republik kann man dies nicht behaupten, es sei denn, daß man den Krebsschwanz, den das Wappentier an Stelle des Schweifes trägt, in irgendeine symbolische Beziehung zu unserer Zeit bringt. Alles in allem: an dem neuen Reichsadler gibt es keinen Quadratzentimeter, der nicht unbedingt den Charakter des Dilettantismus trägt. Sollte gar der Künstler, der ihn entworfen, das neue Regime in sinnbildlicher Darstellung charakterisiert haben? Hilflos genug sieht das Wappentier ja aus, auch auf den neuen Banknoten, die in so charaktervoller Form die Entwertung aller Werte dokumentieren.

Revolution und Theater.

Was lange verschwiegen wurde, ist allmählich ans Licht gekommen. Richard Wagner hat sich an dem Dresdener Maiaufstande von 1849 recht tätig beteiligt. Also nicht nur mit Reden, wie man früher las. Seine Tannhäuser-Natur sehnte sich nach der großen Freiheit, die jeder Künstler meint, nach derselben Freiheit, die Schiller meinte, als er den Götterfunken der Freude feierte. Schiller hatte die große Umwälzung von 1789 miterlebt und wandte sich entrüstet ab von dem rohen Walten entfesselter Naturkraft. Wagner mußte dieselben Erfahrungen in den bitteren Jahren der Verbannung erst machen; in seinen Gedanken reifte damals der große Entschluß, es nun mit „Kunst und Religion" zu versuchen, nachdem „Kunst und Revolution" versagt hatten.

Die „Ideale" waren beiden, Schiller wie Wagner, zerronnen, aber ihre Entwicklung führte sie zu lichteren Höhen. Von 1848 bis 1918 sind genau 70 Jahre; von der Entwicklung des dritten Standes (des Bürgertums) bis zu der großen Umwälzung, die den vierten Stand befreien sollte und wollte, läuft und rollt das Rad der Evolution. Die Ideale des dritten Standes waren ein einiges Deutschland, ein großes Kaiserreich, eine neue Welt des Friedens und der Freiheit. Wie Hoffmann von Fallersleben 1844 sang. Die letzten 30 Jahre haben keine höheren Ideen mehr gezeitigt, und so lief die Novemberwende von 1918 erstlich und letztlich auf eine Geldfrage hinaus.

Diese Lohnfrage ist uns zum Unheil geworden, mehr als der verlorene Krieg, mehr als alle Täuschung und Selbsttäuschung. Der Künstler bedarf einer großen Begeisterung, hoher Ziele, bedeutender Ideale, um alle Mühsale seines Erdenwallens zu besiegen. Der sogenannte stahlharte Siegeswille reicht nicht aus, denn er ist für den Künstler nur der Verzweiflung letzter Schluß. Die Folgerung für das deutsche Theater, besonders für das feine, überaus empfindliche Räderwerk der Oper, ergibt sich demnach ohne viele Worte. Aus der Praxis: früher war ein junger Sänger froh, wenn er durch die Absage eines großen Kollegen zu einer großen Partie kam. Er übernahm sie mit Freuden und sofort. Heute ist die erste Frage: „Wieviel bekomme ich dafür?" Die Tarifverträge machen die Kunst zum Handwerk und den Künstler zum Handwerker.

Es hat alles seine Ursache! Früher waren das technische Personal, der Chor, das Orchester und die sogenannten zweiten Fächer sehr schlecht bezahlt, allzu schlecht. Da ich selbst solchen mühseligen Weg zurückgelegt habe und alle Leiden kenne, so habe ich wahrlich volles Mitgefühl. Aber jetzt, nachdem das Blatt sich gewendet, nachdem die sogenannten Kategorien zu Bezügen gekommen sind, die man vor zehn Jahren utopisch genannt haben würde, ist es denn jetzt in Wahrheit besser geworden? O nein, denn die ersten Fächer sind unzufrieden, weil sie die Kosten des Tarifverfahrens tragen, die übrigen klagen, daß sie nicht auskommen. Also überall derselbe Kampf; nur mit dem Unterschiede, daß sich bei dem Künstler, dessen Nerven empfindlicher sind, Unruhe und Unzufriedenheit auf die Leistung übertragen. Dieser Umstand ist für die Oper von größerer Bedeutung als der Laie wissen mag, denn die Stimme des

Sängers ist nicht allein den bekannten Indispositionen, sondern auch allen seelischen Erregungen unterworfen. Und so mehren sich die Absagen, die den Spielplan gar oft in Frage stellen. Diesen Spielplan festzustellen und festzuhalten ist obendrein nicht so leicht, denn die Chorsänger haben einen freien Tag in der Woche, der Orchestermusiker hat zwei freie Abende, das technische Personal den Achtstundentag. Es muß mithin vermehrt werden . . . Alles sehr richtig, vom menschlichen Standpunkt aus und mit philosophischer Ruhe betrachtet. Aber wie soll ein großes Opernhaus gedeihen, wie sollen überhaupt Einnahmen und Ausgaben im Gleichgewicht bleiben? Wie lange werden sich die Eintrittspreise steigern lassen? Wird der Staat Zuschüsse leisten können? Und wieviel und wie lange?

Dies „Wie lange" schwebt über so vielen deutschen Bühnen. Wie lange werden wir noch der ausverkauften Häuser froh sein? Wie lange werden die Lohnbewegungen weitergehen? Und dann? Nun, ich schließe mit Leopold Jessner: „Ich kann nicht wahrsagen!"

Georg Hartmann (Direktor des Deutschen Opernhauses).

BÖRSENSPIEGEL

Filmaktien.

Vor einigen Wochen, als noch an der Börse allgemeiner Trubel und Jubel herrschte, als eigentlich alle Papiere ohne die mindeste Ausnahme unterzubringen und in die Höhe zu setzen waren, wurde auch der Versuch unternommen, für Filmaktien Interesse am Markte der unnotierten Werte zu erwecken. Zwei Wochen hindurch handelte man im Berliner freien Börsenverkehr National-Film- und Decla-Aktien, und das Publikum begann sich bereits lebhaft für dieses Gebiet zu interessieren. Hört es doch täglich und stündlich von Neugründungen auf dem Filmgebiete, sieht es doch immer neue und immer größere, luxuriösere Kinopaläste erstehen, vernimmt es doch ständig von den märchenhaften Gagen der großen Filmstars, von Jannings, der für einen einzigen Filmtag 10000 Mark erhält, von der Theaterflucht zahlreicher erster Schauspieler, da das notleidende Theater nicht entfernt die gewaltigen Summen zu zahlen imstande ist, die im Film mühelos selbst von den mittleren Gesellschaften bewilligt werden können. Neben den Riesengagen der Filmstars verblassen die größten Gehaltsbezüge unserer Bank- und Industriedirektoren, und das Publikum, das von alledem liest und hört, schließt natürlich daraus, die Filmindustrie schwämme mehr als jede andere im Gelde, da sie doch sonst diese ungeheuren Gehälter nicht zahlen könne, und was kann es also Besseres und Sichereres geben, als an den märchenhaften Gewinnen dieser jungen, aber um so schneller emporgeblühten Industrie ebenfalls teilzunehmen, indem man ganz einfach ihre Aktien erwirbt?

Ein ganz logischer Schluß. Aber inzwischen ist an der Börse die große Begeisterung einer nüchterneren Stimmung, einer gewissen Aschermittwochsstimmung gewichen; am Markte der unnotierten Werte handelt man wohl noch die alten, seit jeher dort im Verkehr befindlichen Papiere; aber von Filmaktien vernimmt man nichts mehr, und das ist ganz gut so, da sie nichts weniger als „börsenreif" sind. Nur der Laie ist von den großen Gewinnen der Filmindustrie überzeugt; in Wirklichkeit sehen die Dinge ganz anders, weit weniger glänzend aus, und die Filmindustrie hat zwar im Laufe der letzten Jahre riesenhafte Kapitalsmengen verschlungen, aber wenig oder nichts eingebracht; und es gibt zwar keine jüngere, aber auch keine unsolidere Großindustrie in ganz Deuschland als gerade sie. Diese Unsolidität dokumentiert sich gerade vor allem auch in der Zahlung der riesigen Gehälter, die in gar keinem Verhältnis zu der finanziellen Leistungsfähigkeit des Gewerbes stehen. Wenn eine Großbank, wenn ein Industriewerk ersten Ranges, das an seine Aktionäre jährlich 10 bis 20 Millionen Mark als Dividenden ausschüttet, auch die an seiner Spitze stehenden Persönlichkeiten glänzend entlohnt, so ist das eine ganz natürliche Erscheinung; denn handelt es sich wirklich um Männer, die in der Tat etwas leisten und können, so zahlt ihnen jede große Gesellschaft gerne das gleiche, um ihre Kraft für sich zu gewinnen. Im Filmwesen aber werden — und gerade auch bei ganz großen Gesellschaften — die Riesengehälter gewissermaßen aus der Unterbilanz gezahlt, und das ist das Unsolide und Bedenkliche. Es wird bei den meisten Filmgesellschaften nach dem Grundsatz gewirtschaftet: „Geld spielt keine

Rolle". Prunkvolle Geschäftspaläste (die im schreiendsten Gegensatz stehen zu den wesentlich bescheideneren Räumlichkeiten mancher Industriegesellschaft, die seit Jahrzehnten 20 und 30 Prozent Dividende ausschüttet), eine Ueberfülle von Personal aller Art und vor allem eine mangelnde kaufmännische Organisation. Die Filmgesellschaften werden auch heute, wo Millionenkapitalien bei zahlreichen Gesellschaften investiert sind, immer noch nach einem System geleitet, das seine Berechtigung zu der Zeit hatte, als der Inhaber einer Filmfirma gewöhnlich ein ehemaliger Hilfsregisseur oder Schauspieler war, der sich selbständig gemacht hatte.

Immer noch stehen vielfach an der Spitze großer Filmbetriebe Leute ohne jede kaufmännische Erfahrung, die niemals ein Unternehmen geleitet oder ihm in leitender Stellung angehört haben. Sie verstehen etwas von Film und Filmvertrieb, stammen aus allen nur möglichen Berufen und betreiben das ganze Geschäft nach der kaufmännischen Seite auf einer nichts weniger als seriösen Basis. Gesellschaften, deren Kapital 3 bis 4 Millionen beträgt, wenden 2 Millionen an die Herstellung eines einzigen Films, stecken also das halbe Aktienkapital in ein einziges Geschäft, das ebensogut eine Niete sein kann wie ein Treffer, und wenn dieser Film in der Tat ein Fehlschlag ist, so ist unter Umständen das halbe Aktienkapital verloren. Daher auch die ewige Geldnot der Filmindustrie. Nicht nur bei ihren dauernden Bankverbindungen suchen die Filmgesellschaften ständig Geld aufzunehmen, sondern es gibt in ganz Berlin kaum eine Bankfirma, der nicht im Laufe der letzten Jahre ständig die verlockendsten Angebote gemacht worden wären, sich unter Einräumung von Kredit an Filmunternehmungen zu beteiligen. Nur in den allerseltensten Fällen haben freilich diese Bemühungen, Geld zu erlangen, Erfolg gehabt; denn bei näherer Prüfung der Verhältnisse ergab sich beinahe regelmäßig, daß die Verbindung ein großes Risiko bedeutet hätte. Nennenswerte Besitzobjekte fehlten fast jedesmal; den Passiven stand gewöhnlich nichts Greifbares gegenüber als einige tausend Meter Filmstreifen und allerlei kühne Hoffnungen auf einen Bombenerfolg bei dem nächsten Drama oder Lustspiel.

Solange in der Kinoindustrie nur die Kapitalien einiger Einzelunternehmer und ihrer Geldleute angelegt waren, hatte die breitere Oeffentlichkeit kein übermäßiges Interesse daran. Aber heute besitzen wir zahlreiche Filmunternehmungen, die in der Form der Aktiengesellschaft bestehen, und es wird ständig, nicht etwa nur auf dem Wege über die Börse, der Versuch gemacht, Filmaktien ins Publikum zu bringen. Daß es auch solide geleitete Filmgesellschaften gibt, ist natürlich nicht zu bestreiten; so weiß man allgemein, daß die Decla-Bioscop, also eine unserer größten Gesellschaften, nach durchaus kaufmännischen Grundsätzen geleitet wird, wofür schon die in ihrem Aufsichtsrat vertretenen Bankiers, Pohl, Schröder usw., bürgen; aber die wenigen Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Besonders aber legte man sich die Frage vor, was aus der Filmindustrie werden soll, wenn einmal ein Konjunkturrückgang, eine Krise auf diesem Gebiete eintreten wird. Was dann? Die vorläufigen Unterbilanzen resultieren nämlich aus Hochkonjunkturzeiten; während alle Welt die Kinos füllt, während das größere Interesse weiter Kreise sich dem Film zuwendet, während in allen Zeitungen über jedes neue Filmwerk berichtet und dadurch eine dauernde freiwillige Reklame gemacht wird, konnte die große Mehrzahl der Filmunternehmungen schon nichts verdienen. Anderseits nahm die Filmindustrie immer neue, teilweise sehr erhebliche Kapitalien auf, und heute ist sie zweifellos stark überkapitalisiert. Was soll also aus einer solchen Industrie, die ohne alle Reserven dasteht, werden, wenn auch nur ein einziges Krisenjahr die Gefahr großer Verluste birgt? Dann bricht die Hälfte, vielleicht auch mehr unserer gesamten Filmunternehmungen zusammen, und dann wird sich der bedenkliche Mangel an kaufmännischer Leitung, an solider Geschäftsführung bitter rächen. Keine einzige deutsche Geldindustrie steht auf so schwachen Füßen wie die Filmindustrie, keine wird daher so wenig imstande sein, einem Anprall zu widerstehen, und heute sind andrerseits bereits Milliardenkapitalien in dieser Industrie investert. Ein Zusammenbruch dieses wenig standhaften Gebäudes muß also auch andere mit sich reißen und zu einer ernsten Gefahr weit über den engen Kreis der Filmindustrie hinaus führen. Filmaktien werden daher ihre Börsenreife erst noch zu erweisen haben, und vorläufig können sie als börsenreif jedenfalls nicht bezeichnet werden. Das sollten etwaige Interessenten im Publikum, die ahnungslos an die Riesengewinne der Filmindustrie glauben, bedenken.

Literarische Rätselecke / Von Kurt Schwitters

Wir sind in der Lage, nach längerer Zeit wieder Neues von Kurt Schwitters, unserem genialen Mitarbeiter und gefeierten Poeten, zu erzählen. Uns hat der Verlag „Der Sturm", Berlin, sein neuestes Sturmbilderbuch (jedem Freund wirklich zeitgemäßer Lyrik dringend zur Anschaffung zu empfehlen!) geweiht. Neben einer ausführlichen Biographie des Dichters, von entsprechenden Zeichnungen gestützt, eine Reihe von Originalgedichten auf bestem Papier! Wir glauben, der bahnbrechenden Kunst dieses von allen wirklich modernen Geistern nunmehr ganz ernst genommenen lyrischen Genies am besten dadurch gerecht zu werden, daß wir zur Erbauung unserer Leser folgende Proben geben.

Also vier neue Gedichte von Kurt Schwitters:

I.

Er sie Es.

unt
Hund
tak
pack
Karakte
dirindir
Gott gnadet du
leben
laufen
streben
vergeben
Schenken
dirindir
duumdu
tak
pack
duumdu
du.

II.

Herwarth Walden.

Sonne Du!
Dein Atem eine Torheit
Jappen, Jappen fetzen Fratzen
Katzen tatzen
Sonne Du!
Dein Atem Wärme
Torheit, Torheit
Dein Atem eine Lust
Sonne Du!
Gestirneräder kreischen Torheit
Lust.
(Ganz junge Räder ausgeschlossen.)

III.

Keuchender Hunger.

Der Hunger keucht den Berg
Lügen
Fliegen
Ziegen
Ziegen siegen
Lügen fliegen
Berge siegen
Ziegen siegen Fliegen
Der Hunger keucht die Fliegen
Räder lügen Ziegen
Räder fliegen Berge keucht der Hunger eine rote Ziege aus Kalk
Das sind die Katzen, welche Ziegen fliegen
Der Hunger keucht den Berg
Ich fliege deine Katze Ziegen
Ich fliege Ziegen deine Katze
In die Fratze
Und Ziegen
Fliegen
Lügen.

IV.

Feine Pelzmoden.

Leoniapotheke, Eduard Goldacker (eigene Darmsiederei)
Uhren uhren die Kunst, drei Kilometer
Goldacker
Sieben Därme, Luxusdärme
Eigene Goldsiederei (Dampfbetrieb)
Dampfbäckerei zum roten Kreuz (sieben Därme Apotheke)
Schirme, Stöcke, Herrenwäsche
Sieben Därme (Bier in Kannen)
Fernsprecher funken Körbe
(Städtischer Arbeitsnachweis)
Därme zu Originalpreisen, Kunst in Kannen
Leoniapotheke (eigene Korbsiederei)
Fahrräder sieden Kunst in Därmen (Installationsgeschäft).

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. V. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Die Gegenwart

50. Jahrgang — Berlin, den 8. März 1921. — 50. Jahrgang

Abstimmung

Deutsche seid ihr, vom höchsten Willen geprägt, Jahrhunderte schauen auf euch, die unendliche Reihe erhabener Geister.
Seid ihrer würdig und haltet zusammen! Was deutsch ist bleibt deutsch, sonst dorre die Hand euch am Arm und verfaul' euch die Seele im Leibe.

Hermann Stehr.

Nichts charakteristischer als die geschäftige Eile, mit der man die oberschlesische Abstimmung gleich hinter die Londoner Konferenz gesetzt. Der Wiederaufbau Europas verträgt keine Atempause mehr. Im Westen zeigt Herr Foch, diesmal des Sieges sicher, wie man als Generalissimus der grande nation tapfer vorher sorgsamst entwaffnete Städte unter dem Beifall des ritterlichen Franzosenvolkes erobert. In London stabiliert Herr Lloyd George eine neue vereinfachte Rechtsprechung, bei der das abwesende Schiedsrichterkollegium („die Kriegsschuldfrage, mein werter Herr Simons, ist von uns Alliierten bereits weltgeschichtlich erledigt!") dadurch ersetzt wird, daß die eine der streitenden Parteien dem waffenlosen Gegner einfach die Pistole unter die Nase hält. Was Wunder, daß nun endlich auch der Osten etwas Erbauliches haben soll, sintemal man in seiner Großzügigkeit gar nicht daran denkt, den nunmehr ins Rollen gekommenen Siegeszug völkererlösender Gerechtigkeit auf Wild-West zu beschränken. Herr Foch die Rheinländer, Herr Korfanty gleichzeitig Oberschlesien „erlösend". Jedenfalls steht dies fest: Die alte Weltkriegstaktik, Mitteleuropa zweiseitig in die Zange zu nehmen, ist noch immer im Schwung. Wenn die Pariser Glück haben, können die neuen Siegesbulletins des Herrn Foch und das Siegesbulletin des Herrn Korfanty auf ein und demselben Extrablatt gedruckt werden.

Wenn die Pariser Glück haben. Was Oberschlesien angeht, wird es trotz London eine Enttäuschung geben. Gewiß, der Gedanke, den Abstimmungstermin gerade jetzt anzusetzen, da man aller Welt demonstriert, wie sehr in Kultureuropa ein waffenloses Volk nur ein Ausbeuteobjekt für die umwohnenden Militärstaaten ist, wird von Herrn Korfanty sicher als gute Regie vermerkt. Die Tatsachen werden zeigen, daß das Gegenteil der Fall ist. Wenn irgendwo noch abstimmungsberechtigte Oberschlesier in dem Glauben, daß es auf eine Stimme mehr oder minder nicht ankommt, die Mühe der Reise scheuten, so wird gerade das Londoner Vorspiel auch die letzten mobil machen. Ein Kreuzzug aller Oberschlesier aus allen Gauen des Reiches wird stattfinden, wie ihn aus ähnlichem Anlaß noch kein Land der Welt gesehen. Was da besonders nach dem Wunsch des heute vom Milliardenkoller geschüttelten Frankreichs mit Oberschlesien geschehen soll, ist so widernatürlich, daß alle noch so heißen Parteigegensätze in dieser Frage verstummen. Dazu kommen die sachlichen Argumente, über die man in maßgebenden Ententekreisen heute ja auch sonst mit hochnäsigem Siegerlächeln hinweggeht. Jene Argumente, an die wir Deutschen, denen nach dem Diktat von Versailles nur geistige Waffen geblieben, uns nur zu halten brauchen, um dem oberschlesischen Problem gerecht zu werden.

* * * * * *

Oberschlesien ist ein Grenzland. Wie jedes Grenzland von einer gemischtsprachigen Bevölkerung bewohnt. Man spricht sehr viel deutsch und auch reichlich polnisch in Oberschlesien. Aber so wahr die Sprachen in solchen Provinzen durcheinanderfließen müssen, so widersinnig ist es, hier nach der Sprache zerschneiden zu wollen, da die Sprachen selbst diesen Schnitt nicht kennen. Die Diktatoren von Versailles haben dekretiert, daß nicht für sie selbst, aber für die besiegten Staaten in solchem Falle die Majorität maßgebend sein soll. Ginge es wirklich nach einer sprachlichen Majorität, so wäre nie ein Anfall oberschlesischen Gebietes an Polen durch Abstimmung zu befürchten gewesen. Aber das chauvinistische Frankreich träumt von Polen als Torwächter auf der anderen Seite. Es spekuliert auf eine stattliche Anzahl von deutschen Oberschlesiern, die bei dieser Gelegenheit angesichts der deutschen Not nach dem von der Entente protegierten neuen Polenstaat hinüberwählen würden. Es spekuliert auf die Selbstsucht derjenigen, die sich vor den im besiegten Deutschland notwendig gewordenen Steuerbelastungen retten wollen. Es spekuliert darauf, daß bei vielen Oberschlesiern der Begriff der natürlichen, in jahrhundertelanger Kulturarbeit gewordenen Volksgemeinschaft ein leerer Wahn sein wird, wenn man den Staub des besiegten und aus tausend Wunden blutenden Vaterlandes von den Füßen schütteln kann.

* * *

Es ist ein Witz der Weltgeschichte, daß, abgesehen von der Spekulation auf die Unanständigkeit der Gesinnung, die an der Seelenverfassung gewisser weltbeherrschender Staatsmännertypen gemessen, allerdings zeitgemäß ist, die anderen Köder sich längst vor der Abstimmung in eitel Nichts auflösten. Wer als Oberschlesier sein Abstimmungsrecht zu selbstsüchtiger Errettung vor der deutschen Finanznot mißbraucht, käme, wie heute wohl der Naivste erkennt, vom Regen in die Traufe. Sind die deutschen Staatsfinanzen schwer belastet, so verfügt der neue polnische Staat schon nach kurzem Bestande über eine Währung, die an Kaufkraft kaum ein Zehntel der wahrlich entwerteten deutschen Mark hat. Jedes Kind kann sich ausrechnen, welche phantastischen Steuerbelastungen der alten und neuen polnischen Staatsbürger harrt, wenn dies Staatsgebilde je fundiert werden soll. Nicht Abstimmung des Hasses und der Liebe, sondern Rechenkunst? Sei es drum! Auch die polnischen Einwohner Schlesiens werden, soweit sie ihre fünf Sinne beisammen haben, sich sagen, daß — Polen hin, Polen her — ein polnisches Oberschlesien allen, die das Pech haben sollten, gerade jetzt unter polnische Oberhoheit zu kommen, teuer zu stehen kommen wird. Im Zeitalter von Lloyd George und Briand kein Raum für Sentimentalitäten? Auch gut! Wer als Abstimmungsberechtigter erst einmal zu rechnen angefangen hat, hat schon zu rechnen aufgehört: Er wird sich, ob polnisch oder deutsch sprechend, schwer hüten, sich einen Arbeitssold in Kosciusko-Noten an den Hals zu wählen. Wird sich doppelt hüten, sich zum polnischen Staatsbürger zu machen, wenn er daran denkt, daß Deutschland seine Militärpflicht schon abgeschafft, in Polen aber, was Herr Korfanty auch vor der Abstimmung von oberschlesischen Sondervorrechten vorgaukeln mag, neue rücksichtslose Kriegspflicht winkt.

* * *

„Erlösung der Unerlösten . . ." Mag sein, daß auch außerhalb Irlands manche Volksgemeinschaften der Erde von Usurpatoren befreit sein wollen und müssen. Im Falle Oberschlesien handelt es sich um anderes. Um einen im Namen des Völkerbundes inszenierten Bauernfang allerdurchsichtigster Art. Nicht die Wesensart der aus Deutschen und Polen zusammengesetzten oberschlesischen Bevölkerung steht zur Debatte. Der Reichtum der oberschlesischen Kohlenbergwerke, die Hütten- und Walzwerke, mit einem Wort, das oberschlesische Industriegebiet ist es, was den Appetit der „Erlöser" reizt. Am liebsten würde sich der Franzose, der zu dem, was hier deutsche Werktätigkeit und deutscher Unternehmergeist in heißer Arbeit geschaffen, nicht fähig, auf dem Wege der jetzt so beliebt gewordenen Sanktionen diese fette Mahlzeit einverleiben. Da das nicht gut geht, soll wenigstens seinem Lieblingskinde, dem neuen Polenstaat, für das er selbst keine Hilfsgelder mehr aufbringen kann, damit auf die Beine geholfen werden. Wobei wiederum die französische Spekulation ein Loch hat. Die deutschen Qualitätsarbeiter werden die Hütten und Werke im Fall eines polnischen Sieges in Scharen verlassen und polnischer Unerfahrenheit überantworten. Also kein Nutzen für Polen. Aber für Deutschland und

für Europa, das von Deutschland Hunderte von Milliarden erwartet, ein unersetzlicher Schaden!

* * *

Alles dies ist so offensichtlich, daß man, ob die Abstimmungsberechtigten nun fühlen oder rechnen, im großen und ganzen wohl wissen werden, was sie zu tun haben. Nur ein gewisser Teil von geistig Armen, die nicht imstande sind, die Beweggründe dieser Erlösungskomödie zu erkennen, kann auf die unter französischem Protektorat und mit französischer Unterstützung betriebene großpolnische Propaganda hineinfallen. Das deutsche Volk aber erkenne, angesichts der Entscheidungsstunde feierlich zwei Verpflichtungen an: Erstens die Verpflichtung, anders wie das heute noch in den Siegerstaaten üblich, die nationale Wesensart auch da zu respektieren, wo fremdsprachliche Minderheiten von der geschichtlichen Entwickelung in andersgeartete Grenzbevölkerung hineingesetzt, ihrer Sprache, ihrer Kirche und ihrem Kulturbegriff leben müssen. . . Sodann die Verpflichtung, daß das von der deutschen Regierung gegebene Autonomieversprechen an Oberschlesien kein Geschäftskniff nach der Art derer sein soll, die, zur Ausbeutungsfirma des sogenannten Völkerbunds vereinigt, heute den moralischen Zwang, gegebene Zusicherung einzulösen, dem Wehrlosen gegenüber hohnlachend leugnen.

Heinrich Ilgenstein.

Die Krise von London und Oberschlesien / Von Erich Everth

Deutschland stürzt aus einer Sorge in die andere. Es kennt keine Erholung mehr von den Aufregungen, als den Wechsel in den Anlässen der Erregung. Kaum ist die Spannung, mit der das ganze Volk nach London lauschte, gelöst — leider nicht im Sinne irgendeiner politischen Lösung —, da tritt das kaum minder große Schicksalsproblem in den Vordergrund, das Oberschlesien heißt. Und das ist kein Zufall. Mit gutem Bedacht hat der Oberste Rat den Abstimmungstermin auf den 20. März festgesetzt, nachdem er wußte, daß die Londoner Konferenz am 1. März beginnen sollte. Die Polen und Franzosen haben diese Verbindung ersonnen, und ihre gemeinsamen Vorstellungen bei den Verbündeten haben sich durchgesetzt. Man rechnete darauf, daß das Ergebnis von London in jedem Fall das deutsche Volk erschrecken würde, daß die Niedergeschlagenheit, die sich so oder so einstellen sollte — sei es wegen der Unterschrift, die wir unter erdrückende Verpflichtungen gesetzt hätten, sei es wegen der Gewaltmaßnahmen, die man angedroht hatte und inzwischen ausgeführt hat —, man rechnete darauf, sage ich, daß die allgemeine Depression den Abstimmungsberechtigten im ganzen Reiche die Lust nehmen würde, die Reise nach Oberschlesien anzutreten. Man hoffte, daß die gedrückte Stimmung die Neigung der deutschen und polnischen Oberschlesier verringern würde, beim Reiche zu bleiben, daß der unmittelbar vorhergegangene Londoner Eindruck, von dem wir uns noch nicht erholt haben sollten, eine geistige und gemütliche Verwirrung schaffen würde, in der — wenn auch nur vorübergehend, aber für die Abstimmung lange genug — die Zugehörigkeit zu dem unsäglichen Polenstaate womöglich als das kleinere Übel erschien. Man dachte, namentlich die Polen taten dies, daß eine Lage Deutschlands wie die, in die wir jetzt wirklich geraten sind, es ungefährlicher machen würde als sonst, Terror vor der Abstimmung auszuüben, die deutschen Stimmenträger einzuschüchtern, sie von dem Eintreten für Deutschland abzuschrecken, und äußerstenfalls, nach einem für Deutschland günstigen Ausfall der Abstimmung, deren Resultat gewaltsam zu korrigieren.

Allein, die Stimmung in Deutschland ist heute nicht so, wie man auf jener Seite erwartet hatte. Die am unmittelbarsten betroffenen Städte des Westens drahten an die Reichsregierung, daß sie festbleiben möge, kein Mensch in Deutschland hat den Kopf verloren, die Börse ist in den ersten kritischsten Tagen ruhig geblieben, die Leipziger Messe ist ohne Erschütterung weitergegangen. Man weiß in Deutschland, daß innere Unruhen jetzt nicht mehr so zu fürchten sind wie vor einem oder zwei Jahren, da die Staatsgewalt heute sehr viel mehr gefestigt ist als damals. Die Polen hatten auch darauf spekuliert, daß ein schroffes Auftreten und Eingreifen der Entente in Deutschland die Reichseinheit in Frage stellen, den Süden Deutschlands vom Norden

trennen, Preußen in seinem Zusammenhalt erschüttern würde, daß das Rheinland beginnen würde, sich loszulösen, und daß die zusammenhaltende Kraft auch im Osten sich lockern müßte. Nichts von alledem! Jedermann weiß, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Anhänglichkeit an das Reich gewachsen ist, daß heute kein süddeutscher Staat und keine westliche Provinz mehr in die Versuchung kommen, mit den Gegnern zu paktieren, und daß unsere Nerven ganz allgemein wieder besser geworden sind, als sie in den ersten Monaten nach der Revolution waren. Vor zwei Jahren hätte das jetzige Vorgehen der Entente die politische Katastrophe für das Reich bedeutet, heute ist davon keine Rede mehr. Demgemäß hat sich auch die Aufmerksamkeit, Anteilnahme und Fürsorge für das bedrohte Stück deutschen Landes und deutschen Volkstums im Südosten des Reiches unter den Sensationen dieser Tage nicht abgeschwächt, im Gegenteil, sich nur erhöht!

Deutschland hat soeben in der denkbar eindrücklichsten, weithin sichtbaren, gar nicht zu übersehenden Art gezeigt, was ihm Oberschlesien wert ist: Es hat in London bei allen seinen Vorschlägen, bis zuletzt, die Einschränkung gemacht, daß unsere Versprechungen nur gelten sollten, wenn Oberschlesien beim Reiche bleibe, weil das die Vorbedingung sei für die Erfüllung so gewaltiger Forderungen. Das wurde von den Alliierten als „vollkommen unannehmbar" bezeichnet. Lloyd George hat in seiner letzten Ansprache an die deutsche Delegation ausgeführt: Wenn das Plebiszit in Oberschlesien ganz oder teilweise ungünstig für Deutschland ausfalle, wolle Simons berechtigt sein, zu erklären, daß eine neue Situation geschaffen sei; so brauche man über die sonstigen, von der deutschen Delegation gemachten Reserven gar nicht erst zu reden, weil der Vorbehalt für Oberschlesien alles hinfällig machte. Diese deutsche Einschränkung hat also den Ausgang der Londoner Verhandlungen wesentlich mitbestimmt. Ja, aus London wird berichtet, die deutschen Teilnehmer der letzten Sitzung hätten den Eindruck mitgenommen, daß der eigentliche Ablehnungsgrund für die Alliierten der deutsche Vorbehalt für Oberschlesien gewesen sei. Deutschland hat das, ohne schwankend zu werden, hingenommen. An diesem unbeirrten Festhalten der Regierung und des Volksganzen an dem Gedanken, daß Oberschlesien auf jede Gefahr hin als Lebensbedingung für Deutschland festgehalten werden müsse, wird jeder einzelne der Abstimmungsberechtigten, der vor der Frage steht, ob er reisen soll oder nicht, sich orientieren können. Da Deutschland so viel für Oberschlesien gewagt hat, da es in diesen Schicksalstagen in erster Linie das Schicksal Oberschlesiens mit im Auge behalten hat, muß nun folgerecht das deutsche Volk auch alles tun, um die Provinz wirklich dem Reiche zu erhalten.

Dann werden sich auch die Gegner überzeugen, daß die Klausel „Oberschlesien" in den deutschen Gegenvorschlägen nicht etwa bloß eine Spiegelfechterei gewesen ist, sondern daß es uns Ernst ist mit der Behandlung dieses Grenzlandes als eines für das Leben des ganzen Volkskörpers unentbehrlichen Gliedes. Den Alliierten ist der Mißerfolg der Londoner Verhandlungen durchaus unerwünscht gewesen, wie man glauben darf. Sie hätten viel lieber eine Unterschrift von uns gehabt, die ja Frankreich ermöglichen soll, Geld von Amerika zu erhalten. Jetzt haben sie den Umweg der Sanktionen beschritten, die schließlich keinen anderen Zweck haben, als jene Unterschrift zu erzwingen. Denn die Summen, die sie durch die wirtschaftlichen Sanktionen selber unmittelbar herausholen können, stehen in keinem Vergleich zu denen, die sie Frankreich möglichst schnell von Amerika zu verschaffen hofften. Die Alliierten hätten sich selber die Einigung in London leichter gemacht, wenn sie uns nicht schon vorher allzu viel aufgeladen hätten, eben z. B. die Gefährdung Oberschlesiens. Ein Zwang dazu bestand ja nicht, denn aus dem Lande selbst heraus ist der Wunsch nach der Abstimmung oder Lostrennung vom Reich nicht zuerst erschollen, sondern von den Agitatoren, die der Polenstaat ins Land geschickt hat. Die Fesseln, die die Alliierten uns angelegt haben, sind ihnen selber zu Fußangeln geworden.

Wir aber müssen und dürfen hoffen, daß der glückliche Verlauf der Abstimmung auch unsere Stellung für die weiteren Verhandlungen mit den Alliierten, die ja einmal kommen müssen, klären und bessern wird. Wenn wir erst die Gewißheit haben, daß Oberschlesien auch weiterhin dem Reich erhalten bleibt, dann brauchen wir jene Reserve nicht mehr bei unseren Vorschlägen, dann fällt eines der Hauptbedenken der Entente weg, dann werden unsere bisherigen Vorschläge mehr Aussicht auf Erfolg haben. So stehen die beiden größten Probleme der deutschen Gegenwart in mannigfacher Wechsel

wirkung. Sie beeinflussen sich gegenseitig, und ihre Lösung kann nur zusammen geschehen. Denn mit der Abstimmung ist auch das Schicksal Oberschlesiens noch nicht erledigt. Es werden mannigfache Verhandlungen folgen müssen, und je besser die Abstimmung für uns ausfällt, um so leichter werden die Auseinandersetzungen für uns sein. Der Eindruck eines solchen Bekenntnisses zum Reich, abgegeben in einer der schwersten Stunden des Reiches, wird seine Wirkung auf die Gegner nicht verfehlen. So können die Oberschlesier, indem sie die in den deutschen Gegenvorschlägen von London bewährte Treue des Reiches mit Treue erwidern, dem übrigen Deutschland und damit sich selber einen großen Dienst erweisen. Sie können durch das Ergebnis ihrer Abstimmung die Verhandlungslage des Reiches und damit ihre eigene Lage verbessern. Sie haben ihr Schicksal selbst in der Hand, und mancher von uns anderen, die nicht abstimmungsberechtigt sind, werden sie beneiden um die Möglichkeit, in diesen Tagen größter Entscheidungen handelnd mit einzugreifen.

Oberschlesien und Osteuropa / Von Erwin Steinitzer

Kein Deutscher fürchtet das Ergebnis der oberschlesischen Volksabstimmung. Man kennt die kleinen Gebiete des Südostens, in denen beim Volksentscheid das Polentum stärker hervortreten wird, aber man weiß auf der anderen Seite, daß der überwiegende Teil der Provinz, das Industriezentrum im Osten, wie die rein deutschen Kreise im Westen und Norden, die Zugehörigkeit Oberschlesiens zum Reiche am 20. März ganz eindeutig bekräftigen wird. Wenn die Ausübung des Selbstbestimmungsrechts den Streit um das politische Schicksal des Landes und seiner Bewohner beendigt, wird es am 21. März keine oberschlesische Frage mehr geben. Indes ist leider die Achtung vor der politischen Willensfreiheit der anderen bei den europäischen Völkern, namentlich bei den „jungen", die eben erst zu staatlicher Selbständigkeit gelangt sind, noch nicht so entwickelt, daß ein Abstimmungsergebnis die Frage vollständig und endgültig erledigte, die es lösen sollte. Die Begehrlichkeit stirbt nicht mit dem Augenblicke, in dem die Bewohner des begehrten Gebiets sich gegen ihre Befriedigung aussprechen. Sie verkriecht sich grollend, wenn die machtpolitischen Verhältnisse ihr keine Chancen der Erfüllung bieten, sie tritt in den Hintergrund, wenn das Gebiet, dessen Erwerb die Abstimmung verhinderte, keinen Erwerb ersten Ranges darstellt und wichtigere Interessen die politische Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Aber sie verschwindet nicht. Für die Polen hat die Frage Ostpreußen ebensowenig zu bestehen aufgehört wie die Frage Danzig (wo die diktatorische Entscheidung der Entente eine für Warschau immerhin noch viel günstigere Lösung fand als eine Volksabstimmung jemals hätte bringen können). Allein Ostpreußen ist für Polen keine Frage ersten Ranges; man kann sie mit vorsichtiger, langfristiger Taktik behandeln. Danzig ist eine Frage allerersten Ranges. Aber sie „forcieren", verbieten die gegebenen Machtverhältnisse; man geriete dabei nicht bloß in britische Interessensphäre, sondern unmittelbar in die Reichweite englischer Schiffskanonen.

Daß der Erwerb Oberschlesiens von Polen als ein Problem von allergrößter vitaler Bedeutung betrachtet wird — wichtiger und dringlicher als Ostpreußen, Danzig, Litauen — steht außer allem Zweifel. Ganz abgesehen von der nationalistischen Expansionslust, die sich ja schließlich auch in anderen Himmelsrichtungen austoben könnte, hat die polnische Wirtschaftspolitik sich daran gewöhnt, ihre Hoffnungen in ausgedehntestem Maße auf Oberschlesien zu stützen. Oberschlesien soll das größte, gewissermaßen das rettende Aktivum der polnischen Wirtschaft werden. Wir wissen — und einige neutrale und feindliche Beobachter, die die Frage an Ort und Stelle studiert haben, wissen es auch —, daß diese Rechnung grundfalsch ist, daß das oberschlesische Aktivum (das in deutschem Besitze in der Tat ein sehr großes Aktivum ist) in polnischen Händen ja gut wie vollständig entwertet würde. Aber die Polen wissen dies nicht oder wollen es jedenfalls nicht wahr haben. Wenn wir erklären: ohne Oberschlesien ist die deutsche Wirtschaft nicht mehr entwicklungsfähig, so folgern sie kühn: wie entwicklungsfähig wird die polnische Wirtschaft mit Oberschlesien werden! Sie übertragen nicht bloß die ober-

schlesische Arbeits- und Werkzeugungsstatistik Punkt für Punkt und Zahl für Zahl auf ihre künftige Bilanz, sondern sie spiegeln anderen und zum Teil wohl auch sich selbst sogar vor, daß Oberschlesien auf polnischem Untergrund ökonomisch noch besser gedeihen werde als auf deutschem. Das Material für solche Behauptungen liefern deutsche Annexionsdenkschriften aus der Kriegszeit, die auf die polnischen Rohstoffquellen und ihre Bedeutung für die oberschlesische Industrie, daneben wohl auch auf den polnischen und den hinter ihm liegenden ukrainischen Markt hinweisen. Wer diese Beweisführungen jetzt in fröhlicher Umkehrung für den polnischen Anspruch auszunutzen sucht, übersieht freilich, daß es wirtschaftlich doch einen sehr erheblichen Unterschied ausmacht, ob man einen Teil von Polen als Hinterland an ein deutsches Zentrum oder eine deutsche Industrieprovinz als Hinterland an Polen anschließt.

Aber all die Argumente für das Verbleiben Oberschlesiens bei Deutschland, die jedem einigermaßen objektiven Ententebesucher einleuchten, werden die Polen naturgemäß nicht überzeugen. Im Gegenteil: je bankerotter ihre eigene Innenwirtschaft wird, um so zäher werden sie sich an die Hoffnung der Sanierung durch Oberschlesien klammern. Kein Gebiet rings um ihre Grenzen, das sie ihrem Staate einverleiben könnten, verfügt über annähernd ähnliche produktive Werte wie diese kleine preußische Provinz.

Das oberschlesische Abstimmungsergebnis wird die polnische Begehrlichkeit nicht auslöschen, es wird sie erneut auftachein. Nach dem ersten Entwurfe des Versailler Vertrages sollte Oberschlesien bekanntlich ohne weiteres Polen abgetreten werden. Durch die Abstimmungsvorschrift, die dann, auf die deutschen Vorstellungen hin, eingefügt wurde, ist das Unrecht an Oberschlesien und an Deutschland nur zum Teil gutgemacht worden. Dieses Unrecht bestand darin, daß der Übergang Oberschlesiens an Polen von der Entente überhaupt zur Debatte gestellt wurde. Indem die Entente zunächst die Abtretung und dann die Abstimmung dekretierte, schuf sie erst eine oberschlesische Frage, die es vorher kaum als internationale, höchstens als innerpreußische und innerdeutsche Frage gegeben hatte. Daß diese Frage, einmal aufgeworfen, eine Kardinalfrage der polnischen Politik werden würde — unabhängig von der Abstimmung und auch trotz und nach einem für Polen ungünstigen Abstimmungsergebnisse —, war vorauszusehen. Sie aufzuwerfen, war ein Verbrechen am Frieden und an der Wohlfahrt Europas.

Polen hat, wie man weiß, einen sehr beträchtlichen Teil seines Heeres an der preußischen Grenze aufgestellt, und in Warschau wird deutlich genug von der Korrektur des Abstimmungsresultats durch Gewalt gesprochen. Man braucht es deshalb natürlich noch lange nicht als sichere Tatsache zu betrachten, daß die polnischen Truppen nach dem deutschen Abstimmungssiege marschieren werden. Zwar sind die Voraussetzungen etwas günstiger als in Danzig; die englischen Bataillone, die die Abstimmung schützen sollen, werden ja nach ein paar Wochen wieder zurückgezogen werden. Eine Invasion ist nach dem Abmarsch der Plebiszittruppen denkbar, wenn Deutschland sie nicht zu verhindern vermag, und wenn die Westmächte die „Eroberung" schließlich als fait accompli anerkennen.

In Polen nimmt man vermutlich an, daß Frankreich zu solcher Anerkennung bereit wäre. Die französische Ostpolitik wird von der Generalidee beherrscht, daß Polen als östlicher Hauptgendarm gegen Deutschland möglichst stark gemacht werden müsse. Ob ernsthafte französische Politiker wirklich glauben, die Lage und Leistungsfähigkeit der polnischen Wirtschaft könne durch die Annexion Oberschlesiens entsprechend gebessert werden, steht dahin; die Pariser Presse hat ja den polnischen „Beweisführungen" in dieser Richtung ziemlich freigiebig und kritiklos Raum gegeben. Militärpolitisch wäre die Schwächung Deutschlands durch den Verlust Oberschlesiens den Franzosen zweifellos erwünscht; denn Kohle und Eisen, die Deutschland einbüßen würde, sind unentbehrliche Grundlagen jeder Kriegsindustrie. Weniger willkommen wäre natürlich die von Deutschland oft genug betonte Rückwirkung auf die deutsche Wiedergutmachungsfähigkeit. Aber man hat sich ja in Paris an eine so leichtfertig-phantastische Einschätzung der deutschen Leistungskraft gewöhnt, daß man diese Rückwirkung vielleicht nicht genügend ernst nimmt. Außerdem weiß ja niemand, wie blind und wie hysterisch die französische Repressalienpolitik werden mag, wenn Deutschland in London und nach London darauf besteht, nur das Mögliche zu versprechen.

In England sieht man wahrscheinlich klarer als in Paris, daß ein polnisches Oberschlesien nicht nur für Deutschland verloren wäre und daß die Sanierung Deutschands durch die Entziehung der oberschlesischen Kraft- und Produktivitätsbasis aufs äußerste erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht würde. Aber die Londoner Politik der letzten Jahre zeigt eine so grobe Vernachlässigung wichtigster kontinentaleuropäischer Lebensinteressen, daß es gewagt wäre, allzu zuversichtlich mit der besseren englischen Einsicht zu rechnen. Und ebenso sind die Hoffnungen auf energische amerikanische Intervention vorläufig nichts weiter als Konjekturalpolitik.

Indes — die oberschlesische Frage geht nicht nur den Westen an, sondern auch den Osten. In Moskau interessiert man sich sehr stark für ihre Lösung. Und eine polnische Gewaltlösung würde wahrscheinlich in Sowjetrußland ziemlich weittragende politische und militärpolitische Entschlüsse auslösen.

Die Verbreiterung der polnischen Kohlen- und Eisenbasis durch den Gewinn Oberschlesiens würde — mindestens potentiell — die polnische Kriegsindustrie stärken, wie sie eine potentielle deutsche Kriegsindustrie schwächen würde. Da Polen für Rußland — nicht nur für ein bolschewistisches — auf absehbare Zeit der nächste militärische Gegner ist, muß die russische Politik dem Übergang Oberschlesiens an Polen schon aus diesem Grunde widerstreben. Das ist in der Bolschewistenpresse bereits zum Ausdrucke gebracht worden. Rußland — und zwar, wie gesagt, jedes Rußland sieht Grundlagen und Stütze etwaiger künftiger militärischer Kraftentfaltung auf alle Fälle lieber in deutschem als in polnischem Besitze. Es sieht aber vor allem — und auch das gilt nicht bloß vom sowjetistischen — die Hilfsmittel künftiger Wirtschaftskraftentfaltung ungleich lieber in Deutschlands als in Polens Händen. Die Moskauer Kommissare wissen so gut wie die russischen Emigranten in Paris, daß der Wiederaufbau Rußlands zum guten Teile das Werk deutscher Arbeit sein wird, und daß Deutschlands Mitwirkung an der ökonomischen Wiederherstellung des europäischen Ostens vollkommen unersetzlich ist. Eine Aktion, die, wie die Loslösung Oberschlesiens, die spätere deutsche Produktions- und Leistungsfähigkeit grundlegend schwächt, richtet sich nicht nur gegen militärisch-politische, sondern auch ganz unmittelbar gegen wirtschaftliche Grundinteressen Rußlands.

Ein polnischer Eroberungszug nach Oberschlesien wäre wahrscheinlich das Signal zu einem neuen russischen Angriff auf Polen. Ohne unseren Willen und Einfluß würde Sowjetrußland als Verbündeter Deutschlands gegen Polen auftreten. Deutschland würde sich — durch seine militärische Ohnmacht und die Stärke der Gegner im Westen gebunden — zweifellos auf Maßnahmen zur Verteidigung Oberschlesiens gegen den Überfall beschränken. Aber die weitere Entwicklung läge nicht in seiner Hand. Es könnte nicht verhindern, daß Oberschlesiens Industriewerke ein Trümmerhaufen werden; es könnte der polnischen und der russischen Welle, die sich gegen Westen wälzen, nicht die Linie vorschreiben, an der sie stillzustehen und zurückzuebben haben.

Oberschlesien ist nicht Wilna. Der Brand, den man dort entzündet, wird nicht zu lokalisieren sein. Wenn man in Warschau von keiner Desperatopolitik zurückschreckt, so sollte man in Paris — wenigstens an die Wiedergutmachung denken. Die Vermehrung mitteleuropäischer Bergwerks- und Fabrikruinen wird für niemand ein gutes Geschäft sein.

Das Problem / Von Gustav Ernyi

Im Neuen Testament figuriert neben mancher übersinnlichen Offenbarung das Erwecken vom Tode als ein gar manierliches Wunder. Doch im profanen Leben fallen solche Erweckungskünste bei weitem ungemütlicher aus. Den Auferstehenden umwittert hier ein fauler Leichenodem, das klappernde Skelett schlüpft nicht wieder in eine regelrechte Menschenhaut, kurzum, das verwegene Experiment weist ins Gespensterreich, anstatt neues Leben zu zeigen und ermahnt, daß man nicht ungestraft mit Geistern kokettieren dürfe. So kann beispielsweise jener bunte Leichentroß aus den Novembertagen 1918, den ein ritterliches Begehren aus der neutralen oder ländlichen Gruft wieder auf den Schauplatz politischer Mätzchen locken möchte, auch nur als unerquicklicher Gespensterschwarm wiederkehren. Aber im selben

Maße versagen solche spiritistischen Bemühungen auch im Völkischen. Es tut nicht gut, einen Staat, der vor Jahr und Tag mit allen Sterbesakramenten versehen, das Zeitliche gesegnet hat, nun aus „höheren Erwägungen" gewaltsam aufzurütteln.

Man könnte mit der verfänglichen Frage beginnen: welcher von seinen überstolzen Erzeugern vermag sich heute Neupolens Existenz ohne den schwersten Albdruck zu Gemüte zu führen? Dieser Längstverblichene, der unter mannigfachen Zeremonien von neuem in die Taufe gehoben wurde, wird nun zum Sorgenkind seines vor kurzem noch so hoffnungsvollen Paten. Und dies nicht etwa im Sinne eines zarten und verzärtelten Schößlings, sondern als ein recht formloser Unhold, der sich trotz beträchtlicher körperlicher Dimensionen nicht durchzuwinden weiß.

In fremden Machtgelüsten allein kann ein historischer Staat nicht von heute auf morgen für die Dauer zugrunde gehen. Wir sehen, wie Irland lebt trotz des tausend- und abertausendmal wiederholten Londoner Todesdiktats, und wir sehen, wie selbst die vielfach parentierte Türkei noch immer respektable Lebenszeichen von sich gibt, die auch die im Übersehen von all dem, was sie nicht sehen wollen, so überaus gewiegten Herren Sieger bemerken mußten. Polen aber galt bis zum unglückseligen Kriegsbeginn für so gründlich tot, daß kein Vernünftiger sein Wiedererstehen für möglich hielt. Die beiden Aufteilungen von 1772 und 1795 wurden weniger als Willkürakte denn als die natürlichen Schlußeffekte einer fortschreitenden Auflösung bewertet. Das unaufhörliche „Veto"-Geschrei im Warschauer Nationalrat, jenes unablässige Intrigieren und Manövrieren der Parteien, das für zerfallende Staaten bezeichnend ist, und alle Symptome, die unter dem Sammelbegriffe „polnische Wirtschaft" sprichwörtlich geworden waren, stempelten den Dreimächtekongreß zu einem gewiß nicht wenig überheblichen Vollstreckungsausschuß einer geschichtlichen Notwendigkeit. In der Folge wurde Russisch-Polen zwar zu einem gefährlichen Feuerherd, der sich jedoch weniger gegen den fremdländischen Beherrscher als im besonderen gegen die zarische Knute kehrte. Oesterreich schien von allen seinen widerspenstigen Völkergruppen durch die Polen verhältnismäßig am allerwenigsten bedrängt. Die Polenskandale im preußischen Landtag waren eine reine Treibhauszucht der altpreußischen Taktik, die zu beschwichtigen es keiner weitgehenden Konzessionen auf politischem Gebiete bedurft hätte. Man hätte nur die Augen vor der Tatsache nicht verschließen dürfen, daß man sich mit dem polnischen Staate nicht zugleich auch der polnischen Sprache und Nationalkultur entledigen könne, daß ein solches Beginnen ebenso sinnlos wie kulturwidrig sei, und daß man gerade durch eine taktvolle Annäherung an die nicht schwer zu behandelnde polnische Bauernschaft das natürliche Gegengewicht herstellen könne gegen die unmethodischen Auflehnungsaffekte des polnischen Großadels.

Alles, was an solchen posthumen Nervenausstrahlungen sich noch gelegentlich regte, wurzelte irgendwie in einer feudalen, fortschrittsunlustigen Vergangenheit und wußte sich den gänzlich veränderten Verhältnissen nicht mehr anzuschmiegen. Das Ausland kannte nur noch den mit vielem Hallo auftretenden polnischen Lehnsherrn, die arg geschminkte und unternehmungslustige Gräfin oder Scheingräfin polnischen Blutes, den polnischen Arbeiter von einem echt mittelalterlichen Bildungsniveau, der gewohnt war seine rohe Muskelkraft für größere oder geringere Branntweinrationen zu verschachern, und schließlich den so wenig beliebten Typus des polnischen Juden, der ja mit Polentum nur insoweit etwas zu tun hatte, als er sich auf dem entarteten, stammlosen Boden Polens am bequemsten auszubreiten vermochte. Die dazwischenliegenden Schichten, die das Rückgrat einer lebensfähigen Volksgemeinschaft ausmachen sollten, gingen widerstandslos auf in den nationalen Nachbarsphären. Ueber den aufgepulverten Chauvinismus des verstockten Landadels und die träge Beharrlichkeit des arbeitenden Menschenmaterials hinaus glimmte jedoch der rührselige Schein einer todunglücklichen nationalen Einheit im Verborgenen, und die bangen Klänge des polnischen Nationalhymnus mit seinem schmachtenden Refrain: „Unser teures Vaterland gib uns wieder" schienen so recht für die sentimentalen, am Vergangenen und Undurchführbaren hängenden Gemüter aller Länder geschaffen.

Solchen und ähnlichen Machenschaften zum Trotze war selbst im Rahmen der großslawischen Bewegung für etwaige polnische Wiedererstehungsgelüste keine rechte Stimmung vorhanden. Erst der frisch entfachte Weltkrieg brachte das Problem Polen ins Rollen, und zwar nicht durch den Willen Polens, den die neue Konjunktur etwa zur übermäßigen Vitalität erweckte, sondern durch vorzeitige Angstvorstellungen

der unmittelbar beteiligten kriegführenden Staaten. Das schlechte Gewissen, das dem kriegerischen Gebaren hüben und drüben auf dem Fuße folgte, gewann in der plötzlichen Sorge um das Schicksal Polens seinen sinnfälligen Ausdruck, und noch bevor sich das von drei Seiten mobilisierte Polenvolk überhaupt zu mucken wagte, setzten von allen Richtungen wackere Köderungsversuche ein.

Schon die ersten Einwirkungen des bisher durchweg passiven Polens auf seine neuerstandenen Beschützer war verderblicher Art. Es wurde zum Zankapfel zwischen den einander an Beglückungsfreudigkeit überbietenden Verbündeten Deutschland und Österreich, die im Streitfalle Polen die ersten erfolglosen Versuche anstellten, ihre Kriegsrechnung auf Freundeskosten zu liquidieren. Der lange Zweikampf zwischen Ludendorff und dem Grafen Czernin Polens wegen, wobei gewisse Schlagwörter wie die „austrophile Lösung" und die „Wiederherstellung unter der Agide eines Hohenzollernprinzen" auch in die breite Öffentlichkeit durchgesickert waren, bewirkte zuerst eine merkbare Erschütterung der vielgerühmten Einheitsfront. Polen selbst verstand sich mit dem Gleichmut eines Blasierten von diesen Zwistigkeiten, die durch russische Sonderangebote noch gekreuzt und erhöht wurden, wirksam fernzuhalten, als wüßte es, daß sein Dazutun der Affäre kaum viel nützen kann. Durch seine militärische Enthaltsamkeit, die ihm die Gunst der Umstände gestattet hatte, erwies es sich allerdings nicht aller politischen Routine bar. Im übrigen aber schien diese faule Ware, um die im Zustande der Kriegspsychose so eifrig gefeilscht wurde, in weitem Umkreise rüstig zu infizieren.

Dann kam der zweite Abschnitt der mit so vieler vermeintlichen Voraussicht gegen alle Normen des gesunden Menschenverstandes betriebenen Polenfürsorge: der Randstaatenbluff gegen das neue von deutschen Generalen in den Sattel gehobene Sowjetrußland, das nicht wenig verlegene polnische Gründungsdiktat zu Brest-Litowsk. Jetzt war Polen da, ohne selbst zu wissen, wie es dazu kam, — es war da, als ein aus Großrußlands Leib herausgerissenes Rumpfpolen, das nun erst, in dieser halberweckten Form, die Weltpolitik in Atem zu halten und — durch Londoner und Pariser Zuflüsterungen in seinen künstlich erregten Daseinsgelüsten bestärkt — auf echte, rechte Gespensterart geschäftig zu spuken begann. Durch diese Gründung schuf preußische Junkerweisheit für den Fall eines Sieges und einer Niederlage gleicherweise eine höchst gefährliche Waffe gegen den eigenen Bestand. Siegte sie, so mußte sie schon mit Rücksicht auf die heimatlichen Polen schleunigst revozieren, unterlag sie aber, so war für eine unbeschwerliche Verschiebung der polnischen Grenze nach dem Westen die geeignete Grundlage bereits geschaffen.

In der Tat entpuppte sich die auf Brest-Litowsk folgende Ententegründung als eine weitaus vollständigere Geisterbeschwörung. Altpolen erscheint nun mit allen Gliedern und Trieben von ehemals gespenstisch ausgerüstet, ja sogar als eine Art hypertrophisches Gespenst, dem es selbst zwischen den Grenzen Kongreßpolens nicht mehr recht behagen will. Das Wilsonsche Universalrezept trägt auch zur kompletten Ausstattung dieses völkerpsychologischen Unikums bei. Nun erst, nach den Grundsätzen der nationalen Selbstbestimmung mit aller Feierlichkeit für lebensfähig erklärt, fängt das heimkehrende Gerippe nach den Winken der Geisterlehre regelrecht zu wackeln und zu zappeln an. Ohne irgendeinen wirksamen professoralen Grundsatz wäre es nie gelungen, das Nichtbestehende so augenfällig in Erscheinung treten zu lassen.

Die blinde national-französische Eifersucht schickte sich in diesem Bereiche an, ihren siegesgewissen Haupttrumpf auszuspielen. Das seit hundertundfünfzig Jahren modernde Polen soll nun als ein fertiger Tausendkünstler aus seinen Aschen auferstehen, nach Ost und West treue Grenzwacht stehen und außerdem noch zu einem wirtschaftlichen Kraftbehälter werden, der dem ausgepumpten Kontinent willig spendet. Um für dieses Sysiphuswerk gerüstet zu sein, wird es freigiebiger als alle anderen Schützlinge mit den reichsten Zuflußquellen bedacht. Danzig, mit dem dazu gehörigen Korridor, territoriale Zuschüsse auf Kosten der Nachbarn, ergänzt noch durch verschiedene „Abstimmungsarrangements", englisch-amerikanische Anleihen in großem Stile sollen zur erwünschten Wirtschaftstüchtigkeit verhelfen.

Inwieweit hat Polen durch seine bisherigen Liebesdienste solche Investierungen belohnt? Auf politischem Gebiet renkt es sich genau mit denselben Methoden wieder ein, die ihm vor anderthalb Jahrhunderten den Garaus machten. Der Klaviervirtuose Paderewski sollte als erster Präsident des neuen Staates auf den Tasten des Pariser Instrumentes ein schelmisches Liedchen anstimmen. Derweilen wird im Lande durch rührige Pogrome,

eine wilde Rassenagitation und Drangsalierung der Ausländer, eine würdige Gründungsfeier begangen. Der vom Westen bestellte Krieg gegen die Truppen Lenins endete mit einem kläglichen Fiasko, nicht ob der Unbezwingbarkeit der roten Armee, die ja doch mehr aus Söldlingen denn aus Fanatikern besteht, sondern infolge der eigenen jämmerlichen Desorganisation.

Den getreuen Spiegel dieser absoluten Unfähigkeit im Organisatorischen liefern die ökonomischen Zustände. Ein Land, das bei halbwegs normaler Bewirtschaftung in Reichtum schwelgen müßte, das in der größeren Hälfte seines Gebietes einen überaus fruchtbaren Boden, stattliche Industrieanlagen und — auch ohne Oberschlesien — einen erheblichen Exportkontingent an Kohle aufzuweisen hat, so daß die fehlenden Rohstoffe im Austauschwege ohne Schwierigkeiten zu beschaffen wären, wird durch Seuchen und Entbehrungen aller Art heimgesucht. Nicht allein zum Erzeugen unfähig, läßt es auch die übernommenen vollwertigen Wirtschaftsgüter in beschleunigtem Tempo verkommen. Die während Jahresfrist ausgeplünderte und verelendete Provinz Posen spricht eine Sprache für sich. Und die polnische Valuta, die selbst hinter jener des wirtschaftlich so stiefmütterlich bedachten Deutsch-Österreich zurückbleibt — diese ständige Rubrik in den Witzblättern aller Länder — ist ein empfindlicher Gradmesser der internationalen Einschätzung von Polens Wirtschaftskraft. Es ist eben, ungeachtet der langen staatlichen Unterbrechung, bei der alten „polnischen Wirtschaft" geblieben.

Nun steht der lauschende Kontinent nach so unzweideutigen Erleuchtungen vor dem tollsten aller Belebungsexperimente. Dieser zur Dauergefährdung des europäischen Friedens heraufbeschworene Tunichtgut, der allen Reichtum verpraßt oder verunglimpft hat, greift nun nach einem neuen intakten Stück Kulturbodens. Der generöse Westen versucht seinen Schützling bis zum völligen Versagen seiner Verdauungsorgane weiter zu füttern, während das vielfach amputierte Deutschland bis zum Weißbluten zahlen soll. Glaubt wirklich jemand nach den bisherigen Erfahrungen, Polen just durch die Gruben und Schornsteine von Oberschlesien lebensfähig zu machen? Soll wieder ein breiter Landstreifen, geadelt durch Fleiß, Methodik und Kulturwerke aller Art, im Namen der „nationalen Selbstbestimmung" verkommen?

Das Experiment Oberschlesien spricht allen Kulturgrundsätzen derart Hohn, daß einzelne Kulturfanatiker es schon beinahe darauf ankommen lassen möchten, die Ententepolitik durch die ernüchternden Konsequenzen vom Abfall dieses Distriktes offenkundig ad absurdum zu führen. Mit derselben Logik könnte immerhin eine bolschewistische Uebergangswelle über unseren Kontinent, eine Fortsetzung der Politik der „Sanktionen" oder eine zeitweilige Trennung von Nord- und Süddeutschland herbeigesehnt werden. Das gesunde Gefühl sagt jedoch nur das eine: Oberschlesien Polen zu überlassen das hieße, die Perle vor die Säue werfen. Oberschlesien ist mehr als ein nationales Problem. Alles, was in uns Kulturinstinkt, nüchterne Ueberlegung und Sinn für wirkliche Freiheit ist, nimmt an der Frage allgemeinmenschlichen Anteil. Man empfindet es fast als eine Ungerechtigkeit, daß über Oberschlesiens Schicksal nur die Stimme der Oberschlesier entscheiden soll. Der Zug der zur Abstimmung Dahinziehenden gleicht einem symbolischen Schicksalszuge, der über das künftige Kulturwerden mitentscheiden soll. Man möchte mit . . . .!

Das Reich der Mitte / Von Julius Fritsch

Die nachfolgenden Darlegungen behandeln die Frage, ob die Gründung eines Polenreiches der Mitte, d. h. eines überwiegend polnischen Ordnungsstaates aus den ehemaligen preußischen Provinzen Posen und Westpreußen mit Einschluß Oberschlesiens und, wenn auch in Anlehnung, so doch in bestimmter Scheidung von dem kongreßpolnisch-galizischen Staate der Unordnung möglich sei. Mit dem Gedanken einer solchen Staatsbildung wurde namentlich auch in Oberschlesien gespielt, um die Stimmen derer einzufangen, die zwar allgemein polnisch orientiert sind, sich aber von der kongreßpolnischen Unordnung und Unkultur zurückgestoßen fühlen und in der Autonomie eine polnischen „Wojewodschaft" Oberschlesien, die von kongreßpolnischen und galizischen Beamten regiert und verwaltet werden würde, keine genügende Sicherung gegen das Schwergewicht des polnischen Mainstreet erblicken.

Posen und Westpreußen gingen dem Reiche nicht erst infolge des Friedens von Versailles verloren, der bekanntlich im Januar 1920 ratifiziert wurde. Ihre gewaltsame Loslösung setzte kurz nach Weihnachten 1918 ein, sechs oder sieben Wochen nach der Novemberrevolution, die jene Lande zunächst kaum berührt hatte. Immerhin genügten diese sechs Wochen nach der Revolution, um alle Kräfte der Re-

harrung beim Reiche gründlich zu zerstören. Sie waren nicht eingebürgert, sie waren kolonisiert worden, und die Kolonisatoren, den Eingeborenen der Sprache, der Rasse, der Religion nach fremd, waren den Alteingesessenen in der Seele verhaßt. Wo waren Kolonisatoren je beliebt? Hier ertüchtigten sie ein ganzes Volk. Hier brachten sie Ordnung, Redlichkeit in das Land. Liebten am Ende das Land, aber kaum doch seine Bewohner. „Verstand und Redlichkeit" schufen Großes, rangen der Erde ab, was ihr abzuringen war, zwangen die Erdbewohner, wozu sie zu zwingen waren, zu Ordnung und Arbeit. Aber Liebe wollten sie, konnten sie nicht erzwingen. Liebe heißt am Ende Vermischung, erwächst aus tiefinnerem Vertrauen, nicht aus Achtung, die hier gefordert und gegeben wurde. Zwang aber — darf von wohlgemeintem Zwange überhaupt geredet werden? — Zwang und Forderung der Unterordnung einer Rasse und aller ihrer Bedürfnisse erwecken Haß. Der Haß der Posener war alt und glomm tief. Die Lösung des Zwanges ließ ihn zu heller Flamme emporschlagen. Unendlich schwer, zu sagen, ob die Katastrophe hätte vermieden werden können. Durch einige Bataillone? Durch welche Mittel anders sonst? Revolution heißt leider kaum je die allgemeine Heimkehr zu einem neuen Besseren. Revolution heißt Loslösung von einem Zwange. Revolution heißt zunächst Vernichtung eines Bestehenden. Ihr Taumel heißt glauben, daß schon die Lösung des Zwanges das Bessere fertig hinstelle. Was aber wäre in Posen die Lösung des Zwanges allein gewesen? Ein kaltes Nebeneinanderleben der beiden Nationen zunächst. Verstehen, Vertrauen hätte sich finden können. Langsam, allmählich. Zu lange Jahrzehnte waren vor das Vertrauen gebaut, um ein Verstehen nie geworben worden und so des Hasses Keim tief gesät. — Also ging Posen verloren . . .

Die Posener Polen glaubten sich fest im Sattel. Die Deutschen — nicht leugnens die Kolonisierten — hätten sie hineingesetzt. Reiten würden sie schon selber können. Was bedürften sie da länger der Zuchtmeister? Hinaus mit ihnen! Sie gingen hinaus. Sie gingen nicht allein. Zucht und Ordnung gingen mit ihnen. Äußere Habe ließen sie da. Ihr Innerstes, Bestes, blieb nicht im Lande. Dafür kam der Geist der Kongressowka und Galiziens hi nein. Unordnung, Zuchtlosigkeit, Unfleiß. An die Stelle kernpreußischer Beamtentüchtigkeit, der zwar herben, galizische Beamtenwillkür; an die Stelle eiserner und häufig unbequem anmutender Pflichterfüllung lasche, vielen zwar bequeme, das ganze Land aber zugrunde richtende Bestechlichkeit. Das hatten die Posener und Westpreußen nicht gewollt. Der fremden Zucht entrinnen wollten sie, aber doch Zucht behalten. Und verlangen heute solche Zucht von — Warschau. Verlangten — durch eine am 31. Januar d. Js. von westpreußischen Abgeordneten des Sejms nach Graudenz einberufene Versammlung — in einhellig angenommener Entschließung

> die gleiche unbestechliche Verwaltung, das gleiche hochentwickelte bürgerliche Recht und Gerichtsverfahren, die gleichen sozialen Einrichtungen, die gleiche wirtschaftliche Bedeutung der Gemeindeverbände, die Kunststraßen, Krankenhäuser und sonstigen großartigen Einrichtungen, die das Gebiet nur der preußischen Herrschaft zu verdanken hat.

Von Warschau verlangen die preußische Ordnung gewohnten Polen diese guten Gaben? Können sie also doch selbst wohl nicht schaffen. Können — durch Gunst oder Ungunst der Zeit? — in den Sattel gesetzt, doch nicht reiten! — Es ist noch viel mehr, das sie nicht können. Sie können sich weder der kongreßpolnisch-galizischen Schlamperei noch der Überflutung durch unerwünschte Elemente aus den altpolnischen Landesteilen erwehren. Sie haben ihr Land widerstandslos auskaufen lassen und es zugelassen, daß der Unsegen der Teuerung, der Bestechlichkeit und überhaupt jeder polnischen Mißwirtschaft frei über die alten Grenzen kommt. Einmal — es ist lange her — wohnte in unseren Breiten eine Ratte gemütlicherer Art wie jetzt. Diese braune Ratte, aus alten, also wohl genügsameren Zeiten geboren, war ein — für eine Ratte — verhältnismäßig erträgliches Tier. Wer weiß, die Zeiten fortschreitender Gesittung hätten sie vielleicht noch zum Haustier gemacht. Zum offiziellen Mäusejäger oder sonst dergleichen. Statt dessen mußte sie bis auf die letzte ihrer Gattung des Todes sterben. Denn aus dem Osten kam eine andere, schlimmere Ratte, die graue Wanderratte, und fraß die braune Artgenossin bis zur letzten Schwester auf. So frißt heute der zügellose Wettbewerb, die wahnwitzige Raffgier aus dem Osten, und so frißt des Ostens Not alte Ordnung, alte Ehrlichkeit und alten Wohlstand in Posen und Westpreußen bis auf den letzten Halm auf, der aus

den Zeiten „preußischer Barbarei" übriggeblieben ist. Rettungslos versinkt das Land in Unordnung, Unehrlichkeit und Armut, weil ihm die starken Pfeiler genommen sind, die es trugen — eckige Pfeiler zwar, an denen man sich stieß, die erst die Jahrhunderte hätten abrunden oder durch Stämme aus des Landes Art hätten ersetzen lassen können, aber doch Pfeiler, die nicht fortgenommen werden konnten, ohne das ganze Gebäude zu gefährden.

In Reichthal, letzthin in Kempen und wohl auch an anderen Orten haben Volksbewegungen stattgefunden, aus denen der Schrei nach einer Wiedervereinigung mit dem alten Reiche und seiner Ordnung erklang. Nichts wäre falscher, als aus solchen Geschehnissen eine allgemeine Sehnsucht nach der Rückkehr ableiten zu wollen. Gewiß gibt es Orte und Bezirke östlich der von Versailles erzwungenen Grenzlinie, die überwiegend deutsch sind und nie von Polen etwas haben wissen wollen, und diese Bezirke sind nicht klein. Im übrigen aber ist der polnische Nationalismus das geblieben, was er immer war: Deutschenhaß, und das polnische Sprichwort, daß, bis die Welt vergeht, kein Pole eines Deutschen Bruder sein werde, in alter Geltung. Der Deutschenhaß, alt in Posen, ist nun, da es um Oberschlesien geht, neu und kräftig auch in Warschau und allen Orten Kongreßpolens, und dieser Haß ist nicht das schwächste Bindemittel Allpolens. Der Posener verachtet und verabscheut die Warschauer Methoden; Pole bleibt er trotz alledem, Pole bleibt er noch vor dem „Bruder" aus der Kongressowka, wie er es, der Zeit nach und in der Masse des Volkes, vor jenem gewesen ist. Darum, weil seine Nationalität bestritten und doch seine Persönlichkeit ertüchtigt wurde. Darum, weil er gezwungen wurde, sich zu ertüchtigen, weil die Preußen ihnen das gaben, was der alte Thiers von ihnen verlangt, wenn sie die Herren des Landes werden wollten: Enrichissez vous! Jetzt aber sind sie nicht so die Herren des Landes, denn Warschau hat es gründlich verstanden, sie wieder verarmen zu lassen. Jetzt müssen sie rettungslos im Sumpfe Allpolens versinken, denn, des deutschen Pfeilers beraubt, haben sie sich als zu schwach erwiesen, die großen Möglichkeiten, die ihnen für eine genügende Selbständigkeit gegenüber dem kulturell so viel tiefer stehenden polnischen Massiv gegeben waren, zu nutzen, und nun stehen sie den Stürmen des Nationalismus, die gerade jetzt, vor der Entscheidung über Oberschlesien, dieses Polen durchbrausen und einhellig ein Reich und eine Not fordern, dem unwiderstehlichen Streben nach der „Unifikacja" rettungslos gegenüber. — Stark egoistische Kräfte, die des Großgrundbesitzes, fordern auch von Posen selbst her die Unifizierung. Kein Wunder, da die Getreidepreise in Kongreßpolen immer noch um ein Vielfaches höher sind als in Posen. — Der fluchwürdige Hunger nach Gold ist, wie in aller Welt, so auch in Posen nicht kleiner geworden darum, weil aus dem Häuflein Goldes Berge von Papier geworden sind.

So geht das Verhängnis im Osten seinen Gang. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht — jede Schuld rächt sich auf Erden — auch hier. Sie hat sich an uns gerächt; sie rächt sich jetzt an den anderen. Wir dürfen wieder hoffen, trotz alledem; sie müssen fürchten trotz allem, was ihnen günstig schien. Für uns ist die Zeit für moralische Eroberungen im Osten noch nicht gekommen. Wir müssen es uns an dem Zeugnis von Graudenz, dessen wir oben Erwähnung taten, Genüge sein lassen, an dem Zeugnis, daß, als jene Lande unser waren, alles das vorhanden war, dessen sie jetzt begehren, ohne es doch gewinnen zu können. So wenig wie die Selbständigkeit, die sie erhofften und vielfach noch erhoffen, aber doch nicht erlangen können. Sie hätten Dank erwarten, Vertrauen erhoffen dürfen. Sie haben Polen ernährt und haben seine größten Schlachten geschlagen. Zum Dank kamen die „Ratten" über sie und fressen ihr Land kahl, kamen die Schieber und Wucherer aus der Kongressowka und die Beamtenklique aus Galizien und nehmen ihnen Wohlstand und Ordnung und Ehrlichkeit. Die Warschauer Politiker ließen indessen, im Vertrauen auf die massigeren Kräfte Kongreßpolens und Galiziens und das Gesetz von der Anziehung der Massen, die Zeit für sich arbeiten. Ließen erst die naczelna rada ludowa in Posen regieren, hatten nichts wider die Grenzkontrolle und andere Mittel Posener Selbstschutzes, die die altgewohnten Mittel der Bestechung ohnehin unwirksam machten, gaben aber dem Lande — das seine Beamten davongejagt hatte — Wegbereiter echt polnischer Art aus Galizien, die nicht zurückgewiesen werden konnten, weil die noch so tüchtigen Posener Bauern eben doch einmal kein Beamtenmaterial zu stellen vermochten. So war es nur sinngemäß, daß an die Spitze der galizischen Beamten in der ehemals preußischen Provinz

schließlich auch ein Galizier, der Ingenieur Kucharski, an die Stelle des Posener Rechtsanwalts und ehemaligen deutschen Reichstagsabgeordneten Maryan Seyda trat.

Mit der Aufrichtung der Beamtenklique war der Traum des Mittelreiches Polen, des „polnischen Reiches mit preußischer Ordnung", ausgeträumt. Die beiden großen Gelegenheiten, nämlich die Zeit der deutschen Revolution und die Zeit der größten Bedrängnis Kongreßpolens durch die Bolschewisten, waren versäumt worden, und auch Korfantys oberschlesischer Aufstand im August 1920, der das große Mittelreich mit schaffen helfen sollte, verpuffte am Ende. Nach diesem Aufstande wurde der Plan des Mittelreiches von Myslowitz bis zur Meeresküste nur noch selten in die politische Debatte geworfen. Vorher war es recht beliebt, von diesem Reiche zu reden: Posener Kartoffeln und Getreide und Oberschlesiens Eisen und Kohle sollten seine Grundlage werden. Der große Posener Kartoffelbetrug an Oberschlesien ließ es den Demagogen dann ebenso wenig geraten erscheinen, von dieser idealen Verbindung zu reden, wie die tatsächliche Entwicklung der Ereignisse. Von dem polnischen Mittelreich ist also, wie gesagt, keine Rede mehr, und die Versumpfung Posens und Westpreußens bereitet der „Unifikacja" immer geringere Hindernisse. Selbst von der Mär der oberschlesischen polnischen Autonomie wird immer weniger Aufhebens gemacht. Sie hat wohl nach Ansicht der polnischen Agitatoren ihre Schuldigkeit getan, und das übrige, so scheint Warschau zu hoffen, werden die galizischen Beamten besorgen. Korfanty hat, seitdem Posen das Rückgrat gebrochen ist, offenbar jeden Rückhalt, den er selbst ernst nehmen würde, und jede Aussicht, der Herr eines in seiner Selbständigkeit auch noch so beschränkten Oberschlesiens zu werden, verloren. Auch Oberschlesien würde, an Polen abgegeben, alsbald ganz in dem polnischen Sumpfe versinken. An Korfanty hat sich, jedem Politiker offenbar, schon heute das Schicksal Maryan Seydas erfüllt, und ein braver Galizier mit einem Namen diamantenen Klanges wartet mit Sehnsucht auf seinen Posten. — Er wird länger warten müssen als Korfanty auf den Einzug in eine Villa in gesunder Höhenlage der Schweiz, in der er allen Sümpfen Polens bald und für immer entrückt zu sein hoffen darf.

Der Reaktionär Korfanty / Von Franz Gropius

Wir haben in Oberschlesien eine Einheitsfront für Deutschland, aber keine deutsche Einheitsfront. Die zur Stimmenabgabe für Deutschland Entschlossenen haben hierfür nicht den einen, den nationalen Grund. Ein Appell an deutsche Wähler ist hier selten der nationale Appell. Der deutschorientierte Oberschlesier stimmt nicht für Deutschland, damit es diesem Deutschland, sondern auf daß es Oberschlesien wohl ergehe. Der polnischorientierte Oberschlesier stimmt in erster Linie gegen Deutschland — richtiger gesagt — gegen Preußen. Zu dieser Abneigung haben Fehler in der alten preußischen Politik geführt. Die Abkehr wäre vielleicht in separatistischen Wünschen stecken geblieben, wenn nicht ein Mann, Korfanty, es verstanden hätte, sie in die schärfere Form des Hasses hineinzuzwingen. Deutschen Nationalismus gibt es in Oberschlesien nicht, weil es dort keinen Haß gegen Polen gibt. Der polnische Nationalismus ist aus dem Haß gegen Preußen geboren. Seine Wurzeln? Korfanty sagt, es sei — was seine Person angehe — die Art, in der man ihm einst auf der Schule preußische Geschichte beigebracht habe. Dem einfachen Volke wurden die Adern des Vertrauens durch kulturkämpferische Bestrebungen unterbunden, die zu schlimmer Letzt Adolf Hoffmann zu wiederholen unternahm. Lutherska Germania — das Deutschland Luthers — suchen ihm herrschsüchtige Priester zu verekeln. Ausschreitungen eines im tiefsten Grunde reaktionären Militarismus, die als Begleiterscheinungen der unfertigen Revolution um so roher auftraten, waren es zuletzt, die Unheil säten. Überwundenes das alles, vielleicht sogar längst Verwundenes, wenn es die Demagogie nicht immer wieder verstehen würde, diese Wunden aufzureißen. Und diese Demagogie ist Korfanty. Wir konnten gerechtere Beschwerden, die das ganze oberschlesische Volk jetzt unter der halbpolnischen Herrschaft der „Aera der Freiheit und Gerechtigkeit" vorzubringen hätte, dem oberschlesischen Volk nicht

ebenso zu Gemüte bringen. Die immer wiederkehrenden Verbote deutscher Zeitungen sagen deutlich genug, warum. So ist der Kampf, der um die Seele der Oberschlesier geführt wird, kein fair play.

Er ist es, soweit er von Korfanty ausgeht, nie gewesen. Ein Mann, der in reiferen Jahren die Schule schilt, die er als Kind besuchte, hat noch kaum etwas getaugt. Korfanty macht davon keine Ausnahme. Sein scharf ausgesprochener, aber doch — möchte ich sagen — nur vorgespiegelter Lehrerhaß, den er wie oft auf der Rednertribüne des preußischen Abgeordnetenhauses austobte, mußte fast als pathologisch erscheinen. Gerade ihn förderte die Schule, wie nur selten einen armen Knaben vor ihm. Ihn gab ein wohlmeinender Lehrer in die besondere Fürsorge eines — bewußt deutschen — Geistlichen, der ihm wiederum das Hochschulstudium ermöglichte. Auch dieser Mann lernte den Dank Korfantys bis zur Neige kosten. Er bewarf ihn mit Schmutz wie alle, die ihn jemals gefördert hatten. Wann ihm die Laus des Hasses zuerst über die Leber lief, ist nicht feststellbar. Sie scheint irgend einmal aus irgendwie verletzter Eitelkeit hervorgekrochen zu sein. Denn die Eitelkeit, die Pose ist dieses Mannes zweite Natur. In dieser Pose stellte er sich in seinem ersten Zeitungsartikel „seinem" Volke vor; in ihr blieb er bis zu diesem Tage stecken. Als Gottgesandter sprach er am ersten Tage zum Volke. Als Herr im Lande posiert er heute. Seine Menschenkenntnis ist Menschenverachtung. Auch sie erscheint aus nichts anderem geboren, als aus der erträgliches Menschenmaß übersteigenden Selbstüberhebung. Das naive Volk liebt solche „Götter". Wir, auf der kühleren deutschen Seite, die nicht so mit den Naiven rechnen, haben vielleicht darum nicht nach so einem „Gotte" gesucht. Immerhin — ein Mann Erzbergerschen Formats hätte auch uns viel nutzen können. Wie dieser Mann im Gebiete der Zahlen ein Meister ist, der sie — fast möchte ich sagen — organisiert aufmarschieren läßt, so organisiert Korfanty Menschen. Ihm sind eben die Menschen nichts anderes als Ziffern. Für eine Volksabstimmung, die Stimmen nur zählt, aber nicht wägt, sicher kein übler Standpunkt. Wehe aber, wenn die Ziffern wieder Menschen sind und als solche gewertet werden wollen.

Man wird sagen dürfen, daß die Abkehr Oberschlesiens von Deutschland zu Polen Rückschritt, schärfste Reaktion wäre. Korfanty ist nur in diesem Sinne reaktionär. Jetzt, aus durchsichtigen Gründen, Führer der sogenannten oberschlesischen Volkspartei, einer polnischen Parteigründung, die namentlich auf den Stimmenfang der deutschsprechenden Oberschlesier ausgeht, war er von Anbeginn seines politischen Wirkens polnischer Nationaldemokrat, also Anhänger der reaktionärsten Partei Polens. In diesen Sinne nannte die polnisch-sozialistische „Gazeta Robotnitza" in Kattowitz die ehemals preußischen Provinzen Posen und Pomerellen, in der sich Reaktion und Deutschenhaß am schärfsten austobten, noch vor einem Jahre nicht anders als die Korfantey. Noch heute steht er mit den Reaktionären Polens in der intimsten Verbindung. Sie haben — sagte der sozialistische „Robotnik" in Warschau am 22. Januar d. J. — Korfanty zu dem nach Warschau gerichteten Schrei überredet, endlich das (nun fast zwei Jahre beratene) polnische Verfassungswerk zu beenden. Natürlich die Verfassung nach dem Willen der Nationaldemokraten mit dem nur zum allergeringsten Teile aus allgemeinen Wahlen hervorgehenden, ohne Berücksichtigung der Fremdstammigen aufgebauten Senat als Hort der durch und durch nationalistischen, bauernbündlerischen und arbeiterfeindlichen Reaktion. Danach ist es wohl möglich, daß Polen noch vor dem 20. März eine Verfassung erhält. Das werden dann die oberschlesischen polnischen Zeitungen triumphierend verkünden. Welcher Art sie sei, werden die Oberschlesier erst viel später erfahren, wenn mit den Mitteln dieser Verfassung die Paradepferde der polnischen Agitation in Oberschlesien, die polnische Autonomie, das Landaufteilungsgesetz usw. gründlich abgezäumt sein werden. Erst an diesem Tage würde die Reaktion, die Korfanty ist, beendet sein. — Wir hoffen, daß trotz der unüberwindlichen Schwierigkeiten, die der deutschen Aufklärung entgegenstehen, wir es doch noch ermöglichen werden, auch den Naiven im oberschlesischen Volke die Augen hierüber zu öffnen und damit dieses Volk in seiner Gesamtheit von der Reaktion Korfantys zu der deutschen demokratischen Republik hinüberzuretten.

Von der Psyche der Polen / Von Longinus

Der hier folgende Aufsatz entstammt der Feder eines Mannes, der, selbst geborener Ostmärker, vor 8 Jahren in die alte Heimat zurückkehrte und dort an ziemlich hervorragender Stelle im öffentlichen Leben wirkte, um erst vor ganz kurzer Zeit das ehemals preußische Teilgebiet zu verlassen. Er war niemals Anhänger oder auch nur Verteidiger der sogenannten hakatistischen Politik, auch niemals Mitglied des Ostmarken-Vereins oder einer ähnlich gerichteten Organisation, was seine Ausführungen doppelt bedeutsam macht.

Der hervorstechendste Charakterzug der Polen ist ein außerordentlich starkes Nationalbewußtsein. Die Tatsache, daß das Gebiet, das von Polen bewohnt wird, über hundert Jahre lang unter drei Staaten verteilt war, deren herrschende Volksteile sich in der Art der Betätigung der inneren Politik und in der Behandlung fremder Volksteile wesentlich voneinander unterschieden, hat zur Folge gehabt, daß das Nationalbewußtsein der Polen der drei verschiedenen Teilgebiete verschieden ausgebildet ist. Am schwächsten ist es bei den Galiziern, denen gegenüber der österreichische Staat niemals den Versuch einer Beeinflußung in nationaler Beziehung gemacht hat. Am stärksten ist das Nationalgefühl ausgebildet bei den Polen des ehemals preußischen Teilgebiets. Daß diese Polen in dieser Beziehung auch ihre Volksgenossen, die in Kongreßpolen unter russischer Herrschaft gelebt haben, weit übertreffen, mag auf den ersten Augenblick sonderbar erscheinen. Aber es ist zu bedenken, daß Rußland zwar die Polen als eine minderwertige Volksklasse behandelt, sie geknechtet und auf der denkbar tiefsten Kulturstufe gehalten, niemals aber den Versuch gemacht hat, sie zu russifizieren, während die preußische Polenpolitik ausgesprochen von Germanisierungsbestrebungen getragen war. Auch die Tatsache, daß die Polen der früheren Provinzen Posen und Westpreußen in kultureller und wirtschaftlicher Beziehung ohne allen Zweifel weit besser dran waren als ihre Volksgenossen der anderen Teilgebiete, hat niemals die ehemals preußischen Polen vergessen machen, daß die preußische Polenpolitik auf Unterdrückung ihres Nationalbewußtseins ausging. Das hat zur Folge gehabt, daß der Haß der Polen gegen die Deutschen größer ist als gegen die Russen, während man von einem Haß gegen die Österreicher überhaupt nicht reden kann. Und alle Vorteile, die die ehemals preußischen Staatsbürger polnischer Nationalität gegenüber ihren kongreßpolnischen und galizischen Volksgenossen hatten, Vorteile, die auch jetzt nach der Neuaufrichtung des polnischen Staates sich darin zeigen, daß diese Polen denen der anderen Teilgebiete an allgemeiner Bildung, an Einsicht in Staatsnotwendigkeiten und allgemein wirtschaftliche Fragen unendlich weit überlegen sind, haben auch jetzt, da diese Vorteile in die Augen springend hervortreten, nicht vermocht, sie das tiefeingewurzelte Gefühl des Hasses gegen alles Deutsche auch nur im geringsten vergessen zu machen.

Daß das Volksbewußtsein und der Stammesstolz bei den Polen trotz der jahrhundertlangen Trennung in drei verschiedene Reiche so stark geblieben ist, muß anerkannt werden als ein Beweis für die Stärke des polnischen Nationalcharakters überhaupt. Aber das hat auf der anderen Seite zur Folge gehabt, daß das Nationalgefühl in dem Augenblick, als es sich wieder frei entfalten konnte, übergeschlagen ist in einen Nationalismus und Chauvinismus, der Vernunft und Einsicht rücksichtslos beiseite geschoben hat. Die gesamte polnische Politik hat, seit es wieder einen polnischen Staat gibt, eine einzige, von Anfang feststehende und seither nie veränderte Richtlinie gehabt: das ist der Haß gegen die Deutschen. Dieser Haß ist bestimmend gewesen und ist noch bestimmend für die Führung der gesamten polnischen Politik. Er hat die Polen dazu gebracht, daß sie die aus wirtschaftlicher Rücksicht unbedingt gebotene Notwendigkeit eines irgendwie gearteten erträglich nachbarlichen Verhältnisses zu Deutschland beiseite geschoben haben. Er hat dazu geführt, daß die Polen die in ihrem Gebiet wohnenden Deutschen ohne Rücksicht darauf, daß sie ein Element der Ruhe und Ordnung, der wirtschaftlichen Arbeit, der Disziplin und der Einfügung in die Staatsordnung waren, aufs rücksichtsloseste bedrückt und bekämpft haben und noch bekämpfen. Die Politik, die Polen gegenüber dem Deutschtum im Land treibt, ist unendlich viel schärfer als es die schärfste hakatistische preußische Politik jemals gewesen ist. Sie hat dazu geführt, daß die Deutschen zu Tausenden und Abertausenden aus den

früheren Provinzen Posen und Westpreußen abgewandert sind und noch abwandern. Und wenn die Polen der preußischen Polenpolitik vorgeworfen haben, daß sie mit ihren Germanisierungsbestrebungen das Verwerflichste getan habe, was ein Volk gegenüber dem andern überhaupt tun könne, so kann man den Polen diesen Vorwurf heute in viel schärferer Form zurückgeben. In ihrer Presse wird es ohne Rückhalt gesagt, daß sie nur solche Deutsche im Land dulden werden, die sich „assimilieren", also nicht nur sich in das polnische Staatswesen als aufrichtige polnische Staatsbürger einfügen, sondern auch Nationalpolen werden.

Der Haß gegen alles Deutsche läßt die Polen vor offenbaren Verletzungen der Bestimmungen des Friedensvertrages von Versailles und des zwischen den Verbandsmächten und Polen abgeschlossenen Vertrages über den Schutz der nationalen Minderheiten nicht zurückschrecken. Diese Feststellung führt zu einer weiteren; zu der nämlich, daß das Rechtsempfinden bei den Polen nicht eben sehr stark ausgebildet ist. Es fehlt nicht an Beispielen dafür, daß auch in der Rechtspflege die nationale Frage eine Rolle spielt Hauptsächlich aber tritt der Mangel an Rechtsempfinden hervor bei dem Erlaß von Verordnungen und Gesetzen, von denen selbstverständlich auch die Stellen, die solche Verordnungen erlassen, sich bewußt sind, daß sie gegen die Bestimmungen des Minderheitenschutzvertrages verstoßen.

Die Psyche der polnischen Masse ist jedoch so geartet, daß sie sich dieses Mangels an Rechtsempfinden nicht bewußt wird. Sie hält es für durchaus in der Ordnung, daß mit zweierlei Maß gemessen wird; und die Auffassung, daß der Pole vor dem Deutschen in jeder Beziehung bevorrechtigt werden müsse, geht bis in die Kreise der sogenannten Intelligenz hinauf. Es ist den Deutschen, die nach den Bestimmungen des Friedensvertrages polnische Staatsbürger geworden sind, die Möglichkeit genommen, in Polen Grund und Boden zu erwerben. Die Gerichte sind verpflichtet, vor Erteilung der Auflassung dem Siedlungsamt Mitteilung zu machen, und dieses verbietet die Auflassung immer dann, wenn der Käufer ein Deutscher ist. Wie naiv bei der Vertretung dieses Standpunktes verfahren wird, möge in einem Beispiel erläutert werden. Ein deutscher Bauer hatte sein Bauerngut verkauft an einen anderen Deutschen, der auch polnischer Staatsbürger ist. Vom Ansiedlungsamt bekam er die Mitteilung, daß die Genehmigung zur Auflassung nicht erteilt werden könne, da der Käufer Deutscher sei. Ein deutscher Abgeordneter brachte diesen Verstoß gegen die einfachsten Rechtsbegriffe im Sejm vor. Der Minister des Innern versprach Abhilfe. Er wandte sich an das Posener Ministerium, und von dort lief nach längerer Zeit eine Begründung der Ablehnung der Auflassung ein, in der von dem eigentlichen und zuerst ganz offen dem Käufer mitgeteilten Grund der Verweigerung der Auflassung nicht die Rede war. Man tat, als ob die dem Verkäufer zugestellte amtliche Nachricht nicht vorhanden sei.

Die Ueberzeugung, daß der Pole eine Art überlegene Rasse sei, entspringt natürlich zu einem Teil der jahrhundertelangen Unterdrückung des polnischen Nationalempfindens, das sich nun um so ungezügelter äußern zu müssen meint. Aber abgesehen von dem Haß gegen die früheren sogenannten Unterdrücker äußert sich dieses überspannte Nationalempfinden und die Ueberzeugung von der Weltbedeutung des Polentums noch in einer Art von Größenwahn, der dazu führt, daß sehr ernsthaft die Wiederaufrichtung des Polenreiches in den Grenzen angestrebt wird, die es zur Zeit seiner größten Ausdehnung, im 17. Jahrhundert, hatte. Das Polenreich von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer ist das Ideal, nach dem gestrebt wird. Darüber, daß dieses polnische Reich weit mehr Ukrainer Großrussen, Weißrussen, Litauer, Esthen und Deutsche in sich beherbergen würde als Polen, zerbricht man sich nicht den Kopf. Man hält es für selbstverständlich, daß die überlegene polnische Kultur sehr bald die fremden Völker polonisieren werde.

Daß der Pole im persönlichen Verkehr außerordentlich liebenswürdig und höflich ist und auch dem Vertreter eines ihm aufs tiefste verhaßten Volkes gegenüber es an persönlicher Höflichkeit nie fehlen lassen wird, ist eine allgemein gemachte Beobachtung. Aber diese Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr geht so weit, daß sie sich nichts daraus macht, zur Unaufrichtigkeit zu werden. Beamte und Minister sagen dem Besucher die Erfüllung aller möglichen Wünsche zu, ohne sich ein Gewissen darüber zu machen, daß sie schon im Augenblick dieser Zusage nicht daran denken, sie zu erfüllen. Das Bewußtsein der Unaufrichtigkeit haben sie dabei durchaus nicht. Sie würden es für einen Verstoß gegen die Umgangsformen halten, wenn sie

die Ablehnung persönlich aussprechen würden. Es kann gar kein Zweifel sein, daß die Verfasser der allmählich berüchtigt gewordenen Aufrufe, die zur Zeit des Übergangs der ehemals preußischen Landesteile an Polen an die polnischen Staatsbürger deutscher Nationalität erlassen wurden, selbst keinen Augenblick daran gedacht haben, die in diesem Aufruf gegebenen Zusagen, die volle Gleichberechtigung und alle möglichen anderen schönen Dinge verhießen, zu erfüllen. Jedenfalls hat seit der nun bald zwei Jahre zurückliegenden Zeit des Erlasses dieser Aufrufe kein Mensch daran gedacht, sich an diese schönen Worte zu halten. Aber man kann sicher sein, daß den Polen das Bewußtsein für die Unehrlichkeit und Unaufrichtigkeit solchen Vorgehens fehlt.

Nach allem, was hier auf Grund einer genauen, in jahrelangem Leben und Arbeiten in Polen und mitten unter Polen erworbenen Kenntnis über den polnischen Nationalcharakter gesagt wurde, wird es nicht wunder nehmen, wenn noch hinzugefügt wird, daß dem Polen staatsbildende Fähigkeiten so gut wie ganz abgehen. Er hat es von Beginn der Wiederaufrichtung des polnischen Reiches an für seine wichtigste Aufgabe gehalten, alle Erinnerungen an die Zugehörigkeit zu den früheren Teilungsreichen auszutilgen. Er hat dabei vergessen, anderes in die so entstandene Lücke zu setzen. Und er ist der Meinung, daß mit der Wiedereinführung der polnischen Ortsnamen, mit der Beseitigung jeder deutschen oder russischen Aufschrift, mit der Uebermalung deutscher und russischer Straßennamen, Wegweiser, Firmenschilder usw. die wichtigste Vorbedingung zum Aufbau des Staates erfüllt sei. Die polnische Regierung hat es versäumt, von der ihr angebotenen Möglichkeit der Zurückbehaltung deutscher Beamten Gebrauch zu machen, weil sie fürchtete, dabei dem polnischen Nationalstolz etwas zu vergeben. Aber sie hat nicht daran gedacht, daß sie keine Beamten hatte, die sie an die Stelle der deutschen setzen konnte. Der Erfolg ist eine Verlotterung des gesamten öffentlichen Lebens, wie man sie sich schlimmer nicht vorstellen kann. Aber der polnische Nationalstolz ist gerettet, die deutschen Beamten sind verschwunden, und der Pole läuft nicht mehr Gefahr, von einem deutschen Beamten abgefertigt zu werden.

Wer die Zustände, die sich infolge dieser Voranstellung des Nationalstolzes vor alle anderen Rücksichten herangebildet haben, mit eigenen Augen beobachtet hat, der muß zu der Überzeugung kommen, daß mindestens der wirtschaftliche Zusammenbruch Polens nicht mehr lange auf sich warten lassen wird. Aber auch dann noch wird der Pole stolz darauf sein, daß er diesen Zusammenbruch in einem Staat erlebt, in dem alle Erinnerungen an die deutsche und russische Vergangenheit ausgetilgt sind. Die Empfindung von der Schwere der Katastrophe wird ihm erst in zweiter Linie kommen.

Der Dieb / Von Erich K. Schmidt

Der primitive Mensch erliegt dem Reiz, eines anderen Eigentum zu nehmen, verhältnismäßig leicht. Der Drang nach Besitz, die Raffgier, ist eine der ausgeprägtesten menschlichen Süchte. Das Kind nimmt den Ball, den Holzsäbel des Spielgefährten so lange, bis die Furcht vor Strafe den Zwang der Fingerspitzen hemmt. Der Erwachsene wird durch genau die gleichen Erwägungen vordem Diebstahl bewahrt (sofern man dieses dumpfe Empfinden „Erwägung" nennen kann). Er wird, das sei zugegeben, auch durch atavistische Gefühlskomplexe gehindert: Diebstahl ist ein Verbrechen, das bestraft wird —: dieses Bewußtsein schwingt dunkel durch die Generationen hin und erscheint demgemäß heute die Mehrzahl der Menschen wie ein ethischer Grundgedanke zu erfüllen. Letzten Endes ist es jedoch nur das Gesetz, das alle Gierden zähmt. Wenn bei politisch-sozialen Tumulten ein offener Laden gestürmt wird, wobei die Gefahr rechtlicher Verfolgung ausgeschaltet ist, hei, wie die Masken fallen; die Leidenschaft aufbrennt; selbst Frauen, die der Nachbarin nie etwas raubten, mit beiden Händen raffen! Gewiß, es ist ein Unterschied zwischen dem Diebe, der aus Not stiehlt, und jenem, der sich dadurch ein höheres Maß von Lebensgenuß verschaffen will, als ihm das Schicksal bestimmte. Aber hier gibt es derart feine Nuancen, daß keine allgemeine Wertung aus-

gesprochen werden kann. Das alles sind Sonderfälle, die ein individuelles Urteil verlangen. Letzten Endes bleibt Diebstahl ein Diebstahl; der ganz Gefestigte wird ihm in keinem Fall erliegen — aber wer wollte jenen Dieb verdammen, der aus Hunger einen Apfel raubt? Die Mutter, die ein Brötchen stiehlt, weil sie die Klagen ihres Kindes nicht mehr zu hören vermochte?

Nehmen wir jedoch an, es würde verkündet: Von morgen ab ist Diebstahl kein Verbrechen mehr! Von morgen ab bleibt er frei von Strafe! Von morgen ab darf sich ein jeder nehmen, was er braucht! Die Folge wäre das Tohuwabohu. Es wäre kaum noch eine Lust zu leben. Es würde sich zeigen, daß dem, was wir heute „Diebstahl" nennen, neun Zehntel aller Menschen unterliegen. Oder haben Sie, Optimist, einen anderen Glauben?

Der komplizierte Mensch allein wird durch eine innere Stimme, durch ein bewußtes Ethos vor Eigentumsdelikten bewahrt. Nein, nicht der „komplizierte" allein, sondern auch der geläuterte, gute, der herzensreine Mensch (eine dünne Schicht unter den Atmenden). Er kann in einsamer Villa vor einem prallgefüllten offenen Geldschrank stehen, wohin er blickt, alle Straßen sind frei seinem Schritt — und er wird dennoch keinen kleinsten Schein dem lockenden Tresor entnehmen. Gäbe es doch ein Mittel, unter einem Tausend Menschen die Zahl derer festzustellen, die diesen Geldschrank ohne Anfechtung verließen. Und dann auch Jene, die aus einem Konflikte rein hervorgingen! Für die interessantesten Experimente auf Erden fehlt, wie schade, jegliche Möglichkeit der Ausführung!

Rechnen wir den Künstler zu den differenzierteren Menschen — und das wird ja im allgemeinen der Fall sein —, so ist für ihn eine der ersten Forderungen, daß er, ganz instinktgemäß, gegen Verbrechen ebenso wie Vergehen leichterer Art gefeit ist. Das ist eine Selbstverständlichkeit, gewiß. Der Künstler soll Vorbild sein, im Leben ebenso wie in seinen Werken, er soll eine Einheit sein. Dahin wird er natürlich, wie jeder andere Sterbliche, nur durch Leiden und Kämpfe gelangen. Aber wenn man seinen Lebensweg verfolgt und dabei feststellen muß, daß der Wille, das Streben nach Reinheit nicht vorhanden ist, wie er jeder Lebenslockung erliegt, wie er sein Talent verhökert um jeden Gewinst, — so wird man sich traurig sagen, daß die Natur zuweilen leider schöne Gaben einem Unwürdigen in die Wiege legte. Es sind das vergängliche Erscheinungen, die zwar ihre Zeitgenossen durch blendende Werke manchmal zu täuschen vermögen — die Ewigkeit verschlingt sie jedoch wie ein Nichts. Künstler, die in sich das Bewußtsein ihrer Mission nicht verspüren, die nicht wissen, daß sie Atome des Weltgewissens sind, dünken mich trostlose Wesen, viel weniger wert als irgend ein Handwerker, der ohne Prätention, in Treue und Bescheidenheit seine Pflicht erfüllt.

In seiner Jugend jedoch wird auch der Künstler zuweilen straucheln, und es wäre pharisäerhaft, ihn zu verdammen. Mir ist aus eigener Erfahrung dieser Fall bekannt:

Ein junger Schriftsteller, etwa vierundzwanzigjährig, ganz mittellos, tauchte, vor einem Dezennium etwa, in dem Berliner Vorort auf, wo wir, Maler und Literaten, in Ateliers und kleinen Kammern hausten. Er kam in unser Stammcafé, gewann sich Sympathien, und einer der Maler nahm ihn, in edler Gastfreundschaft, in seinen Räumen auf. Es vergingen einige Wochen, der junge Literat begann zu arbeiten und Geld zu verdienen, man fühlte ihn nicht mehr als Fremden. Da kommt eines Tages der betreffende Maler erregt zu mir und fragt mich, ob ich ein bestimmtes Buch von ihm geliehen hätte. Da ich verneinte, stürzte er davon, prüfte, wie ich später erfuhr, seine Bibliothek und stellte fest, daß etwa ein Dutzend Bücher fehlten. Der Verdacht traf den jungen Literaten, konnte nur ihn treffen, und er gestand schließlich, daß er die Bücher verkauft habe, obwohl gerade in jenen Tagen mehrere Honorare eingetroffen waren. Doch er hatte sie in der Stadt mit kleinen Mädchen aufgebraucht. . . . Spät abends klopfte er an meine Tür, der Maler hatte ihn empört herausgesetzt, ja, ihm mit einer Anzeige gedroht, wenn er den Ort nicht augenblicklich verließe. Ich begriff ihn vollkommen, denn er war nicht nur mit grenzenlosem Undank belohnt, man hatte ihm auch Bücher entwendet, die u. a. Widmungen von Freunden aus seiner Pariser Zeit enthielten. Diese hatte der Betreffende skrupellos herausgeschnitten. . . . „Wie konnten Sie das nur tun?" fragte ich den Obdachlosen, als er nachts auf meinem Diwan saß. Er ließ die Schultern hängen, senkte den Kopf und sagte leise: „Das ist mir selbst problematisch. . . ."

Ich erzähle diesen Fall so ausführlich, weil er mich damals stark aufwühlte. Bei der Achtung, die ich, als Zwanzigjähriger, noch vor beinahe allen Schaffenden hatte, erschien es mir unbegreiflich, wie ein Künstler, immerhin doch schon in der Mitte der Zwanziger stehend, eine der primitivsten menschlichen Forderungen — Achtung zu haben vor dem Gut des Nächsten! — verletzen konnte. Jetzt begegne ich seinem Namen zuweilen in unseren allerersten Zeitschriften, unter den Autoren prominentester Verlage, und ich zweifle nicht, daß er seine Jugendsünden bereut und überwunden hat. Trotzdem kann ich gerade bei ihm eine letzte Spur von Argwohn nicht verlieren, wenn mir auch sein Schaffen in jeder Weise imponiert. —

Dieser Fall führt mich zu jenem anderen, der heute wieder die Mitwelt bewegt. Er rief die widerstrebendsten Meinungen wach. Aber auch hier, denke ich, kann man zu keinem anderen Resultat gelangen. Bei der ungeheuren Wertschätzung, die intellektuelle Werke in dieser Zeit genießen, ist es begreiflich, daß sich so viele Stimmen erhoben, um für den Angeschuldigten zu zeugen. Aber es könnte doch geschehen, daß eine kommende Epoche, die Produkte des Herzens wieder höher wertet als jene des Hirns, auch den Urheber einer Streitfrage anders beurteilt, als es heute in manchen Kreisen geschieht. Steht der Dichter, der Künstler überhaupt, jenseits der menschlichen Gesetze oder nicht? Ist das Genie mit irdischen Maßen zu messen? Das ist die Frage. Aber abgesehen davon, daß wir bescheiden sein und sagen wollen: die Zeitgenossen vermögen nur selten die Genies unter sich zu erkennen — darf man nicht Zweifel hegen einem Künstler gegenüber, der nach irdischen Gütern strebt, während er doch um das Ewige ringen sollte? Sofern es ihm bestimmt ist, arm zu sein — ist er berechtigt, vergängliche Schätze Andren fortzunehmen, nur weil er zu hohen Dingen sich berufen fühlt? Noch immer ist das Leiden die beste Schule des Dichters (wie jedes Menschen überhaupt); sucht ein genialer Mensch den Prüfungen seines Daseins zu entrinnen dadurch, daß er Andere um ihre Werte beraubt, so hat jeder Sterbliche das Recht, am Führertum dieses Menschen zu zweifeln (um so mehr, wenn Delikte offenbar werden, die der schon Gereifte beging; in einem gewissen Gegensatz dazu steht der zuvor erwähnte Fall!) Künstlerische und menschliche Reinheit ist die erste Forderung an alle Schaffenden, sofern sie nicht nur die Gegenwart verblüffen, sondern nach dem Zeitlosen streben wollen! Vor einigen Monaten las ich, wenn ich nicht irre, in einem Hamburger Blatt, anläßlich dieses Falls die sehr vernünftige Aeußerung: Steht ein Dichter, der über alle primitiveren Lebensnotwendigkeiten hinaus sich zu bereichern sucht, höher als eine arme Näherin, die eine auf Abzahlung gemietete Nähmaschine verkauft, um sich trocknes Brot zu verschaffen oder, etwa, den Zins ihres kargen Stübchens zu bezahlen? Ich glaube: nein! Intellektuelle verschiedener Grade werden höhnen: „Ha, dieser inferiore Geist! Ein Dichter und eine N . . . näherin! In einem Atemzug genannt! Ein Pereat ihm!" Seid ruhig, Freunde, der Dichter und die Näherin — sie haben jeder nur ein Herz. Unser Schaffen ist vergänglich, und nur das große Herz macht die Werke der Dichter reif für die Ewigkeit! . . . Man stelle sich vor, es wäre uns überliefert, Beethoven, Schubert oder einer jener Großen, die wenig irdische Güter besaßen, hätten ihre Bekannten bestohlen, um die Mittel für ein besseres Leben zu gewinnen. Läge nicht ein Schatten zwischen ihrem Bild und unseren Augen? Warum laßt Ihr für den Zeitgenossen nicht gelten, was Euch selbstverständlich dünkt für die Vergangenen? Warum sagt Ihr nicht: „Ja, es liegt hier ein ganz entsetzlich trauriges Ereignis vor. Wir suchen es zu begreifen. Aber wir wollen darüber schweigen". —? Warum trompetet Ihr so tönend, Freunde: „Jawohl, er hat ein Recht dazu, denn er, er ist ein Genie!" —? Denkt Euch, es käme dahin, daß wir unsere deutschen Dichter nicht mehr allein im Zimmer lassen könnten; stellt Euch vor, daß ihre Frauen, in unbewachten Momenten, in fremden Koffern und Schubladen wühlten — und man wird einsehen, daß Eure Rechtfertigungsfanfaren zwar vom besten Willen erweckt wurden. Daß sie aber nur ein zwiespältiges Echo finden können, solange es um eine Forderung geht: Die Reinheit jeglichen Künstlertums auf Erden!

Das Gespenst der Valuta / Von Ernst Ribbeck

Der ganze Schwindel geht um die Bergwerke. Die zweisprachigen Oberschlesier selbst erlebten ihr blaues Wunder, wenn die Gruben unter polnische Herrschaft kämen. Dann ade! Zum Wappentier würde nicht der weiße Adler, sondern der Pleitegeier. Alfred Kerr.

Die polnische Mark, die von der deutschen Okkupationsbehörde im Einvernehmen mit den polnischen Kreisen geschaffen wurde, bildet noch heute die Grundlage der polnischen Währung — sofern von einer solchen bei der katastrophalen Entwertung der Papiermark überhaupt noch die Rede sein kann. Während der deutschen Okkupation wurde die polnische Mark künstlich auf der Höhe der Reichsmark gehalten, ein Umstand, der nunmehr ihr fortgesetztes Sinken erklärt. Ende November 1919 stand der Kurs von 100 polnischen Mark auf 64, Ende Dezember auf 42,5, Ende 1920 auf 10,56 und Ende Januar 1921 nur noch 7,56 Reichsmark. Es ist bald der Zeitpunkt erreicht, da der Wert der polnischen Mark nicht mehr die Herstellungskosten deckt.

Der Valutasturz macht sich naturgemäß am empfindlichsten in den ehemaligen preußischen Provinzen bemerkbar, da die polnische Regierung hier einfach verfügte, daß die im Besitz der Bevölkerung befindlichen deutschen Zahlungsmittel dem Zwangsankauf zugunsten des polnischen Staates unterliegen. Das Gesetz vom 20. November 1919 bestimmte, daß sämtliche auf Reichsmark lautenden Verbindlichkeiten zum gleichen Nominalbetrag in polnischer Mark zu tilgen seien. Wer also 100 Reichsmark besaß, mußte sie für 100 polnische Mark, die $7^1/_2$ Reichsmark gelten, hergeben. Es erübrigt sich, zu bemerken, daß alle Volkskreise durch diesen Gewaltakt auf das schwerste betroffen wurden, insonderheit die kleinen Sparer, deren Sparkassenguthaben durch das Gesetz automatisch auf die polnische Mark herabgesetzt wurde.

Man kann hiernach ermessen, welche finanzielle Folgen die Loslösung Oberschlesiens vom Deutschen Reich für die Bevölkerung nach sich ziehen würde. Die polnische Regierung hat sich in der Erkenntnis der ihr drohenden Gefahr bereits im Einverständnis mit dem Parlament zum Erlaß eines „Organischen Statuts der Wojewodschaft Schlesien" entschlossen, in dessen Artikel 9 es heißt: „Die Einführung der polnischen Valuta als des einzigen gesetzmäßigen Zahlungsmittels in Schlesien wird im Wege der Verständigung des Finanzministeriums mit dem Wojewodschaftsrat erfolgen." Im Artikel 10 wird weiter bestimmt, daß die Geldwertzeichen in deutscher Valuta, die sich im Besitz der Bevölkerung befinden, nicht dem Zwangsankauf zugunsten des Staatsschatzes unterworfen werden, daß sie dagegen auf gleicher Stufe mit den anderen ausländischen Valuten behandelt und als solche zu den Transaktionen der Banken und Börsen zugelassen werden. Ferner wird hier gesagt, daß die Vorschriften über die Valuta im Umfange des früheren preußischen Teilgebietes, nach der alle auf Reichsmark lautenden Verbindlichkeiten in polnischer Mark eingelöst werden sollen, in der Wojewodschaft Schlesien keine Anwendung finden.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß es sich hier lediglich um einen Beruhigungsversuch der oberschlesischen Bevölkerung handelt. Polen, das ein Einheitsstaat und ein einheitliches Wirtschaftsgebiet sein will, kann auf eine einheitliche Währung unmöglich verzichten, ohne seine Existenz in Frage zu stellen. Wollte man die deutsche Mark neben der polnischen in Oberschlesien bestehen lassen, würden sich aus diesem Zustande unübersehbare finanztechnische Schwierigkeiten herausstellen, zumal der Kurs der Reichsmark und der polnischen unausgesetzten Schwankungen unterworfen ist. Noch größere Komplikationen würden sich ergeben, wenn in Oberschlesien die Reichswährung beibehalten würde. Damit wäre der polnische Staat in zwei verschiedene Staats- und Wirtschaftsgebiete zerlegt, ein Zustand, der die von den Polen durch Eingliederung Oberschlesiens in den polnischen Wirtschaftskörper erstrebten Vorteile völlig illusorisch machen würde.

Ein dritter Vorschlag, der in der Einführung einer selbständigen oberschlesischen Mark gipfelt und bereits in der polnischen Presse erörtert worden ist, ist ebenso belanglos. Die Folge wäre nicht nur die wirtschaftliche Trennung Oberschlesiens von Deutschland, sondern auch die von Polen, also vollkommene Isolierung, die ein kleines, industriell hochentwickeltes, auf den internationalen Verkehr hingewiesenes Wirtschaftsgebiet nicht vertragen kann.

Derartige Vorschläge können nur als propagandistische Kniffe bezeichnet werden, um der Bevölkerung Oberschlesiens die polnische Finanzwirtschaft schmackhafter zu machen. In dem oben angeführten Artikel 9 des organischen Statuts ist im übrigen ausdrücklich gesagt, daß die Einführung der polnischen Valuta als des einzigen gesetzmäßigen Zahlungsmittels in Oberschlesien vorgesehen ist. Man gebe sich daher keinen Täuschungen hin, als könnte im Wege der Verständigung des Finanzministeriums mit dem Wojewodschaftsrat die deutsche Valutà in Oberschlesien auch nur solange gelten, bis der schlesische Landtag etwas anderes beschließt. Ebenso wenig hat der Artikel 10 des organischen Statuts etwas zu bedeuten, da dieses nichts weniger ist als ein völkerrechtlicher Vertrag und die weiteste Auslegung verträgt. Selbst wenn die beiden Artikel unverändert bestehen blieben, würden sie nicht den geringsten Schutz gegen finanzielle Vergewaltigungen bieten.

Nach Einführung der polnischen Währung in Oberschlesien, die nicht ausbleiben kann, würden die im Umlauf befindlichen deutschen Noten und Scheine ihre Zahlkraft und Umlaufsfähigkeit verlieren, sie würden dann zu Devisen werden und zu den Transaktionen der Banken und Börsen zugelassen werden. Als solche unterstehen sie wie alle anderen Devisen der vom polnischen Finanzminister am 11. August 1920 erlassenen „Verordnung betr. Einschränkung des Verkehrs in Devisen und Valuten" und können nach dem Inhalt dieser Devisenordnung nur durch die Vermittlung solcher Kreditinstitute ein- und ausgeführt werden, die vom Finanzminister hierzu besonders ermächtigt sind. Nun ist jeder Besitzer von Devisen und Auslandsvaluten verpflichtet, die ganze Höhe der in seinem Besitz befindlichen Beträge dem Finanzministerium anzumelden und sie einer Devisenbank zur Verfügung zu stellen. Selbstverständlich würde diese Devisenordnung sofort nach Einführung der polnischen Währung auf die Reichsmark Anwendung finden, wodurch jeder Besitzer von Reichsbanknoten, -Scheinen usw. auf das empfindlichste geschädigt werden würde, da über die Höhe des in polnischer Währung zu zahlenden Betrags allein die Devisenkommission entscheidet. Außerdem kann der Finanzminister jederzeit die Devisenordnung abändern und die in Rücksicht auf die Abstimmung in Oberschlesien beschlossenen Milderungen wieder aufheben. Hieraus kann jeder Oberschlesier ermessen, welche Gefahren ihm bei Einführung der polnischen Valuta drohen.

Es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß der polnische Finanzminister bei der zu erfolgenden Konversion der oberschlesischen Wertpapiere, Pfandbriefe, Kommunal- und Industrie-Obligationen usw. das Wertverhältnis nach eigenem Ermessen und im Interesse des polnischen Staates festlegen wird. Weder das sogenannte organische Statut noch eine andere Verordnung hindert ihn daran. Zur Zeit gilt, wie schon bemerkt, die polnische Mark 7,56 Pfennig, man erhält also für 100 Reichsmark 1200 polnische Mark. Durch einen einfachen Erlaß kann (und es ist dies bereits angedeutet worden) das Wertverhältnis auf 100 : 200 festgesetzt werden, wodurch alle Lohn-, Gehalts-, Pensions-, Zins- und Kapitalforderungen um fünf Sechstel reduziert würden. Wie schwer eine solche Verfügung nicht allein die kapitalistischen Kreise Oberschlesiens, sondern auch die kleinen Rentner und Arbeiter treffen würde, bedarf keiner besonderen Hervorhebung.

Soweit über die Übergangsmaßnahmen, die eine schwere Gefahr für die Industrie und den Handel Oberschlesiens in sich schließen. Von bei weitem größerer Tragweite sind jedoch die Nachteile, die sich dauernd aus der Einführung der polnischen Währung für Oberschlesien ergeben. Allerdings dürfen wir uns nicht verschweigen, daß auch die deutsche Valuta tief gesunken ist, doch ist mit dem Wiedererstarken der deutschen Industrie, mit der Neubelebung des Handels wie überhaupt mit der Steigerung der deutschen Produktivkräfte schon in nächster Zukunft eine wesentliche Besserung unserer Wirtschaftslage zu erhoffen. Dagegen ist die wirtschaftliche Lage des Polenstaates so hoffnungslos, daß keine Hebung, sondern eine weitere Senkung der Valuta zu erwarten ist. Am 10. August 1920 bezifferte sich der polnische Notenumlauf auf 29,4 Milliarden polnische Mark, am 10. November 1920 auf 40 Milliarden, Ende Dezember 1920 auf rund 50 Milliarden. Demgegenüber stellte sich der deutsche Papiergeldumlauf am 10. August 1920 auf 69,6, am 15. November auf 75,7, Ende Dezember auf rund 80,8 Milliarden. Am 31. Januar war ein Rückgang von nahezu 3 Milliarden eingetreten, der Gesamtumlauf betrug 77,9 Milliarden Reichsmark. Immerhin noch eine gewaltige Ziffer, aber im Vergleich zum Notenumlauf des polnischen Staates verhältnismäßig niedrig.

Ebenso hoffnungslos ist es um die polnischen Staatsschulden bestellt. Nach einem der Brüsseler Finanzkonferenz vorgelegten Bericht betrug die ausländische Schuld 2,979 Milliarden französische Franken, nach polnischer Währung 170 Milliarden Mark. Die innere Schuld ist nicht genau festzustellen. Der Fehlbetrag des polnischen Staatshaushalts beziffert sich nach dem Bericht des Finanzministers vom 12. Dezember 1920 auf über 60 Milliarden polnische Mark. Im neuen Staatsbudget ist der Fehlbetrag auf 80 Milliarden nach der Mitteilung der „Rewja Polski" veranschlagt. Die Lage der polnischen Handelsbilanz entspricht der Gesamtlage der Finanzen. Einer Einfuhr von 95% stand eine Ausfuhr von 5% gegenüber. Eine Besserung der Valuta ist unter diesen Umständen ausgeschlossen. Der Auslandskredit des polnischen Staates ist fast gleich Null. Der niedrige Valutastand kennzeichnet die Zerfahrenheit der Finanzwirtschaft, von der in absehbarer Zeit keine Hebung zu erwarten ist.

Es ist zu verstehen, daß die Polen alles dransetzen, um Oberschlesien ihrem im chaotischen Zustande befindlichen Staate anzugliedern, da ihnen nur von hier die Rettung aus ihrer trostlosen Lage kommen kann. Der Direktor der polnischen Darlehnskasse in Nikolaiczak hat diesen Wunsch in einem in der Universität Posen gehaltenen Vortrag mit bemerkenswerter Deutlichkeit Ausdruck gegeben, indem er sagte, daß die polnische Valuta im Kurs besser stehen würde, wenn die Maschine der oberschlesischen Industrie sich in polnischen Händen befinden würde. Zweifellos würde eine vorübergehende Besserung der Valuta eintreten, wenn Oberschlesien an Polen fiele. Als polnisches Ausbeutungsobjekt würde Oberschlesien aber dem sicheren Ruin entgegengehen.

Es stehen Dinge von außerordentlicher Tragweite für uns auf dem Spiel. Jeder Oberschlesier, der für den Anschluß an Polen votiert, unterschreibt damit das eigene Todesurteil. Aus einem geordneten Staatswesen gelangt er in ein völlig chaotisches, das sein Valutaelend kaum noch übertreffen kann. Ein industriell hochentwickeltes Land wie Oberschlesien kann nur im Verband des Deutschen Reichs, dem es geschichtlich und wirtschaftlich seit acht Jahrhunderten angehört, lebensfähig bleiben. Der Übergang in den Bereich der polnischen Valuta würde seinen völligen Niedergang besiegeln. Alle Bevölkerungsklassen, auch die Arbeiter, deren Lebenshaltung unter polnischer Herrschaft sich erheblich verschlechtern würde, müssen alles aufbieten, um die Einverleibung Oberschlesiens durch Polen zu verhindern.

Wer schuf das Land? / Von Werner Sombart.*

Schlesien ist deutsch — Schlesien ist schlesisch: Teile davon von Deutschland absplittern, aber auch Teile „verselbständigen", heißt Lebendiges zerstören, bedeutet ruchlosen Mord am völkischen Leben. Schlesien ist deutsch: Deutsch ist das Land; mit der deutschen Pflugschar sind die langen Furchen gezogen, die den Boden in seinen Tiefen umbrachen, wo der slawische Hakenpflug ihn nur geritzt hatte; über das ganze Land hin, bis zu seinen äußersten Grenzen, zeugen die deutschen Streifendörfer von deutscher Siedlerkraft und von ihrer Überlegenheit über die slawischen Runddörfer.

Deutsch sind die Städte; von deutschen Baumeistern und deutschen Handwerkern erbaut; von deutschen Handwerkern und deutschen Kaufleuten besiedelt und zur Blüte gebracht; in breitem Strom ist deutsches Handwerkstum in den slawischen Osten hineingeflossen; deutschem Händlerfleiß verdankt dieser Hinterwinkel seinen Anschluß an westeuropäische Gesittung. Deutsch ist die moderne Industrie, dieser Lebensnerv des schlesischen Landes; Deutsche haben sie bis in die entferntesten Täler des Gebirges, bis auf die letzten Hügel Oberschlesiens und Mährens getragen: die Glasindustrie, die Textilindustrie, der Bergbau und die Hüttenindustrie. Welche Torheit, welches Unrecht ist es, Bezirke wie Oberschlesien für ein fremdes Volk in Anspruch zu nehmen, weil dort eine polnische Bevölkerung wohnt: sie wohnt ja nur dort, kann nur dort wohnen, weil deutscher Unternehmergeist ihr die Lebensmöglichkeit geschaffen hat; die polnischen Arbeiter in Oberschlesien sind immer nur Wirtschaftsobjekte, niemals Wirtschaftssubjekte gewesen, sind nur Materie, niemals Geist. Daraus, daß sie dort Arbeit gefunden haben in deutschen

*) Aus dem Bekenntnisbuch „Schlesien", herausgegeben vom Schlesischen Bund für Heimatschutz.

Betrieben, den Schluß ziehen, daß also das Land den Polen gehöre, wäre dasselbe, als wollte man einem Ansiedler das Recht auf das von ihm bebaute Land abstreiten, weil er Zugvieh und Ackergeräte von außen her bezogen hat.

Deutsch ist das geistige Leben im Schlesierlande; deutsch sind seine Lieder, deutsch seine Sagen und Märchen. Aus schlesischen Anfängen ist die gesamte deutsche Dichtkunst neugeboren worden.

Aber Schlesien ist auch schlesisch; es ist eine lebendige Einheit, aus der kein Teil genommen werden darf, ohne sie zu zerstören, die vielmehr noch der Angliederung derjenigen Teile Deutsch-Österreichs bedarf, die dynastische Interessen vom reichsdeutschen Schlesien getrennt haben, die aber ihrer inneren Natur nach mit diesem zusammengehören. Scharf hebt sich schlesische Art von jeder anderen deutschen Art ab. Freilich nicht kraft der urdeutschen Blutart, wie sie die reinen deutschen Stämme auszeichnet. Der Schlesier ist zum Schlesier erst geworden in Anlehnung an slawisches Volk und vielfach auch durch Mischung mit diesem; sein liebenswürdiges, weiches, schmiegsames Wesen mag er dieser Blutmischung und dieser Lebensgemeinschaft verdanken. Aber er hat aus allen Bestandteilen, die in ihm sich vereinigten, einheitliches deutsches Wesen geprägt, das in seiner Sprache wie in seiner Lebensführung, in seinen Sagen wie in seinen Liedern klar und hell in die Erscheinung tritt.

Und Schlesien ist ein organischer Wirtschaftskörper, an dem Glied zu Glied stimmt, dessen Teile man nicht ungestraft lostrennen und anderswohin zuteilen kann. Seit Jahrhunderten, schon unter der österreichischen Herrschaft, ist diese Einheit entwickelt worden, die dann grundsätzlich von den Preußenkönigen weitergepflegt worden ist. Schlesien ist deutsch — Schlesien ist schlesisch: Teile von Deutschland absplittern, aber auch Teile „verselbständigen", heißt Lebendiges zerstören, bedeutet ruchlosen Mord an völkischem Leben: wollen diejenigen Männer, die ihr Leben für das „Selbstbestimmungsrecht der Völker" einsetzen, Beihilfe bei diesem Morde leisten?

Der Geist der Schlesier / Von Hermann Stehr

Der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Wilson, hat in seinen 14 Punkten, die als Grundlage des Friedens zwischen den Staaten der Entente und dem früheren Bunde der Zentralmächte rückhaltlos von allen anerkannt worden sind, das Selbstbestimmungsrecht der Völker für die wesentlichste Bedingung des Ausschlusses aller kriegerischen Verwicklungen unter den Völkern der Erde erklärt. Durch das Vorgehen der Polen und Tschechen gegen die preußische Provinz, das deutsche Land Schlesien, gerät dieser Friede der Gerechtigkeit in Gefahr, zu einem Frieden der Vergewaltigung verkehrt zu werden. Denn sie sind drauf und dran, es von Deutschland loszureißen und unter sich aufzuteilen, als sei es ein Gebiet, auf das sie durch die Nationalität der Bewohner und nach historischem Recht einen unverjährbaren Anspruch hätten. Die Tschechen verlangen die Grafschaft Glatz, die Kreise Cosel, Neustadt, Leobschütz, das Waldenburger Kohlengebiet und Teile des Kreises Hirschberg. Die Polen beanspruchen Oberschlesien und große Teile Mittel- und Niederschlesiens östlich der Oder. In den von den Tschechen erstrebten Gebieten Schlesiens leben entweder gar keine Böhmen oder nur eine verschwindend kleine, dazu noch zerstreute Zahl, wie in der Grafschaft Glatz unter 175 000 nur 5000. Überall sonst handelt es sich um kerndeutsche Bewohner, die nicht seit Jahrzehnten, sondern seit Jahrhunderten, und zwar nicht durch kriegerische Gewaltakte, sondern auf dem Wege friedlicher Kolonisation dahin gelangt sind, gerufen von den Fürsten jener Zeit, um Kultur, Gewerbefleiß und Gesittung zu heben. In den von den Polen verlangten Gebieten liegen die Verhältnisse genau so bis auf Oberschlesien, das in einigen Kreisen, trotzdem auch hier nicht durchgängig, von einer slawischen Unterschicht bewohnt wird. Allein diese wurde von den Polen selbst bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als andersstämmig und minderwertig höhnisch abgelehnt und nie in ihrem Bewußtsein der staatlichen und volklichen Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche gestört. Die von den österreichischen Teilen des früheren polnischen Reiches, also von außen, herübergetragene großpolnische Propaganda hat hier das natürliche Empfinden eines Teiles dieser Bevölkerung gefälscht, da die Frage der nationalen Zugehörigkeit zur Verwirrung einfacher, urteilsloser Gemüter als ein

Kampf des bedrängten Katholizismus von kirchlicher Seite teils geduldet, teils direkt gefördert wurde.

Schlesiens deutscher Charakter von Grund aus und a[illegible] Ganzes kann nur von feindlicher Ländergier geleugnet und aus vollkommener Unkenntnis seiner Geschichte und der Wesensart der Bewohner geleugnet werden. Sie sind die Nachkommen herbeigerufener deutscher Kolonisten aus Franken, Thüringen, Sachsen, Friesland und Holland. Die Anlage ihrer Städte und Dörfer, die Einrichtung ihrer kommunalen Verwaltung ist rein deutsch. Sie sprechen eine oberdeutsche Mundart, und das Volk in Bayern, Baden und Württemberg sieht in jedem Schlesier nicht so sehr einen Preußen, sondern einen süddeutschen Stammesbruder. In seinen Sitten, Gebräuchen und Anschauungen ist der Schlesier deutsch bis in die letzte Faser seines tiefen Gemütes und seines melancholisch-heiteren und zugleich ernst-besinnlichen Geistes. Von der Zeit der mittelalterlichen Minnesängerei her über die sogenannte erste und zweite schlesische Dichterschule im 17. und 18. Jahrhundert hat Schlesien bestimmend auf die große deutsche Literatur gewirkt. Und seine hervorragendsten Dichter der Gegenwart und nahen Vergangenheit, die den Ruhm echtdeutschen Geistes zum Teil weit über die Grenzen des Reiches hinausgetragen haben, entstammen merkwürdigerweise gerade Gegenden, die Tschechen und Polen als slawische Gebiete mit Gewalt in Besitz nehmen wollen. Gustav Freytag ist in dem polnisch sein sollenden Kreuzburg, Josef von Eichendorff in Lublinitz, also beide in Oberschlesien geboren. Gerhard und Carl Hauptmann stammen aus dem Waldenburger Kreise. Ebenso verhält es sich mit der übrigen Kunst. Der große Maler Adolph Menzel z. B. war ein geborener Breslauer. Der deutschen Philosophie hat Schlesien in Jakob Böhme aus Seidenberg bei Görlitz einen hervorragenden Vertreter geschenkt, und die grandiosen Hütten- und Kohlenwerke Oberschlesiens sind von deutschem Geiste gegründet und zu ihrer hohen Blüte geführt worden. Nein, Schlesien ist ein echt deutsches Land, sein Volk ein einheitlicher Organismus rein germanischen Geistes und Wesens. Daß Menschen des Auslandes mit polnischen Wörterbüchern ausgerüstet nach Schlesien kommen, für die sie dann zum Erstaunen keine Verwendung finden, kann nicht als Beweis seiner slawischen Durchsetzung gewertet werden. Und wenn Tschechen und Polen auf Schlesien ein historisches Recht hätten, so müssen notgedrungen auf Grund desselben Anspruchs die heutigen Bewohner Nordamerikas das Land den Indianern wieder einräumen. Wir Schlesier sind Deutsche und fühlen uns in vollem Bewußtsein mit dem Deutschen Reiche als ein nicht teilbarer Volksstamm für ewige Zeiten verbunden. Wir sind entschlossen, uns jeder Lostrennung eines Gebietes unseres Vaterlandes auf das energischste zu widersetzen. Wir werden keiner List und Gewalt auf die Dauer weichen, und sollte es das Schicksal von uns verlangen, in Not und Tod für unser deutsches Wesen kämpfen.

Treue / Von Joseph Freiherr von Eichendorff

Frisch auf, mein Herz! wie heiß auch das Gedränge,
Bewahr' ich doch mir kühl und frei die Brust!
Schickt Wald und Flur doch noch die alten Klänge,
Erschütternd mich mit wunderbarer Lust.
Und ob die Woge feindlich mit mir ränge:
So frömmer nur sing' ich aus treuer Brust;
Da bleicht das Wetter, Himmelblau scheint helle,
Das Meer wird still und zum Delphin die Welle.

„Was wollt ihr doch mit eurem Lieder-Spaße!
Des Würd'gern beut die große Zeit so viel!"
So schallt's hoffärtig nun auf jeder Gasse,
Und jeder steckt sich dreist sein glänzend Ziel.
Die Lieder, die ich stammelnd hören lasse,
Ew'ger Gefühle schwaches Widerspiel, —
Sie sind es wahrlich auch nicht, was ich meine,
Denn ewig unerreichbar ist das eine.

Doch lieben oft, der Sehnsucht Glut zu mildern,
Gefangne wohl, das ferne Vaterland
An ihres Kerkers Mauern abzuschildern:
Ein Himmelsstrahl fällt schweifend auf die Wand,
Da rührt's lebendig sich in allen Bildern.
Dem Auge scheint's ein lieblich bunter Tand —
Doch wer der lichten Heimat recht zu eigen,
Dem wird der Bilder ernster Geist sich zeigen.

So wachse denn und treibe fröhlich Blüte,
Du kräftig grüner, deutscher Sangesbaum!
Rausch nur erfrischend fort mir ins Gemüte
Aus deiner Wipfel klarem Himmelsraum!
Du aber, wunderbare, ew'ge Güte,
Die mir den Himmel wies im schönen Traum,
Erhalt' auf Erden rüstig mir die Seele,
Daß ich, wo's immer ehrlich gilt, nicht fehle!

RANDBEMERKUNGEN

Ostmark und Versailler Frieden.

Der jetzige Grenzzug zwischen Deutschland und Polen zeigt, daß man sich in Versailles überhaupt nicht an irgendwelche bestimmten Grundsätze, am wenigsten an Wilsons 14 Punkte gehalten, sondern völlig willkürlich an Polen die Gebiete abgetreten hat, auf die es Anrechte geltend zu machen für gut fand. Dabei unterstützte es seine Forderungen mit absichtlich gefälschten Informationen, zu deren Berichtigung die Deutschen keine Gelegenheit erhielten. Wie irrtümlich die Ansichten der Entente hiernach ausfielen, hat die Abstimmung in Ost- und Westpreußen am 11. Juli gezeigt.

Eine Möglichkeit zur Regelung der strittigen Grenze hätte in der Zuweisung der zahlenmäßig von überwiegend polnischer Bevölkerung bewohnten Bezirke an den neuen Staat gelegen. Die Basis hierfür ließ sich durch eine unter neutraler Kontrolle vor sich gehende Abstimmung gewinnen oder man konnte auf das Ergebnis der amtlichen Zählung von 1910 zurückgreifen, das durch die Reichstagswahl von 1912 eine zuverlässige Bestätigung gefunden hat. Wo bei der starken Mischung beider Nationalitäten hiernach eine reinliche Scheidung nicht möglich war, mußten die unter fremder Herrschaft verbleibenden Deutschen und Polen gegeneinander aufgerechnet und dann im einzelnen nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten Ausgleiche herbeigeführt werden. Hiergegen hat die Grenzfestsetzung auf das ärgste verstoßen, denn die Deutschen besitzen in ganz Westpreußen mit 65,1, im Regierungsbezirk Marienwerder mit 59,6 % der Gesamtbevölkerung die Mehrheit, und selbst im Regierungsbezirk Bromberg hatten sie einen kleinen Vorsprung. Nur im Regierungsbezirk Posen waren die Polen zahlenmäßig überlegen. Trotz der überwältigenden Volksentscheidung in Ostpreußen ist der ohne Abstimmung losgetrennte Teil des Kreises Neidenburg noch immer nicht an Deutschland zurückgegeben.

In Oberschlesien endlich haben die Polen auch ethnographisch überhaupt nichts zu suchen, denn dort ist bei der starken Beimischung an Zweisprachigen und dem keineswegs polnischen Charakter der einheimischen Bevölkerung eine Scheidung nicht möglich. Die dortigen Polen sind zum großen Teil ihrer Gesinnung nach völlig deutsch, zum Teil auch evangelisch, und haben erst durch eine künstlich von außen hineingetragene Agitation in den letzten Jahrzehnten eine sprachliche Gemeinschaft mit dem Hochpolnischen gewonnen, wie selbst ihre besten Schriftsteller und Historiker zugeben. Um 1848 gab es in der Provinz keinen einzigen Geistlichen oder Lehrer, nach dem Urteil des Lemberger Professors Buzek, der eine einzige Zeile richtig polnisch schreiben oder sprechen konnte. Nur der Nachsicht der Regierung ist es zu verdanken, daß hierin später eine Änderung eintrat, aber der Geist der Bevölkerung wurde dadurch, wie die Treue der oberschlesischen Truppen im Weltkrieg bewiesen hat, nicht berührt.

Eine andere Grundlage konnte der geschichtliche Besitzstand gewähren. Aber auch ihn hat die Grenze schmählich verletzt. Staatsrechtlich hat Polen auf Ost- und Westpreußen nicht den mindesten Anspruch. Dem Deutschorden hat der ihn zu seinem Schutze herbeigerufene polnische Teilfürst Konrad von Masowien das Kulmer Land und alle vom Orden künftig zu erobernden heidnischen Gebiete als souveränen Besitz gewährleistet. Die Wiedergewinnung von 1772 war mithin eine bloße Revondikation, und die dann bis Mitte des vorigen Jahrhunderts fortschreitende Verdeutschung lediglich die Wiederherstellung eines früheren Zustandes, ein Prozeß, der ebenfalls bloß durch die Duldsamkeit der preußischen Behörden nach 1848 ins Stocken geriet, weil man den Leuten wieder den polnischen Volksschulunterricht geradezu aufdrängte. Einen gewissen historischen Anspruch mag Polen daher nur auf die Provinz Posen geltend machen, aber auch hier waren die Grenzen vielfach flüssig und das Land z. B. zeitweise im Besitz der schlesischen Piasten und des Ordens und des Großen Kurfürsten.

Außer jeder geschichtlichen Betrachtung steht ganz Schlesien. Im Jahre 1163 von dem Großfürsten Koleslav IV. den Söhnen seines Bruders abgetreten, ist die Provinz bereits damals tatsächlich aus dem Verband des polnischen Reiches los-

gelöst worden und machte unter ihren urdeutsch gewordenen Fürsten fortab eine Sonderentwicklung durch. Das einzige staatsrechtlich mit Polen noch bestehende Band, das testamentarisch von Boleslav Schiefmund festgesetzte Seniorat, wonach der älteste Piast außer seinem Stammland die als Krongut ausgeschiedenen Provinzen und die Großfürstenwürde über ganz Polen erlangen sollte, war in Wirklichkeit von Anfang an bedeutungslos, und als in der Folge die Anrechte hierauf wiederholt gerade schlesischen Piasten zufielen, da waren es ihre polnischen Vettern, die dieses Verhältnis mit Füßen traten, auf das jetzt polnische Geschichtsforscher die Tatsache einer längeren Zugehörigkeit Schlesiens zu Polen gründen möchten. Der beste Kenner der schlesischen Geschichte unter den modernen polnischen Historikern, der Krakauer Professor Koneczny, schreibt selbst in seiner Geschichte Schlesiens: Das polnische Volk antwortete auf den Entschluß der schlesischen Piasten, den schwarzen an Stelle des weißen Adlers im Wappen zu führen (1335) mit der Festsetzung, daß keiner jener Fürsten jemals zur Erbschaft auf den polnischen Thron oder zur Ausübung der Vormundschaft im Fall der Minderjährigkeit des Königs oder zur Statthalter- oder selbst nur zur Wojwodenwürde in Polen zugelassen werden dürfe.

Die schlesischen Piasten aber waren deutsch und politisch zur Annäherung an Deutschland gezwungen, um sich vor dem Neid ihrer polnischen Vettern zu sichern. Sie erschlossen ihr Land einer weitgehenden deutschen Besiedelung, infolge deren wieder nach dem doch gewiß von Voreingenommenheit gegen Polen freien Zeugnis Konecznys Schlesiens Schicksal bereits im 13. Jahrhundert entschieden wurde. Das Land nahm damals schon „deutsches Gepräge" (przybrala pietno niemieckie) an, und zwar auch Oberschlesien, denn es ist vorher von der Verdeutschung des Herzogtums Ratibor und dem Vordringen der Germanisation auf dem rechten Oderufer die Rede. So urteilt selbst die polnische Wissenschaft — bevor der sogenannte Friede von Versailles ihren Ansprüchen ungeahnten Vorschub leistete. Im Jahre 1335 aber verzichtete Kasimir der Große im Vertrage von Trnetschin ausdrücklich auf alle Anrechte an Schlesien zugunsten der Krone Böhmens, und seitdem stand Schlesien unter dieser (i odtad by Slazk pod korona czeska). 1339 hat der König diesen durch Abgesandte geschlossenen Pakt persönlich unterzeichnet und 1372 hat ihn sein Nachfolger Ludwig von Ungarn bei Übernahme der polnischen Erbschaft ebenfalls anerkannt. Heute ist das den Polen sehr peinlich, und sie versuchen den Vertrag von 1335 durch den Hinweis abzuschwächen, daß Kasimir nicht auf ganz Schlesien verzichtet, sondern sich auf einen Teil seine Rechte vorbehalten habe, natürlich auf Oberschlesien. Das ist bewußte Geschichtsfälschung, denn, wie wieder Koneczyn ausführt, haben damals nur drei mittelschlesische Herzöge von der Befugnis Gebrauch gemacht, den Huldigungseid an Böhmen zu verweigern, und ihn erst einige Jahre später geleistet. Damit war Schlesien auch formell für alle Zeit von Polen getrennt und fortan dem deutschen Reiche einverleibt. (1348 durch Karl IV. als römischer König. 1355 wiederholt als Kaiser.)

Wollte man endlich den kulturellen Zustand zum Maßstab für den Charakter eines strittigen Gebietes ansehn, so ist alles zu Preußen gehörig gewesene Land unzweifelhaft deutsch. Es läßt sich leicht beweisen, daß die Deutschen auch da, wo sie zahlenmäßig die Minderheit bildeten, doch den steuerkräftigeren Teil ausmachten und in Stadt und Land den größten Teil des Grundbesitzes in der Hand hatten, selbst im Bezirk Posen. Sie waren sozial, kulturell, wirtschaftlich unbedingt führend.

Endlich kommen unerläßliche wirtschaftliche Voraussetzungen für die Lebensfähigkeit der beiden Staaten als einflußreiche Faktoren für die Führung der Grenze in Frage. Aber Polen bedarf zur Entwicklung seiner Daseinsbedingungen in keiner Weise deutscher Landgebiete. Die agrarischen Überschußprovinzen Westpreußen und Posen sind ihm entbehrlich, da es bisher schon seinen Bedarf ungefähr zu decken, wenn auch keine Lebensmittel in größerem Umfange auszuführen vermochte. Dagegen sind diese Provinzen für Deutschland einfach eine Notwendigkeit und ihr Verlust bedeutet eine Verewigung der Hungersnot und Unterernährung, die auch jede Leistungsfähigkeit der Arbeiterbevölkerung auf industriellem Felde ausschließt, mithin den Wiederaufbau unmöglich macht.

Ebensowenig aber ist die Existenz Polens von dem Besitz Oberschlesiens abhängig. Die nahezu erschöpften Erzgruben können ihm keinen Ersatz für die fehlende Eisenproduktion gewähren. Hinsichtlich der Steinkohle aber liegt erst recht ein Bedarf

nicht vor, denn von dem gesamten oberschlesischen Becken entfallen an Polen ohne das preußische Oberschlesien bereits 40 % — die genaue Zahl kann wegen der noch nicht festliegenden Grenze gegen Tschechien nicht angegeben werden — und allein die früher zu Österreich gehörenden Gruben bergen rund 22 Milliarden Tonnen Vorrat. Zieht man den Tiefstand der polnischen Industrie und den geringen Bedarf an Hausbrand bei dem Waldreichtum des Landes in Betracht, was in Vorkriegszeiten ein Vielfaches des polnischen Bedarfs pro Kopf der Bevölkerung in Deutschland zur Folge hatte, so ist klar, daß Polen ungleich besser gestellt ist als der deutsche Osten. Nicht wirtschaftlicher Bedarf, sondern wirtschaftliche Bequemlichkeit, der Wunsch, in den Besitz der mit deutscher Arbeit angelegten Gruben zu kommen, bildet neben dem blindwütigen Haß und Vernichtungswillen den alleinigen Grund für die polnische Sehnsucht nach Oberschlesien. Dazu treten politische Erwägungen Frankreichs, das in der Abtrennung Oberschlesiens das wirksamste Mittel zur Lahmlegung Deutschlands und zu seiner politischen Auflösung sieht, wobei auf die Zukunft Mitteleuropas nicht die mindeste Rücksicht genommen wird.

Das alles aber geschieht im Namen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit und auf Grund von Wilsons 14 Punkten!

Prof. Dr. Laubert-Breslau.

*

Zur Sprachenfrage.

Das oberschlesische Polnisch wird vielfach als Wasserpolnisch bezeichnet. Die polnischen Führer haben, um auch diesen Punkt ihrer Propaganda dienstbar zu machen, hiergegen mit großem Pathos Einspruch erhoben. Tatsache ist, daß die polnischen Oberschlesier, ebensowenig wie sie, bis auf wenige reinpolnische Inseln infolge jahrhundertelanger Vermischung mit deutscher Volksart, als reine Polen anzusprechen sind, auch keine rein polnische Sprache sprechen. Der von den Polen jetzt so übel vermerkte Ausdruck Wasserpolnisch deutet, weit davon entfernt, ein Schimpfwort zu sein, darauf hin, daß das polnische Idiom eine mit zahlreichen deutschen Bestandteilen durchsetzte Mundart ist, die, wenn man will, weder polnisch noch deutsch ist. Es ist selbstverständlich, daß auch das Deutsch in Oberschlesien in umgekehrter Weise ebensowenig unberührt geblieben ist. Das geht genau so wie bei den polnischen Oberschlesiern bis in die höher gebildeten Kreise hinauf. Ist dies einerseits nur ein neuer Beweis dafür, wie wenig die Sprache in gemischtsprachlichen Distrikten ein verläßlicher Regulator für die endgültige Festsetzung einer gerechten politischen Grenze sein kann, und wie sehr gerade in solchem Falle das kulturelle und wirtschaftliche Uebergewicht einem solchen Lande die natürliche Grenze gibt, so wird man andererseits dem einfachen Mann polnischer Herkunft sein unbeholfenes Deutsch nicht zum Vorwurf machen. Es ist selbstverständlich, daß die in der Natur begründete Verzerrung solchen Sprachwesens Dialektdichter zu komischen Effekten reizt. Am bekanntesten sind in dieser Hinsicht die Schnurren von Kondziolka, der durch seine drolligen Vierzeiler besondere Popularität genießt. Hier zwei Proben, (Verlag Pleßner, Breslau):

Wie der Kater auf die Mäuser
ieber Dächer, ieber Häuser,
so schleicht sich der Antek hin
zu dem Haus von Schwägerin.

Jeberschrift: Der Bruderliebe.

Fest umschlungen sitzen sie
der Alois und sein Braut Marie,
wenn dann Licht wird wieder hell
gehn sie auseinander schnell.

Jeberschrift: Der Kineromatorgraf.

Diese Ausdrucksform des radebrechenden biederen Oberschlesiers, der sich um die deutsche Sprache so bemüht, weil er im Grunde seines Herzens auch sonst von Polen nichts wissen will, hat selbstverständlich auch in der reichen Tagesliteratur zur Abstimmungsfrage ihren Niederschlag gefunden. So brachte das oberschlesische Witzblatt „Pieron" kürzlich folgendes Gedicht:

Paßt Obacht!

Eine Mutter tutt sich melden,
pleezlich cham wir eine Muter!
Sie versprich unz Gott werweißwas,
Schinken, Eier, Milch un Buter.

Und sie sagg: wir sin von ihr die!
Den vor ville chundert Jahrren
saßen wir in ihrem Schoße,
bis wir fortgegebben warren.

Fragg ich jetz, der lustjer Pieron:
Was fier Muter bis du eintlich,
wen du kohnz unz von dir lahsen,
alz es schläht unz ging un feindlich?

Was chaz du unz fortgegebben,
alz wir kaum ersch kohnten gehen,
alz wir kaum ersch kohnten sprähen,
alz wir kaum ersch kohnten stehen?

Chas du sich um unz gekimmern
durch die chunderjährje Zeiten?
Chas du unz gefittert, als wir
schwer sich mußten raufarbeiten?

Rabbenmuter cheis die Muter,
was verläßt ihr Kind, wen Not is,
un es widder chabben mechte,
wen es reich un scheen in Brot is.

Stiffmuter, so cheis die Muter,
die, weil Kind nich mehr zurick wihl,
es durch ihre wahre Kindern
schießen tot und chaun in Stück wihl.

Und so sehn wir Obberschlesier,
wie die „Poler" bei unz kriechen,
um unz ahles, was unz choh is,
in dem tiffstem Dröck zu ziechen.

Un wir sehn sie mit Rewolwern,
Hangranatten, dikke Stökken
friddlibbende Obberschlesier
cheimtikkisch zu Boden strecken!

Auf! ruf ih, der lustje Pieron,
schmeißt die schmuzzje Lausebande,
schmeißt die geldbestochne Räubern,
schmeißt die Mördern aus dem Lande!!

Mit den scharfgeschliefnen Witze,
mit Chumores breiter Wehr un
mit der Ironie, Satire
chelf ich mit

Der lustje Pieron.

Unzweifelhaft zum Teil sehr richtige Gedanken! Ob aber das sprachliche Gewand in diesem Zusammenhang nicht von so manchem deutsch gesinnten Oberschlesier, der sich ehrlich deutsch zu sprechen bemüht, als Verhöhung empfunden wird, ist eine andere Frage. Wenn die Abstimmung erst hinter uns liegt und der gerechten deutschen Sache der Sieg erfochten sein sollte, werden hoffentlich alle Kreise begreifen lernen, daß des Grenzbewohners sprachliche Unbeholfenheit ein Naturrecht ist.

*

Steigerung der Kohlenproduktion.

Das einzige Mittel, um aus dem Wirtschaftselend herauszukommen, ist die Steigerung der Produktion. Darum können wir es als ein hoffnungsvolles Anzeichen unserer wirtschaftlichen Genesung betrachten, daß im Monat Januar zirka 120000 t Kohlen in Oberschlesien mehr gefördert sind, als im Vormonat. Die Produktionssteigerung ist, wie nicht anders zu erwarten, auf die Wiedereinführung der Überschichten zurückzuführen. Es hat sich wieder einmal erwiesen, daß die Arbeitszeit nicht schematisch für alle Berufe festgelegt werden kann, ohne unsere Wirtschaft auf das schwerste zu schädigen, ja sie überhaupt auf den toten Punkt zu bringen.

Der Export ist dementsprechend gestiegen. Polen konnte mit 40000 t mehr beliefert werden, Deutsch-Österreich mit 15000, die Tschecho-Slovakei mit ca. 12000 und Ungarn mit reichlich 2000 t Kohlen. Für Ungarn, das größere Mengen braucht, ist für die folgenden Monate eine Durchschnittsmenge von 20000 t Kohlen vorgesehen worden.

Die Transportverhältnisse haben sich zwar noch nicht wesentlich gebessert, doch ist, wenn keine Unruhen einsetzen, auch hier mit einer Rückkehr zu normalen Zuständen zu rechnen. Zur Zeit lagern auf den oberschlesischen Halden noch über 420000 t Kohlen, während die normale Menge 350000 t beträgt, also ein Mehr von 70000 t, das voraussichtlich in den nächsten Wochen bewältigt wird.

Demgegenüber hat sich die Kohlenproduktion in Polen erheblich verringert, wodurch die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes sich weiter verschlechtert haben. Im Krakauer Becken und im Becken von Dombowa wurden im letzten Monat

etwa 70000 t Steinkohlen weniger als in den Vormonaten gefördert. Die Folge davon ist eine weitere Einschränkung des Bahnverkehrs und eine Reihe von Betriebseinstellungen in der Industrie. Die Preise sind dementsprechend in die Höhe gegangen. Im freien Handel wird ein Zentner Kohlen mit 100 Mark bezahlt! Kein Wunder, daß Polen verlangende Blicke nach dem oberschlesischen Kohlenrevier wirft, von dessen Angliederung es eine Sanierung seiner rettungslos zerfahrenen Finanzwirtschaft erhofft.

*

Das Urteil eines Amerikaners über das Kohlenproblem

In seinem soeben bei Georg Stilke, Berlin, erschienenen Buche „Die oberschlesische Frage und das deutsche Kohlenproblem" nimmt Sidney Osborne in bemerkenswerter Weise Stellung gegen die polnischen Annektionsgelüste und gelangt zu einer vollkommenen Verurteilung der von der Entente betriebenen Zerstückelungspolitik gegenüber Mitteleuropa. Eine der vielen markanten Stellen dieses hoch beachtenswerten Buches lautet:

„Das Geschick des schlesischen Handels und der schlesischen Industrie ist so unzerreißbar mit den anderen Teilen des Reiches verknüpft, daß die Amputation eines Gliedes das Ganze unzweifelhaft derartig in Mitleidenschaft zöge, daß der Lebensnerv der Nation getroffen würde. Von welchem Standpunkt wir immer Schlesiens wirtschaftliche Lebensfähigkeit in Vergangenheit und Gegenwart betrachten, so sehen wir, daß die verschiedenen Industriezweige aus einer Menge verflochtener Glieder bestehen, die indessen alle nach Oberschlesien in die Industriebezirke der verschiedensten Faktoren zurückführen und so durch die Vereinigung eine gewaltige Kraft darstellen.

Aus der natürlichen, politischen und wirtschaftlichen Einheit des Landes hat sich eine vollständige Solidarität in der Industrie gebildet, und wollte man einen Teil davon fortnehmen, so hieße das, das Ganze vernichten, bedeutete es die Zerstörung des aufbauenden Werkes der Zivilisation, dem sich ganze Generationen hingebend gewidmet haben.

Wenn Deutschland Oberschlesien behält, so wird es, wenn auch nur mit großer Mühe und durch jahrelange harte und rastlose Arbeit aus seiner Zwangslage herauskommen. Wird Oberschlesien aber Deutschland genommen, so bedeutet das seinen völligen Ruin, das Feuer seiner Fabriken erlischt, in seinen Industriestädten steigt kein Rauch mehr aus den Schornsteinen, und Gras wird in den Straßen wuchern, die ehemals der Schauplatz regen Verkehrs waren. Millionen hungriger, fleißiger Arbeiter werden sich dem Alkohol und Laster in die Arme werfen und der Revolution anschließen, und in dieser gefährlichen Stimmung werden sie das ganze soziale und zivilisierte Leben Europas, vielleicht das der ganzen Welt anstecken und vergiften. Es ist nur ein nüchternes Bild, das vor einem unprophetischen Auge aufsteigt; die Wirklichkeit wird mit ihrem Schrecken alles, was wir uns nur ersinnen mögen, überbieten, und von der Verwüstung wird sich kein menschlicher Verstand eine Vorstellung machen können."

*

Greuelpropaganda.

Wie oft habe ich in der ersten Kriegszeit, die ich in Argentinien, späterhin in Spanien verlebte, den Kopf geschüttelt über die Nachrichten, die wir über deutsche Greueltaten bekamen. — Daß ein Volk, wie das Deutsche, das ich doch einigermaßen gut kannte, sich so verändert haben sollte, wollte mir nicht ins Gehirn. Und ich glaubte doch auch die Engländer zu kennen — ich konnte mir kein Bild davon machen, daß der Krieg Völker so verändert haben sollte. Die vergifteten Brunnen, die in den deutschen Briefen eine große Rolle spielten, die in Frankreich geöffneten Luftseuchenhäuser, deren weiblichen Insassen durch die französische Front gelassen wurden, um die deutschen Soldaten kampfunfähig zu machen, das alles schien mir so entwürdigend in einem Kampf, der zwischen Völkern ausgefochten wurde, daß ich fast die Lust verlor, weiter zu fahren, um dem Vaterland helfen zu können. Die Bilder, die die französischen „Witzblätter", und leider auch ernst zu nehmende Zeitschriften brachten, und die den Stempel der Fälschung so deutlich aufgedrückt hatten, taten aber ihre Wirkung. Und es

war wie eine Beruhigung für mich, daß die deutsche Presse aus Notwehr handelte, wenn auch sie solche Meldungen und Bilder brachte, die das Entsetzen aller Menschen weckten. Ich kam nach Deutschland und habe den Krieg mitgemacht bis zum bitteren Ende. Und ich habe viel Furchtbares gesehen, manches, was mich fast an den Menschen verzweifeln ließ. — Gott sei Dank! es hat niemals die Phantasien der Greuelschriften erreicht.

Jetzt erleben wir in Orten Deutschlands einen Nachkrieg, der weniger mit Waffen als mit der Feder ausgefochten wird. Die Polen haben sehr sehr viel Gemeinschaftliches mit den Franzosen, und das erklärt ja ihre nahe Freundschaft. Und auch in der Kampfesweise ähneln sie sich. Ich will damit nichts gegen den französischen Soldaten sagen, den achte ich als Gegner sehr hoch, er war vielleicht von allen unseren Gegnern der tapferste und beste Soldat. Aber im Federkampf, den ja der Soldat nicht macht, sondern der „Intellektuelle", da ähneln sich die beiden Völker außerordentlich. Wenn man diese Flut von Flugblättern und Plakaten sieht, die Oberschlesien überschwemmen, und alle die schönen Behauptungen liest, die im Lager Korfantys aufgestellt werden über uns arme Deutschen, dann lernt man das Gruseln vor sich selbst, wenn man alles glauben wollte. Wenn z. B. in der „Gazetta Opolska", der polnischen Zeitung Oppelns, bittere Klagen über das „mangelnde Entgegenkommen des Volkes Byrons, des sprichwörtlichen Bändigers der Tyrannen" liest, wo doch gerade England „die vertierte und mitleidlose Grausamkeit der Deutschen — tausendfach ist wenig gesagt" — während des Krieges kennen gelernt hat, so muß man sich fragen was wohl die Oberschlesier dazu sagen mögen, die wir doch draußen mit als unsere besten Soldaten schätzten. Der ganze Artikel ist ein von deutschen Greueltaten nnd feiger Verbeugung vor England strotzendes Machwerk, das wohl gerade bei den Engländern sehr wenig Erfolg haben dürfte. Die schönsten Blüten treibt freilich die Plakatkunst der Polen. Ueberall, wenn man durch Oberschlesien fährt, fällt ein Plakat ins Auge, das mich von allen am meisten amüsierte. Ein Plagiat des französischen Schreckbildes vom kinderfressenden deutschen Offizier. Ein Schlächter mit der Pickelhaube auf dem Kopf, der sein Messer schleift, um ein blutendes Kalb abzustechen. „Nur die dümmsten Kälber wählen ihren Schlächter selber" ist die schöne Anschrift. Die deutschen Plakate sind ja auch überall in Deutschland zu sehen, ihnen fehlt wenigstens die platte grobe Anpöbelei. Von einer etwas unfreiwilligen Komik ist das Plakat „Seid nicht Sklaven des deutschen Leichnams". Ein Knochenmann, der in der Uniform eines deutschen Offiziers steckt, trampelt mit seinen Sporenstiefeln auf einem Haufen Leute, die Oberschlesier sein sollen. Sehr richtig bemerkte eine Zeitung dazu, es muß doch sehr schlecht um die Polen stehen, wenn sie vor dem lebenden Leichnam Deutschlands Angst haben. Fast noch interessanter ist das polnische Witzblatt „Kocynder". Die kleinen Witzchen kann ich leider nicht erzählen evtl. lesen auch Damen den Artikel, und ich kann versichern, was da erzählt wird, ist schlimmer als der derbste Stammtischwitz, der je beim Skat erzählt wurde. Das deutsche Gegenblatt, der „Pieron", hat wenigstens die Entschuldigung, daß es als Abwehrmittel gegen das polnische gegründet wurde, und daß es den oberschlesischen Bergleuten eine Quelle — reinsten Vergnügens ist.

Politik hat ja schon immer etwas Charakterverderbendes gehabt nach dem Wort eines berühmten englischen Staatsmannes — aber ich glaube, wenn der ältere Pitt — der tat wohl, wenn ich nicht irre, den berühmten Ausspruch — die jetzige Greuelpropaganda gesehen und gelesen hätte, wäre sein Ausspruch vielleicht noch schärfer gewesen. Hoffen wir wenigstens, daß wir es bald nicht mehr nötig haben, unseren Gegnern in der Abwehr ihre Sünden vorzuhalten.

Hans Broockmann.

BÖRSENSPIEGEL

Auch in Berlin, an der Berliner Börse, ist ein ziemlich stiller und lautloser, aber doch leidenschaftlicher Kampf um Oberschlesien entbrannt, und über die Besitzverhältnisse in jenem heute so vielgenannten Gebiete wird nicht allein durch die Abstimmung selbst entschieden. Im Laufe der verflossenen Wochen sind ziemlich bedeutende Beträge oberschlesischer Aktien in französischen Besitz übergegangen, und auch belgisches Kapital hat sich neuerdings für diese Werte interessiert. Eine ganz verständliche Erscheinung; denn erstens einmal war französisch-belgisches Kapital schon seit Jahrzehnten in großem Maßstabe an der Oberschlesien eng benachbarten polnischen Eisenindustrie stark interessiert, teilweise auch an oberschlesischen Werken selbst — etwa der Schlesischen Zinkhütten-Gesellschaft in Lipine —, vor allem aber lernte das Ausland die wahre Bedeutung der oberschlesischen Industrie und ihrer Werte erst kennen, nachdem das Gebiet von fremden Truppen und fremden Beamten besetzt worden war. Es wiederholte sich im Osten Deutschlands das gleiche, was sich kurz zuvor im Westen ereignet hatte. Die Ausländer, und nicht etwa nur die Franzosen, sondern sogar die ihnen industriell weit überlegenen Engländer und Amerikaner kamen aus dem Staunen nicht heraus, als sie die deutschen Industriewerke — wozu ihnen der unglückliche Vertrag von Versailles das Recht einräumte — eingehend besichtigten und gründlicher kennenlernten. Anlagen so mustergültiger Art, von solcher technischen Vollendung hatten sie nicht für möglich gehalten; hatten sie niemals vorher bei uns vermutet. Was war aus Lothringen, was war aus dem Elsaß geworden in den wenigen Jahrzehnten deutscher Herrschaft! Industriell hochentwickelte, reiche Gebiete, in denen zahlreiche neue Industrien, Eisen, Kali, Petroleum, emporgeblüht waren. Und in Oberschlesien gab es die gleiche Überraschung, vielleicht sogar eine noch größere; denn dieses Gebiet hatte man in Frankreich schon zu Halbasien gerechnet, und durch eigenen Augenschein kennt man die polnische Montanindustrie in ihrer ganzen Rückständigkeit und ihrem Tiefstande. Wie hätte es da im benachbarten Oberschlesien viel anders sein sollen? Aber es war so ganz anders. Die Friedenshütte, die Königs- und Laurahütte, die Bismarckhütte, die Donnersmarkhütte — um nur ein paar Werke aus der großen Zahl zu nennen — stellten sich als Musterbetriebe großen Stils dar, die nicht im mindesten denen im Westen Deutschlands nachstanden, sondern ihnen vollkommen ebenbürtig waren. Welch ein riesengroßer Abstand zwischen ihnen und den Werken in Polen! Daß unter solchen Umständen die Franzosen den Wunsch hegten, auf dem Umwege über Polen Herren dieser hochentwickelten, zukunftsreichen Industrie zu werden, ist ganz verständlich; ebensosehr aber, daß man in Deutschland auf Oberschlesien und seine Industrie weder verzichten kann noch will.

Im Grunde ist der französische Standpunkt überaus kurzsichtig, und wenn heute französische Kapitalisten Großaktionäre oberschlesischer Werke geworden sind — wie zu sein scheint —, so könnten sie als kluge und nüchterne Rechner nur den einen Wunsch hegen, daß Oberschlesien bei Deutschland bliebe. Die größten Naturschätze eines Landes sind nämlich wertlos, wenn sie nicht richtig ausgebeutet werden, und unter polnischer Leitung wird die oberschlesische Industrie zurückgehen und versumpfen. Man sieht bereits jetzt in Lothringen, was aus den dortigen Werken geworden ist; die gewaltigen Hagendinger Werke, die Thyssen vor einigen Jahren angelegt hatte und die mit allen Errungenschaften moderner Technik ausgestattet waren, wahre Musterbetriebe, liegen seit Monaten schon zum Teil still, weil die Franzosen nichts Rechtes mit ihnen anzufangen wissen. Wie aber würde es in Oberschlesien werden, wenn die Polen dort die Herrschaft hätten? Es würde alles verloren-, zugrundegehen und dem Verfall preisgegeben werden; denn nur deutsche Intelligenz, deutscher Arbeitswille und deutscher Fleiß haben aus Oberschlesien das gemacht, was es heute ist, ein industrielles Musterland, und ohne deutsche Arbeiter würden diese ungeheuren, nach vielen Milliarden zählenden Werte dem Untergang geweiht sein. Das scheint man in Frankreich vollkommen zu verkennen, und wenn man heute aus Chauvinismus und Deutschenhaß die polnischen Absichten auf Oberschlesien begünstigt, so ist das eine rein gefühlsmäßige, aber sachlich durchaus falsche Politik.

An der Berliner Börse aber, wo man eine Zeitlang für Oberschlesien ziemlich „flau" war, ist seit

kurzem die Stimmung entschieden umgeschlagen. Man ist neuerdings der Ansicht, daß die Abstimmung günstig für uns ausfallen, daß dieses wahrhaft deutsche Gebiet auch bei Dutschland bleiben werde. Daher das neuerwachte Interesse für Caro, Laurahütte, Oberbedarf, Bismarckhütte und Hohenlohe-Aktien, deren Kurse durchweg sehr niedrig sind; vielleicht mit einigen Ausnahmen von Bismarckhütte-Aktien, bei denen aber ihr ausgedehnter Besitz im Westen, in Bochum, das Papier nicht als ein vollkommen oberschlesisches erscheinen läßt. Bleibt aber das Land bei Deutschland, so eröffnen sich gerade jetzt der oberschlesischen Industrie die größten Aussichten; jetzt, wo in Rußland die Sowjetherrschaft sich ihrem Ende zuneigt, wo Rußland wieder im Begriff steht, in den Kreis der handeltreibenden Nationen einzutreten. Gerade für Rußland aber ist die oberschlesische Industrie der natürliche Lieferant, nicht etwa nur für Rohprodukte, sondern vor allem für Fertigerzeugnisse. Man weiß, daß gerade auch die weiterverarbeitende Industrie in Oberschlesien auf hoher Stufe steht; daß verschiedene der dortigen Eisenwerke eigene Waggonfabriken und verwandte Abteilungen besitzen, daß also auch gerade für diese hochwertigen Erzeugnisse ein neues Rußland ein gewaltiges Absatzfeld sein wird. Ebenso stellt der Balkan, stellt ganz Südost-Europa ein wichtiges Gebiet für die Erzeugnisse der oberschlesischen Industrie dar; aber nur unter deutscher Leitung. Denn auch die kaufmännische Organisation, der Vertrieb der Erzeugnisse müssen von Männern besorgt werden, die Kenntnisse auf ihrem Gebiete besitzen, und wer will ernstlich glauben, daß die Polen, daß eine polnische Geschäftsführung dazu in der Lage wäre? Wie ist in den polnisch gewordenen Provinzen Posen und Westpreußen jedes industrielle Leben erloschen? Welch ein Rückgang und Verfall ist dort eingetreten, obwohl die dortige Industrie nicht entfernt so viel technisches Können verlangt wie die in Oberschlesien heimischen Industriezweige?

Eng zueinander gehörende, aufeinander angewiesene Wirtschaftsgebiete gewaltsam auseinander zureißen, ist geradezu ein Wahnwitz. Der Hinweis darauf, daß Deutschland die oberschlesische Kohle und andere Erzeugnisse dringend brauche und auf sie angewiesen sei, ist nicht neu; aber auch umgekehrt; die Industrie Oberschlesiens braucht eine ganze Menge Dinge in ihrem Betriebe, die sie nicht aus Polen beziehen kann, sondern nur aus Deutschland. Wenn sie mit der fast wertlosen Polenmark diese unentbehrlichen Dinge in Deutschland kaufen muß, welch ungeheure Ausgaben hat sie da, im Gegensatze zu dem jetzigen Zustande, zu tragen? Und an einen Bezug dieser Gegenstände aus anderen Ländern ist angesichts der Zerrüttung der polnischen Währungsverhältnisse erst recht nicht zu denken. Oberschlesiens Übergang an Polen würde den langsamen, aber sicheren Ruin dieses blühenden Industrielandes bedeuten, und das wäre ein Verbrechen an Oberschlesien, an Deutschland, darüber hinaus aber an ganz Europa, das dringend den Wiederaufbau braucht, und zu dessen Wiederaufbau Oberschlesiens gewaltige Kräfte unbedingt erforderlich, ja sogar unentbehrlich sind.

Es liegt heute kein Grund vor, in der oberschlesischen Frage pessimistisch in die Zukunft zu blicken. Tun die Oberschlesier ihre Pflicht, so bleibt Oberschlesien, was es heute ist: deutsches Land, und dann geht es einem gewaltigen Aufschwung entgegen. Schon aus dem einfachen Grunde, weil die schlesische Industrie in dieser Zeit der Ungewißheit keine neuen Pläne, wie sie es andernfalls wohl getan hätte, in Angriff nehmen oder gar zur Durchführung bringen konnte. Das wird jetzt alles nachgeholt werden müssen. Ist erst der Druck von dem Lande genommen, weiß es erst, daß an seinem Schicksal, an seiner Zugehörigkeit zu Deutschland nicht mehr zu rütteln ist, so wird neues Leben durch den oberschlesischen Wirtschaftskörper strömen, so kommt eine große Zeit des Aufschwungs für das neugewonnene Land.

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Die Gegenwart

50. Jahrgang · Erstes und zweites Aprilheft · 50. Jahrgang

Kronstadt / Von Fedro

„So bitte ich Sie denn, ladies and gentlemen, sich bereit zu halten, in vier bis sechs Wochen bei mir in Petersburg zu dinieren." So Sir Charles Napier, der englisch-französischen Blockadeflotte Oberbefehlshaber vor Kronstadt im Mai 1855. Quer über dem Finnischen Meerbusen seine gewaltigen Dreimaster — hilflos und jämmerlich der Russen Flotte. Höhnische Gleichgültigkeit bei den russischen Bauern, zu deren patriotischer Erbauung Bilder mit kirchenschändenden und klosterplündernden Franzosen und Engländern (Kriegspropaganda von damals) in Umlauf gesetzt wurden. Nie sah Sir Charles Petersburg. Kronstadt, das Werk des großen Peter auf der Insel Kotlin, Retterin Rußlands.

Vierzig Jahre später. Am Birkenwäldchen von Schloß Oranienbaum hält ein federloses Wägelchen: Eine Bauerngestalt mit professoral-melancholischen Zügen schreitet den Kopf gebückt zum Strande, setzt über nach Kronstadt und an den Granitforts vorbei über einen schwankenden Bretterstieg durch sumpfiges Erlengelände zu einem blaugetünchten Blockhause. Hier wohnt Pater Johann, dessen Christusauge Männlein und Weiblein von körperlichen und moralischen Gebrechen erlöst, dessen weiße, mongolisch-schmale Hand von Kronstadt bis zum Südabhang der Krim am zaristischen Krankenbett in Livadia Ischias und gelähmte Extremitäten, Blindheit und schiefe Genitalien heilt. In dieser Hütte Kronstadts herrscht Rußland. Pobedonoszew holt sich hier Rat, dessen Befolgung Warschau in Blut schwimmen läßt, den zarentreuen Finnen die griechisch-katholische Kirche auf den Höhen von Helsingfors beschert und den Juden die Arbekanses und das Herz zerreißt. „Torquemada des 19. Jahrhunderts." Pobedonoszew, Oberprokuratur des heiligen Synod, dessen gütiges Lächeln, in langer Uebung dem Pater Johann abgeguckt, Tausenden Sibirien bescherte. Dessen Pazifismus den Haager Kongreß erschlich, um die nie fertig werdende russische Armee nicht gegenwärtigen Gefahren auszusetzen und die Rüstungsgelder lieber den Klöstern zuzuweisen. Der Geist von Kronstadt, hypnotisch-melancholisch, auf Körper entsandt, die durch Kriege und Steppen indolent, sollte Rußland uneinnehmbarer für Fremdlinge machen als die Granitforts und der Eisenturm von Kronstadt. Noch schützten baltische Edelleute den heiligen Körper des Zaren und einige Intendanturkassen. Doch die griechisch-katholische Kirche auf Helsingfors zeigte den Erkennenden, daß Pater Johannes stärker war als Petersburg und Moskau.

„Wäre es Gottes Wille, daß wir gekochtes Wasser trinken sollen, er hätte die Newa abgekocht." Niemand unlogischer als Tolstoi, der aufrichtigste und frömmste aller Menschen. Niemand von schärferer Logik als der unaufrichtigste Gelehrte Krapotkin, dessen glänzende naturwissenschaftliche Kenntnisse die französische Revolution wie einen Kampf im Ameisenhaufen wunderbar folgerichtig zerlegte, bis zur allerletzten Konsequenz der Vernichtung des Menschenantlitzes durch Menschenhand — und 1914 als glühendster Chauvinist zum unerbittlichen Krieg gegen Deutschland aufrief.

Kronstadt 1905 und 1917! . . Pater Johann und Krapotkin — das freundlich heilende Christusauge auf vorher grausam geschlagene Wunden.

„Aus der Bauernschaft wie auch aus anderen Schichten des Kleinbürgertums gelangt nur eine geringfügige Minderheit an die Oberfläche. Wird

zum Menschen in bürgerlichem Sinne, das heißt entweder zu wohlhabendem Manne, einem Bourgeois, oder zu gutsituiertem, privilegiertem Beamten. Die überwältigende Mehrheit der Bauern wird in jedem kapitalistischen Staat, in dem Bauern vorhanden sind, von der Regierung geknechtet. Die Bauern sehnen daher den Sturz, sehnen eine „billige" Regierung herbei. Verwirklicht werden kann dies nur durch das Proletariat, und indem es dies verwirklicht, tut es einen Schritt zur Umgestaltung des Staates zu einem sozialistischen." (Lenin in „Staat und Revolution").

März 1921. Erhebung in Kronstadt! Tschernow, einst in Regierungsgemeinschaft mit Kadetten, telegraphiert aus Helsingfors nach Zürich und Paris, das Ende (der Bolschewiki) ist nahe, ein Rucken geht durch die pogromgeschwächten Glieder der noch immer lebens- und tatendurstigen Helden der russischen Gesellschaft. Eine Million Franken überweist sofort telegraphisch Paris—Bankiers, deren Tresors bersten von russischen Kriegsanleihen.

Sechzigtausend Menschen in Kronstadt schauen stoisch-zweifelnd, hungrig-sehnend den geschäftigen Matrosen zu, hören auf langbärtiger Priester Reden von schändenden, plündernden Bolschewiken — nur wenige, wenige helfen. „Wenn es Gottes Wille ist . . . . ." Und Warschau jubelt: Nie würde ein demokratisches Moskau den Polen bis und über die Curzon-Linie orthodoxe Elemente, seine treusten Söhne, ausliefern. Was hinter Siedlce liegt, fanatischen Anbetern der schwarzen Mutter Gottes von Czenstochau überlassen? Den „Eroberern" von Kronstadt ists gleichgültig. Um des Aufschubs der Goldzahlung willen schließen sie Frieden — entgegen ihrem ersten Willen — eine Stunde vor der Abstimmung in Oberschlesien. Und Polen weiß, daß ihm die Mondrzower Brücke gerettet ist. (Dort steht als schönstes Bauwerk von Myslowitz, mit prächtigen Kuppeln, die Judenkirche, deren Erbauer einst vom anderen Ufer der Przemza „rübergekommen" sind und Oberschlesien geschaffen haben. Schimpft nicht immer so hysterisch auf Berlins Grenadierstraße, sie sind die unentbehrlichen und einzigen Mittler für euren Handel mit dem Osten, da eure Dickköppe den Westen verriegeln.) Ihr schenktet Polen orthodoxe Glaubensbrüder. Diese zu ernähren, muß Posen hungern — des Sowjetstern Gabe wird den Polen Danaergeschenk.

„Der Bauer wird von der kapitalistischen Regierung geknechtet und sehnt deren Sturz herbei." Ihr Herren Lenins, ihr seid in Wahrheit die Retter Rußlands, denn wenn ihr den Bauer nicht mit harter Faust zu noch so geringer Tätigkeit anhalten würdet, längst wäre Chaos von Kronstadt bis Jalta; sagt ihm weiter noch, er, der Bauer, soll regieren und laßt ihn einmal im Jahre, möglichst am Wintertage einen ihm Unbekannten wählen. — Ihr Lenins von Rußland wisset ja viel besser als unsere deutschen Lenins, daß ihr euch nur durch die — intensivste — Arbeit des Bauern halten könnt. Sobald die regieren, die arbeiten und zur Arbeit geboren sind, ist euer Regiment zu Ende.

Kronstadt — Berlin. Hurtig der Reichswirtschaftsminister! Aktiver als des Auswärtigen Amtes Leiter. Arbeitet noch schneller als England. Ein Handelsvertrag mit Sowjetrußland . . . „Wir sind wir! . . ." Schon reisen deutsche Kaufleute, beste „Kenner" Rußlands, mit Musterkoffern und Rasierzeug nach Moskau, Charkow, Kiew. Im Bureau auf dem Kreschatik, einstmals Grand Hotel, empfängt ein Qualm von Zigaretten und Tees, umgeben von den wahren Kämpferinnen für sozialistische Gleichheit, Herr Wladimir Tochusschtenoko, Frühjahr 1918 noch als friedlicher Awrom Schloime Awterdüft Bobbes auf dem Podol kauernd, den ideal-schmissigen Deutschen. „Ich offeriere Ihnen Waren, beste deutsche Qualität zu billigsten Preisen." „Bitte, liefern Sie!" — „ . . mit der Bezahlung?" — „Bezahlung? . . . Natürlich kriegen Sie Geld." „— — — —?!" — „Wenn Sie etwa Gold haben wollen, da muß ich erst nach Moskau berichten. Ueberhaupt, wir haben ja unsere Einkaufskommissionen in Deutschland, da ist es doch für Sie viel bequemer . . . . . ."

Und Sowjetrußland kauft! Einige Tonnen Kali, einige Millionen Waren, wofür deutsche Offerten über Hunderte Millionen eingeholt werden. Gold und Geld muß eingeführt werden — um die Waren zu bezahlen! (Einfuhrerlaubnis für Zwanzig Millionen, davon drei für deutsche Waren und siebzehn für bolschewistische Propaganda). Höhnisch-grinsende Grimassen in den Sowjetkanzleien. „Rußland die beste Kolonie für deutschen Geist und seine Produkte." — „Deutschland das beste Absatzgebiet für Sowjetsterne. „Wir erretten euch aus Frankreichs Klauen."

Aus Frankreichs? Natürlich — nie wird England zugeben, daß Frankreich durch Ruhrgebiet (und Oberschlesien) die Hegemonie in Europa erhält. Als ob England nicht wüßte, besser als wir, daß das Ruhr- und Obergebiet durch Franzosen und Polen gründlicher runtergewirtschaftet würde als durch Kommunisten und Kaffeehausliteraten. Die mecklenburgischen Bullenköpfe, die den Simons höhnen — ihn, der als einziger heute noch als Chef eines mit Stroh gedeckten Exporthauses Kunden zu gewinnen sucht, wenn es auch zuviel Kredit einräumt: sie hätten Besseres in London gesprochen!!

„Sie haben, meine Herren, beschlossen, uns 266 Milliarden zahlen zu lassen. Es ist bitter für uns. Aber da es geschichtlich feststeht, daß wir die allein Kriegsschuldigen sind, nach göttlicher Gerechtigkeit also die Besiegten sind, so werden wir zahlen. Unser Land ist ruhig. Eine weise Regierung nimmt von den Reichen und befriedigt die Armen. Schon ist keine Waffe, außer den von Ihnen genehmigten, in Händen Unberufener. In Oberschlesien wird die „Volksabstimmung" unter der gerecht abwägenden Leitung des Herrn Le Rond ergeben, daß nur die unter Tage in den Kohlenschächten Arbeitenden für Polen stimmen, alle technisch höher entwickelten Arbeiter aber für Deutschland. Sie werden uns also in vierzehn Tagen die Fett-Flamm- und Gaskohle zur weiteren Bewirtschaftung übergeben, und selbstlos wird England sich der Konkurrenz erfreuen, denn unter polnischer Herrschaft würde England keine Konkurrenz zu befürchten haben. Auf dem Balkan und vom Dnepr bis Riga braucht sich England nicht mehr um Absatz sorgen — diese Sorge werden wir ihm abnehmen. Und Frankreich hat 300 Milliarden Schulden, darunter 83 Milliarden Goldfranks als Papierfranks gerechnet, es kann nicht den spanischen Anleihedienst befriedigen und braucht 6½ Milliarden für Heereszwecke. Beim Wiederaufbau des nur von uns zerstörten Gebietes wollen wir Schonung üben gegen die mit Ablaßbildern und Andenken an göttliche Gerechtigkeit handelnden Franzosen. Wir wollen zahlen, wollen alles bezahlen. So laßt uns denn an die Arbeit gehen und in kluger Beratung den modus vivendi schaffen . . . . . ."

Recht behält Lenin. Schlechter als die bourgeoisen Politiker könnte der Muschik auch nicht regieren — nur werden sich die mit Weisheit gefüllten Literaten genau so schlecht zur Ackerbestellung eignen. Privatwirtschaftliche Verschiebungen sind erträglich: Wer die Welt verschieben will, kommt ans Kreuz. Mit Sozialismus kann ein Mönchsorden am Fuße des Golgatha regiert werden, eine Nation nur mit klarer Entschlossenheit: Die Beweiskraft, die den Argumenten Lloyd Georges und Briands Recht verleiht, den Trägern des Sowjetsterns den Mut idealistisch-feiger Banditen einflößt und den selbstlos-menschheitsbeglückenden Räubern von Eisleben ungetrübte Freude bereitet, — die Beweiskraft der Maschinengewehre gehört zum Regieren, sie ist durchschlagender als die Mitgliedskarte zur S. P.! Predigt der Menschheit nicht gleiche Daunenbetten schafft erst ein Reich der Arbeit, der harten, unerbittlichen Arbeit, dann steinigt die Ausbeuter! Schenkt nicht Barrabas die goldene Freiheit, um Christum nicht jüdisch zu hängen, sondern römisch zu kreuzigen, damit ihr eure Unschuld als politische Eiertänzer jederzeit klar beweisen könnt! Und ihr mecklenburgischen Diplomatenköpfe, treibt den Geist von Kronstadt raus, wenn er nicht euer Ultimatum erfüllt: Direkter Handel mit Kaufleuten und Kooperativen in Rußland, vorab erst mit der Ukraine, dem einzigen aufnahmefähigen und mit Gegenleistungen dienenden Teile Rußlands.

Wir geben jedem Kaufmann in Charkow und Kiew langfristigen Kredit. Was wir an Lenin verkaufen, müssen wir und unsere Kinder mit Wucherzinsen selbst bezahlen.

Osteuropäische Reaktion / Von Ernst Riemann

In seinen historischen Miniaturen kennzeichnet August Strindberg den Weg der gesellschaftlichen Entwicklung als ein Schwanken nach vorne und rückwärts. „Zehn Schritte vorwärts und sechs zurück", das ist der qualvolle Weg des Fortschritts, wobei als Trost bleibt, daß man im Enderfolge doch um einige Schritte nach vorwärts gekommen ist und daß die schlimmsten Auswüchse der vergangenen Unfreiheitszeiten verschwunden sind.

An diese tiefe Erkenntnis Strindbergs, der mit kühnem Blick die historische Entwicklung seit den ältesten Zeiten bis in unsere Tage überschaut, wollen die Vertreter des überwundenen Rückschritts nicht glauben. Sie stellen fest, daß die gesellschaftliche Revolution unserer Tage zu weit nach links geraten ist, sie weisen darauf hin, daß z. B. der Bolschewismus in Osteuropa zweifellos den Weg eines lebens- und wirklichkeitsfremden Extrems eingeschlagen hat und meinen, daß dieser Aktion eine Reaktion folgen müsse, die die Träger des alten Rückschrittgedankens neuerdings zu Macht erheben werde. Es ist ja zweifellos richtig, daß jede Revolution in ihrem Uebereifer allzusehr ihrer Zeit und den Bedürfnissen vorauseilt, aber es ist ebenso richtig, daß die entthronten Götzen und schlimmsten Vertreter der Vorrevolutionszeit durch die Revolution endgültig erledigt sind, sofern sie nicht aus der Entwicklung der Ereignisse gelernt haben.

Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit. Das gilt in erster Linie für die ehemaligen Träger der Macht in Osteuropa. Diese Großfürsten, Generale, Exzellenzen, Hetmane und Adjutanten haben nichts gelernt und nichts vergessen. Namentlich hier in Berlin und in Bayern kommen sie immer wieder in ihren verblichenen, goldstrotzenden Uniformen in exklusivem Kreise zusammen, bewegen sich in einer Weise, als ob es noch kaiserliche Höfe gäbe und sie Ihrer Majestäten Günstlinge wären, sprechen von der Gegenwart als von einer ganz unbegreiflichen Verirrung, erkennen nicht im geringsten irgendeine persönliche oder Klassenschuld an den Vorgängen in Osteuropa an, reden sich ein und versuchen andern einzureden, daß sie beim russischen oder ukrainischen Volke einen ungeheuren Anhang besäßen und tun so, als ob sie nur zeitweilig auf Rang und Würden verzichtet hätten, um in kurzer Zeit wieder auf den Höhen der Menschheit zu wandeln. Diese Kreise haben nichts zu tun; arbeiten haben sie nie gelernt und arbeiten darum auch jetzt nicht; sie intrigieren, sie konspirieren, sie treiben das vieux jeu, daran sie seit jeher gewöhnt waren und — werden nicht nur von niemandem gestört, sondern finden Duldung und Unterstützung.

Es ist notorisch, daß gerade Deutschland (das republikanische Deutschland von heute!) der Hauptsitz der verschiedentlichen Umtriebe der russischen und ukrainischen Reaktionäre ist. Diese Herren verfügen in Deutschland über eine weitverzweigte Organisation. Sie unterhalten Nachrichtendienste, ihre Kuriere fahren in geheimen Aufträgen von München nach Berlin und von Berlin nach München, sie veranstalten Empfänge, begrüßen durchreisende Thronprätendenten, einige von ihnen, wie der famose Hetman seligen Angedenkens Skoropadski, halten geradezu Hof, haben Adjutanten und Hofstaat — kurz gebärden sich wie tatsächliche Potentaten. Diese russischen Reaktionäre haben ausgezeichnete Verbindungen, sie verfügen über diplomatische Pässe, unterhalten die besten Beziehungen zu hochgestellten Bureaukraten, gehen in Ministerien ein und aus und beeinflussen trotz republikanischer Verfassung, allgemeinem Wahlrecht und demokratischesten Einrichtungen sehr oft den Gang der Politik.

In Wirklichkeit repräsentieren diese Herrschaften niemanden außer sich. Ihr Anhang existiert in ihrer Phantasie. Ihre Herrschaft ist endgültig dahin. Es mag ja zutreffen, daß in Osteuropa die dortigen Völker mit ihrer Gegenwart aus vielen Gründen unzufrieden sind, aber daß diese Völker sich es auch nur im Traume einfallen ließen, die Wiederkehr ihrer alten Ausbeuter und Peiniger zurückzuwünschen, daran kann kein Vollsinniger glauben. Darum ist es geradezu eine Provokation des russischen und ukrainischen Volkes, wenn man den Fossilien der alten absolutistischen Aera mehr als Duldung gewährt. Diese Reaktionäre deuten nämlich die Tatsache, daß man sie in Deutschland gewähren läßt, als eine Unterstützung durch Deutschland und das deutsche Volk und versuchen, aus diesem Umstande Kapital für sich zu schlagen. Auf

diese Weise bringen sie die deutsche Republik in Mißkredit, denn für alle diejenigen Feinde Deutschlands, die mit dem Schlagworte operieren, daß sich in Deutschland im Grunde nichts verändert habe, sind die geduldeten Umtriebe der russischen Reaktion in Deutschland ein willkommenes Argument.

Wäre die osteuropäische Reaktion, die sich in Deutschland breit macht, wirklich eine Macht, so gäbe es wohl eine Erklärung, aber noch lange keine Entschuldigung dafür, daß man sie duldet. Wäre diese russisch-ukrainische Reaktion in ihrem Gehaben völlig harmlos, so könnte man begreifen, daß man ihr mit einem verachtungsvollen Achselzucken Duldung widerfahren läßt. Beides ist aber nicht der Fall. Erstens sind diese Großfürsten und Hetmane samt ihrem Anhang keine derartigen Machtfaktoren, die man sich für jeden Fall zu sichern Anlaß hat, noch sind sie derartig lammsfromm und harmlos, daß man ihr kindisches Spiel nicht zu stören notwendig hätte. Diese Kreise sind vielmehr gefährliche Hochstapler und im Interesse Deutschlands und im Interesse zukünftiger guter Beziehungen zwischen dem deutschen Volk und den Völkern Rußlands und der Ukraine sind sie als solche zu behandeln. Das heißt: je rascher und je gründlicher man dieser Gesellschaft, die nichts verlernt hat und nichts lernen will, das Handwerk legt, um so besser für den allgemeinen Frieden und um so gesünder für eine vernünftige Entwicklung der Beziehungen Deutschlands mit Osteuropa.

Amsterdam gegen London / Von Dr. Erich Ewerth

Der Fehlschlag von London ist nicht bloß für die deutsche Politik ein Mißerfolg gewesen, sondern auch ein Fiasko für die Entente. Zweifel durchziehen auch die Reihen der Alliierten, ob sie gut beraten waren. Was Wunder, wenn die Gegner jeder imperialistischen Politik, die Sozialisten aller Länder, glaubten, die Staatsdiplomatie sei mit ihrem Latein überhaupt am Ende und die Arbeiterschaft allein sei imstande, den Karren aus dem Sumpf zu ziehen. Mit diesem stolzen Gefühl versammelten sich jedenfalls in der Woche nach Ostern drei internationale Konferenzen in Amsterdam: eine Konferenz der II. Internationale von London, bestehend aus der deutschen Mehrheitssozialdemokratie und den entsprechenden Gebilden der anderen Länder; eine der Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale, die einen Gegenstand des Spotts und Hohnes für die Moskauer darstellt; und endlich eine Konferenz der sogenannten Internationale 2½, die ihren Sitz in Wien hat, und deren deutsche Anhänger die Unabhängigen sind. Man gedachte, das Problem der Wiedergutmachung, wenn nicht zu lösen, so doch aus der Stockung in Fluß zu bringen. In der letzten Zeit waren in den drei vor allen in Betracht kommenden Ländern der Entente manche beachtenswerte Stimme aus Arbeiterkreisen laut geworden, so daß es sich lohnt, zunächst einmal einen vollen Ueberblick über die Stellung der französischen, belgischen und englischen Arbeiterschaft zu den Abmachungen von Versailles und London sich zu verschaffen.

Die Confédération générale du Travail hat Mitte Februar ein Minimalprogramm veröffentlicht, worin auch der Wiederaufbau der verwüsteten Landesteile Nordfrankreichs vorkommt. Es wird daran erinnert, daß die Konföderation empfohlen habe, deutsche Arbeiter heranzuziehen, und es wird getadelt, daß bisher nichts in dieser Richtung geschehen sei. Der deutsche Bauarbeiterverband hat sich denn auch mit dem französischen in dem gleichen Wunsche geeinigt. Im übrigen ist bekannt, daß der radikale Abgeordnete Hennessy seit längerer Zeit für Heranziehung deutscher Hände zum Aufbau der zerstörten Ortschaften zu wirken sucht. In letzter Zeit ist ihm ein Bundesgenosse erstanden in Gaston Jeze, der in der demokratischen Ere nouvelle hervorgehoben hat, daß eine solche Zusammenarbeit Gelegenheit zur Verständigung geben und eine Aussöhnung anbahnen könnte. Man braucht diese Stimmen nicht zu überschätzen, auch mehrere Schwalben machen noch keinen Sommer; aber man kann doch einen Fortschritt feststellen und hoffen, daß er weiterhin zunehme.

In Belgien ist die Arbeiterschaft gewiß nichts weniger als deutschfreundlich, und gerade das Sozialistenblatt Le Peuple erschwert dem sozialdemokratischen deutschen Gesandten Landsberg seine Arbeit und Stellung ganz besonders. Auch haben in der belgischen Kammer bei der Abstimmung über

das Gesetz betreffend die 50 % Strafabgabe auf deutsche Ausfuhrwaren, das eine Folge der Londoner Beschlüsse war, die Sozialisten zum Teil dafür gestimmt und ein Teil von ihnen hat sich enthalten; während zwei bürgerliche Abgeordnete, die Vertreter der flämischen Volkspartei, dagegen stimmten! Immerhin führte in der Kammer der Sozialist Huysmans aus, daß die Gewaltmaßnahmen mehr im Interesse Englands als Belgiens liegen und daß dieses aufhören sollte, sich für andere zu opfern. In der Tat ist ja die wirtschaftliche Bedeutung des Hafens von Antwerpen durch den Exportzoll bedroht. Aber auch im Senat enthielt sich nur ein einziger Sozialdemokrat der Stimme, obwohl mehr als zehn Sozialisten dem Senat angehören. Indessen dringt auch in belgischen Arbeiterkreisen die Ansicht durch, daß eine Befriedigung des Entschädigungsanspruchs nicht ohne direkte Hilfe der deutschen Arbeiterschaft zu erlangen ist. Zu Ostern fand in Antwerpen der Jahreskongreß der sozialistischen Partei Belgiens statt, auf dem der Führer der linken, nicht nationalistischen Gruppe der Sozialdemokratie, de Brouckère, über die gegen Deutschland angewendeten Zwangsmaßnahmen sprach. Er legte dar, es sei aussichtslos, gegen den Willen der deutschen Arbeiter zur Reparation zu gelangen; man müsse die Grenzen der Gerechtigkeit einhalten und dann könne man nicht Deutschlands Gebiet zerschlagen. Auch er wandte sich gegen die Großmächte unter den Alliierten, die in die eigene Tasche arbeiteten auf Kosten der kleineren Verbündeten. Er forderte, ebenso wie der belgische Gewerkschaftsführer Mertens, daß man mit den deutschen Sozialdemokraten zusammenarbeiten und zunächst so schnell wie möglich direkte Verhandlungen zwischen den Arbeiterorganisationen Deutschlands und der alliierten Länder aufnehmen müsse, um ein gemeinsames Arbeitsprogramm aufzustellen. Das ist dann in Amsterdam geschehen.

In England liegen -- oder lagen wenigstens vor dem jetzigen großen Streik -- die Dinge für uns insofern am günstigsten, als die britische Arbeiterschaft nüchternen und sachlichen Erwägungen besonders zugänglich ist. Die Labour Party hat kürzlich eine umfassende Denkschrift gegen die Londoner Beschlüsse veröffentlicht unter dem Titel: Unemployment, the peace and the indemmity -- Arbeitslosigkeit, Friede und Entschuldigungsfrage -- worin die Hauptsorge der englischen Arbeiter natürlich an die Spitze gestellt war, eben die Arbeitslosigkeit. Sie ist weit größer als bei uns, und man fürchtet, daß sie sich noch steigern wird, wenn Deutschland jahrzehntelang sozusagen billige Gefangenenarbeit leistet und dadurch den ausländischen Arbeitern doppelten Abbruch tut: indem es durch seine Wareneinfuhr ihnen Arbeit nimmt und außerdem mit seiner geschwächten Kaufkraft ihre Erzeugnisse nicht abnehmen kann. Die Denkschrift stellt daher fest: „Niemals in unserer Wirtschaftsgeschichte sind wir einer Konkurrenz dieser Art begegnet. Deutsche Arbeiter erhalten, bei derselben Vorbildung wie die unsere, weniger als ein Drittel der englischen Lohnsätze." Und andererseits wird dargelegt, daß der Rückgang der englischen Ausfuhr nach Deutschland die englische Arbeit schädige, und es wird gesagt: „Der Rückgang unseres Handels mit Deutschland, Rußland und Oesterreich allein reicht aus, um den größten Teil unserer heutigen Arbeitslosigkeit zu erklären." Es wird ausgeführt, daß der Friedensvertrag gegen Treu und Glauben verstößt, insofern, da er Verpflichtungen auferlege, die durch die Waffenstillstandsbedingungen nicht gerechtfertigt werden; namentlich wendet man sich gegen die Forderung, daß den alliierten Staatskassen ihre Ausgaben für Kriegspensionen und Familien-Unterstützungen zurückerstattet werden sollen. Es wird festgestellt, daß Deutschland solche „phantastische" Summen nicht zahlen kann, das ganze Verfahren sei unehrlich und Bluff, und die bekannten Steuerberechnungen, die beweisen sollen, daß wir weniger Lasten tragen als das englische Volk, werden unfair genannt. Starke, aber zutreffende Worte! Dagegen appelliert man an die Menschlichkeit und an die Solidarität der Arbeiterklassen zugunsten der Deutschen: der physische Ruin dieser fähigen Nation, die Fortführung eines Lebens unter dem Existenzminimum, muß, wenn sie wirklich auferlegt würde, schließlich die Masse selbst vernichten und mit ihr die produktivste und fortgeschrittenste Zivilisation des Kontinents. Als einzige Rettung wird gezeigt: „Wir müssen entweder unsere Verbündeten überzeugen oder sie beherrschen. Als letzten Ausweg sollten wir vorbereiten, falls Frankreich, Polen und die übrigen nicht von der Politik des Militarismus und der Forderungen abstehen wollen, sie ihren Plänen zu überlassen und den Vertrag sich selber ausführen zu lassen. Keine Hilfe, solange der Militarismus regierte, die großzügigste Hilfe dann,

wenn der Militarismus aufgegeben ist." Es wird vorgeschlagen, durch Nachlaß auf die englischen Forderungen Frankreich, Polen usw. wirtschaftliche Erleichterungen zuzuführen und sie dafür zur Revision des Friedensvertrages zu bringen. England solle, damit Europa zur Ruhe komme, auf seine Ansprüche an die Alliierten verzichten, selbst wenn Amerika nicht Englands Schulden annullieren wolle — die Besetzung der Rheinprovinzen könnte sofort beendet und der Anschluß Oesterreichs an Deutschland gestattet werden! Man sieht, diese Vorschläge gehen sehr weit und um so weniger unmittelbare Hoffnung dürfen wir uns machen, daß sie angenommen werden. Dazu kommt nun der Streik in England, der das Interesse aller Engländer völlig auffaugt und, wenn er mit einer Niederlage für die Arbeiter ausgehen sollte, ihren Einfluß natürlich schwächen muß und, da dergleichen heute immer internationale Folgen hat, auch den in Amsterdam gefaßten Beschlüsse der verschiedenen Internationalen viel von der Wirkungskraft nehmen muß, die sie sonst vielleicht hätten entwickeln können.

Die Partei- und Gewerkschaftsführer, die in Amsterdam zusammenkamen, wollten eine Einigung zunächst unter sich anbahnen, um dann mit einem gemeinsamen Progamm überall auf die Regierungen einwirken zu können, damit beim Wiederaufbau des zerstörten Nordfrankreichs aller bisherige Schlendrian beseitigt, aber auch Uebergewinne des Privatkapitals ausgeschlossen würden. Man ist sich vielfach klar, daß man die Mitwirkung des privaten Unternehmertums nicht entbehren könne, und man sieht auch ein, daß diese Mitwirkung natürlich nicht umsonst zu haben sein würde; aber der Gedanke, daß bei dieser Gelegenheit auf keiner Seite eine besondere Bereicherung nach Art der Kriegsgewinne geduldet werden dürfe, bleibt daneben bestehen, und zweifellos mit Recht. Die deutschen Arbeitervertreter waren vor allem davon durchdrungen, daß Deutschland nicht reich genug sei, um private Gelüste französischer Kapitalisten zu befriedigen.

Die deutschen Sozialdemokraten sind nach Amsterdam gegangen mit der Absicht, ein möglichst konkretes Progamm für die praktische Hilfe beim Wiederaufbau des verwüsteten Nordfrankreichs, im besonderen bei dem bisher noch kaum in Angriff genommenen Häuserbau, den Arbeitervertretern der Ententeländer vorzulegen. Sie wünschen, daß der Entente Photographien und Modelle von Typenbauten und Typenmöbel vorgeführt werden, deren Herstellung verhältnismäßig billig ist und deren Einzelteile in Deutschland angefertigt werden könnten, so daß nur ihre Zusammensetzung, also der eigentliche Aufbau, an Ort und Stelle zu geschehen hätte. Dann brauchten nicht deutsche Arbeitermassen dauernd auf französischem Boden angesiedelt zu werden, was der französischen Regierung bekanntlich besonders unerwünscht wäre. Mit Hilfe jenes deutschen Gedankens könnte man allen Reibereien zwischen der Arbeiterschaft der verschiedenen Nationalitäten, vor denen man in Paris und auch anderswo besonders besorgt zu sein scheint, aus dem Wege gehen, und man vermöchte zugleich der deutschen Arbeitslosigkeit abzuhelfen. Ferner ließe sich auf diese Art vermeiden, daß der Unterhalt der etwa nach Frankreich überzusiedelnden Arbeiter und ihrer Familien, die doch in Deutschland bleiben müßten, doppelt teuer würde, teurer als auch der Transport der in Deutschland gearbeiteten Stücke nach Frankreich sich stellen würde. Die Reichsregierung ist diesem Aufbauprogamm gegenüber durchaus nicht ablehnend geblieben. Sie hat sogar ein Preisausschreiben vorbereitet, bei dem deutsche Firmen Preisanschläge einreichen sollen mit Photographien und Modellen, damit die Gegenseite trotz des Typenbaues auch die Möglichkeit der Auswahl habe, denn ganz uniform kann man eine Ortschaft nicht aufbauen. Der Minister Simons ist zwar im Reichstage kürzlich einigen Ausführungen des Unabhängigen Dr. Breitscheid, der ihm die Sache zu leicht darzustellen schien, entgegengetreten, aber an dem Interesse der deutschen Regierung für die Amsterdamer Konferenz und auch für den Grundgedanken des deutschen Arbeiterprogamms zum Wiederaufbau Nordfrankreichs ist nicht zu zweifeln.

Die Verhandlungen in Amsterdam haben den Deutschen wieder eindringlich vor Augen geführt, wie verschieden die Denkweise der anderen Sozialisten von ihrer eigenen ist. Einig sind die anderen alle, auch die Neutralen, in der Ueberschätzung der augenblicklichen Leistungsfähigkeit unserer Wirtschaft. Dagegen haben die deutschen Sachverständigen aufklärend gewirkt. Es war im Auslande auch kaum bekannt, daß die deutsche Regierung schon mehrmals der französischen Angebote für direkte Beteiligung am Wiederaufbau Nordfrankreichs gemacht hat, und daß diese nicht ohne Mitschuld der

deutschen Regierung, die sie nicht veröffentlicht hatte, teils totgeschwiegen, teils einfach abgelehnt worden sind. Die genauen Mitteilungen, die den Ententesozialisten darüber in Amsterdam gemacht worden sind, haben ihren Eindruck nicht verfehlt. So ist zu hoffen, daß die neuen deutschen Vorschläge, die noch in diesem Monat zu erwarten sind, nicht wieder spurlos verschwinden. Wenn die Verhandlungen in Amsterdam dazu geholfen haben, daß unser neues Angebot ein besseres Echo in der internationalen Oeffentlichkeit findet als bisher, haben sie ein großes Verdienst. Daneben treten die eigenen Vorschläge der Gewerkschaften und der beiden anderen Internationalen, die in drei Entschließungen vorliegen, an Bedeutung zurück. Das offizielle Frankreich läßt — natürlich — schon verlauten, daß Deutschland sich täuschen würde, wenn es glaubte, auf dem von den Gewerkschaften gewiesenen Weg allein zum Ziele zu kommen; Deutschland dürfe auch nicht hoffen, solche Progamme mit Hilfe der französischen, englischen usw. Arbeiter gegen die alliierten Regierungen durchzusetzen. Nun, die deutsche Regierung wird natürlich mit der französischen Regierung verhandeln und nicht den Umweg über die Gewerkschaften gehen. Das versteht sich ganz von selbst. Und an einen Zwang, den die Arbeiterschaft der alliierten Länder auf ihre Regierungen ausüben würden, glaubt bei uns kein vernünftiger Mensch, und niemand wird versuchen, sie dazu anzustiften. Etwas anderes ist es, ob nicht die französischen Arbeiter dafür sorgen werden, daß die neuen deutschen Vorschläge wenigstens ernsthafter erörtert werden, als es bisher in solchen Fällen geschehen ist. Damit wäre schon viel gewonnen.

Vom Geist der Erde / Von Gustav Erényi

Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir", — wie wäre es, wenn man diese stolzen Erdgeistworte, die Faustens seelisches Gleichgewicht zerstören, nun doch zu widerlegen suchte? Wenn man das ewige Auf- und Niederwallen und das Wirken auf dem „Webstuhl der Zeit" in Menschensprache zu deuten sich vermessen würde? Es ist nicht das erstemal geschehen. Goethe selbst läßt uns das Wesen durchfühlen, indem er einem Helden den Einblick in der Dinge Wesen mißgönnt. Der formende Geist des Künstlers und Philosophen greift immerwährend in jene Welt der sattesten Töne und tiefsten Gründe hinüber, und was er uns an greifbaren Lösungseffekten des Welträtsels vorenthält, das bewirkte die subjektiv abgerundete formvollendete Offenbarung seines Ahnens. Das schöpferische Individuum, in dessen wunderbarer Folgerichtigkeit und unergründlichem Glanz die Natur ihre höchsten Trümpfe ausspielt, ist es nicht „Lösung" genug? Und es gehört mit zu jenen unergründlichen Naturwidersprüchen, die in späterer Folge Harmonie und Leben zeugen, daß der schaffende Geist selbst sich in den schwersten Zweifeln windet und unbefriedigt von dannen zieht, während er durch das verkündete Wort Tausende von Gläubigen beglückt und erleuchtet . . . . . .

Nun kommt es aber nicht so sehr darauf an, aus dem festgezogenen Erdenkreise hinauszuflattern und mit irdischen Sinnen ein überirdisches Sein zu konstruieren, als vielmehr darauf, mit dem Ueberirdischen, das in uns allen wohnt, die Erdendinge zu adeln. Das hat Plato getan, als er die Wahrnehmung wuchtig zur „Idee" weiterspann und erst als solche gelten ließ, und das tut jeder Künstler, dessen Orpheusflöte Seelenloses zu einem selbsterlebten Reigen beschwingt.

Das Problem, das sich einem Geschichts- und Kunstphilosophen von Konzept als bisher ungewagt, als eine Art Umkehr aller überlieferten Transzendentalforschung darbietet, wäre nun folgendes: verzichtend auf alle unerquicklichen Unendlichkeits- und Jenseitsfragen, die sich ein selbstentzweiter Verstand aus geistesgymnastischen Gründen stellt, verzichtend überhaupt auf alles Un- und Ueberdimensionale, das aus dem Rahmen unserer Erwägungssphäre fällt, — aus dem schlechthin Gegebenen und sinnlich Begreifbaren ein persönlichkeitserschöpfendes Gedankenwerk von übersinnlicher Geltung zu formen. Diese Metaphysik des Physischen soll freilich just das Gegenteil aller materialistischen und materialisierenden Bestrebungen sein: eine symbolische Deutung der erdgebundenen Kräfte und Säfte, eine überzeugende Menschheitssinfonie, ein Zeichen der Scholle, Völkisches und Uebervölkisches, alles was das Menschenschicksal angeht — was uns bedrückt und was wir beherrschen — sei gleichsam aus

dem Erdenmotiv herausgeschält. Ein Werk der Naturandacht und nicht des Katheders, der Ernte und nicht des Zwanges!

Da erscheint nun als das natürliche Ursymbol alles Denkens und Schaffens die zeugende und tilgende Erde selbst. Der primitive Geist ging tastend aus ihr hervor, wußte sich von ihr nicht recht loszulösen, wies mit jenem gedrungenen und dennoch verschwommenen Naturerfassen, das nur dem Denken des Urmenschen eigen, auf sie als auf den Schoß aller Zeiten und Dinge hin. Auch das Göttliche, das sich damals seines menschlichen Ursprunges noch nicht geschämt hat, war dem Erdenschoße entsprossen. Zeus, der Donnerer, war Gäas, der Erdengöttin, Sohn. Der formende Sinn, der sich in kühnen Flugversuchen vom nackten Humus lossagt, kehrt gerade in Stunden tiefsten Ergründens oder kläglichsten Scheiterns zu ihr als tröstlichem Anhang und Abschluß zurück. Der biblische Spruch: „Aus Staub bist du geworden, zu Staub sollst du werden", entbehrt nicht eines gewissen schöpfungsgeschichtlichen Sadismus. Setzt man jedoch „Erde" an Stelle von „Staub", so erscheint der Kreislauf alles Irdischen auf eine einleuchtende Schicksalsformel gebracht und in deren Zeichen geläutert.

Wesen niederer Art bekräftigen durch ihre Lebensweise inniger das Moment der Bodenständigkeit. Dasjenige, was der sich auf dem Boden wälzende Hund, was das im Morast watende Schwein versinnlichen, weist aus dem Physischen ins Sinnbildliche, ist ein tierisches Vergnügen und eine Götterlust zugleich. Dunkle Instinkte walten und ein hehrer Sinn leuchtet durch! Der Landmann ist nicht nur durch seinen Beruf, sondern auch durch sein Innenleben, durch das festlich-unbewußte Aufflammen seiner Seele noch von Schollenbanden bestimmt, Millets ländliche Genrebilder werden dieser irdenen Bauermannsandacht ästhetisch gereicht. Die Kultur entfernt im Trachten und Gebaren von der Erde, macht aber durch ihre Ansprüche in erhöhtem Maße von ihr abhängig. Ist doch Kulturaufstieg ohne erhöhte Bodenkultur nicht erdenklich.

Was jedoch ein städtisches Philistertum im Taumel der Surrogate anscheinend überwunden hat, das entdeckt geniale Rückschau immer wieder im bedeutungsvollsten Zusammenhange. Im Erdenthema läßt sich der so betrogene Gefühlszauber, den Mutter und Geliebte ausstrahlen, schuldlos einen. In ihm werden das Befruchtungs- und Ernährungsmotiv, das Begehren und Bescheren, der fieberhafte Umfassungsdrang des sinnberauschten Mannes und das fürsorgliche Zugedecktwerden des schutzbedürftigen Kindes zu einem unerotischen Wollustempfinden verschmolzen. Hermann Hesse schafft in seinem wundersam irdischen „Demian" eine solche Gestalt, die Mutter und Geliebte mit einem Male — das erdgewordene Schicksal zu symbolisieren scheint.

*

Das stolze und verantwortliche Werk einer Erdenphilosophie zu leisten, die im Zeitgemäßen ausklingt, hat der bekannte Essayist und Literaturkritiker Ernst Heilborn auf sich genommen.* Die geistige Vorbereitung zu diesem gewichtigen Unterfangen mag ihm bereits eine vor zwölf Jahren erschienene Studie gewährt haben, die den Titel „Das Tier Jehovahs" führt. Damals suchte und fand das minder geschulte Denken in Tiersymbolen des Alten Testaments ein wirksames Vermittlungsglied zwischen Erdgeist und Menschentum. Voll der biblischen Zitate, sollte dieses Büchlein doch mehr als eine biblische Tierkunde bescheren. Der Mensch jener Kulturstufe, verwob vielfach ängstlich-phantastisch das Tierische mit dem Dämonischen. Mehr noch als in unserem mechanischen Zeitalter des Menschen Helfer und Kamerad, verkörperte andererseits die vernunftlose Kreatur zu jenen Zeiten auch das Unbegreifliche, Schicksalsgegebene und deute aus dem Kreis täglicher Arbeit und Erfüllung in den Urnebel ferner, von Spukgestalten bevölkerter Zonen.

Dem Heilborn von damals waren Bibel und Zoologie die Wegweiser im Reiche des Geistes. Dem Heilborn von heute sind es Geschichte und irdischer Instinkt. Die Rolle des Tieres, als Kulturgenossen und Kulturinstrumentes, wird auch im neuen Werke gedacht. Aber der Blick ist freier, der Sinn durchdringlicher, das Ziel umfassender geworden. Vom triebhaften Erdenwalten ausgehend, schwingt sich der Verfasser — stets im Bereiche des Menschlichen verharrend — zur Deutung künftigen Menschenschicksals empor. Aus dem wellenhaft auf- und niederschwingenden Urstreben des ewigen Menschentypus differenziert sich der Gegenwartsmensch heraus, die Phänomenalistik des Erdenmenschen mündet in eine Art Evolution. Was

*) „Vom Geist der Erde". Ein Zeitbrevier von Ernst Heilbronn. Egon Fleischel & Co., Berlin 1921

viele mit naturwissenschaftlichen, metaphysischen oder kulturgeschichtlichen Methoden versucht haben, trachtet Heilborn nach einem neuen System der Eingebung zu lösen. Mosaikartig, oft in kleinen Gedankenverschachtungen beschaulich verweilend, klimmt er durch manche Umwege von Stufe zu Stufe. Aber der Aufbau entbehrt nicht einer formbeseelten Architektonik.

Ein schwunghafter Erdenrhythmus setzt Menschenkraft und Menschenwollen in Bewegung. „Menschen sprechen von Nomadenzügen und Völkerwanderungen, von Kriegen und Eroberungen, aber vielleicht ist es nur die Bewegung als solche, auf die es der Erde ankommt." Nicht der Mensch ist es also, der lenkt, sondern die durch die Erde manifestierte Weltkraft. Die Erde steht somit an Gottesstelle da. Wozu den Blick nach fernen Höhen richten? „Der Himmel ist nur das luftgewobene Kleid der Erde." Doch ist es Menschenart, die Augen emporzuheben und den letzten Sinn aller Weisheit aus den Sternen lesen zu wollen. In Heilborns Betrachtung ist dieser Hang ein bewußter Widerspruch zur Erdengebundenheit, der als Gedankenflug und Religion uns vorübergehend von der Erde trennt, damit Heimweh uns dann mit verdoppelter Befruchtungskraft zurückgeleiten möge. In unserer Fügsamkeit und unserem Widerstand sind wir gleicherweise ein Werkzeug bloß; — „die Menschheit ist das Organ der Erde."

Tiefdurchdachte Kontraste lösen einander ab. Erdbewegung und irdisches Ruhebedürfnis folgen aufeinander und bedingen der Menschheit wechselndes Schicksal. Mangel und Ueberfluß des Bodenertrages werden gleicherweise zum Ansporn und Verhängnis. Bodenbeschaffenheit bestimmt die Bevölkerungszahl und den Volkscharakter. Dies wird an der Hand entwicklungsgeschichtlicher Daten oft allzu minutiös erörtert. Nun gibt es aber außer einer solchen Abhängigkeit der Entwicklung von den Wandlungen und Unterschieden des Terrains auch eine Gleichzeitigkeit und Gleichförmigkeit der Erdbildungen, die verschiedene Kulturen ohne irgendwelche sichtbare Wechselbeziehungen oder ein menschliches Dazutun analog gestaltet. Das gleichzeitige Auftreten gewisser religiöser Strömungen auf verschiedenen Erdteilen, die konforme geographische und kulturelle Gliederung der britischen und japanischen Inselwelt, werden als Belege eines solchen Naturparallismus angeführt. Auch Beispiele, die minder einleuchten, sollen diesen Satz erhärten. Der Verfasser sieht in solchen Analogien ein Naturbestreben nach Artenbildung.

Dann gibt es etwas wie eine periodische Erdenrhythmik; einen gleichförmigen Wechsel klimatischer Wärme- und Kälteepochen, ferner eine mathematisch verankerte, wennschon nicht im Sinne der Fließschen Theorie durch die Zahlen 23 und 28 mathematisch bestimmbare Gesetzmäßigkeit des organischen Wechsels. Eine solche Rhythmik des Naturgeschehens wirkt in der Folge auf die Menschwerdung ein, bedingt Auf- und Abstieg, Handlungen und deren unausbleiblichen Widersprüche.

In dieses Erdenspiel wird nun mit vielem Geschick der menschliche Ideenkreis eingerenkt. Handel und Religion, Krieg und Bodenkultur finden ihren Platz, und sie ergänzen einander, indem sie sich zum Teil gegenseitig ausschließen. Der Glaube wirkte ebenso als ein bedeutsamer Handelsregulator, wie der Krieg gegebene und veraltete Schichtungsverhältnisse umstülpt und zu neuen Kulturbildungen spornt. Indem dies behauptet wird, soll schon auf die Lehren der Gegenwart angespielt werden. Der Verfasser gönnt sich jedoch noch ein farbiges Intermezzo, führt uns in die ihm so wohlbekannten Veraistungen der verschiedenen Religionen und schenkt uns in einem Kapitel, das er „Eingebungsdenken" nennt, eine artige Idylle diverser Glaubensekstatiker. Dann aber lenkt er uns hastig in das Reich des Werdens zurück und bejaht mit etwas unvermittelter Begeisterung unser Zeitalter, das zu einer Umwertung der Arbeit, zu einer Erlösung aus der mechanischen Starre, zu einer froheren Gegenseitigkeit der Berufe drängt. Das wäre im Sinne Heilborns eine Art kultureller Rückkehr zur Erde.

Ein solch weitläufiges und tiefschürfendes Unternehmen, so sehr es auch an den Grübelsinn des Leser appelliert, muß schon durch das Ungewohnte seiner Gestaltung manche Bedenken wachrufen. Heilborn hat uns vieles zu sagen, was er nur mit Mühe und Not in den gegebenen Rahmen zu fügen vermag. Gewiß verschweigt er auch manches, aber er sagt stellenweise noch immer vielzuviel. Das Material, das mit unendlicher Sorgfalt in die fertige Gedanken- und Thesenform gedrängt wurde, zeugt von einem erstaunlichen Können, aber erhöht die Gültigkeit der Theorie nicht im selben Maße. Es geraten zwei Konzepte in einen fühlbaren Wider-

spruch: das eine ist Entwurf des kühnen „Eingebungsdenkers", um einen Ausdruck aus der Heilbornschen Terminologie anzuwenden —, der Erdgeruch verspürt und nach einem neuen Formen- und Normendiktat durstet, das andere das Detailwerk eines Gründlichen, der durch seine oft gesuchten Beweise und Illustrationen den ästhetischen Kern eher lockert denn festigt. Das Erdenmotiv verträgt so viel Gelehrsamkeit nicht. Was aber auf der einen Seite zu gelehrt anmutet, das wird auf der anderen Seite oft zum Schema, zu einer gegenstandslosen Gedankenformalistik, weil eben das fließende Ineinanderwirken des Subtilen und Materiellen sich nicht erzwingen läßt und man nicht ungestraft zu gleicher Zeit Pendant und Fanatiker sein darf. Zu best sind deshalb jene Teile gediehen, in denen der Kontemplation kein Datenschwarm im Wege steht und in denen die Wucht des individuellen Gesetzes über den Sachlichkeitseifer triumphiert.

Der Erdgeist trat uns immerhin — wie in allen Werken, die es um das Wesen ehrlich meinen — wieder einmal um ein gut Stück näher, doch erweist sich Heilborn mehr als ein Beschwörender denn ein Bannender. Man wird mehr angeregt als gastlich festgehalten und fühlt sich versucht, das „Buch von der Erde" im eigenen Innern neu aufzubauen.

Charles Baudelaire / Von Hans Benzmann

Zu seinem hundertsten Geburtstag.

Dichter wie Baudelaire gehören trotz ihres in ihrer Nation und Zeit begründeten Wesens kraft ihrer Bedeutung für die Entwicklung der künstlerischen Ausdrucksmittel, für die Vergeistigung der Kunst, für die unmittelbare Veranschaulichung seelischer Vorgänge, des Menschlichen wie des Persönlichen — und gerade, weil dies in rücksichtslosester Hingebung des Geheimsten, des Persönlichsten geschieht — der gesamten Menschheit, der Geschichte der Weltliteratur an. Wenn dies schon die Erinnerung an diesen eigenartigen Geist rechtfertigt, so ist ferner auch noch unvergessen, daß neben Verlaine kaum ein romanischer Dichter so nachhaltig auf deutsche Dichter der letzten Jahrzehnte eingewirkt hat wie Baudelaire. Geistige Beziehungen lassen sich bei Dehmel, formale bei Stefan George, der ja Baudelaires Hauptwerk „Les Fleurs du mal" meisterhaft übertragen hat, feststellen*). Zutreffend sagt George in seinem kurzen Vorwort: „Es bedarf heute wohl kaum noch eines Hinweises, daß nicht die abschreckenden und widrigen Bilder, die den Meister eine Zeitlang verlockten, ihm die große Verehrung des ganzen jüngeren Geschlechts eingetragen haben, sondern der Eifer, mit dem er der Richtung neuer Gebiete eroberte, und die glühende Geistigkeit, mit der er auch die sprödesten Stoffe durchdrang".

Noch ein anderes Moment rechtfertigt dieses Gedenkblatt. Baudelaire lebte in einer Zeit, als noch nicht die besten Geister Frankreichs von einem unerklärlichen Haß gegen alles Deutschtum umnebelt waren. Er liebte Heine und E. Th. A. Hoffmann, freilich Dichter seiner Art. Aber im innersten Sanctuarium seines Poetenherzens duldete er neben Poe nur noch — Richard Wagner. Infolge übermäßigen Haschischgenusses siechte Baudelaire vor seinem, am 31. August 1867 in Paris erfolgten Tode langsam, der Sprache beraubt und gelähmt, dahin. In diesen bitteren Tagen gewährte ihm die Musik Wagners tiefen Trost. Betz erzählt hierüber in seinem Aufsatz „Poe in der französischen Literatur" (vgl. „Studien zur vergleichenden Literatur der neueren Zeit", Rütten & Loening, Frankfurt a. M.): „Des Meisters Musik spendete dem so schrecklich langsam und sicher dahinsiechenden Baudelaire beglückenden Sonnenschein. Ueber die abgehärmten und leblosen Züge des Dichters, der schon der Sprache beraubt war, glitt ein glückliches Lächeln, wenn Richard Wagners Name genannt wurde. Das ist, dünkt mich, nicht

*) Georges Uebersetzung ist im Verlage von Georg Bondi, Berlin erschienen. Eine Zeit überholten sich die Baudelaire-Uebersetzungen in Deutschland. Das Gesamtwerk Baudelaires ist im Verlage J. C. C. Bruns, herausgegeben von von Bruns, Minden, erschienen. Stefan Zweig und Camill Hoffmann lieferten Gedichte und Prosa von Baudelaire in deutscher Uebersetzung (damals Hermann Seemann Verlag, Leipzig) usw. — Neuerdings ist im Insel-Verlag eine Ausgabe des französischen Textes der „Fleurs du mal" — in der Bibliotheca Mundi erschienen.

der exzentrische Snobismus des nach Fremdartigem und Absonderlichem haschenden Dichtersonderlings — das ist vielmehr das große Atmen einer schönheitstrunkenen, echten Poetenseele, eines außerordentlichen Menschen, der seiner Zeit vorauseilt und der Kunst neue Wege bahnt".

Man darf Baudelaire nicht mit irgendeinem Dekadent der Weltliteratur zusammenstellen. Seine Sinnlichkeit ist freilich eine perverse, eine in Träumen, in Düften, Farben, in absonderlichen Vorstellungen sich ergehende, die Sinnlichkeit des Aestheten, die nur in diesem Rausch der Nerven sich zu genießen vermag. Schon diese Sinnlichkeit aber wird bei Baudelaire verklärt von einer mystischen Inbrunst der Gefühle, oft durch eine wunderbare, fast keusche Zartheit des Ausdrucks. Sodann aber wohnt in seiner Seele eine tiefe Sehnsucht, eine immer zum Ueberlaufen reiche Flut weicher, unruhiger, inniger Gefühle. Es ist charakteristisch für ihn, daß er sich wie ein Kind für die Größe eines anderen begeistern konnte — für Edgar Poe. Aber er liebte auch das Grandiose, Titaneske, ja selbst das Brutale. Er war in seinen feinsten Empfindungen ein überzarter Melancholiker wie Verlaine, er ließ im Grunde nichts gelten als nur die Vergänglichkeit alles Lebendigen. Dementsprechend aber vermochte er auch in den aktiven Empfindungen dieses universalen Pessimismus gradezu zu schwelgen. Er war ein Revolutionär, der die Natur auch in den seltsamsten Ausschweifungen verehrte, der die Alltagsmoral in unersättlicher Lust bekämpfte und in den Staub zog. Ja, er errichtete dem ewigen Revolutionär, dem Geist, der stets verneint, wahrhafte Altäre, er schuf sich eine Moraltheorie des Bösen, wie Stefan Zweig sagt. Er war in dieser Beziehung recht ein Kind seiner Zeit, der auch noch Heinrich Heine und Schopenhauer angehören. Paul Bourget schildert diesen Pessimismus in seinem Essay über Baudelaire*). „Zunächst ist Baudelaire Pessimist, was ihn von den zart empfindenden Skeptikern, wie Alfred du Musset einer war, und den stolzen Empörern, wie Alfred de Vigny, scharf unterscheidet. Vom Pessimisten weist er einen verhängnisvollen Zug auf, in dem die Christen die Wirkung des Satans sehen würden: den Abscheu vor dem Sein, den Wunsch, die wütende Begier nach dem Nichts. Auf dem Grunde der heutigen Nervenzersetzung hat er das alte Nirwana der Hindus wieder aufgefunden". Die meisten Gedichte Baudelaires sind von hoffnungslosen, schmerzlichen Stimmungen erfüllt. Ich gebe eins wieder, das Stefan George übertragen hat, und zwar in der Schreibweise Georges:

Trübsinn.

Die wolken niedrig flach wie ein deckel senken
Sich auf den geist der seufzt unter leides macht
Den ganzen himmel verhüllen sie und beschenken
Mit schwarzem tage der trauriger ist wie die nacht
Die hoffnung flattert wie eine fledermaus.

Die erde verwandelt sich in einen feuchten kerker.
Sie rennt mit dem kopfe wider den niedrigen erker
Und schlägt mit dem ängstlichen flügel das faulende haus.

Und während der regen mit seinem endlosen rinnen
Wie eines weiten gefängnisses gitter umfängt
Und lautlos uns eine schaar von verrufenen spinnen
In unsers hirnes tiefen die netze hängt:

Beginnen die glocken zu läuten mit wütendem tosen.
Sie schicken zum Himmel hinan ihr heulendes wort
Und gleich den geistern - - den irrenden heimatlosen
Fahren sie eigensinnig zu wimmern fort.

Ein leichenzug ohne trommel und klang unaufhaltsam
Und langsam in meiner Seele vorübertanzt.
Die Hoffnung weint und die angst entsetzlich gewaltsam
Auf meinem geneigten schädel ihr banner pflanzt.

Nichts schildert Baudelaire mit so gefälligen wie grauenhaften Farben und Bildern als den Tod, die Todesfurcht, die Sehnsucht nach dem Tode, die drückende Oede der Verlassenheit und Uebersättigung, den Ekel vor dem Leben, vor sich selbst. Er träumt davon, zu leiden und Leiden um sich herum zu verursachen, sagt Bourget ungefähr, um sich innere Erregungen zu verschaffen, Verzückungen seiner Seele. Der Gedanke, „das blutende Werkzeug der Zerstörung" — ein Wort Baudelaires — zu sein, besänftigt einzig einen Augenblick dieses Fieber einer Sinnlichkeit, welche nie befriedigt wird. In bezug

*) Vgl. „Psychologische Abhandlung über zeitgenössische Schriftsteller". Von Paul Bourget (übersetzt von A. Köhler Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

auf Poe und Baudelaire sagt Betz in seinem Essay: „Auf beide läßt sich, ebenso wie auf Byron und Coleridge, auf Leopardi, auf Heine, Grabbe, Lenau und auf die Weltschmerzdichter vom Schlage Gérards de Nerval und Heinrich Leutholds das berühmte Wort anwenden: Ihre Seele ist mit einer Wunde zur Welt gekommen. Unrichtig ist es daher, wenn behauptet wird, es sei Baudelaire bloß ein romanischer Abglanz des genialen Amerikaners; er hat vielmehr die literarische Mission Poes vollendet". Und späterhin: „Baudelaire ist das Produkt der überreifen, nervenmüden, im innersten Marke erkrankten romanischen Rasse, die sich wieder erholen wird, wie sie es schon oft getan, — Poe war ein Anglo-Germane, der sich trotz seines zerrütteten Körpers und Geistes bis zuletzt seinen scharfen, analytischen Verstand und, was noch schwerer wiegt, das reine, ideale, kindliche Gemüt bewahrte. Den satanischen Ekel des Uebersättigten, mit welcher der für weihrauchduftende Mystik schwärmende Katholik die heiligsten Dinge und Gesetze mit Füßen trat, den tiefen Abscheu des Uebersättigten, der in dem Weibe nur die giftige, schöne Sumpfblüte einer erzfaulenden Kultur sieht — all diese in den „Fleurs du mal" wuchernden Symptome werden wir bei Edgar Poe vergebens suchen. Und wenn er auch ein genialer Dichter war, der sich in die nachtgeborene Dämonie verirrte, wenn auch große Kunst und Schönheit diesen Satanismus adeln und wir manche „Blume des kranken Mitleids" bewundern, so kann doch nicht weggeleugnet werden, daß Baudelaire verderbliches Gift in die moderne Literatur geträufelt hat. Nur richten dürfen wir nicht und vergessen, daß ihm die vergangene und gegenwärtige Kultur das Gift kredenzt, daß Baudelaire und Poe große Künstler waren und nur Künstler sein wollten. . . ."

Welcher Zartheit des Empfindens der Dichter fähig ist, das mögen folgende, einem Nachtgesang entnommene Strophen sagen:

Ich liebe deiner augen grünen schimmer.
Du sanfte. doch nur bittrer fühlt ich heut.
Nicht deine liebe nicht kamin und zimmer
Ersetzt das sonnenlicht aufs meer verstreut.

Und dennoch. zarte Seele. lieb uns heute
Auch den den undankbar mit bösem Drang.
Geliebte. schwester! sei die flüchtge gute
Von herbstesglanz und sonnenuntergang!
Ein kurzes werk . . . das grab ist gierig lauernd
Auch ich will knieend dir zu füßen sein.
Des weißen dürren sommers flucht bedauernd
Mich freun am gelben milden spätjahrsschein.
(George.)

In anderen Gedichten wiederum entzückt und packt Baudelaire den Leser durch die Wucht, Pracht und Bedeutsamkeit des Ausdrucks, des Bildes, des Symboles. Die Sprache flutet wie ein funkelnder schwerfließender Strom dahin, in dem sich die Lichter des Himmels und die bunten Kugeln eines zauberhaft schönen Feuerwerkes spiegeln. So schildert er in einem titanesken Gedicht einige große Künstler der Vergangenheit:

Rubens. der müßigkeit garten. fluß von vergessen
Und pfühl frischen fleisches. für unsere liebe wol leer.
Doch von einem leben so strömend und drängend besessen
Wie luft in dem himmel und wie das meer in dem meer.

Leonardi da Vinci. ein spiegel tief und dunkel
Wo reizende engel mit ihrem süß-lächelnden mund
Und voll von geheimnis erscheinen im abendgefunkel
Der gletscher und fichten. Des heimatland hintergrund.

Michelangel. nebenwelt wo die giganten hämmern
Und märtyrer dulden, wo sich in die höhe streckt
Aus seinem grab ein mächtig gespenst das im dämmern
Sein schweißtuch zerreißt in dem er die finger reckt.

Goja. ein nachtmaler von unbegründeten dingen.
Von leichen die man an hexensabbathen sott.
Wo weiber vorm spiegel und nackte mädchen sich schwingen
Die strümpfe sich bindend den lüsternen geistern zum spott.

Mit Recht weist Stefan Zweig darauf hin, daß trotz der Originalität und Großartigkeit seiner Bilder Baudelaire sich dennoch wiederholt. „In ihnen zeigt „sich", sagt Zweig, „vielleicht am besten die eigentümliche Sterilität des Dichters, der nicht an einem unbegrenzten Gebiet schuf und schöpfte,

sondern einen engen Kreis mit Sorgfalt bestellte. Nur so ist auch die zahlreiche Doppelbehandlung des gleichen Themas in den Versen und Prosagedichten zu erklären". Am liebsten entlehnt er seine Vergleiche der düsteren Umgebung des Todes und dem katholischen Ritus.

Und wie von eines Weihrauchkelches Rand
Entströmt ein Duften ihren lieben Haaren,
Die dunkelschmiegsam und wie Wogen waren.

Und aus dem leise rauschenden Gewand,
In das sie ihre jungen Glieder tauchte,
Floß süßer Duft, der mild wie Pelzwerk hauchte.
(Uebersetzt von St. Zweig.)

Fern hörst du einer Geige dunkle Saiten beben.
So singt ein müdes Herz, das stets voll Sonne war!
Wie eine Kirche ist der Himmel wunderbar,
In einem Purpurstrom verhaucht der Tag sein Leben. . . .
(Zweig.)

Wie dumpfer Kirchen tiefes Orgeldröhnen
Erschreckst du mein verwunschnes Herz, oh Wald,
Der Trauer Lieblingsort, wo Seufzerstöhnen
Mühselig dir dein „De profundis" widerhallt.

Von den übrigen Schriften Baudelaires — man findet sie in der vierbändigen Ausgabe des Verlages Bruns, im 3. Bande des Dichters Wagner-Essay — möchte ich noch diejenigen hervorheben, in denen Baudelaire jene dunklen Mächte eingehend behandelt, die ihm zum Schicksal wurden, die Schriften über den Opium-, Haschisch- und Weingenuß. Sie sind spannend und zugleich scharfsinnig kritisch geschrieben. Das Thema ist an und für sich interessant. Es wird von dem Dichter geradezu wissenschaftlich behandelt. Ausführlich wird z. B. geschildert, wie das für den Genuß bestimmte Opium zubereitet wird, wie es genossen wird, und welche Wirkung der Genuß auf den menschlichen Körper und Geist ausübt. Und zwar werden diese Wirkungen von ihrem leisesten Entstehen an bis zu ihrem qualvollen Ende ausführlich geschildert. Wie Märchen aus Tausend und eine Nacht, bald wie die grotesken Bilder eines Höllenbreughel, Callot oder Rops muten die von Baudelaire geschilderten Traumerscheinungen der in den Opium- oder Haschischrausch Versetzten an. Baudelaire gibt auch eine Lebensbeschreibung des bekannten englischen Dichters und Opiumessers Thomas de Quincey und eine vorzügliche Analyse und Kritik des Buches Quinceys: „Die Bekenntnisse eines Opiumessers". Der Titel „Die künstlichen Paradiese" erklärt sich von selbst. In die künstlichen Paradiese wird eben, wie Baudelaire insbesondere in den Kapiteln „Das Seraphin-Theater" und „Der Gottmensch" in dem Teile „Die Dichtung des Haschisch" erzählt, der Mensch durch den Haschischgenuß versetzt. Uebrigens ist es eigentlicher Zweck dieser Schriften, den Leser vor diesen Körper und Geist zerstörenden Genüssen zu warnen.

Von den Berliner Opern / Von Prof. Dr. Wilh. Altmann

Wie ein Wunder dünkt es mich, daß unter den jetzigen Verhältnissen in der Reichshauptstadt noch zwei Opernunternehmungen bestehen, ja, daß man sogar daran denkt, ein mehr als 4000 Plätze enthaltendes Volksopernhaus zu schaffen. Aber gesetzt den Fall, daß dieses wirklich zustande käme, und auch den Besuchern der billigsten Plätze wenigstens einen wahren Ohrenschmaus gewährte, so würde sich diese Volksoper doch sehr bald in eine Luxusoper verwandeln müssen, denn in diesen Riesenraum könnte aus akustischen Gründen unmöglich die einfache Spieloper gepflegt werden, müßte man sehr bald zu sogenannten großen Opern greifen, deren Aufführung mit gewaltigen Kosten verknüpft ist. Ursprünglich war auch das Deutsche Opernhaus als Volksoper gedacht, konnte man dort in den hinteren Reihen des Parketts einen Stammsitz für 2.50 M. einschließlich Theaterzettel und Garderobe haben; jetzt kostet derselbe Platz ohne den Theaterzettel oder vielmehr ohne das Bilderbuch mit Theaterzettel, für das man 1.50 M. anlegen muß, 15 M. im Abonnement. Das ist verhältnismäßig noch nicht einmal viel, für den gebildeten Mittelstand aber bereits unerschwinglich. In diesem

Deutschen Opernhause, das 2300 Sitze hat, kommen auf so manchen Platz die Feinheiten einer Spieloper, z. B. einer Mozartschen, nicht mehr zur Geltung; von dem Dialog geht den Zuhörern viel verloren. Es ist daher kein Wunder, daß das Deutsche Opernhaus weniger gut besucht ist, so oft Spielopern gegeben werden. Diese sind überhaupt immer vorwiegend den musikalischen Feinschmeckern ans Herz gewachsen, während das große Publikum sich weit mehr an die großen Opern hält. Es will eben den Luxus, die Prunkentfaltung auf der Opernbühne haben. Seitdem es Opern gibt, war deren Aufführung mehr oder weniger stets ein Luxus. Ohne daß der Fürst, der Opernvorstellungen veranstalten ließ, tüchtig in seinen Säckel griff, konnte er sie sich nicht leisten. Daß einmal eine von einem Privatunternehmer geleitete Oper auf die Dauer größere Ueberschüsse erzielt hat, war immer eine Ausnahme und überhaupt nur möglich in einer Zeit, wo der Orchesterdiener weniger gut als die Orchestermitglieder, die Scheuerfrau nicht so hoch wie die Choristen, der Bühnenarbeiter nicht höher als mancher Solist bezahlt wurde. Heute haben die Zuschüsse für die staatlichen und städtischen Opernhäuser eine Höhe erreicht, daß die Gefahr ihrer Schließung entschieden besteht.

Wundern muß man sich aber, daß trotz der Umwälzung der Verhältnisse, trotz des Terrors, der mitunter von den allmächtigen Bühnenarbeitern ausgeübt wird, trotz der ewigen Sitzungen des Betriebsrats, des Künstlerrats und trotz der ständigen Verhandlungen mit jeder Angestelltengruppe über Lohnfragen, der künstlerische Betrieb im allgemeinen sich immer noch mehr als zufriedenstellend abspielt.

Nicht auf Rosen gebettet ist der jetzt bereits in der zweiten Spielzeit seines Amts waltende Intendant der Staatsoper, Professor Dr. Max v. Schillings. Außer den eben berührten Hemmungen allgemeiner Natur wird er auch sonst daran gehindert, seine künstlerischen Absichten völlig in die Tat umzusetzen. Da auch sein Institut nicht in der Lage ist, erste Kräfte ihren Leistungen entsprechend zu bezahlen, muß auch er in sehr ausgedehnte Urlaube willigen, die von den Künstlern benutzt werden, um möglichst viel, wenn möglich im neutralen Auslande, zu verdienen. Einige Künstler sind überhaupt nur für bestimmte Monate der Staatsoper verpflichtet. Darauf muß in dem Spielplane fortwährend Rücksicht genommen werden, sogar schon bei den Proben. Trotzdem die meisten Fächer mehr als doppelt besetzt sind, ist häufig nur eine Besetzung anwesend, fehlen oft gerade im letzten Augenblick infolge Erkrankungen die nötigen Kräfte. Für Aushilfsgastspiele muß infolgedessen verhältnismäßig viel ausgegeben, gelegentlich sogar noch am Tage der Vorstellung ein Werk durch ein anderes ersetzt werden. Nicht selten mangelt es auch an Zeit zu Proben für die zweite Besetzung, weigern sich Künstler nachträglich in zweiter Besetzung zu singen oder hintertreiben dies durch sogenannten passiven Widerstand. Solange nicht in die Verträge ausdrücklich die Bestimmung aufgenommen wird, daß auch erste Kräfte Rollen in zweiter Besetzung jederzeit übernehmen müssen, solange nicht ein Personal zur Verfügung steht, das während der Spielzeit auf längere Gastspielreisen verzichten muß, wird die Festsetzung des Spielplans immer Schwierigkeiten machen, nicht lediglich aus rein künstlerischen Gründen erfolgen können.

Sehr stören auch die zehn Symphoniekonzerte der Kapelle der Staatsoper, weil sie von einem sehr viel an allen möglichen großen Orten beschäftigten Gastdirigenten geleitet werden. Sie können nicht von Fall zu Fall angesetzt werden, sondern müssen sich nach den Reisedispositionen des Dirigenten richten. So kann es vorkommen, daß sie und vor allem die Proben zu ihnen ungemein störend die Vorbereitung einer Oper beeinflussen.

Daß große Lücken im Spielplan sind, läßt sich nicht leugnen. Sie auszufüllen wäre nur möglich, wenn Orchester und Chor zu mehr Proben herangezogen würden, als bisher im allgemeinen üblich ist. Leider muß beim Spielplan in erster Linie und jetzt mehr denn je darauf Rücksicht genommen werden, daß der Kassenrapport günstig ausfällt. Dies scheint z. B. bei der letzten Neuheit und Neueinstudierung der vorigen Spielzeit, der entschieden sehr wertvollen Oper Scharahzade von Bernhard Sekles und bei Glucks Iphigenie in Tauris, leider nicht der Fall gewesen zu sein, sonst wären wohl diese Opern in der laufenden Spielzeit wenigstens einmal wiederholt worden. Sehr schmerzlich empfinde ich, daß ein so wundervolles, echtdeutsches Werk, wie Humperdincks Königskinder und die prachtvolle, zum Teil erschütternde Musik bietende Oper Notre Dame von Franz Schmidt, in dieser Spielzeit noch nicht wieder hervorgesucht worden sind,

ein Schicksal, von dem auch Liszts Legende von der heiligen Elisabeth betroffen worden ist. Neuigkeiten selbst anzunehmen, konnte Schillings vorläufig noch nicht, da er noch von seinen Vorgängern erworbene aufzuarbeiten hat. Der Zufall wollte es, daß darunter zwei besonders schwierige waren, die ebenso wie in Schillings' erster Spielzeit „Palestrina" von Pfitzner, und „Die Frau ohne Schatten", von Richard Strauß einer außergewöhnlich langen Vorbereitungszeit bedurften und dadurch die Vornahme einiger beabsichtigter Neueinstudierungen direkt unmöglich machten. Die beiden Neuheiten waren „Blaubart" von E. N. v. Reznicek, und „Die Gezeichneten", von Franz Schreker.

Das erstere Werk, das bis dahin nur in Darmstadt (am 27. Januar 1920 Uraufführung) in Szene gegangen war, bedeutet unstreitig für den deutschen Bühnenspielplan mehr als eine nur vorübergehende Episode. Ist es auch kein vollkommenes Meisterwerk, so doch sicherlich eine der besten und wirkungsvollsten Opern der letzten Jahre.

Ihr liegt Herbert Eulenbergs eigenartige Bühnendichtung zugrunde. Auch wenn man an dieser recht viel auszusetzen hat, so muß man doch zugeben, daß sie einen phantasiereichen Musiker zur Vertonung recht reizen konnte, nicht etwa bloß weil er die grausige, stark realistische Handlung dieses sogenannten Märchenstücks durch seine Töne ungemein mildern konnte, sondern auch weil es die mannigfaltigste Gelegenheit zu feinster Stimmungsmalerei bot. Mit sicherem Bühnenblick hat Reznicek, dessen feine, 1894 vollendete Lustspieloper „Donna Diana" hoffentlich zu neuem andauernden Bühnenleben erwachen wird, den Dichter zu Kürzungen und zu einer Abänderung des Schlusses im Sinne eines Erlösungsdramas veranlaßt. Nicht verzichtet hat er auf die unheimliche Unterhaltung Blaubarts mit den Köpfen seiner fünf ermordeten Frauen, die durch seine Musik durchaus erträglich geworden ist, und auf die Leichenfledderszene. Hatte diese seinerzeit bei der Uraufführung des Eulenbergschen Stücks im Berliner Lessingtheater den vorzeitigen Schluß der Vorstellung herbeigeführt, so wirkte sie jetzt durch den beinahe satanisch-infernalischen Galgenhumor ihrer Musik geradezu wie ein geniales Scherzo. Das Dämonische in der Blaubart-Gestalt überzeugend zu gestalten, ist dem Tonsetzer doch wohl nicht ganz geglückt. Seine stärkste Seite scheint mir die Lyrik zu sein. Daß er bisweilen auf Richard Wagner, auf Richard Strauß, auf Schillings, gelegentlich auch auf Verdi fußt, möchte ich ihm nicht verübeln, um so weniger, als er auch viel Eigenes zu sagen hat und in der Hauptsache immer Melodiker ist. Daß er gelegentlich bei der Schilderung der Bluttaten und Wahnsinnanfälle Blaubarts zu den gewagtesten Dissonanzen gegriffen hat, erscheint berechtigt. Er beherrscht übrigens jede Art der Stimmungs- und Situationsmalerei glänzend, ebenso die musikalischen Formen- und Klangwirkungen und weiß ganz genau, was zu einer wirkungsvollen Oper gehört. Mit der Titelrolle hat er den Heldenbaritonisten ein schönes Geschenk gemacht, wenn sie auch nur eine neue Auflage der Gestalten eines Vampirs, Hans Heilings und des Fliegenden Holländers ist. Drei hervorragende Künstler, zunächst Carl Braun, dann Leo Schützendorf und Michael Bohnen bemühten sich um sie. Um die musikalische Einstudierung dieses keinen Chor, aber ein Riesenorchester erfordernden Werks hatte sich Leo Blech das denkbar größte Verdienst erworben. Eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges waren die Bühnenbilder von P. Aravantinos, dessen Genialität auch schon in der Frau ohne Schatten, der Märchenoper von Richard Strauß, allgemein anerkannt worden war.

Noch weit größere Ansprüche an die Ausführung, auch infolge der Unzahl kleinerer Rollen stellt Franz Schrekers Oper „Die Gezeichneten". Ich habe, seitdem dieser Tonsetzer 1912 mit seinem „Fernen Klang" Aufsehen erregt hat, es stets als ein Unrecht gegen ihn empfunden, daß dieses Werk in Berlin noch nicht zur Diskussion gestellt worden ist. Bringt es auch keine Menschen auf die Bühne, an denen wir uns erheben können, spielt es auch in jener Welt der Dirnen und Lebemänner, die wir namentlich aus französischen Stücken bis zum Ueberdruß kennengelernt haben, so ist doch das Textbuch sicherlich eine Dichtung, in der sich auch ein sicherer Bühnenblick offenbart. Aber was uns Schreker in der Dichtung seiner dritten Oper „Die Gezeichneten" (1918) bietet, muß ich wenigstens völlig ablehnen. Dieser Mischung von Ekelhaftigkeiten, z. B. Schändung, zügellosem Sichhingeben eines jungen Mädchens aus vornehmer Familie, Mord, und schließlich Wahnsinn, war man sonst nur gewohnt in den wüstesten Librettis der Franzosen und Italiener zu begegnen. Die Handlung vollzieht sich durchaus wie in einer jener sogenannten

großen Opern, gegen die vor allem Wagner mit Recht so sehr geeifert hat; sie ist auch gar zu sehr konstruiert. In der Hauptsache dreht sie sich um geschlechtliche Empfindungen. Sie ist durchsetzt von längeren psychologischen Abhandlungen. Diese noch dazu gar zu ausgedehnte, auch in ihrer Sprache oft recht angreifbare Tragödie des häßlichen Menschen bringt uns keinen Gewinn für unser Menschentum.

Reine Freude kann man auch nicht an der Musik haben, die in der Hauptsache quälend und beunruhigend wirkt, doch gibt es auch melodisch sehr annehmbare Stellen, wie denn überhaupt nicht bestritten werden kann, daß Schreker Melodiker ist und wirklich Einfälle hat, mag diesen auch wohl mitunter ein italienisch-süßlicher Beigeschmack anhaften. Kann uns seine Musik auch nur selten beglücken, so fesselt sie uns doch sehr durch ihre rein artistischen Eigenschaften. Es ist aber falsch, daß uns darin etwas ganz Neues geliefert ist. Schreker fußt auf Wagner, Richard Strauß, Debussy, Ravel, Puccini, aber auch auf Verdi und Meyerbeer; ich möchte ihn den modernen Meyerbeer nennen, was übrigens keineswegs ein Tadel sein soll. Jedenfalls ist seine Musik durchaus theatralisch. Aus dem Vorspiel, das in erweiterter Form als Ouvertüre zu einem Drama in den Konzertsälen schon vor der Erstaufführung der Oper heimisch geworden war, kann man die Vorzüge der fabelhaften Orchestertechnik Schrekers und seine eigentümliche Harmonik am besten kennenlernen; diese besteht in einer Verquickung sehr entfernt voneinander liegender Tonarten, die dadurch erträglich wird, daß von diesen Dissonanzen die Melodien ganz verschwommen umkleidet werden. Auf den Klang kommt es in dieser Oper vor allem an; aber so schön, oder sagen wir so eigenartig fesselnd dieser Klang mitunter, namentlich gleich in dem Vorspiel, das Ohr berührt, so wird dieses durch den riesigen Orchesterapparat, der fast immer in Bewegung gesetzt wird, auf die Dauer zu sehr belastet. Durch die ständige Wiederkehr gewisser harmonischer oder vielmehr nichts weniger als harmonischer Akkordverbindungen und den allzu häufigen Gebrauch der Celesta und des Xylophons schwächt sich auch das rein artistische Interesse an dem Werk entschieden ab. Einen bleibenden Gewinn für die deutsche Opernbühne kann ich darin nicht erblicken, doch birgt es Keime, die mich auf Schreker doch noch Hoffnung setzen lassen.

An der musikalischen Wiedergabe des Werks, um die sich vor allem Kapellmeister Dr. Fritz Stiedry, Barbara Kemp (Carlotta), Josef Mann (Alviano), Heinrich Schlusnus (Tamare) und Karl Armster (Herzog), verdient gemacht hatten, muß der Dichter-Tonsetzer die hellste Freude gehabt haben. Auch wohl an der Darstellung und den großen Aufzügen, die von dem Geschmack des Spielleiters Dr. Ludwig Hörth zeugten. Dagegen waren die Dekorationen des Stuttgarter Malers Professor Bernhard Pankok wohl kaum eine Erfüllung dessen, was man erwarten mußte. Insbesondere gilt dies von dem Elysium des Schlußakts; ich fand seine Bauten gar zu massiv, zu wenig feenhaft, gar zu prosaisch-bürgerlich.

Um so mehr aber freut es mich, Pankoks Verdienste um die Inszenierung von Mozarts Cosi fan tutte anzuerkennen, namentlich seine höchst geschmackvollen Innenräume uneingeschränkt loben zu können. Er hat diese herrlichen Bühnenbilder schon in Stuttgart ausprobiert, wo ihm Schillings seinerzeit bei den Neuinszenierungen der Mozartschen Meisteropern beteiligt hatte. (Vgl. das schöne Werk Emil Gerhäusers Stuttgarter Bühnenkunst.) Vorangegangen waren dieser Neueinstudierung solche von Puccinis bestem Werk, die Boheme, die ebenso wie dessen im Vorjahre schon wieder hervorgeholte Madame Butterfly als ein Kassenstück sich bewährt, von Wagners Tristan und Isolde mit neuen Dekorationen von P. Aravantinos, der aber allem Anscheine nach Märchenstimmung braucht, um außergewöhnlich Schönes bieten zu können, endlich von Lortzings seit zehn Jahren nicht mehr gegebenem Zar und Zimmermann. Am Palmsonntag wurde eine fortlaufende Reihe von neun Vorstellungen des seit anderthalb Jahren nicht mehr aufgeführten Parsifal begonnen; die erste, unter Schillings Leitung, ließ kaum einen Wunsch unbefriedigt.

Noch stehen weitere Neueinstudierungen bevor, auch die Erstaufführung der beiden einen Abend füllenden Werke Busonis Turandot und Arlechino, dagegen ist Hans Pfitzners Christelflein bereits auf die nächste Spielzeit vorschoben worden. Hoffentlich entschließt sich der Intendant Schillings, in dieser auch an dem Komponisten Schillings ein altes Unrecht wieder gutzumachen, indem er dessen heiteren Pfeifertag, ein kerndeutsches Werk, hervorholt.

Der Pflege des Ballets hat er übrigens wie schon im ersten Jahre seines Intendantentums auch weiterhin sein Augenmerk zugewandt, den ausgezeichneten Münchener Balletmeister Heinrich Kröller wieder veranlaßt, für längere Zeit bei ihm zu wirken.

Reizende kleine Tanzszenen in eigenartiger Aufmachung verdanken wir diesem, auch als Inszenator tüchtigen Bühnenkünstler, vor allem aber die Einstudierung der Josephslegende von Richard Strauß.

Man wird sich erinnern, daß dieser, der sich übrigens schon lange mit dem Plane, ein Ballet zu komponieren, getragen hatte, angeregt durch die eigenartige Tanzkunst der Russen dieses Mimodrama nach einer Dichtung des Grafen Harry Keßler und Hugo v. Hofmannsthals geschaffen und mit den Russen am 14. Mai 1914 in Paris zur Uraufführung gebracht hat, daß diese mit dem Werk dann auch nach London gegangen sind, daß aber der Ausbruch des Weltkriegs seiner weiteren Verbreitung dann ein Ziel gesetzt hat, bis jetzt Schillings es wieder in Erinnerung brachte. In diesem Werke, das nicht viel länger als eine Stunde dauert, haben die Dichter hoch hinausgewollt. Sie waren aber im Irrtum, wenn sie glaubten, den Kampf zweier Weltanschauungen ohne das gesprochene oder gesungene Wort nur durch Mimik und Tanzkunst unter Zuhilfenahme der Musik unvorbereiteten Zuschauern klarmachen zu können. Diese werden in dem Werke nur ein Ausstattungsstück erblicken. Hier in Berlin hat ein Künstler wie Emil Pirchan übrigens dafür gesorgt, daß das Auge völlig zu seinem Rechte kommt.

Daß dies auch bei dem Ohre der Fall war, verdankten wir unserem herrlichen Orchester, das von Kapellmeister Otto Urack einstudiert worden war, bei den ersten Aufführungen aber von Richard Strauß selbst geleitet wurde. Trotzdem die Dichtung ganz entschieden ein Seitenstück zu der Oskar Wildeschen Salome ist, ist er so klug gewesen, der Josephslegende gewissermaßen einen eigenen Stil zu geben, wenngleich manche Anklänge an seine früheren Werke, vor allem an den Bürger als Edelmann unverkennbar sind. Der Farbenreichtum seines Orchesters ist wieder erstaunlich, höchst abwechslungsreich die Rhythmik. Ueberall herrscht die größte Klarheit; selbst an Stellen, wo die Verarbeitung der an sich sehr plastischen Themen reichlich kompliziert ist, werden uns eigentlich keine Rätsel aufgegeben. Die Tonalität herrscht vor; vor allzu gewagter Harmonik ist offenbar Scheu empfunden. Was für die Musik am meisten einnimmt, ist ihre breitgespannte Melodik, die gelegentlich vielleicht etwas leicht gewogen erscheinen kann. Daß die Josephslegende etwa ein Nachlassen der schöpferischen Kraft erkennen läßt, kann um so weniger behauptet werden, als uns Strauß nachher das Wunderwerk der Frau ohne Schatten geschenkt hat.

Weit kürzer als über die Staatsoper können wir uns über die Leistungen des Deutschen Opernhauses fassen. Dessen sehr rühriger Direktor Georg Hartmann, dem man unverdienterweise noch immer den Titel eines Intendanten vorenthält, hat in früheren Jahren verhältnismäßig häufig den Versuch gemacht, für in Berlin noch unbekannte Werke einzutreten; es ist ihm dies aber meist nicht gedankt worden. Kann man es ihm daher verdenken, wenn er sich jetzt an bewährte, zugkräftige Werke vorwiegend hält? Die einzige Neuheit, die er bisher in dieser Spielzeit herausgebracht hat (ihr sollen noch Puccinis drei Einakter folgen), Eugen d' Alberts Revolutionshochzeit schlug auch nicht recht ein.

Wenn auch ein großer Teil des Publikums sicherlich keine Lust hat, sich auf der Bühne Revolution vorspielen zu lassen, nachdem es deren Greuel zur Genüge selbst kennengelernt hat, und darum den Vorstellungen fern bleibt, so haften dem Werke doch unstreitig auch Mängel an, die einem nachhaltigen Erfolge hinderlich sind. Gar zu kinoartig ist die Handlung in der von F. Lion besorgten Veroperung des etwa vor 13 Jahren in deutscher Uebersetzung erschienenen Dramas des Dänen Sophus Michaelis, das entschieden mehr bedeutet als bloß einen starken Theatererfolg. Es mußte gerade einen Tonsetzer wie D'Albert reizen, der fast immer Büchern mit sehr spannender, mächtig packender, freilich nur für starke Nerven berechneter Handlung den Vorzug gegeben hatte. Er hatte übrigens die Revolutionshochzeit bereits vor dem November 1918 fertig. Sicherlich hat er, um unsere Gefühle zu schonen, es vermieden, in diese Oper die eigentlich unbedingt erforderliche Marseillaise hineinzuweben. Leider ist seine Musik oft gar zu lärmend und brutal, so daß es den Sängern fast unmöglich gemacht ist, den Zuhörern die Textesworte deutlich zu vermitteln. Andererseits aber zeugt die Orchesterbehandlung wieder von der großen Meisterschaft des Tonsetzers in bezug auf Klangwirkung, Charakterisierung der Personen, sowie Situations- und Stimmungsmalerei. Den Gegensatz zwischen der selbst im Angesichte des Todes noch leichtsinnigen, dem Tanz huldigenden Aristokratie und dem aufkommenden dritten Stande hat er im allgemeinen trefflich in Tönen geschildert, doch hat er nur mit ganzem Herzen seine zierlichen Rokokoweisen, insbesondere die in dem Werke stark hervor-

tretenden Menuette komponiert. Abgesehen vom ersten Akt kann man nicht gerade behaupten, daß die eigentliche Erfindung sehr stark ist. Der Schwerpunkt liegt unstreitig im Orchester, von wo nicht nur sehr fein ausgedachte Klänge, sondern auch zarte fein empfundene, freilich meist nur etwas kurzatmige Melodien aufsteigen, während die Gesangstimmen in melodischer Hinsicht wohl etwas zu kurz gekommen sind. Feinheiten in der Behandlung der sogenannten Konversationsszenen seien noch besonders hervorgehoben.

Die Inszenierung und Aufführung war vortrefflich. In der Rolle der Heldin bot wie stets Hertha Stolzenberg, eine der vielseitigsten Darstellerinnen, zugleich eine ganz hervorragende Sängerin, Vortreffliches.

Neueinstudiert, d. h. in den Spielplan überhaupt erst aufgenommen, wurden Flotows Stradella und Rossinis immer noch sehr wirkungsvoller Tell, welche Opern Direktor Hartmann einer Bearbeitung unterzogen hatte, und Gounods Margarete. Wiederaufgenommen wurde Wagners Rheingold; zur Vervollständigung des Rings des Nibelungen ist die Götterdämmerung in Vorbereitung.

Recht bemerkenswert waren Gastspiele der Wienerin Maria Jeritza, die hier schon im Vorjahre als rassige Darstellerin und herrliche Sängerin Aufsehen erregt hatte; als einzige neue Rolle gab sie aufs wirkungsvollste die Recha in Halevys Jüdin. Endlich ermöglichte es uns Herr Direktor Hartmann die wundervolle Altistin Sigrid Hoffmann-Onegin, die bei ihren Liederabenden hier seit Jahren die größten Konzertsäle immer ausverkauft hat; auch auf der Bühne bewundern zu können, wenn auch nur als Azuzena in Verdis Troubadour. Wenige Wochen nachher wiederholte sie diese Rolle in der Staatsoper und fügte ihr noch in bewunderungswürdigster Weise die Amneris (in Verdis Aida) und die Brangäne (in Wagners Tristan und Isolde) hinzu.

Aus vorstehendem erhellt also, daß wir mit unseren beiden Opernhäusern recht zufrieden sein können.

Sidonie Pergolas Weltuntergang / Von Curt Moreck*)

Es war als eine Folge ihres gehemmten Liebeslebens anzusehen, daß Jungfer Sidonie Pergola sich vor Jahren einen Affen anschaffte. Was den andern eine Lächerlichkeit dünkte, erschien ihr als das einzige Mittel, sich vor der furchtbar verbitternden Vereinsamung eines mannlosen Daseins zu bewahren. Denn das Leben — oder das, was bescheidenen Existenzen von der bürgerlichen Gattung Sidonie Pergolas das Leben scheint — hatte ihr übel mitgespielt. Im ehrenhaften Alter von siebenunddreißig Jahren hatte sie ihren dritten und letzten Verlobten durch den Tod verloren, im Gegensatz zu den beiden vorigen, die, viel unerbittlicher und minder trostvoll, das Leben ihr von der Seite gerissen. Hier nun setzte die Wandlung ein, die sich in ihrem gutmütigen Wesen vollzog und deren Ursache der Umstand war, daß sie sich niemals in anderen Umständen befunden und die Aussicht hierauf nun ein für allemal in eine dunkle Ferne entrückt worden und am Horizont ihrer Existenz im Untergange standen. Die Knospe ihrer Jungfräulichkeit welkte, ohne die Genugtuung der Blüte oder des Gebrochenseins erfahren zu haben. Es war dies die Zeit, wo sie mit dem Leben ein wenig uneins wurde; aber es verblieb daraus keine dauernde Zwistigkeit, weil sie eine empfindliche und friedliche Natur war, die gern mit allem in der Welt einig war. Damals war es auch, da sie den Affen zu sich genommen. Zugleich erfüllte sie damit einen Akt der Menschlichkeit, indem sie einem herrenlos gewordenen Geschöpf ihre Obhut angedeihen ließ. Jahrelang war es der einzige Freund und Gefährte eines ein wenig wunderlichen Menschen gewesen, der irgendwie schuldlos in einen Konflikt mit der bestehenden Ordnung und in eine daraus gefolgerte Verwirrung getrieben wurde, so daß er den Tod gesucht und auf eine seinem Leben entsprechende, sonderbare Weise

*) Wir entnehmen dieser Novelle einer Sammlung, die Curt Moreck unter dem Titel „Brüder im Schicksal" bei Walter Seifert, Stuttgart-Heilbronn, veröffentlicht hat. Der Verfasser kennzeichnet sich hier, wie in den anderen novellistischen Darbietungen, als ein scharfer Beobachter und glänzender Menschen- und Zustandsschilderer. Es sind Gestalten, die abseits vom Wege stehen, die dem Schicksal nicht gewachsen sind und sich daher in jeder Lebenslage Wunden holen, bis sie schließlich todeswund vom Kampfplatz abtreten. Sonderlinge mit einem reichen Innenleben, dem sie nicht Ausdruck zu geben vermögen. Die Welt lacht über sie und bespöttelt sie, und doch ist ihr Leben ein einziger Leidensweg. Moreck hat sie in liebevoller Schilderung in allen ihren Absonderlichkeiten und kleinen Schwächen, in ihrer großen Sehnsucht und stillen Resignation festgehalten. Ein Kleinmaler, dessen Blick auf das seelisch Starke und Wesentliche gerichtet ist, zugleich aber ein feinsinniger Humorist, der mit gütigem Verstehen über die Torheit der Menschen lächelt und mit ihnen ob ihrer Hilflosigkeit leidet. Wir brauchen in dieser Zeit eines krankhaft gesteigerten Sensualismus mehr denn je Bücher, die, frei von allen Prätentionen, uns eine reingeistige Kost bieten. Grund genug, daß wir uns den Namen Curt Moreck als den eines aus dem vollen Menschenleben schöpfenden Epikus merken.

gefunden hatte. Seines einzigen Hinterbliebenen, der mit stummer Gefaßtheit den Verlust des Herrn überwand, nahm sich nach mancher Irrfahrt endlich Sidonie Pergola an, deren Gefühl gerade in dieser Zeit die Vereinsamung und die grauenhafte Leere ihres Herzens am tiefsten und erschreckendsten bewußt wurde. Die braunhaarige Kreatur, deren Gesellschaft sich das alternde Mädchen erkoren und die von ihrem ersten Herrn mit dem Namen Quästus belehnt worden, war keineswegs ein schmuckes Zieräffchen, wie es vereinzelte Damen in ihren Salons zu verzärteln pflegen, sondern ein Repräsentant jener kindsgroßen Gattung, die mit menschlichen Gewohnheiten und Manieren ausgestattet und im ganzen nicht unbegabt ist.

Sidonie Pergola bewohnte seinerzeit in einem freundlichen Stadtviertel die zweite Etage eines kleinen, stillen Hauses, die sie aber noch mit einem ältlichen, ihr wohlgesonnenen Wesen teilte. Die drei Zimmer, die sie innehatte und die mit dem Nötigen und manchem Bequemen ausgestattet waren, glänzten von Sauberkeit und Ordnung. Die weißen Deckchen auf den Lehnen der Polsterstühle und auf den breiten Backen des Sofas schimmerten wie frischgefallener Schnee.

Von hier mußte sie fortziehen, da die Hausbesitzerin ihr wohl allenfalls einen Hund oder eine Katze, nimmer aber einen Affen gestattet hätte. Und es es halfen Sidonie Pergola nicht die Vorstellungen und Beteuerungen, daß es ein gutes harmloses Tier sei, das sich wie ein gesitteter Mensch zu benehmen wisse. Im Gegenteil, mit dieser letzten Behauptung verschärfte sie nur den Widerstand der christlich gesinnten Frau, die es nimmermehr einsehen wollte, daß ein Tier jemals etwas mit einem Menschen gemein haben könne. Wohl oder übel mußte das alte Fräulein ihren neuerstandenen Lebensgefährten zu einem Manne, der sich mit der Abrichtung von Tieren befaßte, in Pension geben, bis sie eine neue Wohnung ausfindig gemacht und der Umzug stattgefunden hatte. Bei Gott: was hatten die Menschen nur gegen eine einfache, gutmütige Kreatur, wie ihr Affe war?!

Es war für Fräulein Sidonie kein leichtes Stück Arbeit, eine ihr zusagende Behausung zu finden, wo man auch ihren braunborstigen Gefährten hätte aufnehmen wollen. Ein Affe? Nein, da rümpften sie die Nasen und sahen Jungfer Pergola mißtrauisch an, mit solchen Zweifelblicken, die vom Scheitel herab bis zur Fußsohle messen. Ja, ein Affe, was war denn dabei? Und des alten Fräuleins Gesicht wurde unter den grauen Augen, die so hinterhältig und hämisch lauerten, rot und verlegen. Sidonie machte auf diesen Gängen ihre Erfahrungen mit den Menschen. Es kam ihr selbst vor, als bettle sie um eine Unterkunft, und sie wurde bald zaghaft. Ein paarmal kehrte sie ein einem fremden Hause, wo eine Wohnung zu vermieten stand, auf der Treppe um; dann wagte sie irgendwo, wo es ihr nicht aussichtslos schien, anzufragen, und man wies sie ab; und danach stockte sie bereits vor den Türen und versuchte es nicht mehr. Abends kam sie müde nach Hause. Sie fühlte sich unendlich verlassen und vom Leben und von den Menschen schlecht behandelt. Zuerst sammelte sich das ganze Mitleid, das in ihr zusammenrann, auf den Affen Quästus. Sie legte die Hände in den Schoß und dachte an ihn, mit Sehnsucht an ihn, so daß sie vergaß, die Lampe im dunklen Zimmer anzuzünden. Endlich dachte sie auch an sich selbst; da wurde ihr Mitleid so groß, daß es sich in dicken, schweren Tränen löste, die wie ein Regen auf ihre Hände troffen. Sie sah ein, daß ihr keine Wahl blieb. Irgendwo mußte sie doch wohnen. So gehörte es sich wenigstens für einen Menschen, der in einer geordneten, wohlweise eingerichteten Welt lebte. Wie, wenn sie es einmal dort versuchte, wo man mit weniger genauer Wahl die Mieter betrachtete, wenn sie nur den geforderten Zins zahlen konnten?

Am nächsten Tage versuchte sie es, und abends hatte sie eine Wohnung. Sie lag in einem minder guten Viertel der inneren alten Stadt. Auch hier gab es stille Straßen, aber ihnen haftete doch etwas von der Nähe der berüchtigten Ufergassen an, die sich zu den Stapelplätzen des Flußhafens und der Werften hin öffneten. Manchmal störten auch Kinder mit ausgelassenem Geschrei und unerzogenem Wesen tagsüber ihre Ruhe, und zur Nacht zogen Trunkene lärmend und streitend hindurch.

Nachdem die Frist der Aufkündigung abgelaufen und der Monatserste herangekommen, ließ Sidonie Pergola ihren Hausrat in die neue Wohnung schaffen. Nicht ohne Wehmut gab sie die liebgewonnenen Räume auf. Die dunklen **Flecke** auf den kahlen Tapeten rührten von ihren Bildern her; den braunen Anstrich hatten ihre emsigen Füße von den Dielen geschliffen. Alles Erinnerungen, die hier fortlebten, während sie davonging. Auf der dunklen Treppe wischte sie ein paar Wehmutstränen von der gelben Wange.

Eine ganze Reihe von gleichartigen Wohnbauten stand in der Straße, in die Sidonie Pergola einzog, und sie unterschieden sich durch nichts anderes als etwa die Farbe des Anstrichs, ein mehr oder minder schmutziges, verwaschenes Grau. In den Untergeschossen waren kleine Handlungen untergebracht und es lagen dort Spezereien, Schlacht- und Backwaren und Grünkram in den schmalen Schaufenstern aus. In einem dieser Häuser, dort wo der schöne grüne Kohl, die rotgelben Möhrenbündelchen und die appetitlichen Apfelsinenbälle ausgeboten waren, dort, vier Treppen hoch, befand sich nunmehr ihr Heim. Wer von der Treppe auf den kleinen Flurplatz trat, stand vor zwei Türen. Auf der zur Rechten stand ein unaussprechlicher Name, der polnischer Herkunft schien; dort wohnte ein Fräulein, welches davon lebte, daß es sehr häufig einen Onkel von auswärts zu Besuch bei sich hatte. Die Wohnung zur Linken wurde die Sidonies.

Es bekleideten sehr saubere, frischgestärkte Gardinen, deren Muster mit Sorgfalt ausgebügelt war, die drei Fenster, die zur Straße gingen. Die Muster waren verschieden, an jedem der Fenster ein anderes; denn das Fräulein hatte die Fensterbekleidung aus Resten, die in der Stadt gekauft waren, selbst angefertigt. Sidonie Pergola hatte überhaupt einen nicht zu unterschätzenden Sinn für das Praktische. Dabei war sie sparsam wie eine; sie wollte wissen, wofür sie ihr Geld ausgab, wenn sie es tat. Groß war ihr Kapital nicht, aber da sie es gut anlegte und einfach lebte, gelang es ihr, sich das Leben so einzurichten, daß es von düsteren Sorgen unbeschattet blieb

Am zweiten Tage, als sie mit der Einrichtung der Zimmer fertig war, suchte Sidonie den Tierdresseur auf, um die Uebersiedlung des Affen Quästus, den sie inzwischen etlichemal besucht, zu veranlassen. Gegen die Abendstunden zu, wenn die Gassen sich schon ein wenig verdunkelten, sollte der Mann das Tier zu ihr führen. So vermied man, es dem Gespött der Gassenjungen auszuliefern und entzog es der unsauberen Neugier der Nachbarn. Den Hausbewohnern würde Sidonie es auf die Dauer ja keineswegs verhehlen können.

Ohne Zwischenfall vollzog sich der Einzug des neuen Lebensgefährten Quästus in das Heim seiner Herrin. Mit vertraulicher Unbefangenheit nahm er gleich von der weichgepolsterten Sofaecke Besitz und schaute mit einem nicht mißzuverstehenden Blick über den für das Abendbrot gedeckten Tisch. Im übrigen benahm er sich mit Anstand und Gesittung. Er hockte auf seinen unterschlagenen Beinen wie ein Türke und stützte die überlang geratenen Arme auf, während sein kluges, menschenhaftes Gesicht Ergebenheit in jede Lebenslage ausdrückte. Sidonie holte aus einer Schublade zwei rauhschalige Aepfel hervor, die sie gewohnheitsmäßig an der Schürze rieb, und reichte die Früchte Quästus. Als dieser die behenden Finger seiner rechten, haarigen Hand, wie zu einem Gruß, an die borstigen Schläfe führte, was er als Dankbezeugung aufgefaßt zu wissen wünschte, war das Fräulein derartig entzückt und von seiner Possierlichkeit gerührt, daß sie ihm mit viel Güte und Zartheit über seinen Schopf strich, ja, ihn am liebsten an die Brust gedrückt hätte und nicht abgeneigt gewesen wäre, ihm einen Kuß ihrer jungfräulichen Lippen auf sein breites Maul zu applizieren. Er aber wandte seine Sorge und seinen Fleiß dem bedächtigen Verzehren der beiden Früchte zu, deren Rund seine braunen Fingerchen putzig umspannten. Sidonie saß ihm am Tisch gegenüber und aß zu Nacht. Sie hatte vom Mittag übriggebliebenes Fleisch aufgeschnitten, das sie zu ihrem Butterbrot verspeiste, während Quästus sein Gebiß knackend in das saftige Apfelfleisch grub und die abgebrochenen Stücke behaglich zermalmte. Als er, vor seiner Herrin, geendet und die Zähne mit seinen Fingerchen gesäubert, saß er untätig und verfolgte gedankenvoll jede Bewegung der menschlichen Gefährtin mit einer vertraulichen Neugier. Sidonie Pergola war dermaßen an das Alleinsein gewöhnt, daß seine auf ihr ruhenden Blicke sie tatsächlich in gelinde Verwirrung versetzten. Sie begann deshalb ein Gespräch.

„Ich denke, lieber Quästus", sagte sie, „daß wir wohl miteinander auskommen werden. Ich bedaure, daß ich dich nicht in mein Heim aufnehmen konnte, wo uns Behaglichkeit und Ungestörtheit gewiß waren . . . Schade; man hatte dort etwas einzuwenden gegen dich. Du bist erfahren genug, um dich nicht mehr unnütz darüber zu wundern, daß das Verständnis für Wesen deiner Art bei den Menschen geschwunden ist, mein Freund. Sie erinnern sich nicht mehr, daß wir alle aus einem Tiergarten herrühren. Ihr kurzes Gedächtnis langt nicht mehr bis dorthin zurück."

Quästus nahm ihre Worte mit stummem Beifall auf. Seine Entgegnung bestand darin, daß er den runden Rücken in das Sofapolster preßte und einen knurrenden Laut aus der Kehle gurgeln ließ. Er war sehr zufrieden, und plötzlich besann er sich, daß er seinem gegenwärtigen Gefühl dadurch vollendeten Ausdruck verleihen könne, daß er langsam und gleichmäßig die beiden Daumen seiner über dem Magen verfalteten Hände umeinander kreisen ließ. Aus der grimassenhaften Verzerrung seines Gesichtes erhellte sich Sidonie Pergola, daß er lächelte. Tatsächlich, er betrachtete sie und lächelte. Mit gerührtem Herzen empfand sie den Dank, der in diesen einfachen Aeußerungen deutliche Form nahm.

„Es freut mich, lieber Freund", bemerkte sie, „dich zufrieden zu sehen. Ich darf daraus wohl den Schluß ziehen, daß ich dir als Gefährtin für die Zukunft sympathisch und willkommen bin. Ich meinerseits bin mit dir vollkommen einverstanden. So steht schließlich nichts dem entgegen, daß wir miteinander glücklich werden. Die Menschen im allgemeinen sind kurzsichtig genug, in dem Glauben zu verharren, zum Glücklichsein bedürfe man immer eines Menschen. Gefehlt, weit gefehlt! In dir, Quästus, spricht die Natur sich deutlich aus; sie enträt der Winkelzüge und Lügen. Wer du bist, weiß ich im voraus. So brauch ich es nicht zu raten und bin vor Enttäuschungen sicher. Und schließlich gibt es Menschen, die vor dir nur die weiße Haut voraus haben. Dies alles ist aber endlich kein Grund für dich, hochmütig zu werden. Es kommt darauf an, lieber Freund, das ganz zu sein, was man sein kann. Dabei ist weiter kein Verdienst."

Sidonie erhob sich vom Tisch und räumte das Geschirr ab, dann trug sie zwei mit Milchkaffee gefüllte Tassen herzu, eine für Quästus, die andere für sich. Quästus, der diesen Abendtrunk von seinem ersten Herrn her gewohnt war, ergriff mit einer gewissen Gier das Gefäß und trank schmalzend und schmatzend den wohlschmeckenden bräunlichen Sud.

Ihrer Gewohnheit folgend las Sidonie vor dem Schlafengehen ihr Tageblatt. Als Quästus das ihm unbegreifliche Blatt Papier gewahrte, erwachte auch in ihm der Wunsch, ein Stück davon in die Finger zu nehmen und hineinzustarren, welches Begehren er in einer drollig unbeholfenen Bewegung ausdrückte. Sidonie, die ihn in jeder Beziehung zufrieden sehen wollte, teilte sich mit ihm in ihr Blatt, so daß Quästus den allgemeinen Teil bekam, während sie den lokalen und die Offerten behielt.

Endlich endete Sidonie ihr schweigendes Beieinandersein, indem sie bemerkte: „Ich halte es für an der Zeit, sich zur Ruhe zu begeben, Quästus."

Hierauf faltete sie in einer Zimmerecke die für Quästus' Lager bestimmten Wolldecken auseinander und machte eine befehlende Geste zu ihm hin. Quästus ließ sich von seinem Sofasitz herabgleiten und bewegte sich wiegend hinüber. Sie war von seiner Folgsamkeit gerührt und erfreut. „Hier wirst du schlafen, lieber Freund. Das Lager ist so, wie es dir wohl passen dürfte. Ich kann dich also verlassen."

Ohne den dankbaren, ein wenig nachdenklichen Blick von ihr abzuwenden, hockte der Affe auf den weichen Bausch von warmem Zeug nieder und drückte den runden Rücken gegen die Wand. Sie preßte seinen haarigen Kopf gegen sich und strich ihn mit ihren leisen gütigen Fingern.

Ihre Augen glänzten mild und versöhnt, voll Dankbarkeit gegen das Schicksal, das sie ein Wesen, dem man gut sein konnte, hatte finden lassen.

Obschon Jahre darüber vergingen, blieb das Verhältnis der beiden ungestört und durch nichts getrübt. Sie lebten in einem seltenen Verständnis für einander dahin. Keinem von ihnen ward der Wesensunterschied des anderen ein peinlicher Vorwurf gegen die eigene Existenz. Beide, als zwei vom Leben in irgendeiner Beziehung benachteiligte Geschöpfe, hatten für ihre Sonderlichkeiten die weitestgehende Nachsicht. Ein großer Teil des Tages ging für Sidonie an die Beschäftigung mit Quästus auf. Wenn er auch von bescheidenen Ansprüchen war, durfte seine Pflege doch nicht außer acht gelassen werden, um so weniger, als er auf sein Aeußeres großen Wert legte und in gewissem Sinne eitel zu nennen war. Der Vormittag ging für Sidonie mit der Instandhaltung ihrer drei Räume hin, die sie in derselben peinlichen Weise wie früher erledigte. Die Nachmittagsstunden gehörten ausschließlich Quästus. Das Fräulein hatte es vorgezogen, ihn nicht in einer der menschlichen nachgeahmten Kleidung zu stecken, die seiner Bewegungsfreiheit Hemmungen auferlegte und sein Gebaren unfrei und abhängig machte. Er sollte sich unbehindert und fröhlich, wie er geboren war, bewegen dürfen.

Nachdem Quästus sich morgens von seinem Lager erhoben, kämmte und bürstete er nach Möglichkeit vor einem Spiegel sein zottiges Fell, dann ließ er Sidonie die Kehrseite seines Wesens behandeln und seiner Person die letzte Korrektur geben. So geschah es Tag für Tag; aber dann durfte er die Herrin am Morgen nicht weiter behelligen, sondern mußte sich nach seinem Frühstück in einem Winkel still verhalten, wo er dann meist in behaglicher Trägheit kauerte. Ab und zu erreichte ihn dann wohl ein Anruf Sidoniens, dem er gehorsamst Folge leistete. Er sollte dann dies und das tun und erledigte seine kleinen Aufgaben, die in Handreichungen bestanden, mit sehr viel Pflichtgefühl und Wichtigkeit.

Nachmittags widmete Sidonie ihm ihre Zeit. Sie besaß eine alte Zither, auf der sie etwas spielen konnte; das hatte sie in ihren Mädchenjahren gelernt. Für Quästus war ihr Spiel ein Genuß. Er saß unbeweglich und wagte kaum zu atmen. Ja, er bestaunte das Instrument wie etwas Ueberirdisches, und als er in einem unbewachten Augenblick selbst einmal an den Saiten zu zupfen wagte und auch das Tönen hervorrief, floh er erschrocken in einen Winkel des Zimmers, als fürchte er für seine Vermessenheit eine ungeheure Strafe zu erhalten. Sidonie ging wenig aus. Wenn sie ihre Wohnung verließ, war es, um das zum Leben Notwendige einzukaufen, wofür sie kaum bis über die nächste Straßenecke hinauszugehen brauchte. Den Nachbarn und noch weniger den Hausbewohnern war es längst kein Geheimnis mehr, daß die Jungfer Sidonie Pergola zusammen mit einem Affen lebte, der einen ziemlich unverständlichen Namen führte. Auch daß sie sich mit ihm ganz menschlich unterhalte, war zur Kenntnis der Leute gekommen, aber man wich doch in dem, was man über den Fall erzählte, wenig von der Wahrheit ab. Kaum daß die Neugier sich aufdringlich in des alten Fräuleins Angelegenheit gemischt hätte. Wohl nahm Sidonie schon einmal wahr, daß Schritte, die auf der Treppe geschlürft kamen, vor ihrer Zimmertür stockten, hatte das Gefühl, daß draußen ein Neugierling lausche, wohl gar durch das Schlüsselloch zu ihr hereinspähe; doch das kam selten vor und hatte keinerlei üble Nachrede im Gefolge. Und daß es nicht mehr die schöne stille Straße in dem guten Stadtviertel war, auf die sie, wenn sie am Fenster saß, hinausschaute, sondern eine, von denen man mit Nasenrümpfen sprach, weil dort schon einmal etwas „vorkam", auch das hatte sie verschmerzt. Ein Leben wie das ihre gedieh, wohin man es pflanzte; die ganz feinen, zarten Enden von ihres Wesens Wurzel waren längst abgestoßen oder verkümmert.

Seit sie Quästus hatte, vermied Sidonie es, neue Bekanntschaften zu schließen, wie es die Gelegenheit wohl schon einmal herbeiführt. Wenn sie ihre kleinen Ausgänge zu machen hatte, benutzte sie dazu die graue Stunde zwischen Helle und Dämmerung, die so ganz ihrem bescheiden dahinhuschenden, unauffälligen Wesen entsprach. Sie selbst war wie der Geist dieser Stunde. Stets trug sie ein Kleid von einem unbeschreiblichen Grau und schlichtester Machart, das niemals anders als abgetragen ausgesehen hatte. Die Frisur glatt um den Kopf gelegt, durch ein paar Kämmchen aus imitiertem Schildpatt über den Schläfen festgeklemmt, hinten in einen spärlichen Knoten zusammengewunden, so huschte sie leise auftretend die Treppen hinab und wieder herauf, nicht leise genug, um von der Hausbewohnerin im ersten Stockwerk, Türe rechts, unbemerkt zu bleiben, wenn diese wieder einmal auf der Lauer stand. Diese, eine bejahrte Person, war nämlich eine leidenschaftliche Rednerin und natürlich darauf erpicht, wo es anging, für ihre nicht endenwollenden Ergüsse ein Publikum zu finden, zu welchem Behufe sie oft in der listigsten Weise die Hausbewohner auf der Treppe anhielt. Wer sich im Treppenhause befand und ihre Türe leise knirschen hörte — das wohlbekannte kreischende Geräusch — der zuckte zusammen, denn er wußte, was ihm drohte. Der Mann dieser mundgewandten Person befand sich seit ziemlich langer Zeit in einem nicht näher zu bezeichnenden Gebäude. Sie lebte für sich allein, obschon sie behauptete, irgendwo einen Sohn zu haben, der einen unbestimmten Beruf ausübte. Sie erwähnte das häufig, ließ aber diesbezüglich ihre Phantasie unbeschränkt spielen, woher es kam, daß der besagte Sohn, den noch keiner zu sehen bekommen, heute Oberkellner eines ersten Rivierahotels war, während er noch gestern Steward auf einem Amerikadampfer gewesen, morgen als Reisemarschall einer russischen Gräfin unterwegs nach Italien war, ein andermal als Jockei auf einem französischen Rennen einen fabelhaften Triumph erritten hatte. Der Sohn, wenn er wirklich existierte, machte im Hirn dieser Mutter wahrhaft märchenhafte Metamorphosen durch.

Oft war Sidonie das Opfer dieser Schwatzhaften, denn mit einer bewundernswerten Langmut erduldete sie die Nötigung dieses unermüdlichen Mundwerks, das zur Plage seiner Mitmenschen mit einem derart langen Atem gesegnet war. Mit keinem sonst im Hause hatte Sidonie aber auch zu sprechen Gelegenheit. Ihre Nachbarin, das

Fräulein mit dem Onkel von auswärts, war tagsüber wenig zu Hause. Uebrigens mußte der Onkel gestorben sein, denn er wurde jetzt durch ein jüngeres Mitglied der Familie, einen Vetter vertreten. Dieser hatte die Sympathie des Hauses dadurch verscherzt, daß er sich mehrmals zu später Stunde sehr laut benahm. Man stellte fest, daß es zwischen ihm und dem Fräulein sogar zu einer Prügelei gekommen sei. Der Vetter hatte geschimpft, das Fräulein sehr heftig geweint; man deutete sogar an, das Fräulein werde infolge dieser Zwischenfälle ausziehen müssen. Aber die Sache geriet ins Vergessen, zumal auch bald dieser streithafte Vetter von einem gesetzten Herrn abgelöst wurde.

Eines Nachmittags wollte Sidonie von einem ihrer kurzen Ausgänge in ihre Wohnung zurückkehren. Sie hatte kaum den Anfang der zweiten Treppe erreicht, als die Türe im ersten Stock rechts ihren langgezogenen Ton quietschte. Sidonie fühlte keine Neigung, sich mit der Nachbarin in ein unersprießliches Geschwätz einzulassen und wollte vorbeihasten, aber schon sah sie sich mit sanfter Gewalt am Arm ergriffen und auf die Türe zugezogen, während die Frau mit gewichtiger Miene in sie eindrang, für eine Minute bei ihr einzutreten. Sidonie trat widerstrebend in das Zimmer, das zugleich als Küche und Wohnraum diente und darin es nach Fett und übergekochter Milch roch. Das Mundwerk war dicht hinter ihr und schob sie tiefer hinein in den dämmrigen Raum.

„Mach's Lichte an, Karle, s'Fräulein kann ja sonst nichte sehen . . .", wandte es sich an eine noch unsichtbare Person. Ein Brummen antwortete aus dem Sofawinkel her. „Jungchen is da, Fräulein. Hab ich's nicht jesagt, Jungchen kommt und überrascht seine Mutter. Und da is er nu", redete das Mundwerk auf Sidonie ein, die ein wenig verlegen war. Tatsächlich erhob sich da eine dunkle Gestalt aus der Sofaecke, reckte sich und gähnte laut. Auf „Jungchen" schien die mütterliche Redebeflissenheit wirkungslos zu sein, denn es bedurfte einer abermaligen Anfeuerung. „Nu wird's bald mit's Lichte?! Globste s'Fräulein hat Katzenogen. Man en bißchen forsch und galante. Ick denke, Karle, du biste'n Kavalier."

Bei dem gelben Schein der nun endlich in Brand gesetzten Lampe sah Sidonie einen jungen Mann an der Tischkante lehnen, die Hände nachlässig in die Hosentaschen versenkt, eine erloschene Zigarette in den Mundwinkel geklemmt.

Die Mutter trat neben den Sohn: „Karle, det 's Fräulein von oben, wo den Affen hat."

Sidonie betrachtete den jungen Menschen einen Augenblick verloren mit Hundsblicken. Er hatte für sie etwas Furchteinflößendes, Bannendes. Schon seine ganze Erscheinung war wenig geeignet, Vertrauen zu erwecken. Lässig gekleidet, eine rote Binde um den Hals geknotet, das schwarze, wässergekämmte Haar mit einem Zipfel auf die platte Stirn geführt, wirkte er wie ein Lazzaroni. Diesen Eindruck unterstützte noch der gelbliche Teint und der tierisch sentimentale Blick. Ein kleiner schwarzer Schnurrbart bedeckte die Oberlippe.

„So . . . Sie sind der Sohn . . ." brachte Sidonie nur unter dem Einfluß dieser tückisch lauernden Augen hervor. Sein Gesicht hatte einen brutalen jähzornigen Zug.

„Ja, der bin ich", murmelte er über die Lippen.

Hinter Sidoniens Rücken gab ihm die Mutter ein Zeichen, das ihn zu mehr Freundlichkeit ermuntern sollte. „Nu, Fräulein, wat sagen Sie zu dem Jungen. Hab ick zuville jesagt? Fein, wat? Und direkt von Paris is er jekommen. Ja, wat en juter Sohn ist . . ." Damit gab sie sich daran, mit der Hand die Brotkrumen von der Tischplatte zu fegen und die Tassen mit den kalten Kaffeeresten beiseite zu räumen. „So, und nun setzen Se sich man, Fräuleinche; hier is en fein und blank jeputzter Stuhl", drängte das Mundwerk.

Sidonie knickte widerstandslos unter dem Druck einer massigen Waschweiberfaust auf die Stuhlkante.

„Sie kommen viel in der Welt herum"; begann sie schüchtern ein Gespräch mit dem jungen Menschen, dessen stechende Augen ihr unheimlich waren.

„Wat haste denn erzählt von mir, Mutter? Werden schöne Sachen jewesen sein . . ." Er zupfte mit den Fingerspitzen an den schwarzen Häckchen über seiner Lippe.

Das Mundwerk stemmte die Arme in die Hüften. „Aber Karle, wat läßte dir träumen! Ick bin eben ne richtige Mutter, wo stolz is auf ihr einziget Kind. Und da hab ick em Fräulein eben erzählt, wie jut et dir draußen jeht und wie du in de Welt herumjondeln tust. Is doch nischt Unrechtes dran." Ihr Ton geriet in eine künstliche Weinerlichkeit.

„Nich flennen, Mutter. Is schon gut", lenkte der junge Mann ein. Sidonie sah das Weiß in seinen Augen aufblitzen, als er die Arme mit Pose übereinanderlegte und sie nicht aus dem Blick ließ. „Ja, Fräulein, unsereins kommt in der Welt herum wie ein Meerschwein. Man tut nichts dazu, aber es macht sich alles so ganz von allein. Und auf einmal ist man mittendrin im Vergnügen. Wenn man zu was Großem bestimmt ist, Fräulein, ja dann kann man sich nicht dagegen wehren, man muß mit . . ." Er kam auf seine unfragliche Existenz zu sprechen und redete sich in eine schwunghafte Begeisterung, er vermischte die Erfahrungen eines Hotelhausknechtes mit den Reminiszenzen an massenhaft verschlungene Schundromane und tischte der Jungfrau, die befangen an ihrer Stuhlkante klebte, diesen Mischmasch als Illustration seiner Persönlichkeit auf, konstruierte mit überzeugender Frechheit aus fabelhaften Tatsachen ein unglaubliches Leben und gab es mit der Unverschämtheit des geborenen Hochstaplers für sein eigenes aus. Er wußte dem Bilde auch geschickt jene kleinen Episoden einzufügen, die bei einem unbefangenen weichen Gemüt auf Teilnahme, Sympathie, ja sogar Mitleid rechnen können. Und tatsächlich fing er auch Sidonie, die gegen das Ende seiner Erzählung hin teilnehmend aufgehorcht hatte, in dieser Falle. Sie war zu einfach, arglos und harmlos, um hier auf der Hut zu sein, zu gläubig, um an seiner Schilderung zu zweifeln. Ihr wurde dieser Mensch und sein Schicksal plötzlich etwas Bestürzendes, und sie fand aus dieser Verwirrung keinen Ausweg. Sie fürchtete sich auch eigentlich schon gar nicht mehr vor ihm; vielleicht war er doch ein ganz angenehmer junger Mensch.

Der Sohn kostete die Wirkung seiner Aufschneiderei, während die Mutter es vor Bewunderung über sich brachte, zu schweigen. Endlich raffte Sidonie Pergola sich auf.

Sie stammelte: „Ach Gott, mein Quäſtus!“ und rannte mit einem kurzen Gruß aus dem Zimmer.

„Alte Schachtel“, brummte Karl, als die Türe hinter Sidonie zufiel. Aber der Mutter Gefühl empörte ſich bei dem herben Worte; ſie legte ihm die derbe Hand auf den Arm. „Bis man nich dumm, Junge. Die hat'n Ooge auf dich, und bei der is was zu holen. Die kann dich mal in ihr Teſtamente mit 'nem Legat bedenken. So ne olle verdrehte Schraube wie die, mit ihrem Affen. — Wat, da tickſte. Siehſte woll, wat ne jute Mutter is, Jungchen?!“

Aber Karl ſchien nur ſchwer zu der Ueberzeugung ſeiner Mutter zu bekehren zu ſein. —

Es kam in der Folge verſchiedentlich vor, daß Frau Schmandkes Zimmertüre zufällig offen ſtand, wenn Sidonie ausging oder zurückkehrte. Einigemal ließ man es bei kürzeren Hin- und Herreden bewenden, in die ſich dann auch der anweſende Karl Schmandke miſchte. Bei anderer Gelegenheit aber nötigte Frau Schmandke Sidonie unter Vorwänden, für einen Augenblick bei ihr einzutreten. Man mußte es einſehen, daß Frau Schmandke dem alten einſamen Fräulein von oben nur wohlwollte, und es kann nicht geleugnet werden, daß Sidonie die Erzählung Karls, für die er entſprechende Fortſetzungen mühelos erfand, nicht mißfiel, ja ihr den jungen Menſchen im Laufe der Zeit ſogar ſympathiſch machte. Da er den größten Teil des Tages im Hauſe zubrachte, wußte Sidonie nicht, ob er einer Beſchäftigung oblag oder von dem zehrte, was er nach Angaben ſeiner Mutter in der Welt aufgeſpart hatte. Danach zu fragen, wagte ſie nicht.

Eines Tages, als Sidonie dabei war, für ſich und Quäſtus das Nachtmahl zu richten, klopfte es zaghaft an ihre Türe. Frau Schmandke war es, die auf den Hereinruf eintrat. Zum erſtenmal beſuchte ſie Sidonie in ihrer Wohnung. Sie ſetzte ſich, nachdem das Fräulein aufgefordert hatte, mit einer gewiſſen Scheu Quäſtus' Nähe meidend, in den Lampenſchein an den Tiſch. Man ſah, daß ſie irgendein Anliegen hatte, und daß ſie ſich den Anſchein gab, als ſei ihr der Gang nicht leicht geworden. Das legte ſie auch in dem Ton, in dem ſie ſprach, und indem ſie ſich gegen ihre Gewohnheit in Worten ſehr beſchränkte. Da ſie ein wenig ſpäter jedoch weder die Mäßigung noch die Beſcheidenheit weiter beobachtete, liegt Grund vor, anzunehmen, daß ſie ihren Zweck leichter, als ſie gedacht, erreicht hatte.

Ein nächſtes Mal kam Frau Schmandke gleich von einem Ausgange zu Sidonie herauf. Sie hatte den Hut mit den verknitterten Bändern ganz ſchief auf dem Kopfe ſitzen und machte ein ſehr bekümmertes Geſicht. „Ja, nu bin ich ſchon wieder da, Fräuleinche. Sie waren letztesmal ſo jut . . . Möchten Se nich nochmal . . . Ja, ja, es is e Kreuz . . .“

Quäſtus grollte in ſeinem Winkel, weil ein Fremder anweſend war. „Huch ne! Er is doch nich beeſe? Er wird doch nich . . .“ Frau Schmandke warf Quäſtus, der ihre Miſſion ſtörte, unwillige Blicke zu. Dann kam ſie auf ihren Sohn zu ſprechen, darauf, daß er an einen Schwindler ſeine ganzen Erſparniſſe verloren und bei einem neuen Unternehmen bald wieder fabelhafte Summen verdienen könnte. Alles ging nach dem Beſten, er konnte ſein Glück machen, jetzt war der rechte Augenblick dazu da, und an der Lächerlichkeit von ein paar hundert Mark, die dazu erforderlich waren und die er nicht beſaß, drohte alles zu ſcheitern. In ein paar Tagen waren ſie zurückverdient; aber was half das, wenn ſie ihm keiner herlieh. Frau Schmandke war untröſtlich. Die Tränen regneten ihr aus den Augen. Karl überlebte dieſen Schickſalsſchlag nicht, der gute Junge war verzweifelt.

Eine Viertelſtunde ſpäter konnte Frau Schmandke ſich mit getrockneten Augen hinunterbegeben.

Ihre Beſuche wiederholten ſich von da ab mit immer kürzeren Abſtänden. Ein paarmal kam Karl ſelbſt ſtatt ihrer. Sidonie nahm ihn freundlich auf, denn der junge Menſch, der bei ſeiner Jugend mit ſo vielen Mißhelligkeiten zu kämpfen hatte, war ihr ſehr angenehm geworden. Sie hatte das Gefühl, ihm etwas von ſeinen Sorgen abnehmen zu müſſen. Er legte ihr jedesmal über das Gedeihen des Unternehmens, bei dem er bald ein Vermögen verdient haben wollte, ausführlichen Bericht ab. Noch war es ja nicht möglich, das von Sidonie entliehene Kapital aus dem jungen Unternehmen herauszuziehen, dagegen ſah man ſich imſtande, den Zinsfuß ſtetig zu erhöhen, ſo daß für ſie ein anſehnlicher Gewinn herausſprang.

Karl bewies auch, daß er bedacht war, Fräulein Sidonie, die ihm ſo manchen vertrauten Dienſt erwies, einmal eine Freude zu bereiten. Zu dem Zwecke bat er ſie, ihm für vierzehn, höchſtens zwanzig Tage Quäſtus zu überlaſſen. Er kannte einen geſchickten Mann, der geeigneten Tieren komplizierte Kunſtſtücke beibrachte. Zu ihm ſollte Quäſtus in die Lehre gegeben werden, denn Karl fand, daß der Affe bei aller Begabung denn doch eigentlich recht wenig von dem leiſte, was ſeine Gattung ſonſt auszeichne. Nach langem Sträuben gab Sidonie dem Drängen des jungen Mannes nach, mehr um ihn nicht zu kränken, als aus Vorliebe für äffiſche Kunſtfertigkeiten. Schmerzlich dachte ſie daran, wie es ihrem armen Quäſtus in der neuen Schule gehen werde. Und ihre Sorge war nicht ganz ohne Grund.

Eines Tages ſah Sidonie ſich genötigt, einen Teil ihrer Barſchaft zurückzufordern. Sie ging hinunter, um den beiden Schmandkes den Wunſch vorzutragen. Frau Schmandke ſaß breit hinter dem reich beſtellten Tiſch und aß Fettkrapfen aus der Fauſt. Karl luderte auf dem Sofa herum. In ihrer Geſellſchaft befand ſich eine junge Frauensperſon mit ſtrohblond gefärbtem Haar und in einer knallig roten Seidenbluſe.

Die alte Schmandke ſtellte ſie als eine Verwandte vor, vor der man keine Geheimniſſe habe; Sidonie möge nur reden. Dieſe erklärte ſchüchtern, um was es ſich handle. Man hörte ſie ſtillſchweigend an. Karl gähnte gelangweilt und überließ es der Mutter, zu antworten, als ginge ihn die Sache nichts an. Ja, er fing ſogar an, mit der fremden Perſon zu ſchäkern und kniff ſie in den dicken Oberarm, daß ſie kreiſchte und heiſer lachte. Sidonie ſaß dieſe wenigen Minuten wie am Marterpfahl. Hätte Not ſie nicht gezwungen, keine Minute länger hätte ſie geweilt. Nachdem Frau Schmandke einmal begonnen, ſpann ſie einen ganzen wüſten, wirren Knäuel von Worten; nur auf eine klare Antwort ließ ſie ſich nicht ein. Auf

Sidonies gerechte Forderung machte man Ausflüchte. Man war um Ausreden nicht verlegen. Am Ende mußte das alte Fräulein doch, ohne etwas erreicht zu haben, auf einen der nächsten Tage vertröstet, abziehen.

An diesem Abend wanderten ein paar Zinnteller und eine Kanne, Stücke aus dem Erbgut ihrer Mutter, zum Trödler, und das dafür Eingehandelte wurde so verteilt, daß es für einige Tage reichte. Dabei erwartete sie täglich die Rückkehr ihres Quästus, war doch der Zeitpunkt, für den er ihr versprochen, längst verstrichen. Sie fragte nach ihm und erhielt die Antwort, daß er noch nicht so weit wäre; er sei ein „dummes Biest". Sidonie war in Unruhe und Zweifel, so daß sie nachts kaum schlafen konnte. Ihre ganze Person befand sich in einem innerlichen Aufruhr. Häufig weinte sie plötzlich und ohne Grund drauflos. Es war ein furchtbarer Zustand, besonders seit jenem zweiten fehlgeschlagenen Versuch, von den Schmandkes einen Teil ihres Geldes zurückzuerlangen.

Da endlich offenbarte sich ihr der ganze brutale Schwindel. Sie wußte nun, daß sie betrogen war, betrogen um ihr Letztes, um das, was sie brauchte, um zu leben. Alles war fort. Es war furchtbar für sie. Die klare Erkenntnis ihres Unglücks wollte ihr schier den Kopf zersprengen, den Kopf mit dem graugewordenen Haar. Was nun? Zunächst wollte sie zu denen, die ihr Unglück verschuldet, die sie um den sorglosen Rest ihres Lebens betrogen hatten. Aber sie fand niemanden daheim. Dann machte Sidonie sich auf, lief überall herum, erzählte ihre Geschichte und fragte und sann, ob denn nicht doch irgendetwas noch zu retten sei. Aber bald ging ihr die Aussichtslosigkeit eines solchen Versuches auf. Es gab keine Hoffnung mehr. Da schoß ihr plötzlich der Gedanke an Quästus durch den Kopf. Ueber ihrem eigenen, maßlosen Leid hatte seiner ganz vergessen. Nun war sie froh, sich zur rechten Zeit an ihn zu erinnern. Die Menschen waren alle falsch, sie betrogen und bestahlen, und freuten sich hämisch an ihrem Kummer; Quästus allein war ihr Freund. Aber wo befand er sich? Das Sicherste, ihn aufzufinden, war, bei den Leuten nachzufragen, die sich mit Abrichten solcher Tiere abgaben. Sie kannte einige Adressen. Dorthin wandte sie sich, obschon der Abend schon ziemlich vorgerückt war. Die drei ersten, zu denen sie kam, wußten nichts von ihrem Affen. Die Leute machten zu des alten Fräuleins Geschichte Gesichter und schafften sich die wunderliche Person schnell vom Halse. Beim nächsten endlich erhielt sie eine bestürzende Auskunft. Der Mann wollte wissen, wo Quästus war und beschrieb Sidonie den Weg, ihn zu finden. Anfangs mißtraute ihm diese, so unglaublich dünkte ihr des Mannes Bericht; sie dachte, er wollte sich einen Scherz mit ihr erlauben. Nein, so konnten die Menschen nicht sein; das mit ihrem Quästus, ihrem Freunde, dem einzigen, der sie nicht betrog, nicht tun. Aber der Mann beteuerte ihr, daß er die Wahrheit spräche. Sidonie sah ihn mit verwirrten Augen, mit aufgerissenem Munde an. Sie stammelte ein paar zusammenhanglose Worte, die wie Dank klangen, und stürzte davon.

Sie lief durch die Straßen, in denen die Laternen brannten und ein lauer Sprühregen niederging; sie lief, ohne sich umzusehen oder der Wagen zu achten, deren eiligen Weg sie kreuzte, oft dicht vor einem Rade, einem Pferdekopf hinhuschend, und sie hielt nicht an, bis sie keuchend und atemlos die Gassen einer südlichen, von Arbeitern bewohnten Vorstadt erreicht hatte. Der durchnäßte Kapotthut war ihr aufs Ohr herabgerutscht, Strähnen des Haares hatten sich von ihrem Schädel gelöst, klebten auf der Stirn und baumelten herab. Einen Augenblick hielt sie Umschau, stürzte dann durch ein paar Straßen weiter und blieb vor einem erleuchteten Zirkuszelt stehen, das auf einer Baustelle aufgeschlagen war. Von den letzten Nickeln, die sie besaß, und die für ihr Abendbrot bestimmt gewesen, kaufte sie sich ein Billett zum billigsten Platz. Die Vorstellung hatte längst begonnen. Ein bunt zusammengewürfeltes Publikum füllte die Bänke; überall brannten offene Gasflammen. Eine Wolke von dünnem Staub lag über dem engen Raum der Manege in der warmen Luft. Ueber den Bankreihen schwebten graue Schwaden Tabakrauchs. Auf dem Stehplatz, wo sich auch Sidonie befand, standen Burschen und Mädchen gedrängt. Sidonie stützte sich auf die Holzlehne der Vordersitze. Ihre Kniee zitterten, ihre Beine waren müde.

Ohne Anteilnahme ließ sie die Vorstellung verlaufen. Nach jeder Nummer brach das Publikum in lärmenden Beifall aus. Sidonie würde der Geruch, der aus den Jacken der Arbeiter aufstieg, der beizende Rauch, der sich in der Hitze nicht verflüchtigte, und die Stalluft betäubt haben, wenn die innere Erregung sie nicht wach gehalten hätte.

Wieder war eine Nummer vorbei; eine neue kam daran. Zwei Clowns tummelten sich in der Zwischenzeit in dem Sand der Manege herum, das Publikum brüllte vor Lachen. Die Musik — eine Geige und vier Blechinstrumente — spielte einen Wiener Walzer. Sidonie klammerte sich mit ihren mageren Händen an die Rücklehne einer Bank. Dann geschah das Furchtbare. Nein, der Mann vorhin hatte sie nicht belogen, er nicht. Nun wußte sie's, es gab keinen Zweifel. Denn obschon ihr alles vor den Augen kreiste, sah sie das eine doch deutlich: daß dort unten in der Manege Karl Schmandke ging, in rotem Frack und wassergekämmtem Haar, und vor sich her trieb er Quästus, ihren Quästus. Seine braunen Glieder waren in einen grotesken bunten Anzug gezwängt, der mit Schellchen benäht. Es sollte etwas wie eine Uniform darstellen, denn er trug eine Mütze auf dem Kopf, einen Kavalleriesäbel umgeschnallt und schulterte ein Gewehr. Das Publikum gröhlte, als der Affe seine Produktion begann. Die Musik spielte die unwiderstehliche Weise: „Du bist verrückt, mein Kind . . ." und dann einen Marsch. Karl Schmandke schrie seine Kommondos, der Affe befolgte sie. Sidonie klopfte das Herz bis in den Hals, ihr schwindelte. Jetzt exerzierte Quästus unten im Sande auf und ab, warf sich auf den Boden, erhob sich und stand stramm. Alles machte er stumpf ergeben, was sein Herr forderte. Karl Schmandke kokettierte mit seinen sentimentalen Tieraugen zu den Reihen des Publikums; er zwirbelte sein kleines Lippenbärtchen. Von Zeit zu Zeit ließ er die lange Peitsche, die er trug, über den Kopf des Affen durch die Luft pfeifen, seine Herrschaft zu beweisen.

Sidonie starrte von oben auf Quästus herab. Der stumpfe Ausdruck seines treuen Affengesichtes erschütterte sie. Sie schnappte nach Luft, wollte schreien, aber sie konnte nicht. Jetzt sollte des Affen Paradenummer kommen, wobei er mit einem scharfgeschliffenen Kavalleriesäbel gegen drei aufgepfählte Rotkohlköpfe ein Duell auszufechten hatte. Er stand mitten in der Manege, das Kommando ertönte, aber Quästus rührte sich nicht. Er verharrte, den Kopf auf die uniformierte Brust gesenkt, in seiner zusammengesunkenen Stellung. Karl Schmandke wiederholte schreiend seinen Befehl. Sein Gesicht war vor Wut rot überflogen. Aber auch diesmal hatte er keinen Erfolg. Da hob er den Arm, ließ die Peitsche durch die Luft kreisen. Die Schnur striemte des Affen Rücken, Schlag auf Schlag sauste auf den schmerzgeschüttelten Affenkörper in grotesker Uniform. Das Publikum wurde unruhig, vereinzelte pfiffen. Oben auf der Galerie entstand ein Tumult. Dort drängte jemand durch die Menge. Sidonie. Sie stand an der Brüstung, die Arme hinabgereckt. Dann schrie sie scharf, schrill, zerrissen: „Quästus — Quästus!" Das war zuviel gewesen für ihr gepeinigtes Herz; Quästus, ihr einziger Freund, von Karl Schmandke, des Betrügers, des Diebes Peitsche gequält und geschlagen. Als sie das sah, war ihre Welt zusammengestürzt. Das war das Ende. Konnte eine Welt bestehen bleiben, in der etwas so Unerhörtes geschah? Sie mußte fort, hinaus aus ihr. Diese Welt war eine Hölle, die Menschen eine Versammlung von Verbrechern und Ungeheuern. Nirgendwo Treue, Liebe, Reinheit. Sie mußte hinaus aus einer solchen Welt, das stand fest, aber Quästus mußte mit, das gute arme treue Tier. Er war von dem gleichen Adel der Seele wie sie; er durfte nicht leiden, nicht trauern, nicht bluten. Gerechtigkeit! Gerechtigkeit auch für ihn . . .

Sidonie hatte sich durch die Menge, die unruhig geworden, einen Weg gebahnt und stürzte die Stufen zur Manege hinab. Die Musik spielte weiter. Karl Schmandke hatte, durch den Zwischenfall verblüfft, seine Peitsche ruhen lassen, und der Affe war in einen Winkel geflüchtet, wo er sich lauernd und abwartend verhielt. Als Karl Schmandke aber nun Sidonie in dieser Weise auf sich zustürzen sah, zog er es vor, das Feld zu räumen. Er trieb den Affen mit erneuten Peitschenhieben vor sich her aus der Manege dem Stalle zu. In diesem Augenblick erreichte Sidonie die Manege, überklomm den Rand und verfolgte unter einem unbändigen Gelächter des Publikums den Peiniger ihres Quästus. War das ein Wiedersehen zwischen Quästus und seiner Gebieterin! Der Affe wollte auf sie zustürzen, aber Karl Schmandkes Peitsche trieb ihn zurück. Sidonie kreischte, als empfinge sie selbst die Schläge. Ihr Hut baumelte ihr am Bande über den Rücken. „Dieb! Gauner! Betrüger!" zischte sie und warf sich zwischen Schmandke und Quästus. Ein paar Stallknechte liefen zusammen und ergötzten sich an dem Auftritt. In diesem Augenblick traf ein Peitschenschlag Sidoniens Hand und zog einen flammenden Strich darüber. Nun brannte sie in Rasezorn und Wut wild auf. Quästus kauerte bei ihr hin, sie streichelte mit erregten Griffen seinen zitternden Körper. Da tastete ihre Hand nach dem kühlen Metallgriff seines Säbels. Und nun geschah es, daß sie die Waffe herausriß und durch das Aufblinken des Stahls unter den kochenden Gasflammen angefeuert, das tötende Instrument mit gurgelnden Schreien über ihrem Haupte schwang. Karl Schmandke sprang an die Wand zurück, die Gaffer brachten ihn in Sicherheit. Sidonie ließ den Säbel ein paarmal durch die Luft kreisen: in ihren Augen leuchtete nur das grelle Weiß. Dann machte sie mit der Waffe ein paar Streiche, als mähe sie. Quästus stieß ein Gurgeln hervor und sank mit durchschnittener Kehle schwer auf die Füße der Rasenden. Sein Blut spritzte an ihr hinauf und rann um ihre Füße zusammen. Wieder warf sie die Klinge mit einem entsetzten Schrei in die Höhe, tat ein paar taumelnde Schritte über Quästus' hinweg. Mit wilden wahnsinnigen Augen starrte sie auf ihn, dessen Körper in der befleckten grotesken Uniform verzuckte. Da sank ihre Hand, wie mit zerbrochenem Gelenk, herab; die umklammerte Klinge fiel schwer auf ihren entblößten Kopf und grub einen klaffenden Spalt, aus dem das Blut sprang. Sie drehte sich noch einmal um sich selbst und sank dann zusammen, mit dem Gesicht auf den leblosen Affenleib.

Karl Schmandke stand an der Wand. Er zupfte an seinem Kragen; die Zunge war ihm trocken, und er hatte eine nasse Stirn. Es hatte keinen Zweck, einen Arzt hineinzuschicken. An ihrem Gesicht sah er, daß sie tot war. Er wandte sich ab und ging langsam aus dem Stall hinaus.

Draußen spielte die Musik „Rosen aus dem Süden".

Berliner Kaleidoskop / Von Hermann Kienzl

Sie hat im allzu runden Gesicht eine Stülpnase, und die Gestalt gleicht eigentlich einer Pomeranze. Und doch lieblich! Denn: siebzehn Jahre! Sprecht es bedächtig, und ihr werdet der Rührung euch nicht erwehren können: „siebzehn Jahre!" Aller Frühling ist schön.

Verfrühte Osterblüten des März wehen über den Berliner Asphalt. Die Sonne vergoldet lineare Häuserzeilen. Er ist nicht zu verbergen, nirgend zu verleugnen, der Frühling!

Auch nicht in Berlin, der hurtigen Kolonistenstadt. Die pompösen Vierstöcker, kalten Stuck an der Stirn, sind unpersönlich wie das Geschäftsmäßige des weltstädtischen Menschendaseins, sie bedeuten eine Masse, nicht Einzelheiten.

Auch in Berlin gibt es noch alte, baufällige Häuser mit krummgetretenen, ächzenden Holztreppen, engen, schmutzigen, dunklen Höfen. Genügsame Patrioten dieser Stadt führen den Fremden, der etwa aus Nürnberg, Braunschweig oder Hildesheim

kommt, zu den spärlichen Resten des alten „Fischerdorfes", — zu den Geheimnissen am Ufer der Spree, damit er Berlins ehrwürdige Ueberlieferung genieße. Der Krögel, nahe dem Zentrum, das noch vor einem Menschenalter von den besten Patrizierfamilien behaust war, während sich heute in Alt-Berlin nur Geschäftsbetrieb und Kleinbürgertum in das Pomörium teilen, dieser den lauten Straßen so nahe und doch ohne Führung kaum auffindbare stille Krögel und die mit ihm zusammengewachsenen Ufergäßchen des Vororts Neukölln sind die Schlupfwinkel der Berliner Romantik. Die Häuser verbogen, die Winkel mit Urväter-Trümmerwerk gefüllt, ein Labyrinth von Türen, Treppen, kleinen Höfen — und manches schwankende Gebäude hat seine steinerne Wasserlaube, ist von dem trägen, settigen Fluß unterspült, wie malerische Fischerhütten italienischer Dörfer. Immerhin — es läßt sich in dieser Verlorenheit der Großstadt von Gewesenem träumen, so lange uns nicht der schrille Diskant einer Göre oder ein Wortschwall im nüchternsten aller Idiome aufscheucht.

Berliner Romantik? Auch sie hat den Modeschnitt unserer Tage. Von der Romantik der guten alten Räuberzeit ist sie im Wesen nicht einmal allzu weit, doch wohl mit ihren politischen Formen entfernt.

In dem baufälligen Häuschen „Am Wasser" spann, wie uns die Polizei erzählt, solch ein moderner Räuberroman. Dort wohnte über knarrenden Hühnerstiegen, die den Besuch zum Wagnis machen, zwischen lichtlosen kleinen Höfen, die Senkgruben ähnlich sind, in Stuben, durch ein Gewirr von Gängen gegen Pfadfinder geschützt, ein Kunstmaler. Butzenscheibenfenster wehren zum Ueberfluß den Einblick ab. Doch wer begriffe es nicht, daß der Maler den Winkel fand, wo Moder und Staub und des Flusses dunkle Tümpel seinem sinnenden Auge Tieferes boten als der pralle Prunk des Berliner Westens? Je nun aber! Dieser Maler Wolf war doch gerade ein Jünger der absoluten Linie und der lieblichen geometrischen Figuren, vom Kubus aufwärts zu noch höheren Potenzen! Was gingen ihn eigentlich Butzenscheiben, Ruinen im Abendrot und Spinngewebe an?

Beziehungen eigener Art hatte er zu diesen Dingen. Er verkroch sich ins Undurchdringliche, um über den Plan zu brüten, wie er Berlin, Deutschland, die Welt in Ruinen verwandeln könne. Er — mit seinen Genossen. Das greisenhafte Häuschen im Versteck barg eine kommunistische Bruthöhle. Zwölf schwerbewaffnete Verbrecher überraschte die Polizei am Tische des Hausherrn, unter ihnen die Buben, die die Höllenmaschine auf die Siegessäule getragen hatten, um Hunderte von Menschen zu ermorden und das Signal zur wahnsinnigen Weltrevolution zu geben . . . Sie brüteten nicht um Gotteslohn. Moskau gab den Befehl.

Künstler und Massenmörder! Es mag nicht weit her sein mit der „Kunst" des kommunistischen Wolf; doch der bloßgestellte Zusammenhang, den hier in einem von Ehrgeiz vergifteten oder überhaupt kranken Hirn kunstwillige Bestrebungen und verbrecherische politische Instinkte knüpften, ist keine ganz zufällige, keine vereinzelte Erscheinung. Es bestehen verbindende Unterströme zwischen gewissen Brüdern des Café Größenwahn und der Kaschemme. Der „Uebermensch", der im heißen liebenden Herzen die Welt der Uebel verwirft und in der Sehnsucht ein drittes Reich baut, läßt sich von irrer Phantasie ins Untermenschliche stürzen, wenn nicht Verstand und Charakter seine Stützen sind. Phantasie und Verstand — das kann gewiß zweierlei sein. Zuweilen übrigens lootst ganz allein die schrankenlose Eitelkeit.

*

* *

Zumeist in harmloseren Dunstkreisen tollt sich die politische Phantastik der Kunstmenschen aus. Nichts ist schwerer zu disziplinieren als eine Zweckgemeinschaft von sogenannten Intellektuellen. Sehr im Widerspruch mit den sozialen Dramen, Romanen und Aufsätzen vieler Schriftsteller verrät deren Unfähigkeit, das Bindende über das Trennende, das Allgemeine über das Besondere zu stellen, eine geradezu asoziale Naturbeschaffenheit. Noch schwieriger — womöglich — ist die Assoziation der in zahllosen Parteien hadernden bildenden Künstler. Die Schauspieler hinwieder werden von jedem Winde, der sie bestreicht, durcheinander gewirbelt.

Das wäre wohl auch ein minderer Mime, der ganz unwandelbar ist! Ein rechter Schauspieler hat den Tugendbold und den Lasterausbund in sich, den König und Königsmörder. Und lebt jeden, will's die Stunde, ehrlich. Ich kenne einen, der hielt drei Tage nach der Novemberrevolution in geselliger Runde eine Ansprache mit gebrochener Seele und Stimme. Den gestürzten König umhüllte der

Mantel seiner Tränen. Sechs Wochen später — sechs Wochen später! — traf ich ihn zufällig, fragte ihn, ob er sich mit den neuen Verhältnissen vertrage. Entrüstet wies er es ab. „Ich bin doch Spartakist!" — rief er. Ich glaube, er meinte es aufrichtig damals und damals. Den Schauspieler bewegt und trägt die andere Stimme, die ihm das Stichwort gibt; die Stimme des Dichters, des Zephirs oder der Masse. Oder die eigene Stimme, die manchen schon fortreißt, ehe noch die Rolle zu Ende bedacht ist. Der Impuls, den nicht die Denkmaschine erzeugt. Das sind Menschenkinder, denen der Ausdruck das Primäre ist. Die sich am eigenen Worte berauschen (aber es gibt auch grüblerische Mimen. Die Kritiker nennen sie „denkende Schauspieler", — was nicht immer so gut ist als es klingt)!

Man unterscheidet laute und stille Räusche, dionysisches Evoë und besoffenes Elend. Doch der Wortrausch ist immer sehr lärmig. Schauspielerversammlungen gleichen allerweilen mehr oder minder den Exzessen von Betrunkenen. Blitze zucken, Donner brüllen, Wolkenbrüche prasseln, Lawinen krachen, der Koeythos heult — und zuweilen ist's wie mit dem berühmten Paket! Emballage auf Emballage, wieder eine Hülle und noch eine, und wenn die letzte entfernt ist, findet sich ein alter Hosenknopf. Ja, das Wort kann toller machen als der Alkohol!

Knapp vor Ostern war der Berliner Bezirksverband der deutschen Bühnengenossenschaft versammelt. Unter dem Vorsitz ihres Robespierre, Dr. Czempin, der keineswegs die Absicht hat, zu zügeln. Es ging um neue Forderungen an die Direktoren. Gott, nur subalterne Gemüter mißgönnen dem Nebenmenschen — und nun gar dem Künstler, der seine Funken nicht aus der Not schlagen kann! — das Wohlbefinden. Es ist windschief, zu murren: Ein Mensch, der auf der Bühne die gesattelten Pferde anzumelden hat, stehe sich zur Zeit besser, als der Gelehrte, der in ungeheizter Kammer die Menschheit um einen Siebenmeilenschritt aufwärts trage . . . Gerechten Ausgleich gibt es nicht. Der Hunger des einen stillt nicht den des anderen. Die fordernden Schauspieler haben Recht, solange sie nicht ihren eigenen Ast absägen, nicht das ernstlich bedrohte Theater unterwühlen. Gerade diesen Einwand freilich erheben die Direktoren gegen die neuen Daumenschraubenpostulate der Berliner Schauspieler, die u. a. in den Schiedsgerichten der einzelnen Bühnen nicht einmal mehr eine Vertretung der anderen Partei, der Direktionen, anerkennen wollen. Die sich einen silbernen, wenn icht goldenen Schutzpanzer anlegen, aber dem Theater jeden Schutz gegen den nahrhaft-gefräßigen Film verweigern, so daß es in Berlin kaum mehr möglich ist, Proben anzusetzen, auf denen allen Beschäftigten zu erscheinen „möglich" wäre . . . .

Das Erreichbare von den Wünschen des Dr. Czembin zu sondern, kann der Interesseneintracht der Parteien gelingen, nicht aber der Uebertragung Reinhardtscher Danton-Szenen in den Versammlungssaal. Weil einige „denkende Schauspieler" gegen den Terror protestierten, gegen ein zwölfstündiges Ultimatum, hinter dem man den Schreckpopanz eines Theater-Osterstreiks aufrichtete, ging die Hölle los. Die niedergebrüllten Warner behielten Recht — aber erst am Tage nach der Versammlung; entgegen den tobsüchtigen Beschlüssen, wurde der Streik vertagt, der Verhandlungsweg in Aussicht genommen, die selbstmörderische Sabotage des Ostergeschäftes fallengelassen. Entgegen den Beschlüssen der Versammlung! Beweist das nicht hinlänglich, was von Versammlungen und Beschlüssen zu halten ist, die die Luft und die Grundpfeiler des Saales erschüttern? So kannibalisch war der Skandal, daß die Geschäftsleitung des Saales mit der Räumung des Lokals drohen mußte. Die sich so benahmen, waren nicht die Arbeitslosen vom Wedding, waren Ritter vom Geiste, Priester der Kunst. Aber Menschen, die sich zuerst ausdrücken und dann denken. Schauspieler.

*

* *

Das Zeitungsinserat eines sozusagen literarischen Berliner Kabaretts. In faustdicken Buchstaben: „Erstes Auftreten von Leopold Wölfling, ehemaliger Kaiserlicher Hoheit Erzherzog Leopold Ferdinand von Oesterreich"... Was den ehemaligen Erzherzog betrifft, der auf diese Weise unter die arbeitenden Selbstversorger tritt: seine Eigentümlichkeit war näheren Nachbarn längst bekannt, ein höheres Interesse für seine Person scheint ebensowenig begründet, wie etwa eine Anwandlung deplacierter Ritterlichkeit, das Haus Habsburg in Schutz zu nehmen. Bemerkenswert scheint dagegen, wie gerne sich die vorurteilsfreien Geister des Kabaretts des monarchistischen Magnetismus bedienen, wenn Merkur die Stunde regiert.

RANDBEMERKUNGEN

Prohibition und Verbrechen.

The American Monthly, New York, schreibt im Januar-Heft dieses Jahres:

„Die kriminelle Welle, die über unser Land dahinfegt, hat die Oeffentlichkeit begreiflicherweise in die heftigste Erregung versetzt. Die Verbrechen haben in der Tat einen derartigen Umfang angenommen, daß wir allen Grund haben, uns zu beunruhigen. Das Räuberhandwerk scheint die Haupttätigkeit einer weitverbreiteten, vor nichts zurückschreckenden Menschensorte geworden zu sein. In den größeren Städten hat man außerordentliche Polizeimaßnahmen ergriffen — ohne Erfolg. Alle Welt wundert sich über den plötzlichen Ausbruch einer Gesetzesverachtung und Unsicherheit, die es anständigen Menschen unmöglich macht, abends auszugehen.

Ebensowenig wie die Zeitungen niemals die Wahrheit über die sogenannte „Spanische Influenza" gesagt haben, ebensowenig beschäftigen sie sich mit den Ursachen der amerikanischen Verbrecherepidemie. Die Krankheit, die in den letzten Jahren ganz Europa und Amerika heimsuchte, war gewiß keine „Influenza", sondern es war eine von den Schlachtfeldern ausgehende schwarze Pest. Es war gleichsam der Preis, der für den verbrecherischen Krieg gezahlt worden ist. Keine Regierung wagte es, dem Volke die Wahrheit hierüber zu sagen. Ebenso ist die Hochflut von Verbrechen ein Teil des für den Krieg bezahlten Preises. Nach Beendigung des amerikanischen Bürgerkrieges vereinigten sich große Scharen von entlassenen Soldaten im fernen Westen zu Räuberbanden. Heute, da es im fernen Westen keine spärlich besiedelten Flächen, auch keine isoliert liegenden Ortschaften und einsame Postkutschen mehr gibt, ist es lohnender, in den großen Städten auf Raub auszugehen.

Die stets wachsende Arbeitslosigkeit — auch ein Posten, den wir in die Kriegskostenrechnung einstellen müssen — drängt viele unbeschäftigte Menschen dahin, sich etwas „Kleingeld" auf die nicht mehr ungewöhnliche „direkte Aktion", das heißt durch Straßenraub, Einbruchsdiebstähle oder Bankeinbrüche verschaffen.

Es gibt indessen noch eine andere Ursache, des die ganze Nation beunruhigenden Krankheitssymptoms. Es ist dies nach dem übereinstimmenden Urteil hervorragender Kriminalisten und anderer Autoritäten die Prohibition. Zur Beurteilung der Wechselbeziehungen zwischen Prohibition und Verbrechen bieten sich uns viele Anhaltspunkte.

An erster Stelle ist die Zerstörung einer harmlos fröhlichen Geselligkeit zu nennen. Während man früher seine Abende bei einem guten Glase Bier verplaudern konnte, ist man jetzt auf sich selbst angewiesen, was nicht jedermanns Sache ist. Mancher wird dadurch zu einem unleidlichen, leicht erregbaren Menschen, schwächere Charaktere, denen es jetzt an guter Kameradschaft fehlt, sind infolge davon leichter verbrecherischen Ideen zugänglich. Dieser Gefahr sind namentlich jüngere Männer, die früher zu ihrer Erholung in Bierlokalen und Gastwirtschaften verkehrten, wo sie ein gesundes und billiges Getränk erhielten, ausgesetzt. Heute, wo ein gutes Glas Bier nicht mehr zu haben ist und die meisten Lokale geschlossen sind, hält es schwer, sich in harmloser Gesellschaft zusammenzufinden und die geselligen Bedürfnisse zu befriedigen. Daher kommt, daß die Not der Zeit, die auf jeden schwer lastet, schließlich alle moralischen Hemmungen beseitigt und schwache Charaktere auf die Bahn des Verbrechens drängt.

In zweiter Linie ist die Prohibition für die Zunahme der Verbrechen verantwortlich zu machen, weil sie zum Whiskygenuß den Anreiz gibt. Hunderte und Tausende von Männern — und auch Frauen —, die keinen Tropfen Whisky anrührten, ehe das gegen die amerikanische Freiheit gerichtete Schandgesetz erlassen wurde, sind jetzt gewohnheitsmäßige Whiskytrinker geworden. Es kann weder die Herstellung noch der Handel mit Whisky verhindert werden, und wenn noch so viele Gesetze dagegen erlassen werden. Wie die Verhältnisse heute in den amerikanischen Städten liegen, haben diejenigen, die vor den Folgen des Prohibitionsgesetzes warnten, recht behalten. Es haben namentlich jüngere Leute, die es sich früher an einem bescheidenen Glase Bier genügen ließen, zum Whisky, den man sich überall ohne große Schwierigkeiten verschaffen kann, ihre Zuflucht genommen, um die Lebensgeister aufzupeitschen. Berücksichtigen wir ferner, daß die unter der Marke Whisky von dunklen Ehrenmännern vertriebenen Spirituosen, meistens nur eine Mischung von ungereinigtem Alkohol und

gefärbtem Wasser sind, so kann man ermessen, welche Wirkung ein solches Getränk auf die geistige Verfassung des Menschen ausübt.

Noch schlimmer als die Ueberhandnahme des Whiskygenusses ist die wachsende Beliebtheit solcher narkotischen Stoffe, die in moralischer Beziehung die schrecklichsten Verwüstungen anrichten. Gewissenlose Händler drängen sich an Männer und Frauen heran, die früher, als ihnen ein leichtes Getränk zugänglich war, gar nicht daran dachten, sich zu betäuben, um ihnen das Narkotikum aufzuschwätzen. Diesem Handel ist überhaupt nicht beizukommen, da die von ihm vertriebenen Stoffe von so geringem Umfange sind, daß sie mit Leichtigkeit von Ort zu Ort verschoben werden können.

Endlich wollen wir nicht vergessen, darauf hinzuweisen, daß die Prohibition jede Achtung vor dem Gesetz untergräbt. Ein Mensch, dem durch Gesetz der Genuß eines harmlosen und erquickenden Glases Bier oder Wein verboten ist, wird schließlich zu einem Gesetzesverächter. Wenn er ferner dahinter kommt, daß das Gesetz von denen, die seine Hüter sein sollten, täglich umgangen wird, wenn er bemerkt, daß die Konstitution der Vereinigten Staaten für das Zustandekommen des Prohibitionsgesetzes mißbraucht worden ist, und daß Scheinheiligkeit und Unehrlichkeit unser Regierungssystem beherrschen, dann ist auch der letzte Respekt vor dem Gesetz dahin, worauf sehr bald der erste Versuch, es zu brechen, unternommen wird.

Das ist alles so augenscheinlich und selbstverständlich, daß nur die eingefleischte Scheinheiligkeit, die eine schändliche Tyrannei ausübt, es nicht sehen will. Aber viele Anzeichen deuten darauf hin, daß das amerikanische Volk entschlossen ist, zum wirklichen Amerikanismus zurückzukehren. Wir müssen uns immer vergegenwärtigen, daß die Prohibition eine Nebenfrucht des Krieges ist. Wir sind viele üble Dinge, die uns der Krieg auferlegt hat, wieder losgeworden, darum ist die Hoffnung vorhanden, daß wir uns auch von dieser nationalen Verrücktheit befreit werden."

Soweit die Ausführungen des „American Monthly", denen gegenüber wir uns unter Wahrung unseres neutralen Standpunktes in der Alkoholfrage jeden Kommentars enthalten.

Die Sperrung der Museen.

Vom 1. April ab wird an den Wochentagen in den staatlichen Museen ein Eintrittsgeld von zwei Mark erhoben — eine „Reform", die man in unserem demokratischen Staate einfach für unmöglich gehalten hätte, wenn man nicht durch die bittere Tatsache eines anderen belehrt worden wäre. Seit Jahrzehnten arbeiten Volkserzieher und gemeinnützige Gesellschaften mit bemerkenswertem Eifer daran, das Volk zur Kunst und zum Kunstgenuß zu erziehen und ihm alle Bildungsstätten zu erschließen, bis eines guten Tages das ganze Erziehungswerk durch einen ministeriellen Ukas über den Haufen geworfen wird. Begründet wird die Maßnahme, die einer Sperrung der Museen für die breiten Volksschichten gleichkommt, nicht etwa durch die Finanzmisere des Staates, sondern lediglich durch das Geldbedürfnis der Museumsverwaltung für die Neuausgabe von Katalogen. Nun ist zweifellos der Katalog eine sehr schätzenswerte Einrichtung, namentlich für den Kunststudierenden, weniger für den Beschauer, der lediglich Anregung und Genuß durch die Betrachtung aus dem Kunstwerk schöpft. Ich habe noch nie einen Volksgenossen mit dem Katalog in der Hand durch die Museumssäle wandeln gesehen.

Die Kunst dem Volke! Eine Forderung, die sich mit den Tatsachen nicht mehr recht in Einklang bringen läßt, nachdem das Kino seinen Siegeszug über den Erdenrund angetreten hat. Es läßt sich auch nicht in Abrede stellen, daß mit der Verallgemeinerung des Filmdramas das ästhetische Bedürfnis und damit die naive Freude an dem reinen Kunstwerk auf ein erschreckendes Niveau gesunken ist. Das darf uns aber nicht abhalten, ein Gegengewicht gegen die sich stetig ausbreitende Geschmacksverwilderung zu schaffen. In dieser Beziehung könnten die Museen eine große Aufgabe erfüllen. Darum fort mit allen Maßnahmen, die auf eine Sperrung unserer Kunstsammlungen hinauszielen. Finanzielle Gesichtspunkte dürfen, wenn es sich um das Volkswohl und die Volkserziehung handelt, überhaupt nicht in Frage kommen. Wir sind arm geworden, aber nicht so arm, daß wir auf den Kunstgenuß verzichten müssen. Gemessen an den Riesenziffern unserer Reichs- und Staatsbudgets fällt eine Einnahme aus den Eintrittsgeldern für den Museumsbesuch überhaupt nicht in die Wage. Es ist einfach ein skandalöser Zustand, daß eine Staatsbehörde nicht nur die künstlerische Produktion, sondern nunmehr auch den Kunstgenuß besteuert. Durch Eintrittsgelder, und mögen sie noch so hoch angesetzt werden, kann man ohnehin nicht

die Verwaltungskosten der Museen decken. Ein Beschluß, die Museen durch Erhebung von Eintrittsgeldern für das Volk zu sperren, kann nur am grünen Tisch ausgeheckt worden sein von Bureaukraten, die jede Fühlung mit dem Leben verloren haben. Er kennzeichnet aber auch die bureaukratische Versimpelung der Staatsverwaltung, die in der ewigen Suche nach neuen Einnahmequellen gar nicht mehr danach fragt, welche Wirkung eine Steuer in sittlicher und erzieherischer Hinsicht ausübt. Immerhin: die Kataloge sind gerettet, die Kunstgelehrten sind bis auf weiteres mit Arbeit versehen — was kümmert es die Museumsverwaltung, wenn die Kunststätten darüber veröden! J. G.

BÖRSENSPIEGEL

Schiffahrtsaktien.

Wenn man sich ein Urteil darüber bilden will, ob eine Sache gut und zweckmäßig ist, so ist nicht der unzweckmäßigste Weg dazu der, die Frage einmal aufzuwerfen, welche Persönlichkeiten sich neuerdings besonders dafür interessieren. In diesem Falle läßt sich die Frage dahin beantworten, daß die beiden klügsten Köpfe des deutschen Wirtschaftslebens für einige Zeit ein wachsendes Interesse am Schiffahrtswesen und an Schiffahrtsaktien bekunden. Diese beiden klügsten Köpfe sind Herr Hugo Stinnes und Herr Dr. Hans Jordan; also zwei Großindustrielle. Unsere Hoffnung, unsere Bankwelt spielt heute — eine bisher noch niemals nach Gebühr beleuchtete und gewürdigte Tatsache — eine ziemlich bescheidene Rolle gegenüber der Industrie, was die Führer auf beiden Gebieten betrifft. In den Tagen eines Georg von Siemens und Hansemann lagen die Dinge anders, und damals nahm die Bankwelt unbedingt die führende Stellung ein. Heute nicht mehr; man braucht die heute rührigsten Männer unserer Bankwelt, etwa Strauß, Solmssen, Goldschmidt, keineswegs zu unterschätzen; aber die Führung haben in den bedeutsamen Wirtschaftsfragen nicht sie, sondern die großen Industriekapitäne; keineswegs zum Schaden der Gesamtheit, und im übrigen auch in vollem Einvernehmen mit den Großbankdirektoren. Unter der Menge der führenden Geister aber ragen zwei besonders hervor, Stinnes und Jordan. Daß der Mülheimer Kohlenmagnat und Trustherrscher sich seit Jahren schon lebhaft für Schiffahrt interessierte, war jedermann geläufig; aber bei Dr. Jordan erfuhren es weitere Kreise erst, als der Glanzstoff-Vorsitzende, der Spezialist auf dem Gebiete komplizierter Finanztransaktionen, plötzlich in den Aufsichtsrat des Norddeutschen Lloyds gewählt wurde. Wenn der kluge Schloßherr von Schloß Mallinckrodt eines Tages in die Verwaltung des Lloyd eintritt, so hat das natürlich seine ganz besonderen Gründe, und man kann nur der Ansicht sein, daß diese Verbindung für den Lloyd sehr ersprießlich sein wird. Aber auch wohl für Herrn Dr. Jordan, der sich auf schlechte Sachen einzulassen glücklicherweise nicht nötig hat.

Den Schiffahrtsgesellschaften ist in letzter Zeit ziemlich übel mitgespielt worden. In den Jahren des Krieges von der Entente, welche die deutschen Schiffe beschlagnahmte oder versenkte, und in den Tagen des Friedens von der deutschen Regierung, welche sich mit Händen und Füßen gegen die gerechte Entschädigung der Schiffahrtsgesellschaften sträubte; das heißt, die Entschädigungspflicht erkennt sie wohl an, aber nur so, wie sie sie auffaßt. An einem Kaiserwort soll man bekanntlich nicht drehn noch deuteln; aber wir haben ja kein Kaiserreich mehr, sondern eine Republik, und an den Versprechungen republikanischer Minister kann man sehr wohl drehen und deuteln. Den Reedereien ist durchaus nicht der volle Schaden für die versenkte Tonnage vom Reich ersetzt worden, und die Ansichten der Reichsbehörden weichen in beinahe allen Punkten sehr erheblich von denen der Reedereien und ihrer Sachverständigen ab. Die Regierung freilich hatte ebenfalls Sachverständige aufgeboten, die gegenüber denen der Schiffahrtsgesellschaften den unleugbaren Vorzug hatten, keinerlei praktische Kenntnis der Materie zu besitzen, also durchaus unvoreingenommen zu sein. Im neuen Deutschland machen nun einmal genaue Sachkenntnisse von vornherein verdächtig, und das hätten die Herren Reeder bei der Auswahl ihrer Sachverständigen gebührend in Betracht ziehen sollen.

Die deutsche Seeschiffahrt ist also, nachdem das „Entschädigungsgesetz" sie in keiner Weise angemessen entschädigt hat, auf eigenes Können, auf eigene Kraft angewiesen, und sie muß gewissermaßen gegen die Reichsregierung wieder groß zu werden suchen. Es blieb ihr nichts anderes übrig; denn sie konnte nicht mit einem „Ultimatum" drohen, und sie mußte sich vielmehr wieder „Diktatabkommen" gefallen

lassen. Aber sie gibt darum doch nicht die Hoffnung auf. Im Gegenteil; sie steht am Beginn neuer großer Entwicklungsmöglichkeiten, wobei es kein Zufall ist, daß sich gerade die Großindustrie und ihre klügsten Köpfe auf einmal so lebhaft für das Schiffahrtswesen interessieren.

Während unsere wackeren Behörden sich heldenhaft bemühen, von braunen, roten und grünen Klubsesseln aus das deutsche Wirtschaftsleben durch Kommunalisierung, Sozialisierung und Zwangswirtschaft zum Teil zu experimentieren, sind die führenden Geister in der Industrie leidenschaftlich bemüht, dem Chaos entgegenzuarbeiten und einen Wiederaufbau nach vernünftigen, logischen Wirtschaftsgesetzen herbeizuführen. Dr. Walter Rathenau, der ein ganz geschickter Theoretiker, nur in der Praxis ein heilloser Dillettant ist, hat ja schon seit Monaten den Gedanken vom „vertikalen" Zusammenschluß propagiert; übrigens nachdem andere ihm die Sache längst in der Praxis vorgemacht hatten. In den „vertikalen" Aufbau unserer Wirtschaft soll nun das Transportwesen einbezogen werden. Zu Lande geht es nicht, da wir bekanntlich Reichseisenbahnen (mit der in den republikanischen Staatsbetrieben üblichen Defizitwirtschaft) haben. Aber im Seetransport geht es, und es handelt sich gegenwärtig um nichts Geringeres als einen engen Anschluß der Großreedereien an die großen Industriekonzerne. Dabei gibt es noch ein besonderes Bindeglied zwischen Reederei und Montanwerk; nämlich die Schiffswerft. Die Werft ist einerseits Großabnehmer des Eisenwerks, andererseits Großlieferant der Reederei. Beide aber sind außerdem zum Teil schon jetzt sehr stark durch Aktienbesitz am Schiffbau interessiert.

Die Bestrebungen der Montanwerke, an die Küste zu gelangen, sind nicht ganz neuen Datums, aber in jüngster Zeit ist dieser Drang immer stärker hervorgetreten. Fast alle großen Eisenkonzerne haben sich heute bereits an Werften beteiligt. Das Prinzip ist zweifellos durchaus richtig und zweckmäßig: Das Eisenwerk liefert den Stahl an seine eigene Schiffswerft; diese liefert die Schiffe an die Reedereien des eigenen Konzerns, und diese übernimmt wiederum die Verfrachtung der Erzeugnisse des Konzern-Eisenwerkes; ein in sich geschlossener Ring. Vertikaler Aufbau, aber im größten Stil, denn unsere großen Reedereien haben heute 200 Millionen Kapitalien, und sie selber bilden wieder mit ihren Tochter- und befreundeten Gesellschaften ebenfalls große, weitverzweigte Konzerne.

Herr Stinnes hat den großen Elektro-Montankonzern geschaffen; die Gelsenkirchener Bergwerks-Gesellschaft gehört dazu, die Deutsch-Luxemburgische, der Borsumer Gußstahlverein, die Siemens & Halske Akt.-Ges., die Schuckert-Gesellschaft und noch etliche kleinere Werke; jetzt kommt offenbar eine der großen Reedereien hinzu. In irgendeiner Form, die heute noch nicht feststeht, aber irgendwie gefunden werden wird. Weiter aber: Zwischen der Hapag und ihren amerikanischen Partnern bestehen heute sehr enge Beziehungen, und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß auf dem Wege über die Hapag Amerika sich in Zukunft an der deutschen Industrie stärker beteiligt. Das hat allerlei Vorteile; zum Beispiel auch den, daß die Trusts, die sich heute bei uns, ganz nach amerikanischem Muster, bilden, einen mehr internationalen Charakter bekommen, und das ist eine nicht zu unterschätzende Sicherung gegen alles mögliche. Einmal schafft es uns ein erhöhtes Wohlwollen der Amerikaner, und darauf sind wir heute nun einmal angewiesen. Dann aber ist darin auch ein gewisser Schutz gegen Sozialisierungs- und andere Experimente wildgewordener Bureaukraten zu erblicken, der bitter nottut. Will man aus einem so kunstvollen Wirtschaftsgebilde, in dem sich Kohle, Eisen, Elektrizität, Schiffbau und Reedereibetrieb aufs engste vereinigt haben, die Kohle plötzlich herauslösen und „sozialisieren?" Und selbst in der zahmsten Form der Sozialisierung, der Schaffung von Kleinaktien, will man bei einem so vielgestaltigen Gefüge für einen seiner Teile, nämlich die Kohlenbergwerke, Kleinaktien schaffen, für die anderen nicht? Es wäre ein ganz unmögliches Beginnen, ein vollkommener Unsinn, und anstatt zur Sozialisierung gelangen wir so allmählich zur Trustbildung. „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung", könnte man beinahe sagen.

Das wachsende Interesse für Schiffahrtsaktien erscheint also, wenn man diese gesamte Entwicklung ins Auge faßt, durchaus verständlich. Die Mehrzahl der Besitzer von Paketfahrt, Lloyd, Hamburg-Süd oder Hansa-Aktien ahnt zwar die tieferen Zusammenhänge noch gar nicht; aber es bereiten sich große Dinge vor, nämlich die Einbeziehung der Großreedereien in die industriellen, vor allem montan-industriellen Trustgebilde mit allen ihren Konsequenzen.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. W. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Die Gegenwart

50. Jahrgang — Erstes und zweites Maiheft — 50. Jahrgang

Fiasko bureaukratischer Wirtschaft / Von Otto König

Die Uebernahme von Gewerbetrieben durch die Gemeinden nahm in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zum erstenmal einen größeren Umfang an. Das rasche Wachstum der Städte und die damit in Zusammenhang stehende Ausdehnung des Aufgabenkreises der Kommunen führte dazu, die Zahl der öffentlichen Unternehmungen zu vermehren. Der leitende Gedanke bei der Kommunalisierung der Betriebe war einesteils die Erzielung von Ueberschüssen, vor allem aber die bessere und zweckmäßigere Befriedigung allgemeiner Bedürfnisse. Es waren also im wesentlichen wirtschaftliche und sachliche Beweggründe, die es ratsam erscheinen ließen, wichtige Produktionszweige in eigene Regie der Gemeinden zu übernehmen.

Die in den letzten Jahren verstärkt auftretende Kommunalisierungsbewegung unterscheidet sich von den früheren sehr wesentlich. Sie gewinnt neue Werbekraft mit dem Auftauchen des Sozialisierungsgedankens, der seit dem politischen Umschwung die Köpfe von Millionen in Deutschland beherrscht. Der Kommunalisierungsgedanke wurde ein Gegenstück zum Sozialisierungsgedanken, und die Forderung nach Kommunalisierung der Betriebe wurde lauter und dringender denn je erhoben. Der Ursprung der Bewegung zeigt, daß es dabei nicht mehr auf wirtschaftliche und sachliche Momente ankommt, vielmehr soll einer massenpsychologischen und parteipolitischen Zeitströmung Rechnung getragen werden. Wie außerordentlich weit man dieser Zeitströmung entgegengekommen ist, beweist nichts deutlicher als der Vorschlag der Sozialisierungskommission vom 24. September 1920 für ein Kommunalisierungsgesetz. Mit Ausnahme von Unternehmungen zur Herstellung und zum Vertrieb von Druckschriften sowie zur Veranstaltung von schauspielerischen und musikalischen Aufführungen und zu Ausstellungen künstlerischen und wissenschaftlichen Charakters darf nach diesem Vorschlag eigentlich so gut wie alles kommunalisiert werden. Mit äußerster Konsequenz vertritt die Sozialisierungskommission dabei den Standpunkt: Die Kommunalisierung ist Sache der Kommunen. Sie stellt sich damit in einen direkten Gegensatz zu dem früher erschienenen Regierungsentwurf, wonach die Gemeinden grundsätzlich nicht ohne die Genehmigung der Reichsregierung kommunalisieren dürfen. Eine Ausnahme bilden nur diejenigen Wirtschaftszweige, in denen sich der Gemeindebetrieb schon vor dem Kriege unbestritten bewährt hat (Straßenbahnen, Wasser- und Gasversorgung, Bestattungswesen, Anschlagswesen usw.). Dagegen stellt der Entwurf der Sozialisierungskommission, wie schon gesagt, das Recht der Gemeinden zur selbständigen Kommunalisierung in den Vordergrund.

Infolge der neuerlichen Kommunalisierungsbewegung ist man denn auch vielerorts zur Tat geschritten. Die Kommunalisierung der Großen Berliner Straßenbahn ist noch in frischer Erinnerung. Weitergehende Projekte sind eifrig ventiliert worden. Erinnert sei an die Denkschrift eines Mitglieds des Berliner Magistrats über die Kommunalisierung des Berliner Milchhandels. Ferner ist der Plan der Kommunalisierung des Kohlenhandels erörtert worden. Es gibt überhaupt keinen Geschäfts- oder Wirtschaftszweig, der nicht für die Kommunalisierung in Vorschlag gebracht worden wäre.

Aus diesen Plänen geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß man von den ursprünglichen gesunden

Beweggründen, die allein in der Wirtschaftlichkeit und Sachlichkeit zu suchen sind, allmählich mehr und mehr abgekommen ist. Auch in der Verwaltung der Kommunalbetriebe hat sich mit der Zeit ein grundlegender Wandel vollzogen, der mit der Politisierung der Wirtschaft in engster Beziehung steht. Während früher in den Direktionen genügend fachkundige Personen saßen, die unter normalen Verhältnissen eine, wenn auch bescheidene Wirtschaftlichkeit der Betriebe garantieren, so ist das heute nicht mehr der Fall, weil die überaus wichtigen Posten vielfach nach politischen Gesichtspunkten besetzt worden sind. Die Leitung dieser Werke mußte auch häufig einer von Fachleuten gebildeten Kontrollinstanz entbehren, was wiederum eine Ueberorganisation und eine Personalverschwendung zur Folge hatte, die die Grenze des Erträglichen weit überstiegen. Selbst bei Lösung einfachster Fragen muß eine unglaublich hohe Zahl von Verwaltungsstellen, Kommissionen und Deputationen mitwirken, wodurch der ganze Betrieb schwerfällig wird. Von Verantwortungsbereitschaft und schneller Entschlußfähigkeit ist keine Spur mehr vorhanden. Eine Kontrolle löst die andere ab, während doch allein höchstes Vertrauen in die leitenden Persönlichkeiten zu greifbaren Erfolgen führen kann.

Die Resultate eines derartigen Wirtschaftsbetriebes sind erschreckend. Ursprünglich zur Entlastung der Steuerzahler eingerichtet, haben sich die städtischen Betriebe heute vielfach in der entgegengesetzten Richtung entwickelt und zu einer außerordentlichen Bedrückung der Steuerzähler geführt. Aus Ueberschußwirtschaften sind Zuschußwirtschaften geworden. Daß diese Art des Wirtschaftens auf die Dauer nicht weitergehen kann, ist klar; denn die Leistungsfähigkeit der Steuerzahler hat auch ihre Grenzen, und es geht nicht an, daß große städtische Betriebe immer mehr zu den Organen der Arbeitslosenfürsorge werden.

Erst an Hand dieser Gesichtspunkte kann man zu einer richtigen Würdigung der kürzlich erschienenen Denkschrift über die Neuorganisation der Verwaltung der städtischen Werke von Stadtbaurat Horten (vgl. Nr. 148 der „Deutschen Allgemeinen Zeitung") kommen. Die Aufgabe, die Horten der Stadtverwaltung stellt, geht dahin, für die Gas- und Wasserwerke, die elektrischen Betriebe und das Maschinenwesen eine möglichst einfache und billige Verwaltung zu schaffen, die in technischer, kaufmännischer und sozialer Beziehung den neuesten Errungenschaften der Zeit entsprechend nach privatwirtschaftlichen Methoden unter Vermeidung aller Schwerfälligkeit arbeiten soll. Es ist bezeichnend, daß selbst ein Mann wie Horten, der politisch dem linksstehenden Radikalismus zuzurechnen ist, sich trotz allem radikalen Doktrinarismus aus dem Zwang der Praxis heraus zu dem Standpunkt hat bekehren müssen, daß ein wirtschaftliches Arbeiten der Kommunal-Produktionsanstalten für Gas, Wasser und Elektrizität innerhalb des Apparates der kommunalen Verwaltung nicht zu erreichen, und daß deshalb der Weg nicht zu beschreiten ist, diese gleichartigen Betriebe zu einer Organisation zusammenzufassen und vollständig aus dem kommunalen Verwaltungsapparat herauszunehmen, indem sie in die Form einer Gesellschaft (Aktiengesellschaft oder G. m. b. H.) übergeführt werden. Selbst Horten muß zugeben, daß dies der einzige Weg ist, die kommunalen Wirtschaftsbetriebe aus den Fesseln und Schwierigkeiten des Bureaukratismus, unter denen sie heute leiden, zu befreien. Die Arbeitsfreudigkeit der Angestellten soll dadurch besonders gesteigert werden, daß entsprechend der persönlichen Leistung auch bessere Einkünfte gewährt werden, insbesondere durch geeignete Festsetzung entsprechender Tantiemen und dergleichen.

Die Denkschrift Hortens ist unter diesem Gesichtspunkt von großer prinzipieller Bedeutung, und es entbehrt nicht eines gewissen pikanten Beigeschmacks, daß der Verfasser zu denjenigen Leuten zählt, die von der Errungenschaft der Revolution in ziemlich weitgehendem Maße überzeugt waren und sich für eine entsprechende Umgestaltung der Wirtschaft immer stark ins Zeug gelegt haben. Horten wiederholt in der Denkschrift eigentlich nur, was wirtschaftliche Sachkenner in den letzten Jahren angesichts des Sozialisierungs- und Kommunalisierungsfieber immer wieder betont haben, nämlich, daß Erwerbsbetriebe rationell nur nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten geführt werden können, daß politische Bestrebungen nicht in derartige Betriebe hineingetragen werden dürfen, wenn sie zweckentsprechend arbeiten sollen. Die Politisierung der Wirtschaft hat dazu geführt, — die Denkschrift gibt das offen zu —, daß selbst diejenigen Wirtschaftszweige, in denen sich der Kommunalbetrieb vor dem

Kriege einigermaßen bewährte, wie Gas, Wasser und Elektrizität usw., heute nicht mehr in den alten Formen weitergeführt werden können. Die letzten Jahre haben genügend Anschauungsunterricht in dieser Beziehung erteilt. Die Arbeiter dieser Werke, die nicht im Besitz von Kapitalisten, sondern der Allgemeinheit standen, haben ihre Ehre darin gesucht, bei Streiks in vorderster Linie zu stehen.

So viel über das Prinzipielle der Denkschrift. Die praktischen Vorschläge der neuen Gesellschaft werden noch stark der Kritik ausgesetzt sein. Horten will die Organisation der ganzen Gesellschaft zwar genau nach den Prinzipien durchführen, die die Privatwirtschaft als die allein richtige in unzähligen Fällen erprobt hat. Er vermeidet aber, der Gesellschaft auch diejenigen Organe zu geben, die ein zweckmäßiges Arbeiten garantieren. So will er an die Stelle der Generalversammlung die ständige Deputation, in Verbindung mit Magistrat und Stadtverordnetenversammlung, setzen. Wie dabei ein vernünftiges Arbeiten möglich sein soll, insbesondere wie bei der Mitwirkung der Stadtverordnetenversammlung, zumal bei ihrer heutigen Zusammensetzung, politische Motive außer acht bleiben sollen, ist zunächst noch das Geheimnis des Herrn Horten. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Freiheit und Dispositionsfähigkeit von Fachleuten, selbst wenn sie noch so tüchtig sind, gebrochen werden, wenn sie unter einer Stadtverordnetenversammlung stehen. Wenn schon einmal eine Umorganisierung der Kommunalbetriebe notwendig ist, dann soll man auch ganze Arbeit machen und einfach zu dem gemischt-wirtschaftlichen Betrieb übergehen, der auch heute noch unzweifelhaft große Erfolge hat. Zunächst bleibt jedoch zu hoffen, daß die Hortensche Denkschrift bei den Stadtverordneten genügende Beachtung findet, damit erst einmal etwas geschieht. Ueber die praktische Ausgestaltung des neuen Planes wird zu gelegener Zeit noch manches Wort zu sagen sein.

Eingefährdetes Wohlfahrtswerk / Von Reichsarbeitsminister Dr. Brauns (Bln.)

Nichts kennzeichnet vielleicht die Stärke des deutschen Volkes besser als die Tatsache, daß inmitten aller Wirrnisse der letzten sieben Jahre die Arbeiten zur Hebung der Volkswohlfahrt in keinem Augenblick zum Stillstand kamen. Um so schwerer trifft das deutsche Volk deshalb alles, was unter dem Druck der allgemeinen Verhältnisse dazu nötigt, Wohlfahrtseinrichtungen einzuschränken oder stillzulegen. Und wenn heute kaum ein Tag vergeht, an dem nicht die Presse von dieser oder jener Betriebseinschränkung oder Stillegung eines Kinderheims, eines Krankenhauses oder ähnlicher Einrichtungen berichtet, so treffen solche Verluste die Allgemeinheit um so härter, als hier nicht nur Gegenwartswerte vernichtet, sondern Entwicklungen zum Abbruch gebracht werden, die einen guten Teil der Grundlage unseres Wiederaufbaues und unserer Zukunft darstellen.

Schlimmer noch wirkt diese Verarmung da, wo es sich um Einrichtungen handelt, mit deren Verlust eine Einbuße an nationalen Werten verbunden ist, wie bei gemeinnützigen deutschen Einrichtungen im Ausland.

Auch das Deutsche Kriegerkurhaus in Davos droht jetzt ein Opfer der Entwertung der Mark zu werden. In besseren Zeiten vom Reichsausschuß der Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen-Fürsorge und den deutschen Vereinen vom Roten Kreuz unter Beteiligung einer reichsdeutschen Einrichtung in der Schweiz ins Leben gerufen, um lungenkranken Kriegsbeschädigten zu helfen, die ihre Heilung nach sachverständigen Gutachten nur im Schweizer Hochgebirgsklima finden konnten, hat es in den drei Jahren seines Bestehens Hunderten von deutschen Männern Gesundheit und Arbeitsfähigkeit wiedergegeben. Opfer genug haben die an der Gründung beteiligten Vereinigungen schon gebracht, um den Verlust des Hauses hintan zu halten. Jetzt sind aber begreiflicherweise auch sie trotz vieler Unterstützung, die sie fanden, nicht mehr in der Lage, weitere Lasten auf sich zu nehmen, und sie stehen vor der Frage, das Haus aufzugeben. Es bedarf keiner Ausführung, welcher Verlust an gesundheitlichen Werten unserem Vaterlande eine solche Preisgabe gerade in einem Augenblick bedeuten würde, wo uns zum Bewußtsein kommt, daß unbestrittener

Sieger in dem vergangenen Krieg die Tuberkulose gewesen ist. Es ist deshalb begreiflich, daß führende Männer auf dem Gebiete der Tuberkulosebekämpfung, wie Sauerbach-München, de la Camp-Freiburg, Brauer-Hamburg, Hahn-Freiburg und andere sich im Interesse der Wiedergesundung unseres Volkes und seiner Zukunft auf das deutlichste für die Notwendigkeit der Erhaltung des Hauses ausgesprochen haben. Als Leiter des Ministeriums, das als Zentralstelle für die Kriegsbeschädigten- und Kriegshinterbliebenenfürsorge, für die Sozialversicherung und für den Arbeiterschutz an der Entwickelung der Volkswohlfahrt mit am stärksten beteiligt ist, habe ich deshalb gerne die Gelegenheit benutzt, um alle auf die Erhaltung des Deutschen Kriegerkurhauses Davos-Dorf hinzielenden Bestrebungen zu unterstützen. Ich hielt eine solche Unterstützung für um so gerechtfertigter, als das Haus, das aus Kriegsnotwendigkeiten geschaffen und demgemäß zunächst nur für die unmittelbaren Kriegsopfer bestimmt war, von seinen Trägern insofern auf friedensmäßige Grundlage gestellt werden wird, als es in allen Schichten des deutschen Volkes und vor allem auch Frauen und Kindern eröffnet werden soll. Mit seinen 160 Betten wird es damit einen um so beachtlicheren Faktor in der Gesamtbekämpfung der Tuberkulose bilden, als die bisherigen Heilerfolge äußerst günstige sind. So weist der ärztliche Bericht für das Jahr 1919 nach, daß, trotzdem in diesem Jahr eine verhältnismäßig große Zahl schwerer Fälle dem Kurhaus überwiesen wurden, von den zur Entlassung gekommenen Patienten 42 Prozent voll arbeitsfähig, 48 Prozent teilweise arbeitsfähig waren. Das sind Ergebnisse, an denen wir heute weniger denn je vorbeigehen können.

Auf meine Veranlassung und unter meiner Förderung hat sich deshalb ein „Ausschuß zur Erhaltung des Deutschen Kriegerkurhauses Davos-Dorf" gebildet, dem der Herr Reichskanzler und die Reichsminister und darüber hinaus zahlreiche führende Männer aus Handel und Industrie und öffentlichem Leben beigetreten sind. Erfreulicherweise habe ich an allen Stellen, die ich für die Erhaltung des Hauses zu erwärmen suchte, ein großzügiges und warmherziges Verständnis für die Notwendigkeit der Erhaltung der gesundheitlich und national so wichtigen Einrichtung gefunden, so daß zu erhoffen steht, daß die Werbungen, die der „Ausschuß zur Erhaltung des Deutschen Kriegerkurhauses Davos-Dorf" demnächst eröffnen wird, vollen Widerhall bei allen findet, denen ein gütiges Geschick gemeinnützige Einrichtungen zu unterstützen erlaubt. Ein solcher Erfolg würde mir um so wertvoller erscheinen, als Deutschland schon zuviel an gesundheitlichen und nationalen Werten verloren hat, als daß es ohne schweren Schaden den Verlust einer so bedeutungsvollen Einrichtung, wie des Deutschen Kriegerkurhauses, ertragen könnte.

Nähere Auskunft erteilt der Reichsausschuß der Kriegsbeschädigten- und Kriegshinterbliebenenfürsorge, Berlin NW 40, Scharnhorststraße 35, die Abteilung Bäder- und Anstaltsfürsorge des Zentralkomitees der deutschen Vereine vom Roten Kreuz, ebenda, sowie die Geschäftsstelle des Ausschusses zur Erhaltung des deutschen Kriegerkurhauses Davos-Dorf, Berlin W 50, Nürnberger Straße 7.

Spenden nehmen sämtliche Banken, deren Depositenkassen und Filialen entgegen. Einzahlungen können auch auf die Postscheckkonten des Ausschusses zur Erhaltung des Deutschen Kriegerkurhauses Davos-Dorf (Berlin Nr. 109 076 und Frankfurt a. M. Nr. 50 825) erfolgen.

König und Kärrner / Eine exemplarische Glosse von Kurt Offenburg

In der Sphäre der menschlichen Erkenntnis herrscht ein seltsamer Konflikt, der sowohl in der Ursache wie auch in der Art der Lösung, bei allen den Menschen, die, berufsmäßig oder auch nur als Nebenbeschäftigung, sich mit den ewigen Weltproblemen befassen, ein unverhohlenes Erstaunen hervorgerufen hat: der Konflikt von überlieferter und neuerworbener Erkenntnis!

Schopenhauer, der mit zu den Wenigen gehört, die dieses eigenartige Widerspiel in seiner ganzen Tragik durchlebten (vielleicht tiefer als Nietzsche), hat für diese seltsame Tatsache bittere, gallige Worte der Nachwelt hinterlassen. Wenn man sich jedoch mit diesem merkwürdigen Kontrast jahrelang wie von ungefähr, also mit völliger Unbefangenheit, auch nur ohne den Schein der leisesten Absichtlichkeit, be-

schäftigt hat, so wird es einem nie in den Sinn kommen, die Elemente der Ueberlieferung und Traditionslosigkeit gegeneinander auszuspielen. Nur muß man stets berücksichtigen: es liegt im Menschen von Natur aus ein instinktives Mißtrauen gegen jedes Andersein und Anderswollen, das durchaus nicht mit Beschränktheit oder Ignoranz verbunden zu sein braucht, sondern obendrein noch oftmals die stichhaltigsten Gründe auf seiner Seite ins Feld führen kann. Allein schon die Genealogie des Gelehrten und des Genies zeigt dies deutlich an.

Das Genie ist das Auge der Welt, ist der aus dem Unterbewußtsein zum Selbstbewußtsein erhobene Urintellekt, der plötzlich, man weiß nicht wie, durch einen Menschen in die Welt blickt. Es ist, wie wenn ein König, ohne jede vorherige Anmeldung und Prätension, in ein fremdes Land eindringt und hier sein Reich erkennend, die Aufgabe vor sich sieht, Ordnung in das herrschende Chaos hineinzubringen. Doch die Gelehrten, die lange Zeit ohne jede Führung waren, als die Verwalter und Administratoren der früheren Könige haben, wie dies meistens der Fall war, die Geschäfte selbständig in die Hand genommen. Durch Tradition gelangten sie zu ihrem Amte, verwalteten es nach bestem Wissen und Können und waren empört, sobald jemand auftauchte, der ihnen den Rang streitig zu machen versuchte. Das Genie dagegen, ohne jede Tradition und zeitlos, nimmt, als geborener König, unbekümmert von allen Seiten die Berichte der Gelehrten aus dem Archiv der Wissenschaft entgegen und sieht mit dem ihm eigenen Herrscherblick die Mißstände, die sich seit Jahrhunderten, die sich seit des letzten wahren Königs und Gesetzgebers Tode eingenistet haben. Hier beginnt nun das Genie seine Befehle, seine Gesetze zu formulieren, die jedoch von den verwaltungsbeflissenen Handlangern mit größtem Mißtrauen aufgenommen werden, denn diese haben, durch Tradition geheiligt, eine viel zu hohe Meinung von ihren eigenen Anordnungen, als daß sie sich ohne weiteres dazu verstehen würden, die neuen Verordnungen aufzunehmen und in deren Sinne zu wirken. Doch da die Kärrner gewöhnlich an der autokratischen, selbstsicheren Form irre werden, in der das Genie sich offenbart, so tun sie stets das in ihrem Falle Klügste und seit Generationen Bewährteste: sie schweigen sich aus. — Zeichnet sich die Gedankenformulierung des Gelehrten durch eine äußerst relative Sprache aus, so die des Genies durch eine absolute. Die Gelehrten beziehen sich auf Gott und alle ihre Mitmenschen (d. h. Kollegas!), das Genie dagegen auf niemanden, höchstens auf seine ihm ebenbürtigen Vorgänger. Die Kärrner sind, wenn es sich um ihre eigene Rettung handelt, stets Demokraten und suchen durch Majoritätsbeschluß irgendein Gesetz, eine Wahrheit einzuführen; das Genie dagegen ist autokratisch und absolut. Seine Worte klingen wie Befehl, seine Sätze wie Gesetz, doch niemals wie asthmatische Lehrhaftigkeit.

Das Genie, das auf Grund seiner Traditions- und Zeitlosigkeit von der jeweils herrschenden Gelehrtengilde nicht anerkannt wird, weil die Anschauungen beider sich durchaus entgegenstehen, muß stets eine geraume Zeitspanne an sich vorüberfluten lassen, bis die Gelehrten in ihm ihren Führer erkennen. Daß er gewöhnlich schon tot ist, bis den Brosamensuchenden ein Licht über ihres Ernährers Existenz aufgeht, ist hier nicht von Belang, da auch dieser besondere Faktor im geistigen Gesamtkomplex eines Volkes verwurzelt ist. Sind die berufsmäßigen, doch meistens nachtschlafenen Posaunenbläser durch Zeitströmungen unsicher geworden, so ist das Genie völlig unbefangen; es sieht, weil es ohne jede Tradition ist, die Dinge der Welt in einem neuen, für die Kärrner durchaus fremden Lichte; in bisher ungewohnten Beziehungen. Doch die Gelehrten, von dem Herkömmlichen, der Tradition völlig befangen, lehnen jede Neuerung als störend ab. Sie betrachten das Genie als Störenfried, der Traditionen, die durch ihr Dasein geheiligt wurden, mit Füßen tritt. Aber das Genie, als neuer, unerkannter König, ist weit davon entfernt, das zu tun, was ihm seine späteren Schleppenträger andichten; es ist lediglich bemüht, dem Volke neues Leben zu verleihen, und da solches in neuen Gesetzen, bisher fremden Verordnungen und obendrein noch in anmaßendem Tone geschieht, wird die Kärrnergilde mißtrauisch. Sie erkennt die Leistung des Genies keineswegs ab, erkennt sie aber auch nicht an; in ihrer Unsicherheit schweigt sie sich aus, denn: man kann nie wissen. Das Genie, sich seiner Herrscherpflichten bewußt, legt seine Gesetze, unbekümmert um Anerkennung oder Tadel, im Archiv des menschlichen Geistes nieder. Hat es eine Pflicht erfüllt, die ein Menschenleben umspannt, legt es sich hin und stirbt. Längst sank des Genies Existenz in Ver-

gessenheit; da sucht, scharrt und findet plötzlich ein Kärrner, der in seiner geistigen Impotenz mit dem Zeitgeist nicht aus noch ein weiß, des toten Führers Gesetze, die mit Blitzeshelle das ganze Chaos durchleuchten. Jetzt, da keine Gefahr mehr droht und nur rettender Ausweg sein kann, nehmen sich die berufsmäßigen Wiederkäuer jenes seltsamen Störenfriedes an; stellen gewissenhaft fest, wann er gestorben ist, wie er gestorben ist, wo er gestorben ist; schnüffeln in eifernder Ueberlegenheit dergleichen äußeren Belanglosigkeiten nach und zerbrechen sich noch die unbehaarten Schädel über die Frage, ob der König im Reiche seiner Gedanken einstmals beim Schlafengehen eine Nachtmütze trug oder nicht. Je geringer nun der Kärrner eigene Verdienste sind, desto mehr bemühen sie sich, die des Genius in den Himmel zu heben, immer mit dem (für mich undefinierbaren) Gefühl jener Sorte von Getier, das in Sommernächten die strahlenden Leuchtkugeln, im Verlangen nach Licht und Wärme, umschwirrt und sich dabei nun entweder die Flügel versengt oder nach und nach den Kopf einrennt.

Das Kennzeichen des traditionellen Gelehrten ist seine relative Ausdrucksweise. Alles, was er spricht und schreibt, steht entweder in sehr oberflächlicher Beziehung zu den Dingen, mit denen er gerade berufsmäßig zu tun hat, oder er hält sich nur rein beschreibend, feststellend, vergleichend in einer Sphäre auf, in der er immer Land unter den Füßen verspürt; wohingegen das Genie trunken an den schroffsten Abgründen, unbekümmert, schlafwandlerisch — sicher vorbeitaumelt.

Das Genie zieht, gleich dem Großkaufmann, der nach Jahren wieder in sein Geschäft zurückkehrt, die Bilanz der menschlichen Entwicklung. Er vergleicht die Einnahmen mit den Ausgaben, stellt unter den veränderten Zeiteinflüssen fest, daß die alte Ware keine Zugkraft mehr besitzt und sieht sich deshalb gezwungen, einen neuen Artikel auf den Markt des Lebens zu bringen. Gleichen die Genies von Plato bis Leibnitz einem Großkaufmann, der immer neue Artikel auf den Markt wirft, so gleicht Kant dem Amerikaner, der eingesehen hat, daß die meisten Fehler und Defizits nicht der Ware, sondern der schlechten Buchführung entspringen. Kant ist gewissermaßen ein Revisor, der nichts mit dem Verkauf der Ware zu tun hat, sondern der nur die Buchhaltung einer kritischen Prüfung unterzieht. Da Kant einsah, daß die Geschäfte nur deshalb so schlecht gingen, weil die Agenten und Wiederverkäufer der Lebenswerte (Gelehrte, Priester usw.) bisher lediglich mit Reklame und Versprechungen arbeiteten, ohne jedoch die Ware liefern zu können, so richtete Kant eine Führung der Geschäfte ein, die jeden als unredlich brandmarkte, der sich dieser Geschäftsführung entzog. — Seit dieser Zeit ist es denn auch um sehr Vieles stiller geworden im deutschen Blätterwald, und seltener erschauern Weisheitsstürme gewisser Auch-Philosophen.

Da gibt es aber noch eine dritte Spezies unter den Führern der Menschheit: die Choleriker, die, wie Schopenhauer, nach reifster Erwägung zu dem Schluß kamen, daß eine Fortführung der Geschäfte keinen Zweck mehr habe, und es das ratsamste sei, die Lokalitäten zu schließen und für immer aufzugeben. Er schickte die ganze Weltgeschichte nach Hause oder empfahl sie allen Teufeln, da er sich nicht denken konnte, was bei einem derart verlotterten Geschäftsgang am Ende noch herausspringen sollte. Daß kleinere Geister, wie etwa Ed. v. Hartmann, auch die Taktik des Großen befolgten, beweist nur, daß jede Verfallszeit und Uebergangsepoche diese Art Pleitegeier hervorbringt. Doch eine bemerkenswerte Abart ist nicht zu vergessen: der Wirtschaftstheoretiker Karl Marx, der für weite Kreise niemals so sehr im Vordergrund des geistigen Lebens stand wie seit dem 9. November. Marx gleicht einer gewissen Sorte von Geschäftsleuten, die erst etliche Male tüchtig Pleite machen mußten, ehe sie eine rentable Fortführung der Betriebe ermöglichen können. Daß dieses Verfahren eine etwas unlautere Manipulation ist, kommt hier nicht in Frage. Die Voraussetzung dazu ist jedoch stets: gewisse Leute, die sich ihr Vermögen schwer erarbeitet haben, um ihr Geld zu bringen; wie dies bei der allgemeinen Elendstheorie der Fall ist. Es handelt sich bei ihr durchaus nicht nur um materielle, als vielmehr um rein dynamisch-traditionelle Lebenswerte. Die Aufspeicherung aller Lebenswerte und Lebenskräfte ist auf einer gewissen traditionellen Basis erfolgt. Und obgleich diese Lebenswerte durch das allgemeine Elend eine Beeinträchtigung erfahren haben, so ist es von dem sonst weitblickenden Karl Marx eine Absurdität, ihnen jede Lebensberechtigung abzusprechen. Im Vergleich mit ihm ist Schopenhauer die Objektivität in Person. Er ver-

sucht nicht den Einen auf Kosten der Anderen zu bereichern, sondern enterbt sie alle, d. h. er hält es für ratsam, die Bude glattweg zu schließen.

Schopenhauer ist, von diesem Standpunkt aus betrachtet, der Aristophanes unter den Philosophen. Dieser Gallimathias hat sich den köstlichsten Witz geleistet, den die Geschichte der Philosophie kennt. Selbst Nietzsche in seiner Rustizität und grimmigen Ironie erzielte im großen ganzen lange nicht die drastische Wirkung, die Schopenhauer erreicht hat; fast mühelos erreicht hat. Bei ihm muß die unverwüstliche Lebensgier mit in Betracht gezogen werden, um zuletzt das olympische Lachen zu verspüren, das ihm bei den Göttern Griechenlands zuteil geworden wäre. Eine Lebensgier, ein Verlangen nach Intensität des Daseins, das bei den modernen Philosophen — vielleicht mit einer einzigen Ausnahme, die irgendwo in einem Glashaus wohnt — sich in ein schafsmagenähnliches Verdauungsleben transformiert hat.

Alkoholelend / Von Dr. med. Paul Engelen, Düsseldorf

Im rheinisch-westfälischen Industriegebiet macht sich eine Zunahme des Alkoholgenusses bemerkbar. Der Bierabsatz hat trotz der Verbesserung dieses Getränkes sich hier nicht gehoben. Diese Erscheinung verkündet Gefahr. Unser schwerkranker Volksorganismus ist jetzt weit empfindlicher gegen Schäden als in der Zeit seiner früheren Vollkraft. Der jetzige traurige Zustand Deutschlands erinnert in vieler Beziehung an die Kulturverwüstung, die nach dem dreißigjährigen Kriege geschichtlich uns entgegentritt. Damals wurde der Wiederaufstieg aufs schwerste bedroht durch die hereinbrechende Alkoholverelendung. Hier gilt es, aus der Geschichte für die Gegenwart die Nutzanwendung zu ziehen. Die folgenden Darlegungen stützen sich auf Angaben in Scherrs Kulturgeschichte.

Ein trinkfrohes Volk sind die Deutschen immer gewesen. Schon Tacitus berichtet von den Germanen, daß ein aus Gerste oder Weizen gezogener Saft „zu einiger Ähnlichkeit mit Wein verderbt" Nationalgetränk war. Alle wichtigen Beratungen des Familienlebens und öffentlicher Angelegenheiten, selbst Entscheidungen über Frieden und Krieg, wurden bei Gastmählern gehalten, bei denen aus großen Trinkhörnern das Bier der damaligen Zeit in gewaltigen Mengen genossen wurde. Reichliche Zechgelage waren den Häuptlingen ein Mittel, tapfere Krieger sich geneigt zu halten und den im Kampf gefallenen Helden winkte als Lohn in der Walhalla Göttermeth. Doch selbst der Hang zur Unmäßigkeit vermochte nicht die Urkraft der Germanen zu stören; ihr Hervortreten prägte der Kulturgeschichte Europas die Gestaltung im Mittelalter.

Der Weinbau, durch die Römer nach Deutschland eingeführt, wurde zur Zeit der christlich-germanischen Kultur durch Karl den Großen verfeinert und erweitert zumal am Rhein. Im Mittelalter erreichte der deutsche Weinbau eine Ausdehnung, die heute noch nicht wieder erreicht ist, die wirtschaftliche Bedeutung erhellt aus dem Umstand, daß Deutschlands Weinausfuhr die Frankreichs überragte. Zum Mittelpunkte des deutschen Weinhandels entwickelte sich Ulm. Die geschätztesten Weinsorten wuchsen am Rhein, Main und Neckar. Hervorragende Verdienste um die Veredelung des Weinbaues erwarben sich die Klöster. Der einheimische Wein wurde im frühen Mittelalter ganz jung getrunken, schon in allen Stadien der Gärung, selten älter als einjährig. Importierte Weine aus Frankreich, Italien, Griechenland, Ungarn standen im Ansehen am höchsten, zumal beliebt war als „Lautertrank" eine Mischung mit sorgsam ausgesuchten Gewürzen. Im 14. und 15. Jahrhundert gehörte ein wohlausgesuchter Weinkeller zu den Erfordernissen eines vornehmen reichen Bürgerhauses.

Doch in den breiten Volksschichten war, abgesehen von einzelnen Gegenden Süddeutschlands, regelmäßiger Weingenuß nicht üblich. Nationalgetränk blieb das urgermanische Bier. Im frühen Mittelalter wurde das Bier in jedem Haushalt zubereitet, das Bierbrauen gehörte zu den höchsteingeschätzten Hausfrauenkünsten. Doch schon im Be-

ginn des 13. Jahrhunderts hatte in Köln die Bierbrauerei als Gewerbe großen Ruf, im 14. Jahrhundert verzeichneten Hamburg, Bremen, Lübeck gewinnreichen Bierexport. Bier wurde damals aus Gerstenmalz und Hopfen, auch aus Weizen und auch aus Hafer gewonnen. Im höchsten Ansehen standen die Klösterkeller, und gegen Ende des Mittelalters trugen kluge erfahrene Mönche der Verfeinerung des bürgerlichen Biergeschmackes Rechnung durch sorgsam ausgeprobte Hopfenzucht. Das älteste deutsche Buch über die Kunst des Bierbrauens erschien 1575 in Erfurt: Fünff Bücher von der Göttlichen und Edlen Gabe der philosophischen, hochthewren und wunderbaren Kunst, Bier zu brauen. Durch Henrikum Knaustium, beyder Rechte Doktorem." Die Bierbrauerei entwickelte sich allmählich zu solcher Vollkommenheit, daß selbst in Weingegenden, zumal in der Heimat saurer Trauben, die Konkurrenz sich stark fühlbar machte, so daß in Reutlingen 1697 der Rat Schritte unternahm, „die Sudelei des Bierbrauens in allweg abzuthun".

Unsere Vorfahren waren nach heutigen Begriffen mächtige Zecher. Selbst von den Damen ist uns berichtet, daß sie nicht die Gewohnheit hatten, ängstlich zu nippen, sie liebten besonders stark gewürzte Weine. Schon der Umfang der Trinkgefäße zeugt für erstaunliche Leistungen, der ritterliche Humpen faßte 1½—2 Maß. Gelegenheiten zum Trunk waren oft geboten. Jeder Gast mußte mit einem Labtrunk empfangen werden, zu den Mahlzeiten gehörten wohlgepflegte Getränke, bei den Beratungen und geselligen Zusamenkünften in den Zunftstuben des Handwerkerstandes wurde das altnationale Bier kredenzt, in den Ratskellern der aufblühenden Städte war für ausgesuchte Getränke der Bürger gesorgt, in den Frauenhäusern wurde scharf gezecht, Festlichkeiten wurden mit großen Gelagen begangen. Allgemein üblich war ein Schlaftrunk vor der Nachtzeit, der sogar selbst noch im Bette genommen wurde. Selbst bei den mittelalterlichen Badekuren in den Gesundbrunnen wurde nach der Tafel so lange dem Wein gefrönt, wie nur irgend der Magen vertrug. Mit zunehmendem Wohlstand machte sich ein Hang zur Völlerei stark geltend. In Zürich wurde bei dem Frühlingsfest, genannt das Sechseläuten, auf den Trinkstuben der Zünfte pro Kopf 16 Maß Wein gerechnet. Der schlesische Ritter Hans von Schweinichen berichtet in seinen Memoiren, er habe sich in Mecklenburg „mit meinem Saufen einen großen Namen gemacht, daß ich mich diese Zeit nicht vollsaufen konnt." Der brandenburgische Oberkämmerer Kurt von Burgsdorff war gewohnt, während einer Mahlzeit 18 Maß Wein zu sich zu nehmen. Als Muster der Mäßigkeit galt in Deutschland der Hofhalt des Herzogs Ernst des Frommen von Sachsen-Gotha, aber in der Hoftrinkordnung war vorgesehen „zum Früh- und Vespertrunk vor gräffliche und adelige Frauenzimmer vier Maß Bier und abends zum Abschenken drei Maß Bier." Im 16. und 17. Jahrhundert gabs berühmte Trinkerinnen. Gräfin Anna von Stolberg, Äbtissin in Quedlinburg, bedurfte zur Erquickung und Labung jährlich drei Fuder Wein. Völlerei war in der hohen und höchsten Gesellschaft daheim. Auf den Universitäten tobte die akademische Jugend sich aus in „Bankettieren, Prangen und Schwelgen" und in den durch minutiöse Trinksitten geregelten Gebräuchen bewahrte sich am längsten eine Erinnerung an die Romantik des Mittelalters.

Gegen die Unmäßigkeit wurde gelegentlich Warnung erhoben. Schon 1524 versuchten deutsche Fürsten bei Gelegenheit eines Gesellenschießens in Heidelberg die Gründung eines Mäßigkeitsvereins. Auch die Kirche versagte in der Bekämpfung des Alkoholmißbrauches.

Trotz der bestehenden Mißbräuche kann von einer Gefährdung der Volkskraft durch Alkoholelend bis zum dreißigjährigen Kriege nicht die Rede sein. Deutschlands Handwerkerstand und Bürgerschaft waren berühmt in ganz Europa durch Geschicklichkeit, Fleiß, Erfindergabe, Kunstsinn, Bildung, von geistig führenden deutschen Persönlichkeiten wurde der anbrechenden neuen Zeit die Entwicklungsrichtung gegeben. Ein Alkoholelend haben wir erst zu verzeichnen nach Erfindung des Kornbranntweins und des Kartoffelschnaps. Branntwein, Aqua vitae, wurde bis zum 15. Jahrhundert in Deutschland nur als Arznei hauptsächlich gegen Infektionskrankheiten getrunken, erst im Verkaufe des 15. Jahrunderts kam er als Genußmittel in Gebrauch. Wahrscheinlich kannte man damals schon die Gewinnung aus Kornfrüchten. Kartoffel-

branntwein wird zuerst 1682 erwähnt. Jedenfalls griff bei dem Niedergange Deutschlands, bei der Verarmung und Unterernährung, die Schnapspest um sich. Belehrungen, Verbote, die Gründung von Vereinen und kirchlichen Genossenschaften vermochten das Übel nicht zu hemmen. Der Schnaps ist gefährlich für die Volksgesundheit als billiges minderwertiges Getränk von hoher Alkoholkonzentration, das nicht edlen Wohlgeschmackes wegen in mäßiger Menge genossen wird wie die gegorenen Getränke, sondern das wegen der besonderen Vereinigung von anregenden und hemmenden Wirkungen heruntergeschüttet wird. Von warnenden Belehrungen ist Nutzen zu erwarten. Einen durchgreifenden Erfolg verspreche ich mir aber nur von einer Behebung des Pauperismus. Diese uns jetzt am meisten drohende Gefahr kann nur durch intensive Arbeit überwunden werden. Aus kulturgeschichtlicher Betrachtung müssen wir dann noch die Lehre ziehen, daß mit dem neuzeitlichen Industrialismus Gefahren für das materielle Wohlergehen, für Gesinnung, Bildung, für die Fähigkeit zum selbständigen Denken verbunden sind. Diese Gefahren müssen in Zukunft vermieden werden. Die bisherige Form der sozialen Fürsorge in Deutschland hat einigen Nutzen gestiftet, anderseits aber die in der Selbstsorge liegende sittliche Kraft angenagt.

Nur durch Veredlung des Familienlebens und durch Bodenständigkeit der Menschen im eigenen Heim lassen sich die sozialen Nöte unserer Zeit wirksam bekämpfen. Nicht durch Bevormundung und Angstmeierei kann das Alkoholelend beseitigt werden, sondern nur durch Hebung der gesamten Lebensführung, die Körper und Geist, Größtes und Kleinstes umfaßt.

Amerikanismus oder Kommunismus? / Von Gustav Erényi

Neben dem höchst unfruchtbaren Wettkampf der Regierungen, die dem Feststellen der gegenseitigen Kriegsschuld gilt, waltet auch ein unbefangeneres Bemühen, die Ursachen und Impulse des Weltkrieges im Kulturpolitischen und Nationalökonomischen kritisch festzunageln. Indes sind die Distanzen noch viel zu gering, die Forschenden — ohne sich dessen stets bewußt zu sein — noch viel zu sehr in die zeitgenössische Partei- und Kampfmechanik und in deren zwangsläufige Terminologie verstrickt, um das so überaus Verwickelte frei vom Zauber irgendwelcher klangvollen Zeitlosung auf einleuchtende Grundformeln zu bringen. Die Stichworte „Krieg des Kapitalismus" und „Krieg des Imperialismus" wurden auch von nichtsozialistischer Seite als befreiende Devisen aus dem mobilen Begriffsinventar der Gegenwart gern und häufig hervorgeholt. Doch beachten die frohen Verkünder nicht, daß sich das hinter ihre so verblüffend einfache Definition gedachte Ausrufungszeichen im Urteil des problematischer Veranlagten wie von selbst in ein Fragezeichen umwandelt. Gerade ein solch lapidarischer Lösungsversuch drängt zu erneuten Reflexionen über Wert und Umfang jener Begriffe selbst, die einstweilen noch im Kreuzfeuer des Parteihaders arg verzerrt oder aufgebauscht werden. Die „Ismen" vom Tage taugen zum Aufdecken so verborgener und verworrener Zusammenhänge nicht.

Wir vermögen heute noch keine beweiskräftigen Ursachen zu nennen. Wir sehen nur Krisen, aus denen der große Zusammenstoß hervorgegangen war, und Krisen, in die er mündet. Ist uns aber auch Sinn und Ursprung der letzten Entwicklung nicht geläufig, so sind wir immerhin Augenzeugen eines Umschwunges, der sich vollzieht, und vermissen einen anderen, der sich laut den prophetischen Angaben dogmatisierender Brauseköpfe längst vollziehen sollte.

Sozialismus war und ist nicht bloß eine Parteiangelegenheit. Er lebt als gewichtige Zukunftsidee, als die Richtlinie eines unaufhaltsamen Werdens — wie der Fall Spengler beweist — auch im Bewußtsein rückschauender und dem Fortschrittsglauben abholder Geister. Aber just derjenige Sozialismus, der programmatisch, durch die Solidarität der Gewerkschaften und Massenverbände der Zukunft das Gepräge seiner Gründe aufzunötigen suchte, siecht dahin. Just in einer Epoche, die ihm Erfüllung bringen sollte, zerstiebt er hüben und drüben in einander feindliche Fraktionen und vermag somit nicht

mehr formend und umwertend einzuschreiten. Dies scheint eine nicht geringe Ueberraschung, auch für diejenigen Vermögenden und Rechtsgesinnten, die dem Parteisozialismus von Haus aus abgeneigt, sein Reich immerhin in der Kriegsfolge als eine unabweisliche Notwendigkeit mit innerem Sträuben kommen sahen. So wie sich die dem Individuum innewohnende Lebenskraft nicht bestimmen läßt und der jähe Tod Scheingesunder wie auch die Zähigkeit längst Parentierter der ärztlichen Weisheit oft ein Schnippchen schlägt, gibt es auch etwas Unberechenbares im Ausreifen und Absterben von inner- und übervölkischen Bindungen und Ideen. Nachträglich fällt es dann einem gelehrten Streben gewiß nicht schwer, den Entwicklungshergang von den ersten Regungen angefangen glaubhaft zu motivieren. Aber zur Lehrmeisterin des Lebens kann Geschichte trotzdem nicht für die künftigen Lenker des Massenschicksals werden.

So darf denn heute schon getrost behauptet werden, daß die Sozialdemokratie ihre Glanzepoche bereits im Zeichen Bebels und Jaurès' erlebt hat. Daß der friedliche Aufbau der Kapitalwirtschaft ihrer Methodik mehr zustatten kam als deren unverhofft jäher Verfall. Daß sie in einem nach wirtschaftlicher Wiedergesundung lechzenden Zeitalter, wie das unsere, am allerwenigsten die Menge um sich zu scharen weiß. Sie gedieh, solange sie, durch die produktiven Leistungen und Entgleisungen der anderen gestützt und erregt, im Geiste leben durfte. Nun, da die Praxis an sie mit unmittelbaren Forderungen herantritt, droht sie zu versagen, und es sind lediglich noch zusammenrottende Konventionen, die die alte schichtenverlötende Gemütsdisziplin überdauert haben.

Not und Voraussicht würden derzeit viel eher zu einem gründungsfrohen, impulsreichen Elementarkapitalismus drängen, der wieder von der Pike auf anfängt und mit ungeschmälerter Geschäftigkeit neues Leben über Ruinen sät, wenn sich nicht aus der alten Wirtschaft so vieles hinübergerettet hätte, was erhalten, erneuert, für die veränderten Bedürfnisse umgeschaltet werden will, und wenn es den vielen Schutt nicht gäbe, der stört und störrig macht. Neue Faktoren sind hinzugekommen, die soziale Erwägungen auch den Unsozialsten aus Selbsterhaltungsgründen aufnötigen: die um vieles anspruchsvoller und um vieles behäbiger gewordene Arbeiterschaft, deren herkömmlichen Eifer sozialistische Parteiüberlieferung und Kriegsentwöhnung gleicherweise herabgesetzt haben und ein durch ihre Resistenz bedingter Produktionsrückgang, der wiederum an der Substanz der Allgemeinheit und des Arbeitenden unheilvoll zehrt. Was sich im Rußland von heute eruptiv vollzieht, das geht als langsamer Verbrennungsprozeß auf dem ganzen Kontinent vor sich. Das Gebäude der Vorkriegszeit, das von den Erlösern des Ostens mit unartikuliertem Triumphgeschrei gesprengt wurde, geht im besonneneren Westen mählich aus den Fugen, wenn nicht den geänderten Forderungen ein geändertes System auf dem Fuße folgt. Nicht ein Beglückungsprogramm, sondern eine regulative Umschaltung, nicht eine soziale Umwälzung, sondern eine soziale Verständigung und Gegenseitigkeit in erhöhtem Maße tut not. Den gegenwärtigen Zustand aus einem Schlagwort abzuleiten, ist leicht; aus aller Schlagwörter-Dialektik der Rechten und Linken zu einer neuen, brauchbaren Wirtschaftsfusion zu gelangen, ist der allein beschreitbare Zukunftsweg.

Der Krieg erwies sich in ökonomischer Hinsicht als klassenspaltendes und extremförderndes Geschehen. Inmitten rührigsten Kriegseifers und überzeugtester Rationierung der Lebensmittel waren bereits die ersten Ansätze der wirtschaftlichen Sabotage von oben und unten zu verspüren, die bei einer wirtschaftlichen Erlahmung, wie sie sich mit Kriegsabschluß in allen Ländern eingestellt hat, verhängnisvoll werden mußte. Als dann Kriegsgewinnler und Kriegsbeschädigte, Schieber und Spartakisten, findige Usurpatoren restlicher Werte und brückensprengende Ideologen von wirtschaftlicher Impotenz überall tatendurstig an Ort und Stelle waren, und die Mittelklasse zwischendurch eingekeilt am Hungertuche nagte, da schien jene Spaltung vollendet, die sich in den Gegenpolen „Bolschewismus" und „Ueberamerikanismus" manifestiert.

Der Bolschewismus ist das Zersetzungsprodukt des zerfallenden sozialdemokratischen Prinzips. Auf die russische Fläche projiziert ist er freilich mehr, obschon bei weitem nicht all das, was Arthur Holitscher in ihm sehen will. Dort ist er der dornige Uebergang aus historischer Starre zu einem neuen System der Fruchtbarkeit, das dieses sich rasch vermehrende, bildungsfähige Volk in das Europäische geleiten, ja vielleicht auch über das Europäische emporheben soll. Auch ist er dort ein fratzenhaftes

Zerrbild der russischen Erlösungsidee, wie sie von Dostojewski bis auf Tolstoi und Gorki sich im Gehirn wirklichkeitsfremder Uebermenschen, die dieses Land der Unterdrückung massenweise hervorgebracht hatte, unermüdlich fortspann — damit es die als „Genossen" nicht weniger denn als „Untertanen" Leidenden ernüchtere und für ihre künftige Wirtschaftssendung seelisch rüste.

Außer diesem russischen Revolutionschaos jedoch, das trotz aller weltaufrüttelnden Gelüste in seiner Wirkung national bleibt, gibt es einen ins Kontinentale übersetzten Gemütsbolschewismus, der gar nicht so sehr der Leninschen Propaganda bedarf der einfach eine spezielle, in der sogenannten „proletarischen Hemisphäre" auftretende Erkrankungsform der allgemeinen Nervenzerrüttung darstellt. Seine ersten Keime entsprießen einer besseren Vergangenheit, da nur ein zeitweiliger politischer Mord oder schüchterne Anarchistenkomplotte den Entzündungsherd aufdeckten. Nicht nur die blutrüngen Revolutiönchen imbeziller Stürmer in aller Herren Länder vom Berliner Spartakus bis zum jüngsten thüringischen Gewaltstreich, von Béla Kuns Schreckensregiment bis zu den letzten Mailänder Revolten atmen diesen Geist. Er spiegelt sich auch getreu in der Wut der Gegenrevolutionen, der „weißen" und „grünen" Vergeltungsfanatiker, die in ihren Methoden die bolschewistische Ansteckung nichtsdestoweniger deutlich fühlen lassen. Alles, was in diesem Zeitlaufe des Scheiterns mit aufgepeitschten Nerven unaufgefordert Volkstribunen und Führerposten stürmt, auch das dadaistische Grinsen, die paradiesischen Gelüste gewisser neuerotischer Sekten an der Spree und allerhand hirnverbrannte Absurditäten des entarteten Geschlechtslebens sind Früchte derselben geistigen Ueberspannung, die nur im Rausche der Umwälzung bestehen kann und zu erlösen wähnt, indem sie vorhandene Nährquellen unterminiert. Diese Zuckungen besänftigen sich nicht, ohne dem Gesamtorganismus rüstig zuzusetzen. Die bolschewistischen Eruptionen des Westens sind weit gefährlicher als die des Ostens, weil sie schleichender, idealloser auftreten und nicht dem Drange zur Umorientierung, sondern einer allgemeinen Kulturkrisis entsprossen sind.

Solche negierungssüchtigen Ergüsse, die immerhin eine geniale Denkfunktion vortäuschen, werden von der anderen Seite durch eine ungekünstelte Oberflächlichkeit im Gründen und Erraffen ergänzt. Die Hemmungen des gesunden Produktionstriebes von ehemals führen auf der einen Seite zu einem krankhaft entstellten Altruismus, zu einem falsch aufgefaßten Kollektivgeiste der Bolschewisten, unter dessen knebelndem Einfluß die Geschützten und die brutal Ausgesperrten im gleichen Maße leiden müssen. Auf der anderen Seite lassen sie die Schlauen auf Kosten so mancher wahrhaft Tüchtigen im Materiellen von heute auf morgen und zwischen phantastischen Grenzen gewähren; diese Erscheinung deutet gewissermaßen auf den amerikanischen Geist als Ursprung hin.

Amerikanische Produktion — und hiermit Hand in Hand auch amerikanische Kultur — entfalteten sich im Vergangenen unter Boden- und Bevölkerungsverhältnissen, die von den unseren grundverschieden, mehr auf das Dimensionale und Quantitative drangen. Europäische Mentalität ließ sich in Zeiten gesicherter Produktion durch Errungenschaften von drüben wohl beeinflußen, aber nicht überrumpeln. Was nach dem Kriege gleichsam im drahtlosen Wege zu uns hinüberströmte, das war nicht die so heiß herbeigesehnte amerikanische Wirtschaftshilfe, sondern etwas von jenem amerikanischen Geiste, der im überseeischen Lande unerschöpflicher Zuflußquellen auch durch gewagte Spekulationen und ein überhurtiges Gründertum energieaufspeichernd wirken konnte, in unserer ausgepumpten Wirtschaft jedoch nur unproduktive Selbstbereicherungserfolge von Zwischenhändlern und Winkelgründern zu zeitigen imstande war.

Man war in den ersten sturmbewegten Monaten nach erfolgtem Zusammenbruch, da man außer solchen Sabotierungsgelüsten des Ostens und des Westens, der untersten und obersten Schichten, nichts Verheißendes vor sich sah — nur nicht alle Hoffnung auf eine bessere Zukunft fahren zu lassen — fast geneigt, an eine spätere erlösende Verkittung dieser Extreme zu glauben, an eine neue Wirtschaft, die sich aus den brauchbaren Ergebnissen des Sowjet- und Schieberkurses kühn zusammensetzt. Allein, aus der Kreuzung zweier schiefer Gäule kann kein Edelhengst hervorgehen. Im Wechselreigen hitziger Luftexistenzen der Doktrine und des Hasardspieles, die ja beide die Allgemeinheit nicht zu ernähren vermögen, lechzt die unterjochte Mitte wieder nach einem ökonomischen Grundsatz der Realität.

Heute, da die ärgsten Leidenschaften abflauen und die Umrisse einer werdenden Konsolidierung durchzuleuchten beginnen, glauben wir wahrzunehmen, daß reales wirtschaftliches Schaffen noch immer nicht von jenem individuellen Stiftungs- und Vermehrungsdrange, den die Unzufriedenen und Gescheiterten als „Kapitalismus" brandmarken, loszulösen ist. Im Gegenteil, zur Ueberwindung der akuten Wirtschaftskrise kann nur der Impuls von Unternehmern hinreichen, die — Realdenker und Diktatoren zugleich —, das Erschlaffte durch Ueberorganisationen und durch eine geniale Verknüpfung der verschiedensten Produktionszweige zu beleben vermögen.

Daß aber gerade solche Dimensionalgebilde nach amerikanischem Muster unter unserer Zone zu einer Rationalisierung und demzufolge auch zu einer allmählichen Sozialisierung der Produktion führen müssen, dafür sorgt unsere Wirtschaftsstruktur, die einen Aufschwung nur bei mehr planmäßiger Verwendung und Verteilung des Ueberschusses und wesentlicher Einschränkung Luxus- und Schleuderwaren zugunsten essentieller Bedarfsartikel zuläßt. Selbst Erpressungswellen von außen, wie sie auf die deutsche Wirtschaft jetzt einströmen, wirken ungewollt letzten Endes in diesem Sinne. Ohne einen wiedererwachenden Kollektivinstinkt, der gibt, um zu empfangen, kann der unterbrochene Wechselstrom nicht wieder eingeschaltet werden. Die Rathenausche Formel über den Kapitalismus, der in Hinkunft mehr an Betriebskosten zusetzen und weniger an verfügbaren Reserven anhäufen wird, besteht zu Recht. Der individuelle Gründungsimpuls wird fortwirken, aber seine produktiven Ausstrahlungen müssen wieder in die Massen und Tiefen reichen.

Volkslieder aus Finnland / Von Dr. Hans Benzmann

Die Volksdichtung der Finnen ist eine durchaus eigentümliche, sie zeigt nur Verwandtschaft mit der des stammesverwandten esthnischen Volkes. Sie hat mit der slawischen Volkspoesie nur das Versmaß des Trochäus gemein und mit der germanischen die Alliteration. Eine ausgesprochene, tief in ihrem Wesen begründete Vorliebe hat sie für den Gedanken- oder Sinnreim (Wiederholung desselben Gedankens in doppelten oder mehrfachen Beziehungen oder Bildern, Paralelismus), eine Vorliebe, die auf Eigentümlichkeiten orientalischer oder asiatischer Volksdichtungen hinweist. Im übrigen aber zeigt die finnische Poesie in ihrem ganzen Gepräge, in ihrem Phantasie- und Empfindungsleben wie in ihren Veranschaulichungsmitteln, in Mythenursprung und -entwicklung, in der Spiegelung nationaler und kultureller Erscheinungen wie individueller Stimmungen eine vollkommene Selbständigkeit, einen urtümlichen, in sich abgeschlossenen Charakter, einen ausgeprägten nationalen Stil, der sich gleichwertig als ein selbständiger Typus etwa neben die großen Typen der Psalmen, des indischen Heldenepos, des griechischen Heldenepos, der Eddalieder, des deutschen Volksepos und des deutschen Volksliedes, der englisch-schottischen Volksballade, der dänisch-nordischen Volksballade, des serbisch-bulgarischen Heldenliedes und der spanischen Romanze (vom Cid) stellen kann.

Diese Eigentümlichkeit wurzelt in dem naturhaften, d. h. von der äußeren Natur fortwährend beeinflußten Erleben des Volkes und in den mythischen von einem Dämonismus bestimmter Art beherrschten Vorstellungen der Volksseele. Hieraus ergibt sich ein doppeltes Grundwesen, das in diesen Gedichten getrennt, in jenen vereint sich zeigt: Die finnische Volkspoesie ist sowohl realistisch als auch phantastisch-mysteriös. Sie spiegelt getreu und detailliert das ganze Leben und Weben des Volkes bei der Arbeit, bei der Jagd, beim Fischfang usw. und die Natur des Landes. Und sie enthüllt andererseits ein kosmogonisches Phantasieleben, Phantasmagorien von schier orientalisch ausschweifender Vielseitigkeit und Ungenügsamkeit, eine alle Möglichkeiten einer mythischen Idee oder eines magischen Problems rabulistisch erschöpfende Phantastik. Das Fabulieren, das Ausspinnen und Fortspinnen eines Gedankens bis ins Unendliche ist für das finnische Volkslied besonders bezeichnend. Eine Empfindung in ihrem Wesen zu erfassen — wie es Eigenart z. B. des deutschen Volksliedes ist —, ist dem finnischen Volkslied nicht

möglich. Dagegen hat es alle Reize einer realistischen Stimmungskunst, es nüanciert wie ein modernes Gedicht, es erinnert in der Frische und Prägnanz des Ausdrucks direkt an unsere neue expressionistische Kunst . . .

Ich möchte bei dieser interessanten Eigentümlichkeit — der realistischen Ausdrucksfähigkeit des finnischen Volksliedes — zunächst verweilen. Lieder, in denen dieses Wesen sich besonders ausgeprägt zeigt, sprechen uns besonders an, weil sie, eigenartig persönlich gestimmt, realistisch anschaulich und lebendig das Leben und Empfinden dieser nordischen Menschen inmitten ihrer großartigen Natur spiegeln. Sie zeigen in ihrem persönlich gestimmten Wesen, in dem Reichtum der Nüancen und Beziehungen, die Stimmungsmittel, in ihrem ungebundenen, dem Wechsel der Stimmung folgenden Fortgang der Schilderung zugleich auch, wie sehr sich dieses Volkslied von dem typisch- und naivsentimental gerichteten Wesen des deutschen Volksliedes unterscheidet. Ich gebe den Anfang eines Liedes wieder, das man vielleicht ein „Weidmannslied" nennen kann:

Auf den Schneeschuhn fahr' ich schlitternd
Eines frost'gen Morgens frühe,
Daß nicht alte Weiber merkten,
Mich mit krummem Kinn anschielten.
Nach dem Saum des Waldhains fahr' ich,
Zu des goldnen Hügels Nabel:
Wenn ich schieße hin zum schnellsten,
Feuer unter Schneeschuhn ausspritzt,
Rauch von meines Schneestabs Ende;
Goldne Schneeschuh nützen ab sich,
Dünne werden Silberschneeschuh.
Wandle so ich nun zum Walde,
Leuchtet Mondenlicht gleich Tanne,
Fichtenzweige hell wie Silber,
Kiehnenkämme wie die Sonne;
Riecht der ganze Wald wie Tannreis,
Duftet allwärts wie Wacholder.

Waldes-Wirtin, die mir lieb ist!
Oftmals sind der schönen Wirtin
Finger voll von goldnen Ringen,
Ihre Hände schmückt Goldspange,
Die gewonnen sie durch Gaben.
Oftmals sind der schlechten Wirtin
Finger voll von Ruthenringen,
Ruthenspang' nur schmückt die Hände,
Wenn sie garstig ist und geizig. —
Woher soll ich Beistand bitten,
Wohin soll den Ruf ich richten?
Leidig ist freundloser Abend,
Lang der Tag der Beute ledig,
Wenn sie Wen'ges nicht, nicht Eines,
Etwas nicht zuweilen gibt mir.
Mein Geschlecht hast du gespeiset,
Meine Väter du genähret,
Und warum nährst du nur mich nicht?
Mit Geschlechtes großen Bissen,
Mit der Vettern Leckerbissen?
Ach du Waldes gütige Wirtin,
Du sparsame Tapio's Hausfrau!

Die Schilderung des Jagdausfluges auf Schneeschuhen ist ungemein reizvoll in ihrer feinen und frischen Realistik. Sie erinnert an moderne expressionistische Stimmungskunst. Auch an die großen Naturstimmungen gewisser nordischer Romane, etwa von Hansum, denken wir. Rätselhaft mutet jedoch der zweite Abschnitt, der weitere Fortgang des Gedichtes an, den ich abbrechen mußte, da sich das Gedicht dann — echt finnisch — in ähnlichen Vorstellungen unendlich weiterspinnt. Man könnte nun bei der „Waldes-Wirtin, die mir lieb ist!" an die freundliche Wirtin denken — ein wundervoller realistischer Gedanke! Aber weit gefehlt: des Waldes gütige Wirtin, Tapios sparsame Hausfrau, ist vielmehr eine Waldgottheit, Tapio ist der moosbärtige Waldgott. Mit diesem zweiten Teil des Gedichtes setzt der Mythus, die Magie, die Beschwörung ein, die Beschwörung, die auf eine gute Jagdbeute gerichtet ist. Diese Beschwörungsformeln, die die Walddämonen bald umschmeicheln, bald bedrohen, bald ausschelten, bilden den eigentlichen Inhalt des Gedichtes, das nach den frischen Anfängen enttäuscht, an sich aber doch durch das eigentümliche Spiel der Beschwörungen, in das sich immer wieder derbe Realitäten mischen, hochinteressant wirkt.

In einem Gedicht, das von der Bärenjagd handelt, wird der Bär ebenfalls zuerst freundlich beschworen:

Du mein einer, einziger Ohto,
Mein geliebter Honigtatzer!
Mache Mund und Haupt dir kraftlos,
Kraftlos mache die fünf Zähne,
In dem Haar verbirg' die Nägel,
Drück dein Haupt in eine Bülte;
Handschlag gib mit deinen Tatzen!

Ist der Honigtatzer aber dann gefangen, dann wird er mit blutigem Humor zum Herde, zur Küche geleitet:

Still ihr Alten, still ihr Weiber,
Still auch ihr, ihr alten Helden!
Fort ihr Knaben von der Hausflur,
Mädchen von den Türespfosten!
Wenn der Gute kommt zur Stunde,
Wenn der Selige hereinsteigt.
Komm nun hier herein, mein Söhnchen,
Aus den armen Norderlanden. —
Schüsseln sind gegossenen Messings,
Ist der Tisch von Stahl gefertigt,
Wo ich (dich) als Beute kriege,
Setze dich auf reines Holz hin,
Lasse dich auf reinem Brette.

Diese wenigen Proben zeigen, wie ungemein realistisch, persönlich, lebendig und humorvoll das finnische Volkslied gehalten ist. Aehnlich gestimmt sind die Hirten- und Fischerlieder. Sie alle spezialisieren und detaillieren die Verrichtungen dieser uralten Berufe außerordentlich drastisch und lebensvoll. Es weht wie Erdgeruch, wie frische Luft und Waldesodem oder Meereshauch durch alle diese Lieder. Welch eine wundervolle geruhsame Abendstimmung spricht behaglich aus diesem kleinen Lied von der Heimkehr des Hirten:

Komm ich schon nach Hause hin!
Komm ich schon nach Hause hin!
„Ist die Grütze schon gekochet,
Ist bedeckt sie mit der Wanne?
Hat sie Butter in den Augen?
Steht der Löffel schon daneben,
Steht das Milchfaß ihr zur Seite?"
Komm ich schon nach Hause hin!
Komm ich schon nach Hause hin!

Eine Spezialität sind die Mahlweisen, die Mühlenlieder, die von den alten geschwätzigen Frauen mit Vorliebe — beim Mahlen des Getreides — gesungen wurden. Auch sie zeugen von dem gesunden, derben Humor dieses frischen, regsamen Volkes, von seinem realistischen Geiste.

Mahle ich für meinen Jacob,
Dreh' (die Mühle) meinem Krummbein;
Aber nicht für mich mahlt Jacob,
Dreht (die Mühle) nicht der Krummbein,
Schwirrend nicht der Buckelrück'ge,
Gut ist Buckligem gehören,
Glücklich Krummbein angehören;
Nährt der dich mit guten Speisen,
Jener dich mit Wassers Fischen.
Führen nicht zum Krieg sie fort ihn,
Fordern fort ihn nicht zum Streite.
Mahl' ich selbst, die alte Hausfrau,
Mahle ich, die Schimmelöhr'ge.
Mahlt mir nicht die Schwiegertochter,
Umdreht nicht des Sohnes Hausfrau.

Dutzendweise könnte man solche Lieder zitieren, von denen eines das andere an feinen Stimmungseffekten, an charaktervoller Schilderung des Volkslebens oder an frischem graden Humor übertrifft. Natürlich kehren auch in dieser Volkspoesie alle Typen und Motive des Volksliedes wieder, das Hochzeitslied, das Mädchenlied und Liebeslied usw. Aber auch diese sentimentaler gewendeten Lieder lassen zumeist den realistisch klugen und gesunden Volksgeist erkennen.

Ein Motiv muß noch besonders hervorgehoben werden, weil es häufig wiederkehrt und eigentlich in dieser Form in keiner anderen Volkspoesie — abgesehen von der esthnischen — so liebevoll behandelt wiederkehrt. Das Motiv von dem Zauber des Gesanges. Der Finne redet nicht viel, aber er singt fortwährend. Es ist keine Seltenheit, Landleute zu treffen, die jeden gegebenen Vorwurf, mit Zierlichkeit, tiefem Gefühl und einer in Erstaunen setzenden technischen Vollendung dichterisch zu behandeln wissen, und ihre Gesänge mit selbsterfundenen Weisen, auf dem, von den Vätern angeerbten, Kantele begleiten. Die kunstvolle, aller Schönheit und Lebendigkeit des Ausdrucks überreiche Sprache, die sie in ihrem ganzen Umfange besitzen, kommt

ihnen dabei zu statten, daß es fast unmöglich ist, die gewöhnlichste Redensart hervorzubringen, die nicht in eine andere Sprache übertragen, durch ihre Eigentümlichkeit überraschen und ergötzen sollte. So geschieht es, daß in allen Geschäften des gewöhnlichen Lebens, in allen, selbst gerichtlichen Verhandlungen, der poetische Ausdruck gesucht und geliebt wird, und kaum ein lebhaftes Gespräch zu denken ist, dem nicht, durch eingestreute Liederstellen höheres Gewicht, lebendigeres Leben gegeben würde. Hat doch der göttlich-menschliche Heros der finnischen Volkspoesie, Wäinämöinen selbst, wie es in dem rührend tiefsinnigen Gedicht von der Geburt der Harfe geschildert wird, die Harfe und die Kunst des Gesanges erfunden. Der Laulaja, der Sänger, die volkstümlichste Figur des alten Finnlands, war der Bewahrer und Pfleger des Liederschatzes. Die Lieder, die von ihm selbst handeln, sind voll süßer, zarter Poesie, indem immer wieder das Motiv von der bezaubernden Macht der Dichtung und des Gesanges, das Orpheusmotiv, in den reizendsten Bildern hin- und hergewendet wird.

Die Lieder von der Macht des Gesanges gehören ebenfalls zu den Zauberrunen, den magischen Runen, die eine besondere Kategorie des finnischen Volksliedes bilden, die von den Zauberern selbst vorgetragen und deren Texte von ihnen aufbewahrt und vor Entstellungen und Profanierungen behütet wurden. Sie wurden gesprochen, nicht gesungen. Es waren Beschwörungsformeln, gerichtet gegen Krankheiten, gegen Unwetter, Mißernte, oder Lockformeln, die das Wild, die Fische, die Seehunde in die Fallen und Netze locken sollten. Die Poesie Finnlands ist sehr reich an solchen ganz altertümlichen Zauberrunen, die auf die heidnische Vorzeit zurückweisen, in denen sich aber friedlich heidnische Vorstellungen mit christlichen mischen. Solche Zauberrunen sind die von der „Geburt des Eisens", „Geburt des Feuers", „Geburt der Kolik", die Schlangenbeschwörung. Diese Gedichte sind unendlich lang. Ich gebe hier die kurze Beschwörung wieder:

An die Pest.

Geh' zu wandern, Wunderbare!
Flieh' hinweg, du Landesplage,
Von der nackten Haut des Leibes!
Gern will Reisepferd ich geben,
Will ich Wagenpferd dir geben,
Dessen Huf nicht hinkt auf Eise,
Dessen Fuß am Berg nicht stolpert.
Fahr' dorthin, ich dir befehl' es,
Wähl' ein Füllen dir vom Berge,
Um damit nach Hauf' zu reisen!
Denkst du Rosse zu begehren,
Dir ein Wagenpferd zu betteln,
So auffordre ich dahin dich,
Rasch und grade aus zu fahren
Dort hinein in Turja's Feldwand,
In die stahlesharten Berge!
Fahre hart dann auf den Höhen,
Stürze um des Bösen Nester,
Wenn den Weg du heimwärts wendest,
Hin zu deiner ew'gen Hölle,
Woher man dich niemals höret,
Niemals in den ew'gen Zeiten!
Dorthin fahr', ich dir befehl' es,
In den dichten Laubwald Lappmarks,
In des Nordens Ackerhügel,
Dorthin fahr', ich dir befehl' es,
Dorthin in den dunklen Norden!

Alle diese lyrischen und magischen Runen sind nun irgendwie verarbeitet und in Zusammenhang gebracht mit den episch-mythischen Runen, den Liedern von den drei finnischen Heroen und Zauberern Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemminkäinen in dem Berühmten Epos „Kalewala", das der finnische Gelehrte und Dichter Elias Lönnrot (geb. 1802), der letzte großzügige Laulaja Finnlands, aus all den zerstreuten Liedern kombiniert und gestaltet hat. Dieses einzigartige nationale Werk ist daher nicht unmittelbare Volkspoesie, aber es enthält doch die gesamte wesentliche Volkspoesie Finnlands, und was Lönnrot hinzukombinierte, die Uebergänge, die Lötstellen, sind ganz und gar im Geiste des Volksliedes gehalten.

Lönnrot hatte dem Epos auch den Namen „Kalewala" gegeben. Das Wort ist verschieden gedeutet worden. Kalewala ist der Urvater oder der Geist der Urzeit. Das war er jedenfalls in Lönnrots Vorstellung. Und diese Bedeutung paßt auch am besten auf das Epos, das ja in einer unerschöpflichen Fülle von Phantasien den Mythos von der Welt und der Entstehung aller Dinge, den

magischen Zusammenhang der Naturkräfte variiert. Mittelpunkt des Gedichtes ist ja der unsterbliche Zauberer, der göttliche Weltsänger Wäinämöinen. Die mythische Geschichte dieses Heros ist ja nichts anderes als eine „Kette magischen Geschehens". „Die Macht der Dinge und die Uebermacht des Zauberers — das ist der Gegenstand der epischen Rune." Dem Weltsänger steht der Weltschmied Ilmarinen gegenüber. Ebenfalls ursprünglich ein Gott, eine Gottheit der Luft, wie jener eine Gottheit des Wassers war. Die Götter sind dem magischen Willen und Spiel dieser beiden Heroen unterworfen. In immer neuen magischen Beziehungen enthüllt sich das Weltall, der Weltprozeß in den Runen, unendlich sind die Machtäußerungen des Zauberers. Ein Spiel der Phantasie, zunächst uns fremdartig anmutend, dann aber lieblich und bedeutsam in seinen Bildern, in seiner Poesie, in seinen quellenden, lebendigen, originellen Symbolen, das ist der undefinierbare Zauber des „Kalewala", der Geist der finnischen Volkspoesie. Ich verweise auf die Neuausgabe der vortrefflichen deutschen Uebertragung des „Kalewala" durch A. Schiefner. Die Neuausgabe ist kürzlich im Verlage Georg Müller, München, erschienen. Martin Buber hat sie besorgt und mit Nachwort und Anmerkungen versehen. Auf den mannigfaltigen, überaus reichen Inhalt des Epos selbst näher einzugehen, würde eine besondere Studie erfordern; denn die phantastische Vorstellungswelt der Finnen ist so eigenartig, so ganz anders als die anderer europäischer Völker, etwa der Germanen, daß nur in ausführlicher Darstellung des Mythos selbst eine Anschauung davon gegeben werden könnte.

Eine Darstellung dieser Mythologie aber ist im Rahmen dieser kurzen Studie nicht möglich. Es mag hier ein Hinweis auf dieses bedeutende Werk genügen, das in der Fülle seiner höchst eigenartigen Erzählungen, in der Phantasie seiner fabulierenden Kunst, in der feinen und seltsamen Symbolik, in dem Reichtum, in der Kraft und in dem Glanz seiner Bilder, in dem edlen einfachen Flusse seines Stils einzigartig in der Weltliteratur ist.

Wilhelm Hauff / Von Walter von Molo

Es ist nicht leicht, über einen Dichter zu sprechen, der sich schon mit fünfundzwanzig Jahren ins Grab legen mußte. Geht Eisfrost über eine Rosenknospe, so kann niemand sagen, wie die Rose geworden wäre, die vor ihrer Entfaltung vernichtet wurde, es kann sein, sie wäre herrlich in Farbe und Duft geraten, es kann sein, daß die Knospe mehr versprach, als sie hätte einlösen können. Hauffs Werk ist nur der Anfang eines Lebenswerkes. Ein uneingelöstes Versprechen auf Großes. Warum stehen noch immer Hauffs Bücher in unseren Bibliotheken? Die Literaturgeschichte ist nicht der Anlaß; sie ist nicht allmächtig; Hauffs jugendliches, unfertiges Anfängerwerk lebt weiter aus sich selbst. Es ist ganz sonderbar: Er hat nichts „Neues" geschaffen, keine „Richtung" begründet, er war kein großer Künstler, er schuf keine Gestalten, die vorbildlich hätten werden können, er war das, was man einen „Elektiker" nennt, kein Pionier, er trug viel Angelesenes in sich, seine Beeinflussungen, die Anklänge, seine Anlehnungen sind mehr als deutlich, er hat das Unklügste gesagt und niedergeschrieben, was ein Autor, der auf sich hält, tun kann. Und doch? Er schrieb: „Ich bin sehr glücklich, ein wenig Talent zu besitzen, denn um den Namen und um das Geld, das man dadurch bekommt, ist es doch etwas Schönes!" Wer vom Fach erblaßt nicht? Als Hauff seinen „Lichtenstein" schrieb, gab er öffentlich zu Protokoll: „Mein Entschluß stand fest, einen historischen Roman mußt du schreiben — denn nach allem, was man gegenwärtig vom Geschmack des Publikums hört, kann nur diese und keine andere Form Glück machen." Das ist geradezu furchtbar! „Ich bin ein junger, armer Mensch, der sich mit seiner Feder durch die Welt schlagen muß!" Darüber schweigt man! „Ich bin nur ein geringer Bursch, ich bin ohne Kammerherrschlüssel der Poesie". Hauff, um Gottes Willen, darüber hättest du schweigen sollen, das zu sagen, hättest du den Kritikern überlassen müssen! „Gott und seine lieben Kritiker mögen wissen", schrieb Hauff, „ob meine Geschichten wirklichere und gerechtere Novellen sind".

Ich frage, ist ein Mensch, der so etwas niederschreibt, ein Dichter? Dichter sind Götter, sie leben von der Luft, sie haben keinen Ehrgeiz, sie sind immer lebensabgewendet und unglücklich, sie schreiben nicht für das Publikum, sie wissen, genauestens, was eine Novelle, was eine Geschichte, was ein Roman, was ein Drama, was ein Gedicht ist. Dichter geben sich nicht mit den Fragen des Tages ab! Hauff balgte sich mit den Literaten seiner Zeit in den Journalen herum und dazu war er auch noch Redakteur! Es fehlte bloß noch, daß er sich selbst seine Rezensionen schrieb, wie der Literat Goethe es als Theaterdirektor übte. Hauff war von Goethe, Schiller, von E. T. A. Hoffmann, von Jean Paul, von Walter Scott, von Cervantes, von allem beeinflußt, was gut ist und schon zu seiner Zeit erfolgreich war, er war ein „Vielschreiber", mit fünfundzwanzig Jahren starb er, seine „sämtlichen Schriften" umfassen sechs dicke Bände (über 2000 Seiten!), er machte versöhnliche kitschige Kolportage-Schlüsse, wie „Ich bin der Räuber Orbasan", „Es war die Bettlerin vom Pont des Arts". Hauffs Stil war oft nachlässig und flüchtig, fast durchaus ungefeilt, in Hauffs Werken stehen Schwäbismen und Saloppheiten, er ist manchmal banal, moralisierend, er war keine geistreiche Persönlichkeit, er war ein Unterhaltungsschriftsteller, ein Modeschriftsteller und doch? Hauff ist nicht überlebt. Seine Märchen gehören zum festen Besitze des deutschen Hauses, sein Lichtenstein ist lebensfrisch, als sei er von heute, seine Novellen werden dauernd mit Freude gelesen, sein Mann im Mond rührt noch immer, seine Memoiren des Herrn von Natas sind noch nicht altersschwach — ist das deutsche Volk im Unrecht? Erhielt sich hier ein Unwerter durch Zufall eine kritiklose Gefolgschaft, oder: ist Hauff in seiner Art nicht übertroffen, ist er ein deutsches Gemüt, ein ursprünglicher deutscher Erzähler, wie wir wenige haben, ein echter Erzähler, von entwaffnender Leichtigkeit, ein Darsteller, dessen anmutiger, leichter flüssiger Stil von geradezu kristallener Klarheit und durchsichtiger Diktion ist, wie selten? Erklärt Hauffs gemütvolle, einfache, schlichte, warme, selbstironisch zarte, innige, stets „schickliche", höchst anschauliche Sprache, die in sich Wehmut, Fidelität, Phantasie und Ernst zur Einheit vereinigt, sein Fortleben?

Hauff ist ein Erzähler in des Wortes innerstem Sinn! Er ist der gute, gemütliche, harmlose, im Schreiben plaudernde, amüsante Onkel und Hausfreund, dessen Phantasie die „schöne Leserin", die er immer zuhören fühlte, entzückend beflügelte, der das Beste des schwäbischen Landes in sich trug: Tiefe, Verspieltheit. Schwaben und Deutschland lieben in Hauff das emigrierte, kultivierte nieder-österreichische Adelsblut, dessen Mühelosigkeit der französischen Formgewandtheit ähnelte, er besaß ererbten weltmännischen Schliff und unvoreingenommenen Blick, dazu schenkte ihm Schwaben den Schuß Tiefe, der in der Vereinigung mit den Vorzügen des österreichischen Südens die großdeutsche Art schafft, die wir so nötig zur preußischen Kraft brauchten, um endlich eine schöne deutsche Einheit zu sein. Hauffs stilvoller Realismus stellte getreu, ruhig, in biederster Wahrhaftigkeit dar, in einer Einfachheit, die das Kennzeichen höchster Kunst ist; Hauffs leichtanschmiegende, bewegliche Phantasie, die die Menschen und die Natur stets mit liebenswürdiger Bescheidenheit instinktiv gut und schön erfaßte, die mehr ihre Stoffe bedichtete, als aus innerlichster Ergriffenheit aus sich dichterisch schuf, ist ohne jede Künstelei, ohne jede Verkrampftheit, ohne jede Prätension. Er war und ist ein liebenswerter Freund, ein goldiges, offenes, sonnenhelles Gemüt, ein treues, unverdorbenes deutsches Jünglingsherz.

Solange Deutsche deutsch fühlen, solange es trotz allem ein deutsches Gemüt in Deutschland gibt, solange unser Volk noch nicht ganz verdorben ist — es ist nicht zu verderben —, wird Hauff geliebt und dadurch lebendig bleiben. Es kommt eben schließlich doch auch in der Dichtung auf das Herz, auf die Ehrlichkeit an. Es ist ein gutes Zeichen für die Unbestechlichkeit unseres Volkes, daß Hauffs Werk noch lebt, es stünde aber schon besser um vieles, hätte die deutsche Dichtkunst Hauff bereits überlebt, wir haben größere Könner, aber zu wenig echte Herzen wie Hauff bis heute hervorgebracht. Hauffs Geltung ist eine Mahnung, ein Flehen, ein Volksverlangen, das eingelöst werden muß! Bis dorthin kann und darf Hauff nicht vergessen werden.

Ecarté in Texas / Eine merkwürdige Spielergeschichte von Richard Rieß

Three of the kings", sagte Mister Hunt.

Mister Bell gähnte. Der Diener, der hinter ihm stand, machte mit dem rechten Arme lautlos einen Bogen und hielt seinem Herrn die Hand vor den Mund. Dann legte Mister Bell sein Blatt auf den Tisch:

„Full house of Queens", sagte er.

Mister Mullsen, der berühmte New Yorker Journalist, der, mit einer Empfehlung Rockfellers, die Schwelle des „Dreizehner-Klubs" zu Perunza im Lande Texas hatte überschreiten dürfen, um, während eines kurzen beruflichen Aufenthaltes im Osten, ein paar freie Stunden in hoher Gesellschaft zu verbringen, saß am Spieltisch. Aber er war bloß Zuschauer bei diesem Poker-Kampfe, den Mister Hunt und Mister Bell, die beiden reichsten Männer des Ostens, miteinander ausfochten.

Mister Bell hatte das letzte Spiel gewonnen. Er erhielt vom Diener Hunts die Anweisung über eine viertel Milliarde, die den Einsatz dieses Spieles gebildet hatte. Hunt schien über den Ausgang keineswegs erstaunt. Da die Reihe, Karten auszuteilen, an ihm war, mischte sein Diener die Blätter und handelte alsdann nach den Regeln des Spieles.

Als nach einigen Minuten das Spiel abbrach, hatte Mister Hunt zwei Milliarden Dollars verloren.

Die Herren gähnten. Da sie alle Diener hinausgeschickt hatten, blieben die Mäuler unbehütet. Fast erstaunt klappten sie zu.

„Eine neue Partie?" fragte Mister Bell. „Gebe Revanche!"

„Revanche? Wofür? Will nicht. Hat keinen Reiz das alles. Wozu?"

Wieder Schweigen. Dann Hunt:

„Bell, haben Sie in Ihrem Leben schon einmal Hunger gehabt?"

Bell: „Lag ja krank einmal. Mußte geschnitten werden und fasten. Es gibt kein schöneres Gefühl als den Hunger."

Da sagte Hunt: „Wollen wir eine Partie um den Hunger spielen? Ecarté. Wer verliert, muß dem anderen den Hunger verschaffen. Was kostet der Hunger? . . . Mr. Mullsen, wissen Sie nicht, was der Hunger kostet? Sie sind doch ein . . . ein Mann des Lebens!"

Mullsen lächelte: „Die Preise sind verschieden. Je nach den Verhältnissen. Je nach dem, was einer zu verlieren hat. Wie groß ist Ihr Vermögen?"

Mister Hunt erwiderte, er wisse es nicht. „Vor sieben Jahren starben unsere Väter. Mister Hunt und Mister Bell waren Freunde. Sie starben am gleichen Tage. Ihr Luftautomobil erlitt eine Panne. Sie hatten einen schönen Tod. Nun arbeitet ihr Geist in ihren Werken, die nun unser Eigentum sind. Es wird uns nie möglich sein, arm zu werden. Denn was wir heute vergeuden, ist uns morgen neu gewonnen."

„Das Leben ist langweilig, Mister Mullsen. Begreifen Sie das nicht?"

„Das Geld hat keinen Reiz für Sie, Misters. Und Sie spielen doch um Geld?"

„Man will leben" sagte Hunt. „Man will sich erregen!"

„Aber der Verlust ist Ihnen ja keine Erregung."

Die Herren gaben darauf keine Antwort. Sie hatten einen Augenblick nachzudenken.

Mullsen tat das gleiche und dabei lächelte er. Dann fuhr er fort:

„Sie . . . Sie . . . da Sie mich nun einmal um Rat fragten . . . Sie sollten nicht um Geld spielen, Misters. Sie sollten um andere Werte, um andere Güter spielen . . . um Reputation . . . um die Lächerlichkeit . . . um . . . weiß der Himmel . . . um Ihre Würde . . . . ."

Die Herren verstanden nicht recht. Würde?

„Wie meinen Sie das?" fragte Mister Hunt.

„Was ist das: Würde?" Bell.

Wieder steckte Mullsen sein verd . . . maliziöses Lächeln auf. Dann fragte er:

„Möchten Sie gern Nigger sein, Misters?"

Die Herren lachten so gut, wie sie konnten. Mister Bell brachte es sogar über sich, einen Witz zu machen:

„Möchten Sie gern auf den elektrischen Stuhl, Mister Mullsen?"

„Der Vergleich hinkt, Mister", erwiderte Mullsen. „Besser als Nigger im Klubsessel, als als

Milliardär in Singsing auf dem kitzligen Stromsessel!"

Die Sache begann den Herren zu gefallen. Hunt winkte seinem Lakai, auf daß der ihm die goldene Dose mit dem doppelkohlensaueren Natron reiche. Humor erzeugte Mister Hunt nämlich immer Magensäure.

„Hören Sie meinen Vorschlag, Misters", fuhr Mullsen fort, „Sie spielen einmal um das Niggertum . . . beileibe nicht darum, für das ganze fernere Leben Nigger sein zu müssen . . . nur um ein Nigger-Intermezzo, um . . . ein paar Niggerwochen. Kurz: Wer ein Double Ecarté verliert, ist ehrenwörtlich gezwungen, sich schwarz zu färben und vierzehn Tage lang in diesem Aussehen der Welt zu zeigen. Er muß mindestens zweimal ins Theater gehen und täglich eine halbe Stunde auf der Regina-Street im offenen Auto spazieren fahren . . . ."

Sie rissen beide die Augen auf, als sie das hörten, Mister Hunt und Mister Bell.

„All right!" riefen dann beide zu gleicher Zeit.

Zu gleicher Zeit, alle beide, sprangen Mister Bell und Mister Hunt von ihren Klubsesseln auf. Und die Aufregung war bald so groß, daß sie eigenhändig nach den Karten griffen, die vom letzten Spiele her noch auf dem Tische lagen. Es erwies sich, daß Hunt austeilen mußte. Und — man denke sich: — Hunt rief nicht seinem Diener, sondern mischte eigenhändig, und eigenhändig gab er seinem Partner drei Kartenblätter, dann sich selber drei, Mister Bell alsdann zwei, sich selber auch. Drehte nun den Trumpf um und sagte, mit noch nie empfundenen Triumphe: „King!" Sein Herz schlug sichtlich höher, als er eins der fünf Merkzeichen ergriff, es auf die Gewinnseite zu legen. Lagen vier dieser Zeichen dort, dann entschied der nächste Gewinnpunkt das Spiel. Zwei hintereinander gewonnene Spiele entschieden die Partie, und der Verlierer war für die nächsten vierzehn Tage Nigger.

Das Spiel war im Gange, und die Köpfe glühten. Drei Punkte lagen bereits auf Mister Hunts Seite, eines erst bei Bell. Da durfte im nächsten Spiele Bell den Besitz des Trumpfkönigs als Gewinnpunkt anmerken, und da es ihm gelang, das Teilspiel zu gewinnen, ohne daß sein Gegner einen „Stich" bekam, lagen nun auf seinem Gewinnkonto statt einem vier Punkte. Noch einer und die erste große Chance gehörte ihm. Das nächste Spiel aber gewann Bell. „Oho!" sagte er, und vergaß sich so weit, daß er sich an der Glatze juckte. „Partie égale."

Die Gegner standen nun gleich. Aber die Spannung war damit auf den Siedepunkt gestiegen. Der nächste kleine Vorteil entschied.

„Wollen die Herren nicht doch lieber auf die Entscheidung verzichten?" fragte lächelnd Mullsen, der sich freute, seiner Zeitung mit der Schilderung dieser Partie „Ecarté" im „Dreizehner-Klub" zu Perunza die große Sensation des Herbstes bieten zu können. „Der Gedanke, den ich da angeregt habe, erscheint mir jetzt etwas frivol . . ."

Mit den Worten: „Mister Bell gibt!" schnitt Hunt einen derartigen Vorschlag ab. Er würde den . . . † † † Teufel tun, bevor er sich diese größte Spannung seines Lebens rauben ließe.

Diese Spannung war bald gebrochen. Bell wandte als Trumpf den König, sagte . . . nein schrie: „The king! ! !" und schob die Merkzeichen zurück. Bell hatte die erste Partie gewonnen. In schlanker Form gewann er auch die zweite.

Die Herren richteten ihre Uhren:

„Ab morgen zehn Uhr morgens hat Mister Hunt, der Chef der „Hunts steel compagnie" mit schwarzgeschminktem Antlitz und schwarzen Händen auf der Regina-Street zu erscheinen und vierzehn Tage lang sich nicht anders denn in der Niggerfarbe zu zeigen. Samstag, den 19. Mai, 9 Uhr 60 morgens, ist die Frist abgelaufen."

Der Diener wurde gerufen, der Sekretär mußte die Spielentscheidung in das goldene Buch des Klubs vermerken. Unterschrieben von Bell, Hunt, Mullsen und dem Präsidenten des „Dreizehner-Klubs", war die einzigartige Wette für die Ewigkeit aufgemerkt. — — —

Andern Tags forderte Hunt von Bell Revanche. Es wurde bestimmt, daß der Verlierer zwei Wochen lang die rote Hautfarbe der Indianer anzulegen habe, und es traf sich, daß Mister Bell die Partie verlor. Als er drei Stunden später seinem Partner wieder gegenüber saß, trug er, im Antlitz und an den Händen den Zinnoberschmuck, der die auf dem Kriegspfade befindliche Rothaut zu zieren pflegt. Im tiefsten Ernste bewußter Demütigung blickte er seinem Niggerpartner ins Antlitz. Man beschloß,

bis zum Ablauf der durch die Wette bedingten Frist, das Kartenspiel zu meiden. —

Perunza war in heftigster Aufregung. Denn Hunt und Bell waren die Führer der Stadt, sie waren tonangebend für zahlreiche Mindere, und schon oft war die Mode ihrem Vorbilde gefolgt. Man kannte „Hunt-Krawatten" und in dem französischen Warenhaus in der Regina-Street gab es „gilets à la Bell" in den verwegensten Farben. Rot war nun die neue Bell-Coulour. Schwarz trug, wer Hunt folgte, und als die beiden Milliardäre jetzt Tag um Tag in der ihnen durch die Spielverluste auferlegten Bemalung zu sehen waren, folgten viele ihrer Anbeter und Nachahmer ihrem Beispiele; sei es, ihnen ihre unbedingte Ergebenheit zu beweisen, sei es, darzutun, daß auch sie sich dem Geschmacke der großen Welt zu fügen wüßten.

Das alles wäre gar nicht so schlimm gewesen, hätten Nigger und Rothäute nicht in so gar geringem Ansehen in Perunza gestanden. Mullsen, der die Spielwetten der Milliardäre verfaßt hatte, war es entgangen, dem Verlierer die Benutzung des Autos zu verbieten. In ihren hundertpferdigen Wagen waren die Herren, auch als Bunte, sofort deutlich erkennbar und in ihrer Maskerade geachtet. Anders die Leute, die zu Fuße gehen mußten. Es ereignet sich oft, daß einer von den Edlingen, deren Jahreseinkommen eine Dollarmillion betrug, in der Dunkelheit von irgendeinem Hungerleider, der kaum so viel Vermögen besaß, als Neger angespien wurde.

Einmal, es war schon der vorletzte Tag der Wette, nahm die aus dem Irrtum sich ergebende Gegnerschaft Formen an, die die Polizei beinahe gezwungen hätte, diesem Falle ihre Aufmerksamkeit zu schenken: Eine Gruppe von Bell-Anhängern hatte einen kleinen Ausflug in das Wäldchen vor der Stadt gemacht, um bei Tonio, dem italienischen Forellenwirte, die köstlichen Fische zu schlemmen, die in dieser Vollkommenheit nur bei ihm zu haben waren. Es war schon dunkel, als der Trupp Indianer der Stadt wieder zupilgerte. In den Fabrikstraßen der Vorstadt begegnete den Rothäuten ein Trupp waschechter Nigger. Es ist nicht erwiesen, ob wirklich aus den Reihen der schwarzen Gentlemen das Schimpfwort fiel, das die überlebenden Indianer später vor dem Friedensrichter als Ursache des Kampfbeginnes nannten, Tatsache ist, daß aus Steinwürfen und Messerstichen eine regelrechte Schlacht sich entwickelte. Erst als schon mancher der Kämpfer zu Boden gesunken war, erkannten die Nigger an dem Zinnoberfett, das an ihren zuschlagenden Händen haften blieb, erkannten die Rothäute an der durch die rote Salbe gelösten Schwarz-Schminke der Gegner, daß unter der bunter Fassade die reine Haut weißer Christenmenschen die Leiblichkeit echter Perunzianer deckte . . . . . .

Der Friedensrichter hatte sich in dem Dreizehner-Klub Eingang verschafft und stand nun vor den wieder in weißer Hautfarbe prangenden Misters Hunt und Bell. Es ist selbstverständlich, daß er die absonderliche Wette als solche nicht zu kritisieren wagte. Nur dies eine tat er: Bescheiden entrollte er vor den Milliardären ein buntes Bild der Folgen, die diese Laune für manchen ehrlichen Mitbürger gehabt habe und er sprach den Wunsch aus, die Herren mögen doch ähnliche Wetten in Zukunft nur in der Abgeschlossenheit des Klubs oder im Burgfrieden ihrer Paläste zum Austrag bringen.

Mister Bell nickte. Mister Hunt nickte auch. Da nickte der Friedensrichter gleichfalls und fühlte sich entlassen.

Die Diener aber machten sich wieder an das Geschäft des Kartenteilens. Aber es dauerte nicht lange, da warf Hunt sein siegesgewisses Trumpfblatt von sich und gähnte.

Die Tage gingen in langer Kette.

Mister Bell und Mister Hunt saßen am Spieltische einander gegenüber. Aber das Spiel wollte ihnen nicht mehr gefallen. Nie mehr bot ihnen die Partie die Spannung, die sie einmal verspürt hatten, ein einziges Mal, als sie auf Mullsens Rat den Einsatz in so merkwürdiger Weise festgesetzt hatten.

„Wir wollen um die Armut spielen," sagte Hunt eines Tages. „Wir wollen um unseren ganzen Besitz spielen?"

„Was sind wir aber ohne unseren Besitz? Mit unserem Besitze spielen wir um unser Leben . . .

„Und ich wollte doch den kleinen Finger meiner linken Hand gern opfern, brächte mir unser Spiel noch einmal den Genuß jener Niggerpartie."

„Ich nehme den Einsatz an" sagte Hunt, erregt. „Karten her! Karten her! Der Verlierer verliert ein Glied seines kleinen Fingers."

Ihre Herzen klopften, ihre Wangen färbten sich. Die Diener, die eine Gegenrede wagten, wurden hinausgewiesen. Ins Zimmer aber kamen die Klubgenossen, soviele anwesend waren. Sie alle wollten dieser einzigartigen Partie beiwohnen.

Man nahm ein Protokoll auf. Professor Duttlewey, dem berühmten Operateur und Klinikleiter, Mitglied des Dreizehner-Klubs wurde die Ausführung der Operation anvertraut.

„Die letzte Partie, die wir spielen!" sagte Bell.

„Die letzte! !" bekräftigte Hunt.

Und dann spielten sie. Es glühten ihre Augen, es zitterten die Hände, und in den Augen erwachte das Licht zur Flamme. Mit unruhigem Griffe nahmen sie die Karten, und wenn der Trumpfkönig umgedeckt ward, dann erklang der Siegesruf „th' king!" triumphierend und fast gehässig.

Hin und her schwankte das Glück. Es wollte sich niemals einem der Kämpfer beständig genug zeigen, daß er zwei Partieen hintereinander gewinnen konnte.

Man brach, um Mitternacht, die Partie ab.

„Auf morgen!" sagte Hunt.

„Fünf Uhr!" Bell.

Dann gingen sie, nach kurzem Gruße. Wie Duellanten. Wie Feinde.

Obwohl man sich im Klub Stillschweigen über diese Partie gelobt hatte, war, wie das ja immer ist, das absonderliche Abkommen verraten worden. Eine riesige Volksmenge hielt denn auch, schon in den frühen Nachmittagsstunden, das Klubhaus umlagert, und als die Duellanten kurz nacheinander in ihren Autos vorgefahren waren, wurden sie beim Aufstieg über die Rampe von brausenden „Cheers" empfangen.

Der Zufall wollte es, daß auch Mister Mullsen an diesem Tage wieder in Perunza weilte.

Der Journalist, dessen Ehrgeiz durch den beispiellosen Erfolg seiner Artikelserie „Ekarté in Texas" oder „Der Multimilliardär Hunt als Nigger" aufs äußerste angestachelt war, pries sein Glück, das ihn gerade zu dieser Stunde wieder nach dem Osten geführt hatte, und suchte und erhielt Zutritt zu der seltenen Herausforderung.

An diesem Tage war das Spiel bald entschieden. Gegen den Chef der „Bell-Werke." Mister Stuart Bell war dazu verurteilt, sich in Professor Duttleweys Klinik das oberste Glied des kleinen Fingers der linken Hand wegoperieren zu lassen.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Ein Glücksgefühl der Erleichterung nach unerhörter Spannung erfüllte ihn. Er nickte seinem Gegner freundlich zu, und Hand in Hand, wie es das fair play will, zeigten Mister Bell und Mister Hunt sich vor der begeistert jubelnden Menge, vor dem Volke von Perunza, das seinen Besten huldigte.

Es kamen aber schwarze Tage über die Stadt und allen, denen Mister Bell teuer war, drohte schweres Unheil. Die Operation war gut verlaufen. Des kleinen Fingers Glied befand sich bereits im goldgefestigten Spiritusgläschen im Reliquienschreine des Dreizehner-Klubs, Mister Bell aber wollte nicht genesen. Die Wunde, von Professor Duttlewey auf sachkundige Art trefflich behandelt, heilte nicht. Man wandte alle Mittel der Asepsis an, aber man konnte doch nicht verhindern, daß arger Brand an dem operierten Gliede weiterfraß und einen neuen Eingriff notwendig machte. Erst jetzt kam Duttlewey durch genaue Untersuchung auf die betrübliche Tatsache, daß Mister Bell zuckerkrank war. Zehntausend gute, aber schlechtverdaute Diners vollzogen an dem armen Milliardär so eine scheußliche, nichtswürdige Rache.

Es gab für Mister Bell keine Rettung. Es wurde nach und nach zu Tode operiert und amputiert.

Mister Bell starb denn schließlich auch. Gerade als die Blätter fielen, trug man ihn zu Grabe. Wenn die Leute von Perunza nicht jeden poetischen Sinnes so völlig bar gewesen wären, dann hätten sie das Zusammentreffen vom Scheiden des Sommers mit dem Hingang ihres geachteten Bürgers sicherlich in melancholischer Lyrik besungen.

So aber blieb es Mister Mullsen, dem New Yorker Journalisten, vorbehalten, den geistigen Extrakt aus dem tieftraurigen Vorkommnis zu ziehen. Er pflegte nämlich, wenn er die Geschichte von der Ecartépartie der Mister Bell und Hunt erzählte, hinzuzufügen:

„Die Aerzte erklärten das jähe Hinscheiden des armen Mister Bell mit seiner diabetischen Veranlagung. Wer hindert uns aber zu glauben, daß an dem Bedauernswerten sich die Drohung erfüllte, daß der Spielteufel mit Haut und Haar und Leben fresse, wer ihn auch nur den kleinen Finger zu reichen wage . . .? — — —

Unzeitgemäße Betrachtungen über die Freiheit

Von Johannes Gaulke

Freiheit! Welch eine Fülle von Ideen löst dies eine Wort in uns aus! Wie oft ist die Freiheit von den Dichtern als das Lebenselement des Menschen besungen worden und von den Philosophen in mehr oder weniger verständlichen Worten als eine besondere Form im Entwicklungsprozeß des menschlichen Geistes begründet worden! Worte, nichts als Worte. Aber bekanntlich übt gerade das Wort, mit dem man die geringste begriffliche Vorstellung verbindet, immer die stärksten Wirkungen auf das Gemütsleben aus. Ungezählte Scharen von Menschen sind im Namen der Freiheit, im Kampfe um die Freiheit, die für sie nur eine fixe Idee war, in den Tod gegangen. Sie nahmen sich die Freiheit, für die Freiheit, die in ihrem Kopfe spukte, zu sterben. Mit ungezählten Verbrechen und Verrücktheiten hat sich die Menschheit belastet um der Freiheit willen.

Lassen wir es genug sein mit den dunkeln Gefühlswerten, die das Wort Freiheit auslöst und mit den zahlreichen sich widersprechenden Freiheitsrezepten aus der philosophischen Hexenküche. Fassen wir die Freiheit beim Worte. Freiheit heißt frei sein von etwas. Wenn ich mich einer Fessel entledigt habe, dann bin ich frei von ihr. Der Befreiungsprozeß, den ich an mir vollziehe, kann indessen die mannigfachsten Folgen für mich nach sich ziehen; er kann mein persönliches Wohlbehagen erhöhen oder niederdrücken. Diogenes machte sich frei von allen Dingen, die das Leben begehrenswert erscheinen lassen und lebte infolgedessen — wie ein Hund. Wenn ich mich eines Kapitals entledige, so bin ich frei von den Sorgen, die mir sein Besitz verursacht hat, in demselben Augenblick trete ich aber in ein höchst deprimierendes Abhängigkeitsverhältnis zu den Dingen, die ich nicht mehr besitze.

Die Befreiung von tatsächlichen oder eingebildeten Werten ist unter allen Umständen ein gefährliches Beginnen. Frei ist der Bursch! Mit Vorbehalt. Der Habenichts ist immer nur unter gewissen Voraussetzungen und bestimmten Machtfaktoren gegenüber frei und unabhängig. Der Gerichtsvollzieher kann ihn schwerlich von dem befreien, das er nicht besitzt, dagegen kann ihn der erste beste Gendarm ins Loch stecken, ihn wegen Landstreicherei oder Bettelns seiner Freiheit berauben. Das Freisein von materiellen Gütern schließt demnach keineswegs den Zustand der persönlichen Freiheit in sich. Ich habe als Habenichts höchstens die Freiheit, in aller Respektabilität zu verhungern.

Je mehr ich von dem Machtmittel Geld besitze, um so freier und unabhängiger bin ich in dieser Welt der Unvernunft, die den Menschen nicht nach dem einschätzt, was er innerlich ist, sondern nach dem, was er sein Eigentum nennt.

„Wissen ist Macht, Macht ist Wissen!" Es ist selten ein größerer Unsinn produziert worden. Die Welt sagt: Geld ist Macht, Macht ist Geld. Und sie behält einstweilen recht. Ja, wenn alle Menschen Einzelwesen wären, wenn sie nicht vom Herdenbewußtsein durchdrungen und mit überkommenen Vorstellungen belastet wären, dann hätte der Ausspruch jenes deutschen Ideologen Sinn. Wie die Verhältnisse nun einmal liegen, kann ich auf das ökonomische Machtmittel Geld nicht verzichten, um mich von den lästigen Dingen, die mich umgeben, namentlich von den Menschen, frei zu machen. Der Besitzlose gerät täglich, ja stündlich in die Abhängigkeit eines beliebigen Subjekts, das er, nur um sein Dasein kümmerlich zu fristen, um Geld oder Arbeit anbettelt.

Das Geld ist ein Miittel zur Freiheit. Sein Besitz setzt mich erst in den Stand, ohne Rücksichtnahme auf die Wünsche und Launen anderer meiner Eigenart zu leben und sie auszubilden. Es versteht sich dabei, daß Gelderwerb und Geldbesitz nie Selbstzweck werden darf, denn in diesem Fall kann das Geld zu einer schweren Last werden und den Menschen zu seinem Sklaven machen. Das ersehen wir täglich an den Leuten, die es unter unsäglichen Mühen „zu etwas gebracht haben" und als Lohn für ihre Plackereien den Rest ihres Lebens in steter Furcht, ihr Eigentum zu verlieren, dahinbringen.

Für Geld kann man den Teufel tanzen sehen. Ja man kann sich selbst den Luxus einer eigenen Religion und einer besonderen politischen Anschauung leisten. Der Besitzlose kann es zwar auch, aber er ist gezwungen, seine besonderen Ideen vor der Welt verborgen zu halten, um nicht dem Boykott und dem Hungertode zu verfallen. Ich habe noch keinen Stipendienempfänger kennen gelernt, der ohne Gefährdung seiner Existenz seine Meinung vertreten hätte.

* * *

Die Idee der Freiheit ist auf das engste mit allen Angelegenheiten des Lebens verquickt; sie spielt aber auch in den Beziehungen der Menschen zueinander eine außerordentlich wichtige Rolle. Meine Freiheit kann die Unfreiheit der anderen zu ihrer Voraussetzung haben. Und Volksfreiheit kann Unfreiheit des einzelnen bedeuten. Aus diesem Grunde haben einsichtsvolle Leute, namentlich Parteiführer, eine Freiheitsnorm aufgestellt, das heißt Vorschriften über den sachgemäßen und zweckentsprechenden Gebrauch der Freiheit, die natürlich alle darauf hinauszielen, das Selbstbestimmungsrecht des einzelnen nach Möglichkeit einzuschränken. Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, die verschiedenen Freiheitsbegriffe der Parteien auch nur in allgemeinen Zügen zu definieren. Für das Manchestertum ist die Gewerbefreiheit die Wurzel aller Freiheit, für das Agrariertum bedeutet die Grenzsperre die wahre Handelsfreiheit, und für die Sozialdemokratie ist der Organisationszwang die Voraussetzung der Befreiung der Arbeiterklasse. Im politischen Leben ist die Freiheit vollends zu einer inhaltlosen Vokabel geworden — ein Köder, mit dem man die Massen einfängt, eine Satire auf die Freiheit überhaupt. Selten gelangt jemand zum klaren Bewußtsein des Begriffes der Freiheit. Das tönende Wort hat das Denkvermögen lahmgelegt. Es gibt Schwärmer für die Freiheit, die von dem eigenen Wortgeklingel so konfus geworden sind, daß ihnen darüber jede Begriffsbildung abhanden gekommen ist —

Bin ich zur Freiheit geboren? Habe ich einen freien Willen? Zwei Fragen, über die sich die profundesten Denker aller Zeiten ihre harten Schädel zerbrochen haben. Eine höchst überflüssige Betätigung — nicht um der harten Schädel willen, sondern weil beide Fragen überflüssig sind. Der Kernpunkt des Problems ist in einer andern Richtung zu suchen. Die Frage um die Willensfreiheit läuft schließlich auf eine reine Wortklauberei hinaus. Es kommt zunächst einmal darauf an, ob ich überhaupt einen eigenen Willen habe. Ist der Wille vorhanden, dann liegt es auch in meiner Macht, mich von den autoritativen Vorstellungen und fixen Ideen, die mir eine leider nur zu gründliche Erziehung auf den Lebensweg mitgegeben hat und die mir ein Hindernis in der Entwicklung meiner Eigenart sind, freizumachen. Wie es in der Natur der Sache liegt, ist der Wille zur Freiheit bei den einzelnen Individuen aber höchst verschieden entwickelt, bei den meisten sogar überhaupt nicht vorhanden. Es gibt nur wenige, die mit einem Willen begabt sind, der stark genug ist, alle überkommenen Anschauungsformen in bezug auf die Religion, Sitte, Recht, Humanität usf., die menschlicher Aberwitz erfunden hat, zu überwinden. Die meisten Menschen lassen sich auf Teilgeschäfte ein. Es sind die freiwillig Unfreien oder die eingebildeten Freien, die dem Komödiendichter den erbaulichsten Stoff liefern. Hierzu gehört jene Menschensorte, die sich vom Katholizismus freigemacht hat, um zum Protestantismus überzutreten. Sie vertauscht lediglich eine alte Unfreiheit mit einer neuen. Und dann erst die Freireligiösen! Der freigemeindeliche Sonntagsprediger hält sich dem protestantischen Pastor gegenüber für „frei" und bemerkt darüber nicht, daß er nur in einem andern Zustand der Beschränktheit geraten ist, sonst würde er seine „freie" Religiosität, die ihn keineswegs freigemacht hat von der Religion, nicht so ängstlich betonen.

Den Rechts- und politischen Fragen wird dasselbe tragikomische Gepräge durch die Freiheitsphrasen aufgedrückt. Der Republikaner dünkt sich dem Monarchisten gegenüber „frei," er lebt in einem freien Staat und ist stolz auf seine eingebildeten Freiheiten und bemerkt darüber nicht, daß der Staat in jeder Form eine Zwingburg der Freiheit ist.

* * *

Ich habe die halbe Welt durchstreift, um die Freiheit zu suchen, und habe überall die Unfreiheit, nur immer in anderer Gestalt gefunden. Ein anderes Aushängeschild, Motto, Vokabel, Wortgeklingel — einen verworrenen Begriff der Freiheit.

Ich landete in der neuen Welt. „Freiheit erleuchtet die Welt!" Das sind die Flammenworte, mit denen die Göttin der Freiheit — eine echte Menschenkreatur! — den Einwanderer begrüßt. Auf gut amerikanisch besagt das Motto ungefähr: Hier hat jeder das Recht und die Freiheit, sich zum Flegel auszubilden. Nenne das Staatsoberhaupt einen Lumpen, niemand wird dir für deine freie Meinungsäußerung ein Härchen krümmen, während man dich im unfreien Europa für dasselbe Delikt hinter schwedische Gardinen steckt. Wahrlich, eine große Errungenschaft — die erste Etappe zur Freiheit. Der Amerikaner weiß sie zu würdigen, indem er von dieser seiner Freiheit den ausgiebigsten Gebrauch macht.

Ein anderes Bild. Ich las über dem Portal einer Kirche die Worte: „Preise Gott, denn aller Segen kommt von ihm." Vor der Kirche steht ein Bettler. Jeden Vorübergehenden mißt er vom Kopf zum Fuß, um zu erspähen, wieviel er wohl „wert" sein mag. Sein Blick ist durch die langjährige Beobachtung geschärft; er irrt sich selten. Drum fürchte nichts, armseliger Wanderer, dich belästigt er nicht, denn du bist nichts wert, nur dem Besitzenden streckt er demütig grinsend seinen abgetragenen Hut entgegen — im Angesicht der Freiheitsgöttin, die die Welt erleuchten soll. Der Bettler, die Kirche, die Freiheitsgöttin — eine würdige Gesellschaft. Eine plumpe Reklame zieht den angepriesenen Gegenstand immer ins Lächerliche. Darum spielt die Freiheit gerade im „Lande der Freiheit" die Rolle der komischen Alten — eine echte Bühnenfigur.

* *
*

Ich ging nach Frankreich. In Paris, dem Herzen der Revolution, glaubte ich die Freiheit leibhaftig vorzufinden. Es kam anders. An den Mauern der französischen Kirchen und Gefängnisse kann man häufig — eine köstliche, unfreiwillige Ironie — die Devise der Revolution eingepinselt oder eingekritzelt lesen: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Als ich gar die Freiheitsphrase am Staatsgefängnis „La Roquette" las, mußte ich lachen. Ich begriff wohl die Komik der Situation, aber noch nicht die intimen Zusammenhänge. Später erfuhr ich, daß der Henker auf dem Platze vor dem Staatsgefängnis von Zeit zu Zeit seines Amtes waltet, da kam mir die Erleuchtung. Ein prächtiges Symbol! Denn im Tode sind wir alle gleich und frei. Der Henker ist der echte Freiheitsheld in der menschlichen Gesellschaft! Denn er verwirklicht die Freiheit, den Menschen dient sie nur als Spielzeug. — — —

RANDBEMERKUNGEN

Die städtische Lebensmittelversorgung auf der Anklagebank.

In Hannover hat der Magistratsangestellte und Bürgervorsteher Iwan Katz in einem in der Zeitung „Das Volksrecht" erschienenen Artikel die Zustände in den städtischen Lebensmittellagern und auf dem Schlachthofe geschildert und die Lebensmittelversorgung durch die Stadt einer sachgemäßen Kritik unterzogen. Den Magistrat, der hierin eine Beleidigung und eine gröbliche Verletzung der Amtspflichten eines Angestellten erblickt, hat die fristlose Entlassung des Herrn Katz verfügt, worauf dieser die gerichtliche Entscheidung beantragt hat. In der Gerichtsverhandlung machte der Vertreter des Klägers geltend, daß die Entlassung im schroffsten Gegensatz zum § 18 der Reichsverfassung stehe. Dieser lautet: „Jeder Deutsche hat das Recht, innerhalb der Schranken der Gesetze seine Meinung durch Wort, Schrift, Druck, Bild oder in sonstiger Weise frei zu äußern. An diesem Rechte darf ihn kein Arbeits- und Angestelltenverhältnis hindern und niemand darf ihn benachteiligen, wenn er von diesem Rechte Gebrauch macht." Das Gericht kam zu keinem Beschluß, da erst festgestellt werden soll, ob der Kläger als dauernd Angestellter zu gelten habe.

Soweit der nackte Tatbestand. Für die Oeffentlichkeit hat der Fall Katz ein doppeltes Interesse. Erstens in bezug auf die Meinungsfreiheit im neuen Deutschland, die für Beamte oder Angestellte, sofern sie der vorgesetzten Behörde unbequeme Ansichten äußern, durch einen Federstrich illusorisch gemacht werden kann. Zweitens in bezug auf die städtische Lebensmittelwirtschaft, deren restlose Beseitigung im Interesse aller Steuerzahler liegt. Die Stadt Hannover hat im Jahre 1919 mit einem Fehlbetrag von 25 Millionen abgeschlossen. Aehnlich liegen die Verhältnisse in den anderen deutschen Großstädten. In Düsseldorf stellt sich der Fehlbetrag auf 15 Millionen, in Köln auf 104 Millionen und in Groß-Berlin hat sich gar in den letzten fünf Jahren ein Defizit von 442,5 Millionen ergeben.

Was würde dem Leiter einer Komsumgenossenschaft geschehen, wenn er — sagen wir — in ähnlicher Weise „aus dem vollen" wirtschaften würde? Mit einem Monitum dürfte es schwerlich sein Bewenden haben. Eine Gemeindeverwaltung befindet sich dagegen in der angenehmen Lage, daß sie auch bei einer fortgesetzten Defizitwirtschaft kein Risiko trägt. Und noch mehr: der schwerfällig funktionierende bureaukratische Apparat ist so stark von seiner Unfehlbarkeit, auch in geschäftlichen Dingen, durchdrungen, daß er jede Kritik eines Angestellten als einen unerhörten Eingriff in seine wohlersessenen Rechte empfindet. Im Interesse der Allgemeinheit liegt es aber, daß endlich die Ursachen des vollkommenen Fiaskos der kommunalen Lebensmittelversorgung aufgedeckt werden. Uns liegt es fern, die beamteten Verwalter der kommunalen Lebensmittellager für das chronische Defizit verantwortlich zu machen, nein, das System der Lebensmittelversorgung durch die Gemeinden gehört auf die Anklagebank. Man kann ein Wirtschaftssystem, dessen Seele der private Unternehmer ist und das sich seit Jahrhunderten bewährt hat, nicht über Nacht in der Weise umstellen, daß an Stelle der frei schaffenden, frei waltenden Persönlichkeiten ein starrer Schematismus tritt. Ein solches Experiment spricht jeder geschichtlichen Erfahrung Hohn und sollte sich in einer Zeit, da es gilt, unsere Wirtschaft vor dem Zusammenbruch zu bewahren, eigentlich von selbst verbieten.

Aber dennoch arbeiten linksradikale Utopisten darauf hin, die unter der Zwangswirtschaft zustande gekommene kommunale Lebensmittelversorgung in eine dauernde Institution umzuwandeln, wie überhaupt die Herstellung, die Lagerung und den Vertrieb der Lebens- und Genußmittel zu kommunalisieren. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Wenn der kommunale Vertrieb schon im kleinen versagt hat, so dürfte die Kommunalisierung der gesamten Lebensmittelbranche geradezu katastrophale Folgen nach sich ziehen. Noch ist es Zeit, dies zu verhindern. Um den Wiederaufbau der Wirtschaft handelt es sich, nicht um ein von abstrakten Gesichtspunkten geleitetes Experiment an unserem Wirtschaftskörper.

Schwarz-rot-gold.

In dieser Zeit der Trübsal und Kümmernisse wirkt die Bekanntmachung im „Reichsanzeiger" über die deutsche Flagge wie ein Lichtblick in eine bessere Zukunft. Wenn auch noch manches politische und volkswirtschaftliche Problem im Deutschen Reich der Lösung harrt, so ist jedenfalls das Problem der deutschen Farben mit echt deutscher Gründlichkeit gelöst worden. Die Nationalversammlung hatte seiner Zeit „die ehrwürdigen Farben deutscher Nation" in einer romantischen Anwandlung aus der historischen Rumpelkammer herausgeholt, zugleich aber auch, durchdrungen von dem Gefühl ausgleichender Gerechtigkeit, die Farben des Kaiserreichs für die Handelsflagge reserviert, allerdings mit einer Konzession an Schwarz-Rot-Gold, womit die linke obere Ecke der schwarzweißroten Handelsflagge geziert werden soll. Wir hätten es demnach zu zwei offiziellen Reichsflaggen gebracht, aber damit ist unser Flaggenreichtum bei weitem nicht erschöpft. Aus der Bekanntmachung erfahren wir, daß außer den Flaggen für den Tagesgebrauch auch solche für den Krieg und für verschiedene Reichsministerien, wie u. a. für die Reichspost, vorgesehen sind. Aber damit noch nicht genug, ist auch der Reichspräsident mit einer Hausflagge bedacht worden. Die Standarte des Reichspräsidenten zeigt auf gelbem, rot eingefaßtem Grunde den Reichsadler in schwarzer Färbung. Da Gold ein rarer Artikel im deutschen Lande geworden ist, hat man sich offenbar mit einem Surrogat aus Gelb abfinden müssen. Die Farbensymbolik, über die tiefgründige Heraldiker mancherlei zu berichten wissen, wäre dem-

nach weder in der Reichsflagge noch in der Standarte des Präsidenten zur vollen Würdigung gelangt.

Es ist mit der Farbensymbolik überhaupt eine eigene Sache. Betrachten wir die „ehrwürdigen Farben deutscher Nation" aus einem historischen Gesichtswinkel, so stoßen wir dabei auf ein absolutes Nichts. Das Mittelalter, das sich im übrigen durch eine große Farbenfreudigkeit auszeichnet, kannte keine eigentlichen Landesfarben, sondern nur Handelsflaggen, die ihre Farben häufig wechselten. Später, etwa im Laufe des 18. Jahrhunderts, wurden die Farben und Embleme der Dynastien auf die Länder übertragen. Das heilige römische Reich deutscher Nation, das bereits in den letzten Zügen lag, ging dabei leer aus. Es lohnte sich offenbar nicht mehr der Mühe, diesen senilen Staatskörper mit einem bunten Tuch zu drapieren. Mit einiger Spitzfindigkeit kann man allerdings die schwarzgelbe Hausflagge der deutschen Kaiser aus dem Hause Habsburg in Beziehung zu den „ehrwürdigen Farben deutscher Nation" setzen. Nach allem dürfte es außer Frage stehen, daß die schwarzrotgoldenen Farben der deutschen Burschenschaft, die das Farbensymbol der ersten deutschen Einheitsbewegung wurden, ohne Anlehnung an ein historisches Vorbild gewählt sind. Ein frommer historischer Trug mit einem Schuß deutscher Sentimentalität!

Ein Sozialist gegen die neuen Steuern.

Die geradezu vernichtenden Wirkungen der neuen Steuern auf Industrie, Handel und das gesamte Wirtschaftsleben werden jetzt sogar schon von den Sozialisten, denen zu Liebe man hauptsächlich diese wirtschaftsmörderischen Steuern beschlossen hat, deutlich erkannt. Der bekannte sozialistische Wirtschaftspolitiker Parvus äußert sich darüber in einem in der „Glocke" veröffentlichten Aufsatz wie folgt:

„Die exorbitant hohen Steuersätze bedingen es, daß die Steuern abgewälzt werden, sowohl die Verbrauchssteuern wie die direkten Steuern. Daneben bemüht man sich, die Geschäftsbilanz so zu gestalten, daß der versteuerbare Reingewinn möglichst gering erscheint. Zwei Tendenzen zeigen sich also: Erstens, durch Preissteigerung eine derartige Steigerung des Gewinnes zu erzielen, daß nach Abzug der Steuern noch eine reichliche Kapitalverzinsung verbleibt, zweitens, den versteuerbaren Gewinn durch Abschreibungen möglichst zu kürzen. Neben dem versteuerten Einkommen sammelt sich auf diese Weise ein verstecktes und unversteuertes Vermögen in den gesteigerten Anlagewerten der Unternehmungen. Man kann aber dem Kaufmann und Industriellen keinen Vorwurf machen daraus, daß sie diesmal ihre Abschreibungen sorgfältiger behandeln denn je. Das ergibt sich aus der ganzen Situation. Das Geld ist entwertet, die Warenpreise schwanken, man weiß nicht, was der nächste Tag bringen wird — unter diesen Umständen sind die einzige Sicherheit möglichst große Rücklagen. Das ist noch der einzige Halt der Industrie, die letzte Sicherung vor dem Bankerott. Die hohen Steuern und die Eigenart einzelner Besteuerungsarten zwingen ihrerseits zur Bildung einer Steuerreserve. Ich meine vor allem das Reichsnotopfer. Dieses wird nach gegenwärtigem Stand des Unternehmens berechnet und in den meisten Fällen auf 30 Jahre umgelegt. Es ist 30 Jahre lang der gleiche Steuerbetrag zu zahlen, einerlei, ob das Unternehmen gedeiht oder zurückgeht. Die Steuer ist hoch, sie beträgt 6,5 Prozent des versteuerbaren Kapitals, erreicht also bei größeren Unternehmungen 3,9 Prozent des Gesamtkapitals. In schlechten Zeiten kann sie direkt eine Krisis herbeiführen, das Unternehmen zum Bankerott treiben. Es ist deshalb nur zu begreiflich, wenn man bestrebt ist, in besseren Jahren eine Steuerreserve anzulegen, um für schlechte Zeiten gedeckt zu sein. Das sollte von Rechts wegen aus dem Reingewinn geschehen, nach Abzug der Steuern. Die Abschreibungen enthalten aber immer unberechenbare Momente in sich. Schätzungen mit einem großen Grad der Willkürlichkeit, weshalb man es nie wird verhindern können, daß bei den Abrechnungen neben der Geldentwertung und der sachlichen Teuerung auch Steuerrücksichten mitspielen. Damit ist der Uebergang geschaffen zu der böswilligen Bilanzverschleierung, die anerkanntermaßen mit der größten Virtuosität geübt wird. Je größer und komplizierter sich die Geschäftsbilanz gestaltet, desto leichter können Rücklagen und direkte Bilanzverschleierungen vorgenommen werden. So wirkt die hohe Besteuerung als Antrieb zur Konzentration des Kapitals und führt zur Ausschaltung der kleineren und mittleren Unternehmungen. An Stelle der Herabsetzung der hohen Vermögen, die bei der

Schaffung der hohen Steuern mit beabsichtigt war, tritt eine Expropriation der mittleren Bourgeoisie durch das Großkapital.

Wenn wir nun fragen, ob eine Industrie sich auf dem Weltmarkte behaupten kann, die durch eine endlose Steigerung der Steuern zu einer endlosen Preissteigerung angetrieben wird, so werden wir von vornherein eine verneinende Antwort bekommen. Denken wir uns Zustände, wie sie vor dem Kriege waren, da das Wertverhältnis der Mark zum Franken und den anderen Geldsorten der Industriestaaten ein festes war, so würde die Preissteigerung bei uns sehr bald dazu führen, daß das Ausland billiger liefern könnte als wir, so daß wir uns von den fremden Märkten zurückziehen müßten und auf dem eigenen Markt der Konkurrenz der ausländischen Ware weichen müßten. Das wäre offenbar der Ruin unserer Industrie.

Das ganze Spiel unserer Steuern hat sich nur entwickeln können auf Grund der Zerrüttung des Weltmarktes und der Geldverhältnisse durch den Krieg. Wäre der sinkende Markkurs an einem Punkt angehalten worden — ganz egal, wie hoch oder niedrig, wenn er nur fest bleibt — so wäre alles andere nur eine Frage der Umrechnung. Die Warenpreise in Mark würden sich dem Weltmarktwerte der Mark anpassen — eine Bewegung, die nicht ohne Schwierigkeiten und Reibungen vor sich geht, die Zeit braucht, um sich auszuwirken, die aber bereits mit Macht eingesetzt hatte und zweifellos in gewisser Zeit zu einem vollständigen Ausgleich geführt haben würde.

Durch das Schwanken des Markkurses hat es das Ausland in seiner Hand, unsere Konkurrenz auf dem Weltmarkte ein- und auszuschalten. Will es bei uns kaufen, so senkt es den Markkurs; will es verkaufen, so steigert es den Markkurs. Unsere Industrie kann aber nicht zu gleicher Zeit teuer kaufen und billiger verkaufen. Auch werden durch ein derartiges Schwanken der Warenpreise nicht nur bei uns, sondern auch auf dem Weltmarkt überhaupt alle kaufmännischen Berechnungen durcheinander gebracht. Auf die Dauer ist ein solcher Zustand offenbar unhaltbar, weshalb es denn der einhellige Wunsch der gesamten Weltindustrie ist, wieder zu stabilen Geldverhältnissen zu gelangen. Wird nun diese Stabilisierung einmal erreicht, dann ist es gleich, ob die Mark 100 Centimes oder 10 oder 5 wert ist. Die Warenpreise werden dann umgerechnet. Ist erst der Markkurs gesichert, dann wird die Umstellung unbedingt stattfinden, und zwar in einer überraschend genauen Weise. Sollte nun der konstante Kurs der Mark 10 Centimes sein, so wird man mit einem Frank in Deutschland für 10 Mark Waren kaufen können und doch nicht mehr bekommen als früher für 80 Pfennig.

In Wirklichkeit gibt es, da es sich um eine Verhältniszahl handelt, weder eine niedrige, noch eine hohe Valuta, sondern nur eine sinkende oder steigende. Ich sage also: ob die Valuta hoch ist oder niedrig, das beeinflußt weder Ausfuhr noch Einfuhr, wenn die Valuta konstant bleibt. Und ohne feste Valuta stürzen sowohl die budgetären Berechnungen der Staaten wie die kaufmännischen Berechnungen der Industrie und der gesamte Weltverkehr zusammen.

Kehren wir nun zu unseren Steuerbetrachtungen zurück, so ist es klar, daß die Wirkung der übermäßig gesteigerten deutschen Steuern mit Vehemenz sich einstellen wird, wenn die Valuta stabilisiert sein wird und wenn die Warenpreise auf dem Weltmarkt auf das Niveau ihrer normalen Produktionskosten zurückgeführt sein werden. Dann tritt jener Zustand ein, wie wir ihn vor dem Weltkriege hatten, da die Industrie jedes Landes scharf hat rechnen müssen, um sich behaupten zu können. Dann kann das deutsche Steuersystem zu einem Zusammenbruch der deutschen Industrie führen.

Das Gesamtkapital der deutschen Aktiengesellschaften war im Jahre 1911/12 rund 18 Milliarden Goldmark. Davon eingezahltes Kapital nicht ganz 15 Milliarden. Nach der bestehenden Gesetzgebung hätten zunächst die bestehenden Aktiengesellschaften als Körperschaften Steuern zu zahlen. Sie hätten zu zahlen 10 Prozent vom Geschäftsgewinn. Der Geschäftsgewinn war 1571 Millionen Mark. Also hätten sie zu zahlen aus diesem Kapital 157 Millionen Mark. Ferner hätten sie zu zahlen 10 Prozent der ausgeschütteten Dividende. Da diese 1220 Millionen betrug, so ergibt das weitere 122 Millionen. Das Notopfer wird den Körperschaften nach Abzug des eingezahlten Kapitals angerechnet. Die Differenz beträgt nach den oben angeführten Zahlen der amtlichen Statistik 3 Milliarden. Davon werden wiederum 10 Prozent erhoben. Mit 6,5 Prozent laut Steuerverordnung verzinst, ergibt das 19,5 Mil-

lionen. Die Aktiengesellschaften hätten also zu zahlen 157 + 122 + 19,5, also 298,5 Millionen Mark. Das eingezahlte Aktienkapital wird vom Reichsnotopfer nicht bei den Körperschaften, sondern bei den Aktienbesitzern erfaßt. Es betrug, wie wir wissen, 15 Milliarden. Rechnen wir 40 Prozent davon als Notopfer — der Steuersatz geht bekanntlich auf 65 Prozent — so ergibt das weitere 390 Millionen. Zusammen wären also durch die Aktiengesellschaften und durch die Besitzer der Aktien zu entrichten 298,5, plus 390, also 688,5 Millionen Mark. Die Dividende betrug 1220 Millionen. Es verbleiben also, nach Abzug der Steuern, 531,5 Millionen Mark, aus denen aber noch die Einkommens-, die Vermögenssteuer usw. zu zahlen wären. 531,5 Millionen Mark auf ein dividendenberechtigtes Kapital von 15 Milliarden berechnet, ergeben eine Verzinsung von 3,5 Prozent. Es ist klar, daß es unter diesen Umständen für den deutschen Kapitalisten vorteilhaft sein dürfte, sein Geld aus der Industrie herauszuziehen und es in ausländischen Staatsanleihen anzulegen, die wohl noch für lange Zeit sich mit mindestens 5 Prozent verzinsen werden.

Das ist eine Expropriation, aber eine verkehrt angelegte und schlecht durchgeführte. Sie ruiniert die kapitalistische Privatindustrie, ohne etwas anderes an ihre Stelle zu setzen."

Von der Naturgeschichte des Zeitungsromans.

I.

Man hat den Zeitungsroman leider immer nur gewertet. Infolgedessen wurde er nie untersucht. Hier soll er einmal als Erscheinung begriffen, seine Atmosphäre soll erfaßt, seine Gesetzmäßigkeit erkannt werden. Ebensowenig wie ein Moralist die erdrückende Mannigfaltigkeit menschlicher Psyche erfährt oder auch nur erahnt — trennt doch seine allzu selbstgerechte Norm die Vielfältigkeit der Dinge in eine einseitige Zweiheit — ebensowenig vermag eine normative Kritik diese seltsame Mischung von Form, Zweck, Spekulation und Soziologie zu erkennen, die wir Zeitungsroman nennen.

II.

Was ist der Zeitungsroman? Er ist der Roman des Alltags, der dem Gesetz der Massenpsychologie unterliegt. Er wendet sich nicht an Individuen, sondern an Typen, an einen Stand. Zunächst ist er Gegenwartsroman. Wie er sich in der leseseligen Biedermeierzeit sentimal gab, so wurde er ein Jahrzehnt später räuberromantisch und verflachte weiterhin zu einer kitschig-harmlosen Familien- und Gartenlaubenpoesie. Inzwischen war er nämlich gänzlich unter die Geschmacksdiktatur des „Frauenzimmers" geraten. Frauenroman war er aber schon von Anbeginn. Das beweist seine Technik, die bei aller Spannung und Raschheit der Handlung auf Kleidertracht, Haarfarbe der Charaktere, Portieren und nebensächlichen Prunk nicht verzichtete. Da der Zeitungsroman besonders Unterhaltungsroman war, schuf sich der Leser ihn (wie auch die Mode kein Schneider schuf!) nach seinem Bilde. Sein Leser ließ ihm nicht Raum für längere Beschreibung oder Betrachtung. Handlung wollte er und raschen Fortschritt. Daher muß heute die Courths-Mahler, deren Romane nichts weniger als kurz und malerisch sind, den Prunk der Beschreibung in die traurige Winkelgasse des Relativsatzes verstoßen. Neben dem Affekt steht erdrückender Prunk. (So ist etwa ihr Typ: Liane ließ sich nach diesen Worten ohnmächtig in einen kostbaren Sessel fallen, dessen Decke aus schwerem rotem Samt war). Da der Roman in Fortsetzungen erscheint, muß die Handlung reich sein. Jede Fortsetzung in sich hat Steigerung wie etwa der Akt eines Dramas. Der angehäufte Explosivstoff an Spannung muß bis zur nächsten Fortsetzung aushalten. Mit Unrecht tadelt Erich K. Schmidt (selbst ein Poetaster im geschminkten Hardenstil) am Zeitungsroman die Fortsetzungen, indem er sagt: „Es ist, als sähe man heute die erste Szene eines Theaterstücks, morgen die zweite." Ich glaube, daß niemand ohne Schaden je einen Roman ohne Unterbrechung gelesen hat. Die Einteilung in Fortsetzungen ist eine löffelweise Darbietung von Literatur, wie sie der ruhigen Pedanterie des Bürgers entspricht. Die Frage, warum der Zeitungsroman meist einen befriedigenden Abschluß hat, dürfte dahin beantwortet werden, daß einerseits das Bürgertum sich jeder Tragik widersetzt und daß andererseits der Kuppeltrieb der Frau ihre Befriedigung in der Phantasie erhält. Von der Technik noch ein Dichterwort. J. J. David sagt: „Er braucht zunächst die gröberen Effekte. Es muß, wenn nur irgend möglich, jede einzelne seiner Fortsetzungen ihre Spannung in sich

haben und Neugierde wecken. Er muß nebenher Bezüge ahnen lassen, Bezüge von der Art, die erraten zu haben schmeichelt, die also so weit versteckt und so weit angedeutet sein müssen, daß es dem eigenen Scharfsinn ohne allzu große Schwierigkeiten glückt, sie auszuwittern. Wir fühlen uns gern wissend und mit verborgenen Kenntnissen begnadet, so gerne mündig und überlegen, desto lieber, je unmündiger wir im Grunde sind." Man sieht also: der Zeitungsroman ist ein eigener Typus mit eigener Technik. Nicht die Art der Veröffentlichung („unter dem Strich") ist wesentlich. Denn wer wollte etwa Hauffs literarisch immerhin wertvolle Arbeiten wie „Jud Süß" oder „Die Bettlerin vom Pont des Arts," die beide in Cottas „Morgenblatt" erschienen, als Zeitungsromane ansprechen?

III.

Die Geschichte des Zeitungsromans ist jung. Der erste Roman, der in Fortsetzungen erschien, wurde in der Zeitschrift des französischen Journalisten Verron, der „Revue de Paris", im Jahre 1829 abgedruckt. Das „Journal des Débats" gab darauf ein Jahr später das erste Zeitungsfeuilleton, in dem es zunächst kleine Erzählungen von Soulié brachte, die durch Grazie des Stils den Leser bestachen. Später folgten Romane in Fortsetzungen.

Vorher aber hatte Emile de Girardin, ein geschickter Zeitungsmann, eine Zeitung „La Presse" begründet. Um sich einen größeren Abonnentenkreis zu erwerben, druckte er spannende Romane namhafter Autoren ab. So erschien der erste Zeitungsroman. Unter den weiteren Romanen waren die Romane von Alexander Dumas, „Die drei Musketiere" und „Der Graf von Monte Christo", die zum erstenmal in die Oeffentlichkeit kamen. Diese Spekulation erwies sich als glänzend. In wenigen Monaten stieg die Abonnentenzahl der „Presse" um 18000 Abonnenten. Nun folgten die andern großen Blätter von Paris. Das „Journal des Débats" brachte den berüchtigten Roman von Eugéne Sue „Les Mystères de Paris", der wie kein andres Werk die Geschmacksrichtung der Zeit traf und viele Nachahmungen in allen europäischen Ländern hervorrief. Der Titel wurde nach Städten variiert.

Die ersten deutschen Zeitungsromane erschienen um 1840 und waren meist Uebersetzungen oder freie Bearbeitungen französischer oder englischer Vorbilder. In Deutschland beeinträchtigte der Zeitungsroman stark die Leihbibliothek, die zur Biedermeierzeit in so hoher Blüte stand. Die Lesewut aber blieb wohl dieselbe. Gottfried Keller erzählt in seinem „Grünen Heinrich" die Episode jener Familie, die sich ganz in Armut las. Erst um 1870 war für die deutsche Zeitung die Veröffentlichung eines Romans in Fortsetzungen verbindlich und ist es bis heute geblieben.

IV.

Der Leser des Zeitungsromans ist der Bürgerstand im weiteren und die Bürgersfrau im engeren Sinne (auch die „gebildete"! Sie hat für sich das entschuldigende Wort „Verdauungslektüre" geprägt). Jene unpolitische Geruhsamkeit, jene typische Verneinung des Tragischen, die jede tiefe Kunst ablehnen muß, prädestinieren den Bürger, der ja noch heute ein Stück weiches Biedermeiertum ins Zeitalter der Technik und des Sozialismus hinübergerettet hat, zum Leser des Zeitungsromans. Warum sind die Reformbestrebungen bei der bürgerlichen Presse abgeprallt? Eine mir bekannte sozialistische Provinzzeitung veröffentlichte einen Roman von Gorki, der „Vorwärts" brachte den „Segen der Erde" von Knut Hamsun. Aber die bürgerliche Presse bringt Courths-Mahler-Kitsch, Werke von Friedrich Lehne, und sehr viel Besseres weiß auch der „Lokalanzeiger" nicht aufzuweisen. Die „Rheinisch-Westfälische" dagegen ist vorbildlich im Abdruck ernster vornehmer Kunstwerke. Die Zentrumspresse laviert. Handel-Mazetti und Peter Dörffer wechseln mit Anny Wothe ab.

Eine eigene Untersuchung wäre dem Verhältnis des Zeitungsromans zur Mode zu widmen. Es handelt sich um eine seltsame Uniformierung des Geschmacks bei der Frau. Die Namen der Zeitungsromanschreiber müssen manche Kinder büßen, die den Namen Rolf oder Dagmar durch ihr Leben tragen. Marlitts Roman „Goldelse" hat eine auffällige Moderichtung geschaffen, nämlich die künstliche Goldblondheit mit künstlich roten Wangen. Man betrachte auch nur jene Postkarten in den Schaufenstern obskurer Butiken, die nicht nur Szenen aus Zeitungsromanen darstellen, sondern auch ganz in deren Geist getaucht sind.

V.

Detlev von Liliencron hat recht, wenn er behauptet, daß der Zeitungsroman manches Poetenelend verschulde. Diese Bemerkung trifft für den kitschigen Zeitungsroman zu, wie ihn etwa die schundige Courths-Mahler vertritt. (Begeht ein Verleger solcher Werke kein Volksverbrechen?). Es ist aber auch ein guter Zeitungsroman möglich. Dieser müßte zunächst Gegenwartsroman sein, reich an Handlung und reflexionslos, dabei auch leichtflüssig im Stil. Reformbestrebungen zugunsten älterer Schriftsteller (wie z. B. Storms und der Annette von Droste) sind schon gemacht worden. Vielleicht aus Spekulation. Denn diese Werke kosten dem Verleger nichts. Aber die Zeitung dient dem Tage, zumindest der Gegenwart. Ich gebe daher den Ausführungen Hackers (Zeitungskunde 1920, 5) recht, wenn er für das Romanfeuilleton Werke guter moderner Schriftsteller fordert. Aber vielleicht haben diese Reformbestrebungen bereits an Wert eingebüßt, da der Zeitungsroman allmählich in das Kino mit seinen größeren und intensiveren Möglichkeiten münde.

NEUE BÜCHER

Die Komödiantin Dora X. von L. Andro.

Verlag von Thal, Leipzig und Wien.

Die Schauspielerin Dora X! Dieses X. ist es, was dem bestrickend feinen, klugen und nachdenklichen Buch seine Tiefe gibt. X., dieser Geheimnisbuchstabe der Mathematik bedeutet hier, wie so oft: eine x-beliebige. Eine x-beliebige Künstlerin, das ist nun eigentlich ein Widerspruch in sich selbst. Denn Künstlerin, das Wort will auszeichnen. Deshalb hört man oft die Meinung, in der Kunst müsse einer etwas ganz Großes leisten, oder er täte besser, von ihr zu lassen. Dem Dogma, daß nur das ganz Große in der Kunst Berechtigung hat, widerspricht dieses höchst selbständige, tapfere Buch mit jeder Zeile. Oder besser allenthalben zwischen den Zeilen. Denn auf das Zwischen den Zeilen ist L. Andros zarte und diskrete Kunst gestellt, er ist ein Autor voller Hinterblicke.

Und dies bildet die originelle Wendung, die dem so oft schon wiederholten Thema von der Schauspielerin durch Andro gegeben wird: Neben die begabte und erfolgreiche Tragödin, die ihr Schicksal stolz bejaht oder trotz allen Ruhmes verwünscht, und neben die erfolglose und durch das Theater zugrunde gerichtete kleine Schauspielerin tritt hier die mittelmäßige Kraft, die es zu gar nichts Großem gebracht hat, und die sehr viel für ihre Kunst geopfert hat. Und die dennoch ihr Schicksal bejaht und ihre Opfer nie bereut, einfach weil sie in der Bühnenluft das ihr gemäße Leben gelebt, das ihr entsprechende Schicksal gefunden hat. Ein negatives Leben wird also hier mit einem Ja beantwortet. Darin beruht die Tiefe des Buches. Die Welt, ihre Umgebung, ihre Nächsten rümpfen die Nase über Dora X. Und es gehört in ihrer Lage viel innere Ueberlegenheit dazu, sich trotzdem in aller Bescheidenheit und bei völlig illusionsloser Erkenntnis der eigenen Grenzen aufrecht zu erhalten. Unzählige andere würden entweder den Glauben an ihre Existenzberechtigung verlieren, oder in Verkanntheitswahn und kompensatorische Ueberheblichkeit verfallen. Dora X. tut beides nicht. Und das stellt die mittelmäßige Künstlerin als Mensch auf eine wundervolle Höhe.

Was in diesem ganz weisen und reifen Buch innerlich durchgekämpft wird, kommt in zahllosen intimen Betrachtungen und lebenserfahrenen Aphorismen zutage. Nicht oft merkt man in einem so schmalen Bändchen so viele wesentliche Stellen an. Dabei herrscht Gegenständlichkeit trotz knappster Fassung. Die Ergriffenheit ist durchaus unterirdisch, während künstlerische Zurückhaltung jeden Satz zügelt. Dem Thema des mittelmäßigen Daseins entspricht es, daß das Buch die eigentümliche Technik verfolgt, die großen Wendepunkte des Schicksals prinzipiell zu überschlagen und statt dessen im Feinsten und Verschwiegensten die innere Tragik einer x-beliebigen Existenz aufleuchten zu lassen.

Hugo Marcus.

BÖRSENSPIEGEL

Von großen Zahlen.

Wenn ehedem die Börse von Finanzoperationen vernahm, die im Staatshaushalt oder überhaupt irgendwo vorgenommen wurden, so fühlte sie sich in ihrem Element. Mit Millionenziffern wußte sie umzugehen, in Finanzfragen wußte sie Bescheid, und auf das Wesen und den Sinn der Zahlen verstand sie sich. Ein Wechsel darin trat erst ein, als die Million von der Milliarde entthront wurde; zuerst eigentlich in den Tagen der großen Kriegsanleihe-Emissionen. Als man damals erfuhr, daß innerhalb wenigen Tagen bei der Auflegung von deutscher Anleihe Milliardenbeträge gezeichnet worden seien, verlor die Börse bereits bis zu einem gewissen Grade die Uebersicht; es fehlte ihr das rechte Verständnis für die Riesengröße dieser Summen, und dieses Verständnis schwand mehr und mehr, je gigantischere Zahlen bei allen Gelegenheiten auftauchten. Unsere 80 Milliarden Papiergeld betrachtet man heute an der Börse mit demselben Gleichmut wie ehedem 10 oder 20 oder 50 Millionen; und ebenso die 236 Milliarden-Forderungen der Entente. Die Börse kann gewissermaßen nicht mehr mit; sie kann sich kein Bild mehr machen von diesen Riesensummen, sie hört Ziffern, die ihr nur noch Worte bedeuten, mit denen sich kein bestimmter, klarer Begriff mehr verbindet.

Im Innern ihres Herzens aber ist sie überzeugt, daß wir die verlangten Summen niemals werden aufbringen können. Ebensowenig wie etwa an eine Verringerung unseres Papiergeldumlaufes zu denken ist. Bis vor kurzem noch galt es nämlich allgemein als selbstverständlich, daß durch Steuereingänge, vor allem durch die Reichsnotopfer-Zahlung, die Papierflut eine Abnahme erfahren würde, und von amtlicher Seite wurde auch wiederholt dieser Ansicht in bestimmter Form Ausdruck gegeben. Aber in Wirklichkeit ist gar nicht daran zu denken; wir werden auch einen Papierumlauf von hundert Milliarden erleben, und auch das wird nicht die oberste Grenze sein. Diese hundert Milliarden sind aber nur zehn Goldmilliarden, und gerade an Hand solcher Beispiele muß man sich einmal klarmachen, was es heißt, 236 Milliarden Goldmark aufzubringen. Eine ungeheuerliche Summe, über die sich die meisten Leute gar keine Rechenschaft geben; eben wegen ihrer phantastisch grotesken Ungeheuerlichkeit.

An der Börse hat man es längst aufgegeben, mit diesen Zahlen wirklich zu rechnen, sie kritisch gegeneinander zu stellen, und man überläßt es heute ruhig etlichen Phantasten auf dem Gebiete der Volkswirtschaft, abenteuerliche Projekte zu entwickeln, auf welche Weise die furchtbaren Lasten aufzubringen seien. Zu diesen utopischen Plänen gehört auch der eine „Beteiligung des Auslandes an unseren Industrien". Ein ganz absurdes Projekt, das im Grunde nichts als ein billiges Schlagwort darstellt. Der eine dieser sonderbaren Pläne geht bekanntlich dahin, dem Ausland neu zu schaffende Aktien unserer Industriegesellschaften auszuhändigen. Neue Werte würden durch den Druck solcher Aktien natürlich nicht entstehen; es wäre vielmehr etwas ganz ähnliches wie die „Wertschaffung" durch den Druck von Papiergeld; denn die Substanz einer Industriegesellschaft wird dadurch nicht größer, daß man das Aktienkapital nominell erhöht, also verwässert. Automatisch aber würde die Rente der Werke sinken, und zu allem anderen bekämen wir in diesem Falle also noch unfehlbar einen Börsenkrach; denn die einzelnen Aktien würden im Wert bedeutend verringert, besonders dann, wenn die neuen „Auslands"-Aktien der deutschen Gesellschaften auch noch, wie verschiedene der Projektenmacher es vorgeschlagen, Prioritätsrechte gegenüber den anderen Aktien genießen sollten. Ebenso phantastisch ist auch der Gedanke, das Ausland nur an den Erträgnissen, an den Dividenden der deutschen Industrie teilnehmen zu lassen, ohne ihm die Aktien selbst auszuhändigen, und all die kühnen Projektenmacher haben leider stets vergessen, sich ihre Pläne und deren Ergebnisse einmal zahlenmäßig auszurechnen. Tut man das nämlich, so kommt man zu ganz anderen Resultaten als die Herren Rechberg, Litwin und andere Volksbeglücker. Zum Beispiel: Wie groß ist überhaupt der Gesamtwert der Aktien sämtlicher deutschen Aktiengesellschaften nach dem gegenwärtigen Börsenkurse?

Manchen Leuten schweben dabei offenbar ganz phantastische Ziffern vor, während es sich in Wirklichkeit nicht um mehr als 8 Milliarden Goldmark handelt. Auf Grund der heutigen Verzinsung dieser Summe würde sich allenfalls ein Dividendenerträgnis von 350 Millionen Goldmark, also eine Drittel-Milliarde ergeben, und was würde es daher ausmachen, wenn wir davon 25% jährlich an die Entente abführten? Eine gegenüber der Höhe unserer Gesamtverpflichtung geradezu verschwindend geringe Summe, nicht einmal 100 Millionen, nicht einmal eine Zehntel-Milliarde, wo wir mindestens 2 Milliarden jährlich zahlen sollen. Ebenso ist es mit der Frage der Auslandsbeteiligung durch Aktienbesitz. Liefern wir der Entente 25% unserer gesamten Aktien aus, so macht das einen Betrag von 2 Milliarden Goldmark aus; unsere Gesamtschuld würde also von 236 auf 234 Milliarden, oder auch von 50 Milliarden Gegenwartswert auf 48 Milliarden Mark sinken. Um einen kleinen Bruchteil unserer Schuld zu tilgen, würden wir also das einzige große Aktivum der deutschen Volkswirtschaft, unsere Industrie, mehr oder minder radikal an das Ausland, wohlgemerkt das uns feindlich gesinnte Ausland, ausliefern, und ein solcher Gedanke wird von mancher Seite als die „große nationale Tat" leidenschaftlich propagiert. Sonderbare Schwärmer, die alles andere vielleicht verstehen, nur nicht die geheimnisvolle und doch so nüchterne Kunst des Rechnens.

Und was gibt es für andere Pläne? Etliche Leute trösten sich mit dem Gedanken, die ganze Sache ließe sich auf dem Steuerwege erledigen. Ein paar Prozent höhere Steuersätze beim Umsatz, beim Einkommen, bei der Körperschaftssteuer, und alles wäre in Ordnung; denn neue, ungezählte Milliarden würden auf diesem Wege aufgebracht werden können. Auch das ein frommer Trugschuß. Die 2 Goldmilliarden jährlich Zahlung bedeuten nämlich 20 Papiermilliarden, und wenn man demgegenüber bedenkt, daß die Einkommensteuer und Körperschaftssteuer für 1921 im Reiche insgesamt noch keine 8 Milliarden erbringen dürften, die Umsatzsteuer keine halbe Milliarde, so staunt man ob der Ahnungslosigkeit und Wirklichkeitsfremdheit mancher Herren Volksretter und Volkswirtschaftler; ohne eine Vervierfachung sämtlicher Steuern könnten wir, wenn wir den eigenen Haushalt in Ordnung halten wollten, die 20 Milliarden jährlich nicht aufbringen. Daß aber unsere Wirtschaft eine solche Steuerlast nicht zu tragen imstande wäre, muß jedermann einsehen, und außerdem — ein nicht zu übersehender, sehr gewichtiger Punkt — sind 20 Papiermilliarden rechnerisch nur 2 Goldmilliarden; aber nur in der Theorie, nicht in der Praxis, und wollten wir die französischen Milliardenforderungen aus Papiermark-Steuereingängen bezahlen, so wäre das genau ebenso töricht wie etwa der Gedanke, etwa hundert Milliarden Mark neue Banknoten zu drucken und sie, auf Goldmark umgerechnet, den Franzosen als „Zahlung" anzubieten.

Daß die Börse diese ganzen Rechnungen nicht mitmacht, ist im Grunde ganz klug und richtig von ihr. Sie fühlt nämlich instinktiv, daß dabei nichts herauskommt; sie fühlt, daß es gar keinen Zweck hat, de facto unmögliche Dinge rechnerisch, durch Taschenspielertricks, durch falsche Bilanz und utopische Pläne möglich machen zu wollen, und sie würde viel mehr verstimmt sein, wenn die Forderungen unserer Gegner etwa den zehnten Teil so hoch wären; denn dann ging es ans Rechnen, ans Aufbringen der verlangten Summen, ans Zahlen. So aber! Man hört nur Worte; Ziffern, unter denen man sich nichts Wirkliches, Greifbares, durch Leistungen Aufbringbares vorstellen kann, und so hat man alles Rechnen, alles Jonglieren mit Zahlen längst aufgegeben. Man weiß zu genau, daß in diesem Falle wirklich nichts dabei herauskommt, und warum sich also den Kopf zwecklos darüber zerbrechen? Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Die Gegenwart

50. Jahrgang | Erstes und zweites Juniheft | 50. Jahrgang

Privilegienwirtschaft im Bankwesen

Im Deutschen Reiche gibt es neben zahlreichen anderen Gesetzen, die zu ganz bestimmten Zwecken im Eiltempo hergestellt worden sind, auch ein „Gesetz gegen die Kapitalflucht."

Im Reichstage dürfte es wohl keine Partei geben, die in der Bekämpfung der Kapitalflucht nicht eine wichtige Aufgabe erblickte, und wenn jetzt eine Verlängerung der Geltungsdauer des Gesetzes um ein weiteres Jahr vorgeschlagen wird, so ließe sich dagegen gar nichts einwenden. Das heißt dann nicht, wenn es sich um ein wirklich brauchbares Gesetz gegen die Kapitalflucht handelte.

Unter dem harmlosen und des Beifalls sicheren Namen eines Gesetzes gegen die Kapitalflucht verbirgt sich aber letzten Endes, wenn auch von seinen Urhebern fraglos ungewollt, ein Gesetz zur Begünstigung bestimmter Personen und Firmen, welche das Bankgeschäft betreiben; vor allem der Großbanken. Auf dem Umwege über ein Kapitalfluchtgesetz ist ein sehr bedenkliches Monopol gerade zugunsten der Stärksten und Größten geschaffen worden, dessen weitere Verlängerung den schärfsten Widerspruch herausfordern muß, weil sie eine schreiende Ungerechtigkeit darstellt und gewissermaßen Banken erster und zweiter Klasse schafft. Bank oder Bankier erster Klasse ist man nämlich, wenn man seinen Gewerbebetrieb schon vor dem 9. September 1919 bzw. vor 16. Januar 1920 hatte. War das aber nicht der Fall, sondern gründete man erst später sein Geschäft, so wurde man Bankier zweiten Ranges, indem man eine der wichtigsten Funktionen des Bankiergewerbes nicht ausüben durfte, nämlich die Annahme und Verwaltung von Depositen und Depots. Alles unter der Marke „Gesetz gegen die Kapitalflucht."

Wodurch entstand dieser unmögliche Zustand? Unsere Gesetzgeber entdeckten eines Tages, nachdem Milliardenwerte bereits ins Ausland verschoben worden waren, daß gegen die Verschiebung des Restes irgendetwas getan werde müsse. Als ein dazu geeignetes Mittel erschien es ihnen, diejenigen Firmen als ohne weiteres vertrauenswürdig anzusehen und zu priviligieren, die bereits im Anfang 1919 ein Bankgeschäft hatten, mochte es auch der übelstbeleumundete Winkelbankier sein, dagegen alle neuen Firmen als der Kapitalverschiebung verdächtig zu betrachten und demgemäß zu behandeln. Ein etwas summarisches Verfahren, das natürlich seinen Zweck vollkommen verfehlte, was die Kapitalflucht als solche betraf, und das darüber hinaus zu ganz unmöglichen Konsequenzen führte.

Es sind in den letzten Monaten vor allem sehr bedeutende Aktienbanken gegründet worden, denen jede Absicht einer Kapitalverschiebung oder der Beihilfe dazu fraglos vollkommen fern lag. Das eine dieser Institute zählt sogar zu seinen Gründern und Direktoren einen der Väter des Kapitalfluchtgesetzes, nämlich Herrn Staatssekretär Moesle. Aber auch diese große Aktienbank dürfte keine Depots annehmen, sondern würde als verdächtiges Institut zweiten Ranges behandelt werden, wenn sie nicht — und das ist eine besonders seltsame und anfechtbare Erscheinung — eine Firma mit Depotannahmeberechtigung ihrerseits übernommen hätte.

Dieses Recht ist nämlich eine veräußerliche Sache. Es hat sich in der Tat ein regelrechter Handel mit diesem Privileg herausgebildet, der zu den sonderbarsten Konsequenzen geführt hat. Eine tschechoslowakische Bank hat zum Beispiel eine Berliner Bank, die eigentlich gar keine Bank war, sondern eine einst vielbesprochene Grundstücksgesell-

schaft, die aber das Depotrecht besaß, erworben, und nunmehr ist dieses ausländische Institut berechtigt und in der Lage, Depositengelder in jeder Höhe anzunehmen; eine nach dem September 1919 gegründete reindeutsche Bank hat dieses Recht nicht, wenn auch die Persönlichkeit ihrer Leiter ohne weiteres dafür bürgen würde, daß keine Kapitalverschiebungen dort vorkommen würden . Also Begünstigung des valutastarken Auslandskapitals zum Nachteil deutscher Bankiers! Und dieses alles unter der Devise: Maßnahmen gegen die Kapitalsflucht!

Am glücklichsten ist man natürlich über dieses Gesetz in den Kreisen der alten Großbanken. Man hat zwar ein solches Gesetz nicht gefordert und Stimmung dafür gemacht; denn man würde sich fraglos geniert haben, eine den eigenen Interessen so förderliche Aktion als eine im Interesse der Allgemeinheit oder des Fiskus liegende hinzustellen. Aber man hat sich dieses Privileg doch gerne gefallen lassen.

Ein Apotheker muß wenigstens noch etwas dafür bezahlen, wenn er einem anderen die Apotheker-Konzession abkauft. Die Banken aber haben ohne jede Gegenleistung dieses Geschenk bekommen, das sie vor neuer Konkurrenz schützt. Daß sie dazu schweigen und sich einer Stellungnahme enthalten, ist also klar. Immer neue Depositenkassen und Filialen werden von ihnen eröffnet; denn sie sind ja die glücklichen Besitzer dieses Privilegs und dürfen an jedem Orte neue Niederlassungen mit vollen Depositenkassen eröffnen. Wie paßt aber eine solche Schaffung künstlicher Monopole in eine Zeit, die angeblich dem Grundsatz „Freie Bahn dem Tüchtigen" huldigt? Dem tüchtigen Bankier, der heute ein Geschäft gründet, wird sein Betrieb außerordentlich erschwert. Er muß sich, um sein Geschäft zu betreiben, erst an ein anderes Institut anlehnen, und zwar schon mit Rücksicht auf den Depotzwang; auch das eine freiheitliche Einrichtung der freien Republik. Gerade dieser Depotzwang ist es, der die Bedeutung des Depotannahmerechts so wesentlich erhöht hat, und der allein schon ein Geschenk an die Banken darstellt.

Als Kriegsnotverordnung hätte ein solcher Erlaß vielleicht eine gewisse Berechtigung gehabt, aber doch nicht als dauernde gesetzliche Einrichtung. Bis in das Jahr 1922 zunächst will man jetzt diese gesetzgeberische Monstrosität verlängern, das heißt drei volle Jahre hindurch hätte niemand in Deutschland das Recht, eine Bank oder Bankfirma mit allen Rechten zu gründen, es sei denn, daß er ein Privileg käuflich erwarb, während jede Auslandsbank auf dem Wege der Uebernahme kleiner Winkelbankgeschäfte zu diesem Rechte gelangen könnte. Das ganze Gesetz würde nun am 30. Juni 1921, wenigstens in dieser Form, die in erster Linie ein Ausnahmegesetz gegen alle neu gegründeten Aktienbanken, selbst gegen solche von allerseriösestem Charakter ist, aufgehoben, wenn man sich leichtfertiger Weise im Reichstag, um sich nicht mit allzu „sachlichen" Erörterungen zu plagen, nicht einfach für Verlängerung entschließt. Das liefe aber auf weitere Sanktionierung eines Zustandes hinaus, dessen Beseitigung, nicht aber dessen Verlängerung und Verewigung die Sorge der Gesetzgebung sein sollte. Namhafte Volkswirtschaftler und Parlamentarier haben sich bereits gegen die weitere Verlängerung dieses Gesetzes, das eine Aufhebung der Gewerbefreiheit im Bankierberuf bedeutet, ausgesprochen und betont, daß es geradezu die Schaffung eines „alten, bevorrechteten Bankbesitzes" bedeute: in den Kreisen der mittleren und kleineren Bankiers herrscht über diese, in unserm demokratischen Zeitalter doppelt verwunderliche Bevorzugung der Größten unter den Großen schon jetzt lebhafter Unwille, und eine Verlängerung dieses Unrechts würde diesen Unwillen noch vergrößern, um so mehr, als man mit Recht eine besondere Bevorzugung des Auslands darin erblickt; denn mit Pfund- oder Frankenwährung sind Depotrechte billiger und leichter zu erwerben als mit Reichspapiermark. Der eigentliche Zweck des Gesetzes aber wird ohnehin nicht erreicht; oder glaubt jemand ernstlich, daß bei einer tschechoslowakischen Bank, welche das Depotrecht der ehemaligen „Bank" des Herrn von Winterfeldt erworben, weniger die Gefahr der Kapitalverschiebung und ihrer Begünstigung besteht als bei einem soliden deutschen Bankier oder einer reell geleiteten neuen Aktienbank, deren Geschäfte erst nach dem 9. September 1919 bezw. 16. Januar 1920 eröffnet wurden?

Keine Reparationsgewinnler! / Von Erwin Steinitzer

Daß Programme der öffentlichen Finanzpolitik nicht bloß wirtschaftlichen, sondern auch ethischen Forderungen genügen müssen, weiß man in Deutschland theoretisch sehr genau. Kein Finanzminister, der nicht, wenn er ein neues Bündel von Steuervorlagen auf den Parlamentstisch legt, die soziale Gerechtigkeit seiner Entwürfe betonte; keiner, der ihnen nicht neben der finanziellen die Aufgabe zuschriebe, aufreizende Ungleichheiten der Wohlhabenheits- und Genußverteilung aus der Welt zu schaffen. Schon vor dem Kriege haben solch sozialmoralische Ausgleichs- und Korrekturideen in der Steuerpolitik Deutschlands eine größere Rolle gespielt als in der des Auslands. Nach der Revolution, als die Sozialdemokratie direkten Einfluß auf die Gesetzgebung zu üben begann, wurde die soziale Programmatik der Finanzpolitik beinahe sozialistisch. Herr Erzberger empfahl sein Steuersystem mit der Begründung, daß es eigentlich eine Art sehr nachdrücklicher Sozialisierung darstelle. Die Kriegsgewinne bringe es bis auf einen unbeträchtlichen Rest (von noch nicht zweihunderttausend Mark) völlig zum Verschwinden. Die Unterschiede im Besitze und in der Höhe der Einkommen ebne es durch rücksichtslose Progression der Sätze der direkten Steuern so ein, daß die Abstände der Kapitalmacht und die Gegensätze der Lebensführung mindestens stark verringert werden müßten. Wenn die Erzbergersche Finanzpolitik die Armut nicht beseitigen konnte, so rühmte sie sich doch der Fähigkeit, den Reichtum gründlich zu beschneiden. Kriegsgewinnler, Revolutionsgewinnler durfte es nach ihrer Durchführung von Rechts wegen nicht mehr geben.

Es gibt von beiden Sorten sehr viele und sehr Uebermütige, und die wirtschaftlich-sozialen Abstände und Gegensätze, die jene Steuerpolitik radikal verkleinern wollte, sind heute größer denn je. Der finanzpolitische „Sozialismus", den auch die Parteisozialisten als kostbare Errungenschaft ansehen, entpuppte sich als groteske Täuschung oder Selbsttäuschung. Besitz und Profit wehrten sich gegen die Nivellierung, und sie taten das mit dem stärksten Erfolge. Sie wehrten sich durch Hinterziehung, und sie wehrten sich durch Ueberwälzung. Ein Teil der Inflation der letzten Jahre war Steuerabwälzungsinflation. Die „antikapitalistischen Tendenzen" der Erzbergerschen Finanzreform wurden in der Praxis überaus gründlich durchkreuzt.

Wenn jetzt von Leuten, die jene Finanzreform für eine soziale Tat hielten und weiter nach ihren Rezepten zu arbeiten gedenken, ein neues Nivellierungsprogramm verkündet wird, darf man uns ein wenig ironische Skepsis nicht verübeln. Der Reichskanzler Wirth hat in seiner ersten Reichstagsrede erklärt, unter keinen Umständen dürfe sich zum Kriegs- und Revolutionsgewinnler der Reparationsgewinnler gesellen. Abgesehen von jenen, die selbst Chancen haben, Reparationsgewinnler zu werden, wird jedermann diesen Wunsch mit Herrn Wirth teilen. Aber ein noch so berechtigter Wunsch ist noch lange keine Erfüllung. Was gedenkt der Herr Reichskanzler zu tun, um sich im Kampfe mit den Reparationsgewinnlern nicht eine ähnliche Niederlage zuzuziehen, wie er und sein Vorgänger im Finanzministerium sie im Kriege gegen die Revolutionsgewinnler erlebt haben?

Der Konjunkturgewinnler, der seinen Besitz von konfiskatorischer Besteuerung bedroht sieht, sucht zunächst ihn in eine steuerlich nicht erfaßbare Form zu bringen. Das ist, bei grundsätzlich immerhin freier Verkehrswirtschaft, nicht allzu schwer. Wer für sein Geld den Weg über die Grenze nicht findet, hat auch im Inlande allerhand Möglichkeiten. Das Hamstern von überseeischen Noten ist die primitivste; es wird trotzdem, wenn eine neue Besitzbesteuerung angekündigt wird, wieder an der Tagesordnung sein, wie es vor der Veranlagung zum Reichsnotopfer in größtem Umfange üblich war. Nun kann man ja die umlaufenden Noten zum Austausche aufrufen und bei der Einlösung die nötigen Notizen für die Steuerbehörde machen lassen. Aber einmal hat solcher Umtausch bei der enormen Menge im Auslande zirkulierender Banknoten seine Bedenken. Außerdem dauert es — es handelt sich um rund achtzig Milliarden Noten und Kassenscheine — ziemlich lange, und in der Zwischenzeit gibt es Gelegenheit genug zu Umgehungen und Schiebungen. Wer diese ersparen will und etwas geschäftsgewandter ist,

hamstert von vornherein ausländische Zahlungsmittel, die man sich, wie die Dinge liegen, praktisch unschwer in beträchtlichen Mengen verschaffen kann. Oder er hamstert Wertgegenstände. Ein paar Stücke die, solange nicht jeder Haushalt mit Detektivgeschicklichkeit durchwühlt wird, kein Steuerbeamter jemals entdeckt, repräsentieren heute leicht Millionenwerte. Gewiß verliert man bei solcher Anlage Zinsen, möglicherweise auch einen Teil des Kapitals. Aber auf der anderen Seite besteht die Chance der Wertsteigerung, und der Verlust durch die Besteuerung wird vermieden. Die meisten Menschen finden sich mit einem Spekulationsverluste weit eher ab als mit Konfiskationen der Finanzbehörden. Das ist sehr unerfreulich — aber es ist eine Tatsache, mit der man rechnen muß.

Die Verwandlung von Kapital in Geld, fremde Zahlungsmittel, Juwelen, Pelze, Teppiche und dergleichen, die jede konfiskatorische Besitzbesteuerung begleitet, ist nicht nur finanzpolitisch, sondern auch wirtschaftspolitisch schädlich. Denn dieses Kapital wird produktiver Verwendung entzogen. Produktive Verwendung in Unternehmungen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft ist immer bis zu einem gewissen Grade sichtbar; und diese Sichtbarkeit lockt den Steuerbeamten heraus. In einer Zeit, in der zur Steigerung der Produktivität (die auf die Dauer allein die wirkliche Trägerin der öffentlichen Lasten sein kann) stärkste Kapitalintensivierung nötig wäre, liegt ein erheblicher Teil des angesammelten Kapitals, volkswirtschaftlich gesehen, vollkommen brach, um der Steuer hinterzogen werden zu können. Also doppelter Verlust für den Fiskus: aus der Hinterziehung und aus dem Ruhen der „werbenden" Tätigkeit des Kapitals.

Der eigentliche Konjunkturgewinnler, der Spekulant und Schieber, kann also dem steuerlichen Zugriffe durch Formwechsel seines Besitzes ohne sonderliche Mühe und ohne beträchtliches Risiko entrinnen. Dafür wird der harmlose Rentner, der vielleicht auf dem Papier (oder in Papier) reicher, in Wirklichkeit ärmer geworden ist, gründlich gefaßt. Wenn er seine Papiere auf der Bank im Depot hat, erfährt es die Steuerbehörde; wenn er seine Zinsen einkassiert, wird ihr davon Mitteilung gemacht. Er bezieht jetzt günstigenfalls zwanzig oder fünfzig Prozent Rente mehr in Papier als früher in Gold. Dieses rein rechnerische Plus an Markscheinen, die im Grunde höchstens noch Groschen sind, stempelt ihn zum „Bereicherten", dem radikale steuerliche Opfer zugemutet werden können. Er muß zahlen, was der wahre Konjunkturgewinnler dem Fiskus vorenthält. Er war der Hauptbelastete beim Reichsnotopfer, und er wird wieder der erste Leidtragende sein, wenn diese Abgabe eine Neuauflage erfährt.

Der Besitzer sichtbarer produktiver Anlagen, der landwirtschaftliche, gewerbliche, kaufmännische Unternehmer kann sich einer Besitzbesteuerung natürlich nicht entziehen. Seine Konjunkturgewinne braucht er ihr freilich nur preiszugeben, wenn er sie im Betriebe selbst anlegt. Sonst kann er sie, genau wie der Schieber, durch Formveränderung unerfaßbar machen.

Aber gegenüber dem Rentner verfügt er doch über zwei grundlegende Vorteile. Einmal konn er den in den meisten Fällen sehr aussichtsvollen Versuch machen, die Bewertung seines Besitzes herabzudrücken. Die Wertschwankungen des Geldes und der Ware lassen heute für Thesaurierung in der Bilanzierung weiten Spielraum. Ein fester Maßstab fehlt, und was tatsächlich Verschleierung ist, läßt sich mit einem Schein von Recht als unentbehrliche kaufmännische Vorsicht hinstellen. Die Steuerbehörde, die das weiß, wird schließlich dazu kommen, grundsätzlich, in jedem Falle, eine Erhöhung der Ansätze zu fordern. Aber der kluge Zensit, der eine gewisse Quote für spätere Zugeständnisse von vornherein einkalkuliert, wird schließlich doch die Bewertung erreichen, die er zu erreichen wünscht.

Aber der „produktive" Besitz hat noch ein zweites Abwehrmittel: das der Ueberwälzung. Wenn er einen Teil seines Ertrages dem Fiskus geben soll — und darauf läuft ja die Besitzbesteuerung praktisch letzten Endes hinaus — so wird er, so weit und so lange es irgend geht, versuchen, diesen Teil zu den Produktionskosten zu schlagen und im Preise seiner Waren oder Leistungen wieder hineinzubringen. Und das geht so lange, bis der heute noch ziemlich beträchtliche Abstand zwischen Inlandspreisen und Weltmarktpreisen durchmessen ist. Es geht wahrscheinlich noch länger. Denn die Teuerung, die das Ergebnis solcher allgemeiner Abwälzung der „Besitzsteuer" ist, führt notwendig zu neuer Inflation und die neue Inflation führt mit

der größten Wahrscheinlichkeit zum Sinken der Valuta. Damit aber vergrößert sich jener Abstand, der der Spielraum der Ueberwälzung ist. In jener Inflation wird nebenbei der echte „Reparationsgewinnler", der Spekulant und Schieber, praktisch gedeihen.

Das Problem, neue Konjunkturgewinne zu verhüten, ist unlösbar. Die Aufgabe, sie zu beschränken, kann vielleicht bewältigt werden. Aber nur mit klug erdachten neuen Mitteln; auf keinen Fall mit den naiven Methoden „antikapitalistischer" Fassadenpolitik, auf die Herr Erzberger noch immer stolz ist.

Das wahre Gesicht des polnischen Aufstandes / Von Julius Fritsche

Die wahre Ursache des polnischen Aufstandes in Oberschlesien ist — mit drei Worten gesagt — der deutsche Abstimmungsieg. Es gibt sicherlich keinen politisch denkenden Menschen auf der Welt, der bezweifeln würde, daß die oberschlesische Frage nicht längst zu Gunsten Polens entschieden wäre, wenn sich in dem für die Abstimmung besonders zurechtgeschnittenen strittigen oberschlesischen Gebiet die Mehrheit von 60% statt für Deutschland für Polen entschieden hätte. Nur weil es umgekehrt gekommen ist, muß Oberschlesien diese furchtbaren Wochen durchleben. Nur weil es umgekehrt gekommen ist, streiten sich die Doktoren der Entente darüber, an welchen Stellen sie den lebenden Organismus Oberschlesien mit ihrem Seziermesser durchschneiden sollen. Beweis? Nicht nur das ist Beweis, daß trotz des angeblich zum Angelpunkt der Versailler Gerechtigkeit erhobenen Selbstbestimmungsrechtes Millionen und Abermillionen Deutsche der nationalen Ausrottung durch Polen und die Tschechei überliefert worden sind, sondern viel mehr Beweis ist die im Artikel 83 des Friedensvertrages festgelegte Bestimmung, daß Deutschland zu Gunsten der Tschechoslowakei auf den westlichen Teil des Kreises Leobschütz zu verzichten hat „für den Fall, daß infolge der deutsch-polnischen Grenzfestsetzung dieser Teil des Kreises den Zusammenhang mit Deutschland verlieren sollte." Nördlich des Kreises Leobschütz befindet sich der, wie dieser, rein deutsche Kreis Neustadt, an den sich im Westen der nicht in das Abstimmungsgebiet hineinbezogene Kreis Neiße schließt. Wenn die soeben wiedergegebene Bestimmung des Artikels 83 also einen Sinn haben sollte, war es dieser, daß die Entente bei einer für Polen erzielten Stimmenmehrheit bereit war, den rein deutschen Kreis Neustadt zwischen Polen und der Tschechei zu teilen. Man rechnete also ohne Zweifel mit einer polnischen Majorität im Abstimmungsgebiet und war entschlossen, dieses Oberschlesien ohne Rücksicht auf zusammenhängende deutsche Majoritäten dem Polenstaate zu überantworten — mit Ausnahme jener kleinen Grenzberechtigung zu Gunsten der Tschechei. Natürlich handelt es sich hierbei nicht allein um die Herstellung einer schönen und glatten Grenze, sondern in jenem Teile des Leobschützer Landes wohnt vielleicht auch ein halbes Prozentchen alter Leute, die eine dem Tschechischen verwandte Mundart noch nicht ganz vergessen haben, und auf diese Leutchen galt es, wenn das irgend möglich war, die gebührende Rücksicht zu nehmen. Eine Rücksicht, die man auf eine noch so große Minorität Deutscher gegenüber den polnischen Ansprüchen zu nehmen entschieden nicht entschlossen war.

Der klare deutsche Abstimmungssieg machte diese schönen Pläne, die die feindlichen Brüder Polen und Tschechei eine Weile Hand in Hand gesehen hätten, zuschanden. Aber Polen und sein bevollmächtigter Gesandter am Hofe des Generals Le Rond, der polnische Plebiszit-Kommissar Wojciech Korfanty, waren von vornherein fest entschlossen, wenigstens den wertvollen Industriebezirk, um den ja der ganze Zauber geht, unter allen Umständen für den sonst nicht zu einem Frankreich im Osten zu gestaltenden Polenstaat zu gewinnen. Lange vor der Abstimmung kam Korfanty deshalb — bezeichnenderweise in der sozialistischen Gazetta Robotnicza — mit der Drohung heraus, daß die Polen alle Gruben und Hütten in Oberschlesien zerstören würden, wenn der Industriebezirk nicht überwiegend polnisch stimmen würde. Korfanty war unvorsichtig genug, dieselbe Aeußerung gegenüber einem ausländischen Berichterstatter zu tun, so daß die recherche de la paternité dieser ungeheuerlichen Drohung jederzeit leicht zu vollführen ist. Wir stehen also vor der Ungeheuerlichkeit, daß

sich eine ihrer Unterlegenheit bewußte Minorität erkühnt, einer Majorität ihren Willen aufzwingen zu wollen — ganz ebenso, wie es die Minorität der Franzosen in der J. K. zu üben gewohnt ist. Wir stehen vor der nicht wegzuleugnenden Tatsache, daß der polnische Aufstand in Oberschlesien nicht etwa deshalb ausgebrochen ist, weil eine Entscheidung zu Ungunsten einer Majorität befürchtet wurde, sondern ganz im Gegenteil deshalb, weil eine Minorität ihren Willen mit Gewalt durchsetzen will. Es kann nicht scharf genug unterstrichen werden, daß diese polnische Minorität in Wirklichkeit noch viel kleiner ist, als sie nach den nicht erläuterten Ziffern des Abstimmungsergebnisses erscheint. Ein Beispiel hierfür gibt das Abstimmungsergebnis in dem fast rein deutschen und evangelischen Dorfe Anhalt im Kreise Pleß. In diesem, erst im August 1920 von den Polen gebrandschatzten Dorfe, ergab sich wider alles Erwarten und wider alle Vernunft eine recht erhebliche Stimmenzahl für den Anschluß an Polen, weil den Einwohnern mit vollständiger Vernichtung ihres Besitztums für den Fall gedroht worden war, daß sich eine Mehrheit für den Anschluß an Deutschland ergeben sollte. Selbstverständlich war der Einfluß dieser durch zahlreiche Morde und Gewalttätigkeiten unterstützten polnischen Abstimmungspropaganda auf Leute polnischer Zunge noch viel gewaltiger, denn diesen Leuten, war mit wahrhaft teuflischer Beständigkeit in das Hirn gehämmert worden, daß sie, wenn Oberschlesien bei Deutschland bliebe, einer blutigen Polenverfolgung ausgesetzt werden würden, daß kein Mensch in Oberschlesien mehr ein polnisches Wort sprechen dürfe, daß deutsche Arbeiter zu Hunderttausenden nach Oberschlesien gebracht werden würden, um Oberschlesien gewaltsam zu germanisieren, daß aber die oberschlesischen Arbeiter in die Sandwüste Brandenburgs getrieben werden würden, um dort germanisiert, protestantisiert und auch materiellem Elend überliefert zu werden. Die Tatsache, daß die deutschgesinnten Oberschlesier während der ganzen langen Periode der Besetzung vor der Abstimmung in weiten Bezirken nicht nur jeder Agitationsmöglichkeit, sondern auch jeden Schutzes des Leibes und des Lebens bar waren, trug auch ihr nicht geringes Teil dazu bei, daß die polnische Minorität im ganzen verstärkt und bezirksweise, wo der Terror am schlimmsten wütete, zu einer Majorität wurde. Aber trotzdem blieb im ganzen die polnische Minorität, die sich bei einer Wiederholung der Abstimmung in den Gebieten der polnischen Majorität, genügenden Schutz der deutschen Werbetätigkeit und des Lebens und Eigentums der deutschen Bekenner vorausgesetzt, auch dort ergeben würde, bestehen, und weil sich die polnischen Drahtzieher darüber klar waren, welche Folgen dieses Verbleiben in der Minderheit haben müsse, entfesselten sie mit Hilfe ihrer im Lande unter den Augen der J. K. fest aufgebauten polnischen Heeresorganisationen und mit Hilfe von Menschen und Material, die über die unter den sehenden Augen der J. K. zu allen Zeiten der Besetzung offene Grenze hereingebracht wurden, den „Aufstand", d. h. den polnischen Krieg in Oberschlesien, in den sie, wie vorher zur Stimmfolge, nun auch zur Heeresfolge Landeseinwohner durch Bedrohungen und Zwangsaufhebungen hineinzogen.

Es erübrigt zu zeigen, wie sich der Aufstand in der polnischen Presse widerspiegelt. „Dziennek Poznanski" vom 29. Mai hält es für sicher, „daß der von der Bevölkerung Oberschlesiens durch den Aufstand bekundete Wille von den Alliierten in Betracht gezogen werden muß." Mit echt polnischer Schelmerei erzählt das Blatt weiter:

> „Die Insurgenten hatten nicht die Absicht, die Alliierten vor vollzogene Tatsachen zu stellen, wie dies Lloyd George behauptet hat, sondern sie wollten nur dokumentieren, daß die oberschlesische Bevölkerung eine sie benachteiligende Regelung der oberschlesischen Angelegenheit nicht zulassen wird."

Der oberschlesische Aufstand habe bewiesen, daß die polnische Bevölkerung Oberschlesiens es verstehe, ihre Rechte zu verteidigen, und sie habe Lloyd George und anderen Protektoren Deutschlands gezeigt, daß in Oberschlesien nie Ruhe herrschen werde, wenn die Verbündeten Oberschlesien den Deutschen abtreten (!) würden. (Folgt eine großmäulige Drohung mit einem europäischen, ja vielleicht einem Weltkriege). — Ganz objektiv wäre hierzu zu bemerken, daß von einer Verteidigung keine Rede sein kann, daß es sich vielmehr um einen unter den Augen der französischen Herren in Oberschlesien vorbereiteten Angriff auf die wehrlose deutsche Bevölkerung handelte. Eine einzige starke Geste der von deutscher Seite rechtzeitig gewarnten J. K. hätte genügt, um den Aufstand, wenn nicht ganz zu

verhindern, so doch im Keime zu ersticken. Von dieser Geste aber hat die Kommission des Herrn Generals Le Rond keinen Gebrauch gemacht .....

Wie die polnische Presse den oberschlesischen Aufstand vom größeren politischen Standpunkt wertet, zeigt ein Aufsatz des „Dziennik Gdanski" vom 29. Mai. Es handelte sich nicht etwa nur — wie England die oberschlesische Frage betrachte — um das europäische Gleichgewicht.

„Das Wesen des heutigen Konflikts in der oberschlesischen und polnischen (!) Angelegenheit bilden außer dem Problem des europäischen Gleichgewichts — Freiheit, Recht, Gerechtigkeit und Schaffung solcher Lebensbedingungen, die dem neuerstandenen Staate, wie es Polen ist, Existenz und Entwicklung ermöglichen."

Diese Lebensbedingungen seien in der Teschener Frage verraten worden.

„Als aber einige Zeit darauf auch dem Wilnaer Gebiet dasselbe Schicksal wie dem Teschener Schlesien drohte, erwachte in unserem Volke der Instinkt der Selbstverwaltung, und General Zeligowski besetzte Wilna, um einer ungerechten Entscheidung des Obersten Rates vorzubeugen (!). Auch das oberschlesische Volk hat, durch die Erfahrungen im benachbarten Teschener Schlesien belehrt, zur Selbstverteidigung gegriffen, als die Stellung gewisser Mächte der Entente zur oberschlesischen Frage an einer gerechten Entscheidung der Mächte zweifeln ließ. Aus diesem Grunde ist der polnische Aufstand ausgebrochen, und aus diesem Grunde hat die polnische Bevölkerung ein Stück oberschlesischen Gebietes bis zur Korfanty-Linie besetzt."

Wozu noch hinzuzufügen wäre, daß der „Dziennik Gdanski" die Parallele mit Wilna und Zeligowski nicht genügend ausgeführt hat. Die wahre Ursache der „Selbstverteidigung" ist hier wie da die von Frankreich aufgestachelte Großmannssucht Polens. Zwar hat in Oberschlesien ein entarteter Sohn des Landes selbst, Korfanty, die Rolle Zeligowskis übernommen oder die Jacke Zeligowskis einem nur unter dem Pseudonym Nowina Dolina bekannten Manne angezogen, der in Wirklichkeit ein — alter preußischer Offizier sein soll. Der Aufstand ist auch in der Tat im Lande selbst ausgebrochen, aber eben mit Hilfe einer von langer Hand mit polnischem Gelde vorbereiteten polnischen Heeresorganisation. Er ist also nicht das Werk des oberschlesischen polnisch sprechenden Volkes, sondern ein Werk bezahlter Landsknechte, die, wie Korfanty, seit langem mit polnisch-französischem Gelde bezahlt worden sind. Zu diesen Landsknechten sind dann polnische Truppen, teils mit polnischen, teils mit französischen Waffen versehen, gestoßen und haben dieses unsägliche Unglück über das oberschlesische Land gebracht. — In dem Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, haben die „Aufständischen" die Waffen noch nicht gestreckt. Sie sind vielmehr, vorerst noch nicht im eigentlichen Industriebezirk, dabei, Milliardenwerte, Werke der oberschlesischen Kalkindustrie, zu vernichten. Mit derselben Absicht, wie sie nach der brutalen Offenheit des „Dziennik Poznanski" in Rosenberg Zerstörungen an wertvollen Gebäuden angerichtet haben: um zu zeigen, daß sie Oberschlesien lieber vernichten, als den Deutschen zurückgeben wollen. Die allernächste Zeit muß zeigen, inwieweit sie ihre barbarischen Drohungen weiter wahr zu machen wagen werden. Es hat nicht den Anschein, daß sich die Engländer hierdurch von ihrem Plan, den gesetzmäßigen Zustand in Oberschlesien wiederherzustellen, abschrecken lassen werden. In den Tagen der Leipziger „Kriegsverbrecher"-Prozeße mag die Frage nicht müßig erscheinen, was mit den oberschlesischen Friedensbrechern, was vor allem mit Korfanty geschehen wird.

Ein Ankläger wider Willen

Von Dr. Herz, Geschäftsführer des parlamentarischen Untersuchungsausschusses

Stephan Lauzanne, ein französischer Journalist extremnationalistischer Richtung, der unlängst den siegreichen Einzug der Franzosen in Düsseldorf in glühenden Farben gefeiert hat und jetzt Herrn Viviani auf seiner Amerikafahrt begleitet, hat Porträtskizzen veröffentlicht unter dem Titel „Männer, die ich gesehen habe." Das erste Kapitel ist, wie begreiflich, dem Manne gewidmet, dessen Sprachrohr er schon lange war. Es beschäftigt sich mit den sieben Jahren von Juni 1898 bis Juni 1905, in denen Delcassé Minister des Auswätrigen war. Es trägt die Spitzmarke: „Der Vorbereiter des Sieges." Nicht mit Unrecht. Als Delcassé das Portefeuille übernimmt, findet er Frankreich in einer ähnlich isolierten Lage, wie Bethmann Deutschland, als er die unselige Erbschaft Bülows antrat. Er liquidiert sofort den Zwischenfall von Faschoda, und zwar so gründlich, daß er in einem Konflikt mit Deutschland sogar der militärischen Unterstützung Englands sicher zu sein glaubt. (Ob England tatsächlich bereit war, seine Flotte zu mobilisieren, 100 000 Mann in Schleswig-Holstein zu landen und den Kieler Kanal zu besetzen, mag dahingestellt bleiben. Als Lauzanne 1905 eine solche Verpflichtung Englands im „Matin" veröffentlichte, stieß er allgemein auf Unglauben, der Charakter des Abkommens schien damals der überlieferten englischen Politik schroff zu widersprechen, der Plan strategisch undurchführbar. Lauzanne wiederholt aber die Angaben in seinem Buche. Nachdem die englisch-belgischen Besprechungen aus dem Jahre 1906 bekannt geworden sind, klingt eine britische Einmischung in festländische Händel nicht mehr so unwahrscheinlich wie damals.) Delcassé befestigt das wackelnde Bündnis mit Rußland wieder, zieht Spanien zu Frankreich herüber. Es gelingt ihm zwar nicht, die Erneuerungen des Dreibundes zu hintertreiben, aber doch, ihn so zu unterhöhlen, daß Italien für den Ernstfall ausscheidet. Das französische Gelbbuch von 1920 über die bisher geheimgehaltene Verständigung zeigt handgreiflich, wie weit die „Extratour" Italiens ging. Daß die, gelinde gesagt, unverständige Politik Bülows dem Franzosen die Wege ebnete und daß er den um die Jahrhundertwende zu heilenden, aber durch Deutschlands Schuld nicht geheilten deutsch-englischen Gegensatz ausnutzte, wird ihm niemand verargen. Er war, wie er in der Kabinettsitzung vom 8. Juni 1905, in der er über seine unnachgiebige Politik in der Marokkofrage fiel, seinen Gegnern zurief, bestellt worden, um französische Politik zu machen, nicht aber, um über die auswärtigen Beziehungen Deutschlands zu wachen.

Aber, wie ihm der Ministerpräsident Rouvier vorwarf, war seine antideutsche Politik zu sehr geglückt. „Eine französisch-englische Allianz", so rief der Ministerpräsident aus, „wäre der Krieg und die Niederlage. Meine Hand soll verdorren, ehe ich sie unterzeichne."

Lauzanne hat bereits im Herbst 1905 einen Bericht über diese entscheidende Ministersitzung im „Matin" veröffentlicht. Die Indiskretion wurde damals trotz des allerdings recht zahmen Dementis Delcassés auf ihn zurückgeführt. Delcassé wollte sich offenbar demjenigen Teil der öffentlichen Meinung empfehlen, der eine Verständigung Deutschlands und Frankreichs auf jeden Fall ablehnte. Lauzannes Darstellung zeigt, wie recht die „Westminster Gazette" hatte, als sie Delcassé den Mann des französisch-deutschen Zwiespalts nennt. Daß Deutschland es an Ausgleichsbemühungen nicht hat fehlen lassen, muß Lauzanne selbst zugeben. „Man mußte Frankreich durch die Furcht packen, da man es durch die Verführung nicht hatte gewinnen können, um es zu jener Allianz zu bringen, die immer der brutale Traum (!) des germanischen Kolosses war." Und warum wollte man diese, von den besten Geistern beider Nationen ersehnte Verständigung nicht? Auch hierüber gibt uns Lauzanne Aufschluß. Die durch gegenseitiges Mißtrauen vergiftete Atmosphäre einer in den internationalen Beziehungen anarchischen Welt, die Furcht, durch einen Verzicht zu neuem Nachgeben gezwungen zu werden, war der Fluch, der auf aller auswärtigen Politik lastete. Aber diese Stimmung hat Bündnisse und Verständigungen nicht unmöglich gemacht. Delcassé und seine Leute wollten auf die Revanche nicht verzichten. Lauzanne erzählt, daß Bülow am 29. Okto-

ber 1899 während des Burenkrieges eine Verständigung mit Frankreich suchte. Der Ministerpräsident Waldeck-Rousseau, „bis ins Innerste durchtränkt mit der Religion des Patriotismus eines Gambetta", ruft aus: „Man verlangt also, daß wir den Frankfurter Frieden noch einmal unterzeichnen, die Elsässer ein zweites Mal ausliefern", und Delcassé, von dem Gedanken ausgehend, „daß eine Nation nicht besiegt ist, wenn sie, das Messer an der Kehle, einen unheilvollen Frieden unterzeichnet, wohl aber, wenn sie aufhört zu protestieren und verzichtet", entwirft eine Antwort, die eine unverhüllte Absage ist. Diese Feststellungen sind wichtig, weil besonders von sozialistischer Seite behauptet wird, der Revanchegedanke sei im Absterben gewesen. Das ist in soweit richtig, als eine Generation herangewachsen war, die 1870 zu vergessen anfing. Und es gab eine Reihe von Politikern, die wärmere Beziehungen zu Deutschland wünschten. „Es ist lächerlich und gefährlich", so sagt Rouvier in der Sitzung am 8. Juni 1905, „mit Deutschland schlecht zu stehen. Wissen Sie, wie unsere Lage ist? Die von zwei Leuten, die in demselben Hause wohnen und sich auf der Treppe nicht grüßen. Das muß zwangsläufig mit Schlägen enden. Wenn man zusammen leben muß, ist es besser, sich zu verständigen. Und wieviel Schönes könnten dann Frankreich und Deutschland gemeinsam leisten!"

Aber gerade während der interparlamentarischen Konferenz von 1913, auf die für den Friedenswillen Frankreichs besonderes Gewicht gelegt wird, waren — seit einem Jahre schon — nicht mehr die Gesinnungsgenossen Rouviers am Ruder, sondern die Poincaré, Paléologue und nicht zuletzt Delcassé. Als er nach Beseitigung des allzu ruhigen Georges Louis als Botschafter nach Petersburg geschickt wurde, am Tage, nachdem die nationalistische Welle Poincaré zum Präsidenten erhoben hatte, schrieb Jaures: „Das Blatt, auf dem der Name Poincaré steht, ist dunkel; soll der Name Delcassé die Fackel sein, die es erhellt?"

Lauzanne hat, wie gesagt, seiner Lobrede auf Delcassé die Spitzmarke „Vorbereiter des Sieges" gegeben. Man könnte über sie ebenso gut die Worte setzen: „Vorbereiter des Krieges." Delcassé kann von ihm sagen, Gott schütze mich vor meinen Freunden. Vorausgesetzt, daß ihm jemals daran gelegen war, als ein Politiker des Friedens von der Nachwelt gewertet zu werden.

Nietzsche und Hölderlin / Von Heinrich Ilgenstein

Für alle die, welche neben Nietzsche auch den Dichter Hölderlin kennen, hat die Verbindung dieser beiden Namen nichts Befremdendes. Nietzsche hat, um Aeußerliches vorweg zu nehmen, gerade in seiner frühesten Jugend Hölderlin seinen „Lieblingsdichter" genannt, ja ihn reizte die von Hölderlin in dem gleichnamigen Trauerspiel behandelte Gestalt des Empedokles zu einem Tragödienentwurf, der denselben Helden zum Mittelpunkt hatte.

Wenn ich aber trotz manchem, was über Nietzsches Beziehungen zu Hölderlin schon gesagt worden ist, auf diese Frage noch einmal genauer eingehe, so geschieht es, weil dieser Gegenstand einer eingehenderen Betrachtung wert ist und dann, um manchen aus der großen Nietzschegemeinde einmal besonders auf den Mann aufmerksam zu machen, in dessen Werken schon längst die Grundzüge der Nietzscheschen Philosophie in überraschendem Maße enthalten waren, und der auch dem Dichter Nietzsche in einem Grade innerlich verwandt ist, wie man es in der Kunstgeschichte selten findet.

Die äußerliche Tatsache, daß Nietzsche und Hölderlin in geistige Umnachtung verfielen, will natürlich an sich nichts besagen, wenn man, wie das vielfach geschieht, die Erkrankung Nietzsches einfach aus der übergroßen Arbeitsfülle herleitet, die in der Baseler Dozentenzeit auf dem damals Vierundzwanzigjährigen lastete, oder aus gesundheitsschädlichen Einflüssen, denen Nietzsche sich im deutsch-französischen Kriege als Krankenpfleger ausgesetzt hatte. Gewiß werden diese Umstände zur Erkrankung Nietzsches beigetragen haben, ich bezweifle aber, daß ohne sie die Erkrankung etwa unterblieben wäre, und ich glaube nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, daß Nietzsche auch ohne Ueberarbeitung und bei der denkbar gesundesten Lebensweise dem Wahn-

sinn anheimgefallen wäre. Der Wahnsinn ist bei ihm ebenso wie bei Hölderlin die naturgemäße Folge seiner diesem Dichter so ähnlichen Veranlagung und Entwicklung. Nur eins hätte beide retten können: das Gottesbewußtsein, das den Künstler erfüllt, der Gestalten und Menschen bildet und seinen Geschöpfen die Seele einhaucht, die er vergeblich bei den Erdenmenschen sucht. Dazu aber fehlte dem zu lyrisch empfindenden Nietzsche das Können und dem Lyriker Hölderlin die Kraft. Hätte Nietzsche nur einmal den Uebermenschen — Zarathustra erscheint wie ein lyrischer Abglanz davon — wirklich erschaffen können, wie er ihn sich dachte und ersehnte, groß, mit starken Sinnen, dionysisch, rauschend, er wäre nicht ein armer Geisteskranker, sondern ein starker, glücklicher Künstler geworden.

„Gott ist tot", sagt Zarathustra. Für einen rein philosophischen Kopf will das wenig besagen. Er wird die Kunde ohne Verwunderung, ja mit Befriedigung vernehmen, denn Gott führt wohl manchen zum Glück, keinen zur Wahrheit. Aber für eine künstlerisch so stark empfindende Natur wie Nietzsche ist die Kunde von dem Tode seines Gottes — ich verstehe natürlich den Glückspender unter diesem Begriff — eine Erkenntnis, die ihn sofort an den Rand des Wahnsinns führen mußte. Nietzsche war seiner Veranlagung nach ein Künstler allerersten Ranges, und Künstler können ebensowenig ohne einen Gott, wie irgend ein Sterblicher ohne die Sonne leben. Der tote Gott mußte durch einen lebendigen ersetzt werden. Daher die Lehre vom Uebermenschentum und die Verachtung der Massen. — Was zählt ein Volk, was zählen Völker, wenn es sich um das Werden eines Gottes oder, besser gesagt, des Gottes handelt! Der wirkliche Uebermensch wäre der neue Gott gewesen. Daß Nietzsche den Uebermenschen weder erleben noch schaffen konnte, war sein Untergang. Ganz Aehnliches findet bei Hölderlin statt. Um das jedoch richtig zu bewerten, müssen wir uns erst die Frage vorlegen, wann und woran Gott gestorben ist. Künstlerisch veranlagte Naturen werden darüber nicht einen Augenblick im Zweifel sein: er starb in dem Augenblick, wo Christus ans Kreuz geheftet wurde — denn nicht durch die Verneinung, sondern durch die Bejahung des Daseins, nicht durch den Tod, nur durch das Leben kann der künstlerisch empfindende Teil der Menschheit erlöst werden. Ein Gott, der die Erde als Jammertal angesehen wissen will, der Selbstverleugnung fordert und des höchster Preis ein Jenseits ist, das sich den Sinnen entzieht, ist ein totgeborener Gott für die Menschen, welche die Sinne unaufhaltsam zur Schöpfung treiben, die nur mit den Sinnen erfassen können, solange sie den Erdgeruch ihrer Heimat als Menschen spüren. So war es bei Nietzsche, so bei Hölderlin. Das Irdische an sich hat sie freilich nie befriedigt. Wenn dem so wäre, wären sie a priori zufriedene oder für das beschränkte Glück beanlagte Naturen gewesen. Wie Nietzsche aber die „Zufriedenen" haßte, ist bekannt, und für Hölderlin heißt „glücklich sein" — er meint hier die Zufriedenen, wie aus der betreffenden Stelle im „Hyperion" hervorgeht — „schläfrig sein, im Munde der Knechte".

Das Kind allein macht sich über das Jenseits keine Gedanken, denn es ist, wie Hölderlin einmal sagt, unsterblich, da es vom Tode nichts weiß. Menschwerden — die Masse freilich wird es nie — heißt also seine Unsterblichkeit verlieren. Wäre die Kirche sich dessen bewußt, sie würde erst in der Zeit der Menschwerdung an uns mit der Kunde vom Jenseits herantreten. Das Kind braucht keine Religion, denn es lebt in einem Paradiese, dessen Bewohner nichts von einem Anfang oder einem Ende wissen. Aber in der Zeit der Menschwerdung würde die Kirche mit der Kunde vom Jenseits vielleicht manchen von denen einen Halt und ein Ziel geben, die mit der Erkenntnis vom Tode sich plötzlich als heimatlose Bettler fühlen, die dastehen wie Abgebrannte, arm, nackt, frierend unter dem Schauer der Endlichkeit.

Auch Nietzsche und Hölderlin haben, um auf den Gegenstand meiner Untersuchung zurückzukommen, so dagestanden. Dazu hatten sie ja, wie viele, — Nietzsche freilich mehr als Hölderlin — durch die vorzeitige Kunde von Gott schon das richtige Verhältnis zu ihm verloren, um an der Schwelle der Erkenntnis durch ihre Menschwerdung angelangt, noch hier einen wirklichen Halt zu finden. Kindern, die ihrer Veranlagung nach sich später zu Künstlern auswachsen müssen, wird der ihnen von unklugen und gewissenlosen Lehrern in ihr Kindheitsparadies vorzeitig getragene Gottesbegriff besonders unnatürlich und zwecklos erscheinen. Gott ist ihnen ein Wesen, das nicht in ihre Welt paßt: sie müssen an ihm zweifeln, ja sie werden ihm

von vornherein gram sein, denn die Kunde von ihm kommt — wer wollte das leugnen? — für Kinder von starkem Empfinden einer Vertreibung aus dem Paradiese gleich. Mit der Kunde von Gott geht die Kindheitssonne der Unendlichkeit, die bis dahin Wirklichkeit war, unter ins Meer der Begriffe. Der sich vom Irdischen abwendende Gottesbegriff nimmt dem Kindheitsparadiese seine lachende Klarheit, und fortan liegt es wie das Dämmern des Abends auf der einst sonnigen Flur. Was das für Kinder, wie sie Nietzsche und Hölderlin bei ihrem Empfindungsreichtum gewesen sein müssen, zu bedeuten hat, bedarf keines Kommentars. Sie hatten von vornherein zuviel Schönheit in sich, um an einen Gott — und sie mußten ihrem Gotte zujauchzen können — zu glauben, der ihnen das getan hatte.

Nietzsche steht daher, an der Schwelle des Lebens angelangt, dem Christengott schon fremd, Hölderlin wenigstens schon zweifelnd gegenüber. Daß Hölderlin an vielen Stellen seiner Werke Gott ganz im christlichen Sinne persönlich nimmt, ihn gar Jehova nennt und ihn preist, will dem gegenüber nichts besagen, wenn man zu lesen versteht und Hölderlin so nimmt, wie auch Nietzsche erfaßt werden muß: als ein im großen leicht zu übersehendes Ganzes, das aber im einzelnen durch die äußerst feinnervige Veranlagung der beiden Naturen den unberechenbarsten Stimmungen ausgesetzt ist. So lesen wir in Hölderlins Gedicht „Die Unsterblichkeit der Seele" (1788):

Und o! Wie wird's einst werden, wann Erdentand
Und Menschendruck auf ewig verschwunden ist,
Wann ich an Gottes, Gottes Throne
Bin und die Arbeit des Höchsten schaue!

Aber gleich in der nächsten Strophe ringt er mit dem Zweifel, mit dem er offenbar schon lange kämpft.

Und weg, ihr Zweifel, quälendes Seelengift!
Hinweg! Der Seele Jubel ist Ewigkeit!
Und ist er's nicht, so mag noch heute
Tod und Verderben des Lebens große
Gesetze niedertrümmern.

Und wenn es in demselben Gedichte später heißt: „Doch nein: Der Seele Jubel ist Ewigkeit!", so will Hölderlin damit demselben Ewigkeitsdrang Ausdruck geben wie Nietzsche in seinem „trunkenen Liede":

Doch alle Lust will Ewigkeit
— Will tiefe, tiefe Ewigkeit!

Der so auffallend gleiche Standpunkt, zu dem Nietzsche und Hölderlin kommen, hat diesen unbezähmbaren Ewigkeitsdrang ohne Zweifel zum Ausgangspunkt. Wenn beide eine so ähnliche Melodie haben, ist dieses das Leitmotiv.

Sie haben von vornherein einen tief tragischen Zug in ihrem Wesen. — Es sind zwei Menschen, die über die Enttäuschung des Lebens nicht hinwegkommen, da sie das Paradies ihres Kindheitszustandes nicht vergessen können. Sie brauchen das Ewige, das dieser enthielt. — Und das, was ihnen die Menschen in der Religion dafür bieten wollen, hatten sie verloren, eh' sie es nutzen konnten. — Sie hätten sich — Gottsucher, die sie stets waren — vielleicht wie andere doch schließlich den Glauben an das verheißene Jenseits zu eigen gemacht, wenn sie nicht gerade zwei Naturen gewesen wären, deren ganze künstlerische Kraft — Nietzsches Herrenphilosophie erscheint in diesem Zusammenhang wie ein Aufbäumen gegen das, was ihn verzehrt — im Leide lag . . .

Gerade die Farben, in denen das verheißene Jenseits erscheint, mußten der Erde in den Augen dieser beiden einen bisher ungeahnten Glanz und Reichtum geben. — Glück wird im christlichen Jenseits verheißen, ein ewig ruhender Glückszustand. Das Leid ist tot, aber auch die Liebe und der Wunsch ist begraben. — Wehe dem Künstler, der sich hierher verirrt! — Ein kalter Hauch würde ihm von der Stätte des ewigen Lebens entgegenströmen, der ihm die Hände erstarren und das Herz zu Eis machen würde. Der Schmerz, sein herrlicher, warmer Mantel, würde wie ein Hauch von ihm fallen, und ein Schweigen würde durch seine Sinne gehen, tiefer als die Ruhe des Grabes. — Der Reichtum der Unendlichkeit würde sich auf ihn legen wie eine trostlose Armut. — Eine unstillbare Sehnsucht nach der Erde würde seine Ewigkeit sein . . .

Hier an der Schwelle des Jenseits wird es den Künstlern unter den Gottsuchern offenbar werden, daß ihr Jenseits die Erde ist. Sie erscheint ihnen aber nunmehr ganz anders als den Künstlern, die etwa wie Goethe ihr reales Verhältnis zu dieser nie verloren hatten. Für Goethe ist sie die nie verlorene Heimat, für Nietzsche und Hölderlin — den auf der Suche nach Gott heimatlos Gewordenen

unter den Künstlern — wird sie das Land der Verheißung. Erstarrt, den Tod im Herzen, hatten sie sich von dem Jenseits abgewandt, und nun schweben sie als Erdsucher wieder im Chaos.

Sie schweben der Erde, jetzt dem gelobten Lande, entgegen, das sie nun wie ein Sonnenland grüßt. Alles an ihr hat einen neuen Wert bekommen. Vorher das Land der Vergänglichkeit, ist sie jetzt für sie das Unsterbliche geworden. Eine Wandlung aller Begriffe ist nur natürlich. Das Irdische hat einen Sinn bekommen, der die Ewigkeit ist.

Ewige Sonnenglut ist die Morgenröte dieser Erde und unstillbare Sehnsucht das Meer, das sie umspielt. Man gehe durch die Landschaften Nietzsches und Hölderlins, um einen Begriff davon zu bekommen, wie auf dieser neuen Erde die Schönheit der Natur ins Riesenhafte wächst. Das Herz will uns still stehen, wenn wir sehen, wie hier die Heide glüht und die Einsamkeit redet, wie die Ewigkeit aus jeder Blume leuchtet und der Schmerz ein Licht gibt, als wäre er der Sinn des Seins.

Dieser neuen Erde einen neuen Menschen zu schaffen, ist, nachdem sie einmal zu ihr gelangt sind, ganz naturgemäß das Ziel Nietzsches und Hölderlins. Die Suche nach ihm wird der Inhalt ihres Lebens. Für ihn erfinden sie philosophische Systeme, ihm werden die Massen geopfert, ihm bereiten sie den Weg. Es findet eine merkwürdige Wiederholung statt: Die neue Erde bedarf ebenso wie die alte eines Heilandes. Für die Erde der neugeborenen Sinnenkraft ist es der Uebermensch, wie es für die Erde der Daseinsentwertung der die Entsagung predigende Christus war.

Der Idealmensch Hölderlins wäre der Uebermensch Nietzsches gewesen. Auch für ihn ist der Einzelne wertlos geworden, auch er will die Massen geopfert sehen, um zu dem Menschen der Zukunft zu kommen. „Ich will", so lesen wir im „Hyperion", „die Schaufel nehmen und den Kot in eine Grube werfen. Ein Volk, wo Geist und Größe keinen Geist und keine Größe mehr erzeugt, hat nichts mehr gemein mit anderen, die noch Menschen sind, hat keine Rechte mehr, und es ist ein leeres Possenspiel, ein Aberglauben, wenn man solche willenlose Leichname noch ehren will, als wär' ein Römerherz in ihnen. Weg mit ihnen! Er darf nicht stehen, wo er steht, der dürre, faule Baum, er stiehlt ja Licht und Luft dem jungen Leben, das für eine neue Welt heranreift." Und später: „Das ist endlich einmal meine Melodie. Mehr braucht's nicht! Du hast ein herrlich Wort gesprochen, Hyperion! Was? vom Wurme soll der Gott abhängen? Der Gott in uns, dem die Unendlichkeit zur Bahn sich öffnet, soll stehen und harren, bis der Wurm ihm aus dem Wege geht? Nein! Nein! Man fragt nicht, ob ihr wollt! Ihr wollt ja nie, ihr Knechte und Barbaren! Euch will man auch nicht bessern, denn es ist umsonst! Man will nur dafür sorgen, daß ihr dem Siegeslauf der Menschheit aus dem Wege geht. O! zünde mir einer die Fackel an, daß ich das Unkraut von der Heide brenne, die Mine bereite mir einer, daß ich die trägen Klötze aus der Erde sprenge!"

Und wo ist der durch die ewige Enttäuschung hervorgerufene Pessimismus erschütternder ausgedrückt, als im „Hyperion", wo Hölderlin schon Jahrzehnte vor Nietzsche die ganze Grundstimmung dieses Philosophen ausdrückte? „Wenn ich ein Kind ansehe", so lesen wir hier, „und denke, wie schmählich und verderbend das Joch ist, das es tragen wird, und daß es darben wird, wie wir, nach Schönem und Wahrem, daß es unfruchtbar vergehen wird, weil es allein sein wird, wie wir, daß es — o nehmt doch eure Söhne aus der Wiege und werft sie in den Strom, um wenigstens vor eurer Schande sie zu retten!" Hölderlin will hier wie Nietzsche die Menschheit opfern, um zu Menschen zu kommen. Er hat ganz wie Nietzsche trotz der Bejahung der Erde das reale Verhältnis zu ihr völlig verloren. Er ist sich ebenso wie Nietzsche nicht ganz klar darüber, daß der neue Mensch ebenso wie ihre neue Erde nur im Künstlerischen wurzelt. Sie übersehen, daß in dem realen Sein die Menschheit viel unsterblicher ist als der Mensch, daß das Unsterbliche ihrer Erde nicht von der Natur, sondern nur vom Künstler hervorgebracht werden kann.

So wird für sie auch der größte Mensch, dem sie im Leben begegnen könnten, eine Enttäuschung. Sie gehen auf der Suche nach dem Uebermenschen zugrunde; sie wähnen sich gewöhnliche Sterbliche und wissen nicht, daß sie schon längst jenem dritten Reiche angehören, in dem der Künstler König und der Wahnsinn Gott ist.

Einen gewaltigen Ewigkeitsdrang in sich tragend, griffen sie nach der Krone als dem einzigen, was sie retten konnte. Aber ihre Sehnsucht war

größer als ihr Können, und so nahm der Gott ihres Reiches sie mitleidsvoll zu sich.

Nietzsche und Hölderlin sind die beiden größten Wegweiser für eine Kunst der Zukunft. Hölderlin ist tot. Viele kennen ihn gerade dem Namen nach. Nietzsche aber ist schlimmer als tot. Er, der den Künstlern den Weg zu einer neuen Kirche wies, der still wie etwas Heiliges erfaßt werden müßte, ist zur Lärmtrommel geworden und zum Mißbrauch des Jahrhunderts.

Persönliche Gesundheitspflege der Japaner

Von Dr. med. Engelen, Düsseldorf

Der Amerikaner H. Irving Hancock hat in zwei Büchern die Grundsätze japanischer Körperkultur seinen Landsleuten übermittelt. Es muß als Verdienst anerkannt werden, daß Max Pannwitz „Dschiu-Dschitsu, die Quelle japanischer Kraft" (Verlag Julius Hoffmann) deutschen Lesern bekanntgegeben hat. Auf dieses Buch stützen sich meine Ausführungen.

Lafcadio Hearn nennt „Dschiu-Dschitsu" das Geheimnis japanischen Wesens. Dieses System, ursprünglich eine Geheimlehre des japanischen Ritterstandes der Samurai, unterscheidet sich von den meistüblichen Gymnastiksystemen durch die Eigenart der Körperübungen und ferner durch die sehr scharfe und eindringliche Hervorhebung, daß unumgängliche Voraussetzung des Erfolges die genaue Befolgung zahlreicher Vorschriften ist, die sich beziehen auf Ernährung, Atmung, Hautpflege, Stimmungsbeherrschung, Genuß der frischen Luft usw. Es handelt sich also um eine enge Durchflechtung von Gymnastik und Hygiene.

Unter den gymnastischen Uebungen nehmen Muskelbetätigungen unter Gegendruck einen besonders hervorragenden Rang ein, es handelt sich also hierbei um Widerstandsgymnastik. Eine starr festliegende Zusammenstellung von Einzelvorschriften ist nicht vorgesehen, die Uebungen sollen zum Ausgleich persönlicher Schwächen der individuellen Körperleistung angepaßt sein. Auf das Selbstausdenken von persönlich passenden Uebungen wird großer Wert gelegt und auf reiche bunte Abwechslung. Allseitige Muskelentwicklung und gleichmäßige Ausbildung beider Körperhälften, ferner Muskelhärtung durch Klopfungen muß jeder Dschiu-Dschitsu-Schüler sich zum Ziele setzen. Kein Tag darf ohne Gymnastik verstreichen. Zu einem gesunden gestählten, gleichmäßig ausgebildeten Körper, ausgezeichnet durch Kraft und Gewandtheit, sollen die Uebungen verhelfen.

Die Widerstandsübungen sind sehr zweckmäßig zur Herzkräftigung. Allmähliche Steigerung der Anforderungen unter Vermeidung von Hast und Ueberanstrengung regulieren die jedesmalige Herzleistung, Herzklopfen oder Kurzatmigkeit sind Warnungssignale, die niemals übergangen werden dürfen.

Für die Ausbildung eines zur Athletik tauglichen Körpers und für die Gesundheit außerordentlich wichtig sind Tiefatemübungen. Tiefe langsame Ein- und Ausatmung soll unter kräftiger ausgiebiger Mitbeteiligung der gesamten Bauchmuskulatur erfolgen. Morgens und abends 10—15 Minuten Tiefatmungsgymnastik, ferner im Laufe des Tages in den Pausen der Trainierungsübungen, zu Beginn und zu Ende jeder Unterrichtsstunde sorgen dafür, daß stets tiefes Atmen allmählich unwillkürlich erfolgt. Die besonderen Uebungen sollen dann aber beibehalten werden.

Den hohen gesundheitlichen Wert körperlicher Normalgestalt haben die Japaner klar erfaßt. Für Männer werden angestrebt: „Schwellende Muskeln, gewölbte Brust und schlanke Taille", für Frauen, bei denen die Ausbildung in Dschiu-Dschitsu gleichfalls üblich ist, sind Ebenmaß und Anmut das Ziel der Körperpflege. Gegen Fettsucht gelangen zur Anwendung: Gesteigerte Gymnastik, kalte Bäder, Schlafkürzung auf 5—6 Stunden (Normalzeit 7—8 Stunden), schmale Kost (Fisch, Obst, Gemüse nur bis zur ersten Befriedigung der Eßlust, Verbot von stärkemehlreichen und fetthaltigen Speisen und von Alkohol). Bei abnormer Magerkeit erfolgen die umgekehrten Maßregeln, jedoch werden die Uebungen beibehalten. Die Normalkost der Japaner ist für unsere Begriffe dürftig, zumal die spärliche Zufuhr von Fleisch und Milch, die geringe Verwertung von Weizenmehl und Kartoffelspeisen

sind zu beachten. Zu bedenken ist aber, daß Lafcadio Hearn die große Tuberkulosesterblichkeit der angestrengt arbeitenden Studenten dem Mangel an kräftiger Ernährung zuschreibt, wohl mit Recht. Sodann ist beachtenswert, daß Alkohol (Sake und Bier) beim Training nicht verboten ist. Eigenartig ist die Aufnahme sehr erheblicher Wassermengen, ein Dschiu-Dschitsu-Schüler pflegt täglich etwa 4 Liter Getränk aufzunehmen, bei drohender akuter Erkrankung noch größere Quantitäten.

Der äußere Gebrauch des Wassers spielt eine außerordentlich wichtige Rolle in der Lebensführung. Gewöhnlich werden sehr zahlreiche heiße Bäder benutzt, aber gelegentlich auch Kühlwasseranwendungen. Die Reinlichkeitspflege steht in Japan auf einer weit höheren Stufe als beim Durchschnitt der Europäer.

Zur Anregung der bei uns in ihrer Wichtigkeit meist unterschätzten Hautfunktionen dient die Gewöhnung an reichlichen Genuß der frischen Luft. Die leichte Bauart der Häuser, die regelmäßigen Spaziergänge, die regelmäßigen Atemübungen in freier Luft, die Gewöhnung an offne Fenster, die lose Kleidung, die gymnastischen Uebungen sorgen für Gewöhnung der Haut an bewegte Luft. Samurai, die europäische Kleidung anlegen, nehmen nach Möglichkeit reichlichst Luftbäder.

Eine total falsche Vorstellung von japanischer Hygiene würde man sich bilden, wenn man nur die körperliche Gesundheitspflege beachtet; Geistesschulung ist unerläßlich zur gesunden Lebensführung. Besonnene Selbstbeherrschung, froher Gleichmut, freundliche Höflichkeit, vernünftige Lebensanschauung, Lebensfreudigkeit schützen vor Reizbarkeit, Nervosität, verhüten vorzeitiges Altern und halten die Organe der Kreislaufsfunktionen in gesundem leistungsfähigem Zustande.

Zum Schluß noch eine wichtige Bemerkung. Man hört oft das Bedauern aussprechen, daß nach Ueberschreitung des 40. oder 50. Lebensjahres es zu spät sei, Versäumnisse körperlicher Ausbildung nachzuholen. J. P. Müller führt gegen diese Meinung an den Vater der russischen Athletik Ladislaws Krajewski, der erst mit 44 Jahren anfing, Leibesübungen zu treiben, und er zitiert auch die Mitteilung des Professors Sargent, daß Männer über 60 Jahren noch Kraftgewinn erzielen können, er erwähnt das Beispiel eines Mannes, der erst mit 69 Jahren den Beginn machte, Hantelübungen zu treiben, und dann mit 83 Jahren noch so rüstig war wie im Beginn seines dritten Lebensdezenniums.

Konzertbetrieb in der Reichshauptstadt

Von Prof. Dr. Wilh. Altmann

Längst sind die Zeiten vorbei, daß in Berlin während der Herbst-, Winter- und Frühlingsmonate allabendlich nur ein Konzert gewesen ist. Der ungemein rasche Zusammenfluß von Menschen, der die Reichshauptstadt zu einer Millionenstadt gemacht hat und gar nicht aufhören wollte, brachte es mit sich, daß auch das Bedürfnis nach einer größeren Zahl von Konzerten sich einstellte. Dazu entstanden musikalische Bildungsanstalten immer zahlreicher, lockte doch das Virtuosentum so manchen, stieg überhaupt die Lust, sich berufsmäßig der Musik zu widmen, kurz die Zahl derer, die Konzerte geben wollten. nahm auch sehr rasch zu. Um ihnen dazu die Möglichkeit zu geben, wurden immer wieder neue Konzertsäle eröffnet, doch nur zu bald stellte es sich heraus, daß trotz der vielen Einwohner Berlins die Zahl derer, die gegen Bezahlung die Konzertsäle füllen sollen, nicht recht ausreichend ist.

Wer besucht überhaupt Konzerte? Der eigentliche Fachmusiker nicht gerade häufig: meist erhebt er dann auch den Anspruch auf ein Freibillet. Dieses möchten natürlich am liebsten auch die vielen Musikstudierenden haben, die sich mühsam das Geld zu dem billigsten Platze eines Orchesterkonzertes ersparen müssen, sehr häufig aber es vorziehen, Stammgäste auf der Gallerie der Opernhäuser zu sein. Das Hauptkontingent der Konzertbesucher stellen immer noch die vielen Dilettanten, für die die Musik ein Lebensbedürfnis ist. In manchen Konzerten sitzen freilich auch Leute, die nicht das mindeste Konzertverständnis haben, die nur hingehen, um auch dabei zu sein, wenn eine Berühmt-

heit auftritt. In der Regel gehört freilich gerade diese Sorte von Konzertbesuchern zu den zahlungskräftigsten, zu denen, die durchaus auf den teuersten Plätzen sitzen müssen; ohne sie wäre es um die Einnahmen des Konzertveranstalters schlecht bestellt.

Dieser ist in der Hauptsache auch heute noch immer der ausübende Künstler. Die unsagbar vielen Lieder-, Klavier-, Violinabende, ja auch die meisten Kammermusikveranstaltungen gehen auf Rechnung der betreffenden Künstler, denen im besten Falle ein Mäzen einen Teil der sehr beträchtlichen Unkosten abnimmt. Um in Berlin auf Einnahmen bei derartigen Konzerten rechnen zu können, muß ein Künstler schon recht bekannt und beliebt sein; er muß, wenn er ein Neuling ist und nur der Kritik wegen sich hören läßt, damit sich abfinden, daß er überhaupt keine Eintrittskarte verkauft, daß selbst die Leute, denen Freikarten zugeschickt worden sind, diese nicht benutzen, namentlich in heutiger Zeit, wo auch ein Freibillettler 4—5 Mark für Fahrt, Garderobe und Programm auszulegen hat. Ausnahmen sind es immer, wenn einzelne Sängerinnen wie z. B. Sigrid Onegin oder Maria Ivogün auch den größten Konzertsaal immer überfüllt haben, ohne überhaupt Freikarten ausgegeben zu haben.

Daß derartige zugkräftige Künstler von einem Unternehmer gegen ein bestimmtes Entgelt verpflichtet werden, kommt gelegentlich auch vor. Im allgemeinen scheuen sich aber berufsmäßige Unternehmer wenigstens in Berlin vor Konzertveranstaltungen auf eigene Rechnung oder beteiligen sich allenfalls daran, so z. B. bei den regelmäßigen volkstümlichen Konzerten des Philharmonischen Orchesters oder den Nikisch-Konzerten.

Die Orchester treten nicht selten selbst als Unternehmer auf; in Berlin sind sie, soweit sie für den ernsten Konzertbetrieb in Betracht kommen, genossenschaftlich organisiert. Auf eigne Gefahr lassen sich auch die großen Chorvereinigungen hören: nehmen sie ein Orchester dazu, müssen sie namhafte Solisten verpflichten; dadurch aber steigen die Kosten so ins Ungemessene, daß auch bei ausverkauftem Saal ein Defizit nicht ausbleibt.

Vielleicht ist die Zeit gar nicht fern, daß infolge unserer wirtschaftlichen Lage derartige Chorkonzerte unterbleiben müssen, daß gewisse Orchesterwerke, wie z. B. Mahlersche Symphonien, die eine Riesenbesetzung erfordern, nicht mehr aufgeführt werden können.

Unter diesen großen Chorkonzerten stehen die der vor 130 Jahren gegründeten Singakademie — meist in der Saison — obenan. Regelmäßig wird von ihr Bachs Weihnachts-Oratorium, Matthäus-Passion (zweimal) und Johannes-Passion aufgeführt; auch hält sie an dem schönen Brauche fest, am sogenannten Totensonntag diesem entsprechende geistliche Musik zu bieten. Da Ende des vorigen Winters der Philharmonische Chor nach fast 40jährigem ruhmreichsten Wirken von seinem Begründer Prof. Siegfried Ochs aufgelöst worden war, konnte der recht aufstrebende Bruno Kittelsche Chor wichtigste Aufgaben übernehmen; eigene Konzerte freilich veranstaltete er nur in zweiter Linie; in der Regel wurde er zur Mitwirkung herangezogen, wenn in der Philharmonie Beethovens neunte Symphonie aufgeführt wurde oder ein unternehmungslustiger Dirigent sich z. B. an die Berliozsche Symphonie-Kantate Romeo und Julie oder an Verdis Requiem machte. Dieser Kittelsche Chor wird voraussichtlich schon vom nächsten Winter ab eine noch wichtigere Rolle im Berliner Musikleben spielen. Ausgezeichnetes leistet auch der Domchor und der Chor der Staatsoper. In die Oeffentlichkeit neu eingetreten ist der Chor der staatlichen Hochschule für Musik. Die Leitung hat Professor Siegfried Ochs, der in diesen Chor auch frühere Mitglieder seines Philharmonischen Chors aufgenommen und bisher nur diesen vertraute Werke aufgeführt hat. Recht Gutes bot, wie immer, der freilich nur selten an die Oeffentlichkeit tretende, von Johannes Stehmann geleitete Oratorien-Verein. Auch der von Fritz Krüger dirigierte Mengeweinsche Oratorien-Verein strebt rührig vorwärts, ebenso die Emil Thilosche Chorvereinigung. Andere gemischte Chöre treten weniger für die Allgemeinheit hervor. Der sehr leistungsfähige Volkschor, um dessen Begründung und Leitung sich Dr. Zander ein gar nicht hoch genug zu bewertendes Verdienst erworben hat, wendet sich hauptsächlich an die Arbeiterbevölkerung.

Recht zahlreich sind die Männergesangvereine. Sie haben ihre durch den Krieg mehr oder minder geschwächte Mitgliederzahl meist wieder ergänzt. Größere künstlerische Aufgaben erfüllen im wesentlichen nur der Berliner Lehrer-Gesang-Verein und die Berliner Liedertafel, die seit Jahren im eifrigsten

Wettbewerb miteinander stehen und gelegentlich auch Konzerte mit Zuziehung eines Orchesters veranstalten.

Keine große Rolle im Konzertleben spielen die verschiedenen, meist nicht gerade starken Frauenchöre; keiner von ihnen hat jedenfalls den Ehrgeiz, Leistungen, wie sie der Dessoffsche Frauenchor in Frankfurt a. M. vollbringt, öfters der Oeffentlichkeit darzubieten.

Unter den Orchesterkonzerten müssen an erster Stelle die Symphoniekonzerte der Kapelle der Staatsoper genannt werden. Sie werden jetzt von einem verhältnismäßig jungen Dirigenten, Wilhelm Furtwängler, geleitet, einer scharf umrissenen echtkünstlerischen Persönlichkeit, keinem Pultvirtuosen. Was er auch dirigiert, immer umfaßt er es mit wirklicher Liebe; er musiziert mit dem Herzen. Neben diesen Symphoniekonzerten, die seit vielen Jahren ebenso wie ihre Voraufführungen stets ausverkauft sind, veranstaltete die Intendantur der Staatsoper in diesem Winter zum erstenmal drei Sonntagsvormittags-Konzerte im Großen Schauspielhause, in denen nur anerkannte Meisterwerke geboten wurden. Es dirigierten in diesen für weiteste Kreise bestimmten Konzerten die ständigen ersten Kapellmeister der Staatsoper: den Anfang machte der Intendant Schillings selbst, der ja auch in der Oper öfter den Taktstock führt. Auch das Orchester des Deutschen Opernhauses hat seine im Vorjahr erstmalig gebotenen volkstümlichen zehn Symphoniekonzerte an Sonntagvormittagen recht erfolgreich fortgesetzt. Sehr anzuerkennen ist es, daß der Dirigent Professor Rudolf Krasselt hier noch unbekannte oder in Vergessenheit geratene Werke lebender deutscher Tonsetzer ausgiebig bei der Programmaufstellung berücksichtigte.

Die von Arthur Nikisch bereits 26 Jahre lang geleiteten zehn großen Philharmonischen Konzerte haben von ihrer Anziehungskraft nicht das mindeste eingebüßt. In rein künstlerischer Rücksicht lassen sie keinen Wunsch unerfüllt, wenn auch der Vorwurf gegen den Dirigenten nicht unberechtigt ist, daß er gewisse Paradestücke zu häufig bringt und nicht den Mut hat, in jedem Konzert ein neues Werk eines lebenden Tonsetzers einzuschieben. Diese Berücksichtigung der Lebenden vermißte man auch sehr bei den sogenannten Meisterkonzerten, die an Stelle der früheren Weingartner-Konzerte eingerichtet wurden, weil dieser einst auch von uns vergötterte Dirigent sich eben auch bei uns als Mensch unmöglich gemacht hatte. Diese Meisterkonzerte, acht an der Zahl, wurden natürlich auch vom Philharmonischen Orchester ausgeführt: ihre Leiter waren Dr. Carl Muck, Bruno Walter, der Mozart ebenso wunderbar herausbringt wie Mahler, und Wilhelm Furtwängler, der also an zwei hervorragenden Stellen sich betätigte. Auffälligerweise hatte man Hans Pfitzner, obwohl er jetzt in Berlin als Leiter einer Meisterschule für Komposition an der Akademie der Künste wirkt, zur Leitung eines dieser Meisterwerke nicht berufen; wir konnten ihn aber einmal in einem Wohltätigkeitskonzert als Dirigenten bewundern.

Das Philharmonische Orchester leistete auch die ersprießlichsten Dienste in dem Dutzend von Konzerten, die der aus Wien importierte „Anbruch" unter ausgezeichneten Dirigenten veranstaltete, und zwar nicht bloß um den hier schon sehr blühenden Mahlerkultus zu verstärken, sondern um dem extremen Fortschritt in der Musik hier Anhänger zu gewinnen, was erfreulicherweise nicht recht gelingen wollte. Bezeichnend war, daß von den drei dem Schaffen Busonis gewidmeten Orchesterabenden nur der ausverkauft war, an welchem dieser hier ungemein beliebte Künstler seine drei Klavierkonzertstücke selbst vortrug. So allgemein man sich für sein Klavierspiel begeistert, so wenig liebt man seine hypermodernen Tonschöpfungen.

Wie seit einigen Jahren, so bot Selmar Meyrowitz wieder fünf Konzerte mit dem Philharmonischem Orchester, zwei unter Zuziehung des Kittelschen Chors, leider fast ausschließlich mit fremdländischen Werken. Er ist ein sehr kluger, auch die schwierigste Partitur mühelos bewältigender Dirigent, hat aber offenbar dafür kein Verständnis, daß wir heutzutage in erster Linie deutsche Tonsetzer zu Worte kommen lassen müssen. Vielleicht ist ihm auch die deutsche Empfindungswelt verschlossen.

Gleichfalls unter Mitwirkung eines Chors fanden einige der fünf großen Abonnementskonzerte statt, die der unternehmungslustige Impressario Hans Adler mit dem Philharmonischen Orchester veranstaltete. Besonders interessant war dabei die erste szenische Aufführung von Berlioz Lelio, der Fortsetzung zur Fantastischen Symphonie. Dr. Ludwig Wüllner sprach und spielte den Lelio unüber-

trefflich, konnte auch selbst den Taktstock in einer Episode führen.

Groß war die Zahl der Dirigenten, die für eigene Konzerte sich das Philharmonische Orchester gemietet hatten. Sie können hier nicht alle genannt werden. Den denkbar besten Eindruck machte wieder der Stuttgarter Fritz Busch, ebenso der Wiener Hugo Reichenberger, der Dresdener Fritz Reiner, ferner Gustav Brecher und der Schwede Kurt Atterberg. Eine neue Erscheinung von bezwingender Kraft war für uns der Hamburger Hugo Pollak, dessen hier als Konzertdirigent längst geschätzter Kollege Werner Wolff mußte leider krankheitshalber seine beiden angekündigten Orchesterabende ausfallen lassen. Gar nicht übel führten sich die Geiger Adolf Busch und Emil Bohnke als Dirigenten ein.

Reichlich zu tun hatte auch das Blüthner-Orchester, dessen volkstümliche Konzerte von Selmar Meyrowitz geleitet wurden. Zu fünf großen Symphoniekonzerten im Auftrage der Großen Volksoper kehrte der frühere langjährige Leiter dieses Orchesters aus Duisburg zurück. Nicht weniger als acht Symphoniekonzerte mit diesem Orchester veranstaltete sowohl der recht erfahrene Theodor Müngersdorf als auch der noch recht junge Emil Meisel. Auch so mancher andere junge Künstler benutzte dieses aufstrebende Orchester, um sich die Sporen des Dirigenten zu verdienen.

Recht groß war natürlich auch wieder die Zahl der Kammermusikkonzerte. Nicht weniger als 20, die nur dem Schaffen Beethovens gewidmet waren, veranstaltete das Adolf-Busch-Quartett unter Zuziehung hervorragender Klavieristen und Bläser. Das sehr beliebte Klingler-Quartett, das u. a. Ewald Straessers viertes Quartett sehr erfolgreich aus der Taufe hob und überhaupt die lebenden Tonsetzer neuerdings mehr berücksichtigt, gab wie üblich seine sechs Abende. Mit derselben Zahl wartete auch „Der Anbruch" auf, dem ein ausgezeichnetes, von Boris Kroyt angeführtes Streichquartett zur Verfügung stand; es wurden auch vorwiegend Werke außerdeutscher Tonsetzer geboten, so doch manche recht bemerkenswerte, z. B. das Klavierquintett des Franzosen Florent Schmitt und das Streichquintett des Spaniers Philipp Jarnach. Glänzend führte sich das Ungarische Streichquartett hier ein. Ungemeine Begeisterung erweckte wieder das Rose-Quartett aus Wien; auch das Gebr.-Post-Quartett aus Frankfurt a. M. hat mit Recht seinen Anhang. Dieser ist recht groß bei der Gülzowschen Kammermusikvereinigung der Kapelle der Staatsoper, aus der übrigens auch eine sehr gute Bläservereinigung sich gebildet hat. Die seit Jahren sehr beliebten Klaviertrio-Abende der Vereinigung Professor Georg Schumann, Heß und Dechert so wie des Berliner Trios Mayer-Mahr, Wittenberg und Heinrich Grünfeld wurden fortgesetzt, ebenso des letzteren nun schon über 40 Jahre bestehenden Abonnementskonzerte. Dazu kamen zahlreiche andere Kammermusikdarbietungen, insbesondere Sonatenabende für Klavier und Violine bzw. Violincello.

Im allgemeinen konnte man mit der Ausführung recht zufrieden sein. Ueber den Wert der dargebotenen neuzeitlichen Kompositionen dürfte aber nur selten ein einmütiges Urteil zu erzielen gewesen sein. Im allgemeinen waren die Vortragsordnungen gar zu sehr mit gar zu bekannten, allgemein geschätzten Werken durchsetzt. Namentlich die Lieder- und Klavierabende waren oft von einer trostlosen Einförmigkeit; fast jeder glaubt z. B. Schumanns Carneval oder Beethovens Appassionata vortragen zu müssen. Beethovensche Konzerte und Symphonien, besonders die neunte, wurden so oft dargeboten, daß sich das Miterleben seitens der Zuhörer und auch der Ausführenden verlieren mußte. Andererseits wurden uns aber Werke vorenthalten, die für unser Empfinden ungemein wertvoll wären, uns wirklich erbauen würden; ich denke da namentlich an Bruckners Symphonien, die in dem verflossenen Winter nur ganz vereinzelt auftauchten, in Berlin noch nie im Zusammenhange geboten worden sind.

Gar nicht genug warnen aber muß man angesichts der Ueberfülle musikalischer Darbietungen Anfänger, mögen sie auch noch so talentvoll sein, ihre mühsam ersparten Notgroschen in einem Berliner Konzert anzulegen oder gar dazu sich Geld zu borgen. Bei der Reichhaltigkeit des Berliner Musiklebens kann es vorkommen, daß selbst die ganz großen Zeitungen, die sich ein halbes Dutzend Kritiker leisten können, nicht imstande sind, sämtliche Veranstaltungen zu beschicken. Die meisten Zeitungen müssen sich jedoch, zumal der Platzmangel immer bedrohlicher wird, mit zwei oder gar nur mit einem Kritiker behelfen, der, wenn eine Opernerstaufführung stattfindet, die gleichzeitig veranstalteten acht oder neun Konzerte einfach unter den

Tisch fallen lassen muß. Eine eingehende Kritik kann ein Künstler in Berlin überhaupt nur in den seltensten Fällen erhalten; recht häufig wird er nur mit einer Zeile abgespeist. Das bringt eben der Großstadtbetrieb, das Uebermaß von Konzerten mit sich. Falsch ist auch die bei jungen Künstlern noch immer oft verbreitete Ansicht, daß sie auf Grund einiger guten Berliner Kritiken sofort lohnende Engagements in der Provinz erhalten würden. Die Zahl der Konzerte, die von den dortigen, nicht einmal zahlreichen Konzertvereinen veranstaltet werden, ist gar nicht groß; auch will man dort hauptsächlich bekannte erste Kräfte hören. Das Angebot ist auch weit größer als die Nachfrage. Der Boden unseres äußerlich so glänzenden Konzertbetriebs ist unterhöhlt. Ueber kurz oder lang muß es — zusammenbrechen, zumal in den einzelnen Vororten Berlins zu verhältnismäßig billigen Preisen sehr gute Konzerte geboten werden, ohne daß die Besucher einen stundenlangen Weg haben.

Berlins Gesellschaftskrise / Von Dr. Gustav Erényi

Die sozialen Wirkungen des Krieges blieben sich auf dem ganzen Kontinent so ziemlich gleich. Durch eine beispiellose Kapitalverschiebung, die das Unterste nach oben kehrte, wuchert in allen Großstädten eine neue, unbehaglich seichte und feiste Schicht der konjunkturfrohen Nurprasser und Kulturschmarotzer. Das ist ein Weltstrom, der keine nationalen und konventionellen Schranken kennt; im Zeitalter wiedererstarkter politischer Gehässigkeiten von Land zu Land reckt sich eine Weltgemeinschaft der „neuen Reichen" empor. Der römische Kriegsgewinnler, der mit seinem manierlosen Getue den Dolomitenzauber entweiht, und der Schieber deutschen Geblüts, der in der Heimat und auf Reisen alles dreinsetzt, um die Fiktion der deutschen „Zahlungsunfähigkeit" Lügen zu strafen, sind aus demselben Holz geschnitzt.

In Berlin aber hat diese jähe Umschichtung ein Milieu ganz spezieller Unarten und Ungereimtheiten gezeitigt. Keine zweite Stadt der Welt ist wohl in ihrer sozialen Struktur so derb aufgemischt und der Richtung ihres natürlichen Werdens so hastig entführt worden. Berlin war eine Metropole der arbeitenden Schichten, deren Lebensführung uniformierter aber auch menschenwürdiger berührte als die anderer Weltstädte. Gewiß fand der heiklere Geschmack in dieser rastlos gärenden Umgebung noch nicht die rhytmischen Gesetze einer höheren Stileinheit vor. Gewiß bot das laute Gebaren des Berliner Spießers, der — halb Stammtischbruder, halb Mitbewegender eines hypermodernen Riesenapparates — im Strudel aufging, ohne irgendwie an Subtilität zu gewinnen, zu so manchen spöttischen und verärgerten Einwendungen reichlichen Stoff. Berlins breite Massen waren spießig, aber gesund. Umsonst wurden Schauermärchen über die Unmoral der deutschen Reichshauptstadt in die Welt posaunt. Das war eben noch die augenfällige, sich im nächtlichen Stadtrummel, in geräuschvollen Tanzboden- und Bierlokalgenüssen trampelhaft hervortuende Unmoral der Ungesättigten, das waren recht unzweideutige Vertraulichkeiten der allgegenwärtigen Liebespärchen, die auf keine empörende Mystik des Alleinseins hinzudeuten schienen. Maximilian Harden stellte einmal im Rahmen eines satirischen Vortrages über „Berliner Sitten" seinem Publikum die belustigende Frage, wann, wo und wie sich eigentlich die berüchtigte Berliner Unsittlichkeit abspiele? Spielt sich doch der ganze Liebeszauber mit seinen unpolierten Gesten und Kniffen sozusagen unter der Kontrolle der Oeffentlichkeit ab. Die verderbte Romantik der chambres séparées mit ihren exotischen Heimlichkeiten, die lüsternen Genüsse versteckter Sekt- und Tanzbuden hatten sich dem Gros der Berliner Mittelklasse noch nicht erschlossen. Das neu entstandene Berlin W mit seinen verrufenen Tafelfreuden und Sinnesorgien spiegelte sich wenig im Gesamtcharakter der Stadt. Die Abendzerstreuungen des Durchschnitts waren durchaus nicht kostspieliger Art und lenkten wohltätig ab von der strengen Gebundenheit langer Arbeitsstunden.

Nicht die Mannigfaltigkeit von Weinrestaurants, Bars und Kabaretts gab dem Berliner Treiben das Gepräge. Die Eleganz einzelner Geschäfte oder Vergnügungsräume hatte für die Menge nicht jene magische Anziehungskraft, die der Glanz

gewisser Straßenzüge auf die Bewohner von Wien oder Paris ausübt. Dazu waren auch die Gegensätze zwischen Straße und Straße, Stadtteil und Stadtteil nicht groß genug. Die Herrlichkeit des Tiergartenviertels ließ sich auch von dem Charlottenburger oder Wilmersdorfer Kleinbürger neidlos bewundern, und selbst die sogenannten Massenquartiere des Nordens und Ostens waren es nicht im Sinne Zolascher Schlupfwinkel. Eine gewisse, nicht immer stilgerechte, aber reinliche und für die Bedürfnisse des großen Durchschnitts berechnete Gleichförmigkeit schien dem Stadtbild vor allem eigen. Belegte Zehnpfennigstullen, Menüs für eine Mark, einige Maß Helles oder Weißbier im bewährten Stammlokal, Ausverkauf bei Wertheim und Massenfahrten nach dem Grunewald, in dessen Schenken Familien für wenige Groschen selbst Kaffee kochen durften, — das waren so die Hauptmomente der Großberliner Lebensfreude.

Was hat nun die Kriegsumwälzung bewirkt? Noch besteht der gewohnte Massenandrang nach den Wäldern und Lokalen, aber mit der so viel gerügten Gleichförmigkeit der Lebensführung ist es nun leider vorbei. Aus der früheren Mitte schälte sich mit verkrustetem Gemeinschaftsempfinden eine spitzfindige Schieber- und Schnellsammlerschicht heraus, drängte sich nach oben und verdrängte die angestammten Sachwalter eines selbstverständlichen Luxus. Ueberhaupt gibt es heute im Lebenshaushalt der Massen keine ererbte Selbstverständlichkeit mehr! Alles scheint auf den Kopf gestellt! Wer ein bescheidenes Kapital nützlich anzubringen wüßte, hat es in der Regel nicht, und so manche Großkapitalisten vom Tage sind wiederum jeder „kapitalistischen" Erziehung bar. Es gehört mit zu den oberflächlichsten Schlüssen talentloser Mammonanbeter, daß einem das Geld nur in den Schoß zu fallen brauche, alles übrige ergebe sich schon von selbst. Der im Fluge erworbene Reichtum vermag nun einmal die Allgemeinheit nicht zu befruchten. Schon aus dem Grunde nicht, weil er sich doch nur parasitenartig auf Kosten dieser Allgemeinheit so rasch emporrecken konnte. Wie überall, wurde auch in Berlin die Mittelklasse einerseits durch ein phantastisches Gründungsfieber ohne reale Grundlagen und andererseits durch die große Entbehrungswelle in zwei Extreme gesprengt. Gleichzeitig berstete aber Berlins im Entstehen begriffene, vielversprechende soziale Kultur.

Jene Massen, die nach wie vor nach den Stätten alter Sonntags- und Sommerfreuden pilgern, sind in ihrem Trachten und Schmachten bei weitem nicht mehr die alten. Es muß da zwischen zwei bezeichnenden Schattierungen unterschieden werden. Ein Teil hält mit aus Muß oder Gewohnheit, aber mit dem offenbaren Gefühl, diesem Kreise entwachsen zu sein. Das sind die Angesteckten und Nachzügler des neuen Kurses: Arbeiter und kleine Beamte, die im Vorübergehen modrige Salonluft geatmet, — Verkäuferinnen und Bardamen, die neuester Mode in schäbigstem Format huldigen, Foxtrottler der Volksfeste und der Rechtschreibung unkundige Kenner der allerneuesten Kunst. Ein anderer Teil — und das ist der weitaus größere — läßt sich mit fortspülen durch den Sonntagsstrom, tritt auf mit arg erzwungener, blutleerer Würde, ausstaffiert mit den vielfach geflickten Resten der alten Festtagsgarderobe, ohne sich jene kleinen Freuden der Erfrischung und Einkehr gönnen zu dürfen, die mit dazu gehören. Das ist die Schar der Ausgepumpten und Kriegsverlustigen und Gescheiterten des früheren Mittelstandes, die im Schatten des neuen Protzentums von den feindlichen Reparationskommissionen, aber auch von den heimatlichen Steuerbehörden, die den Hebel der „Luxussteuer" mit so rüstiger Konsequenz just bei Bedarfsartikeln und Kulturveranstaltungen ansetzen, regelmäßig übersehen werden.

Noch florieren Wertheim und Aschinger, noch wimmelt es von Leuten in den Zelten und im Freibad Wannsee. Aber solche Herde unverminderten Zustroms stellen nicht mehr die charakteristischen Verdichtungen der Berliner Volkspsyche dar. Sie sind nicht mehr die automatischen Riesenregulatoren für Verbrauch und Genuß, sondern bloß traditionelle Mittelpunkte für Massenstapelung. Der neue Lebensstil hat sich in neuen Zentren verdichtet. Er strömt aus Gast- und Warenhäusern auf die Straße, manifestiert sich in der geräuschvollen Schar findiger Straßenverkäufer und in den Geschmacklosigkeiten neuesten Reklamewesens. Die gesunde Massenkultur der früheren Bierhäuser aber hat sich in eine faule, frivol aufgeputzte Dielenkultur verwandelt.

Auf Schritt und Tritt sieht man solche Dielen im Handumdrehen entstehen. Gebaut wird seit Kriegsbeginn nicht mehr, dem schaulustigen Blick

wird an Betriebsamkeit nichts Neues geboten außer diesen heimlich-unheimlichen Nachtlokalen, die sich mit ihrem aufreizenden Rot dem lüsternen Auge nichtsdestoweniger zudringlich anbieten. Es wird viel über die revolutionäre Wirkung des Expressionismus gesprochen, dessen monotone Erzeugnisse dreißig und etliche Säle der Großen Kunstausstellung und den größten Teil der kleineren Ausstellungen füllen. Der letzte Sinn dieser im Kriegsrummel erstarkten pathologischen „Revolutionskunst" scheint jedoch zu sein, Bars und Dielen mit ihren spezifischen Schnörkeln und Verrenkungen auszuschmücken und mit vielem eingebildeten Tiefsinn dasjenige zu bieten, wessen die neue Besitzerschicht zur Erregung eines für ihren Stand unentbehrlichen „Kunstenthusiasmus" bedarf. Oder wäre es nicht mehr als ein bloßer Zufall, daß die Kunstschätze der „Sturm"-Kollektion geraden Weges in die Salons der neugebackenen Kunstmäzene wandern? Vom „Faun" und „Größenwahn-Café" bis zum Lunapark scheinen alle Vergnügungsstätten von derberem Genre durch eine Zutat der neuästhetischen Offenbarung ergänzt, wobei zweifellos der treffliche Grundsatz Anwendung findet, daß wahre Kunst alle Verschachtungen des alltäglichen Daseins durchdringen müsse.

Diese Verschachtungen täglicher Daseinsfreuden sind jedoch die Sammelplätze des neuen seelenlosen Geldkultes, der sich in stil- und zweckwidrigen Ausgaben verausgabt und Quantität gläubig für Qualität hinnimmt. Wenn die Priester dieser phänomenalistischen Genußsucht es beim Lunapark und Expressionismus bewenden ließen, so dürfte sich der Mann von besserem Geschmack dieses Raumgreifen nicht zu sehr zu Herzen nehmen. Da aber heutzutage auch die echte Kunst gewichtige Anforderungen an den Geldbeutel stellt und der Erschleicher von etlichen Kriegsmilliönchen auch Shakespeare, Strindberg, Wagner und Richard Strauß zu seinen Aktiven zählen muß, verdrängen die Krösusse neuesten Datums den berufenen Kenner auch aus den Hallen der klassischen Kunst, und es scheint noch sehr fraglich, ob die Kunst diese Zahlungsfähigen zu sich emporheben oder auf ihr Niveau herabsinken wird.

Das Hauptübel besteht jedoch nicht in den protzigen Verschwendungskünsten der kapitalistischen Auslese, sondern in dem Nachahmungstriebe, den diese in den breiten Schichten minder Bemittelter erwecken. Ein neuer formloser, sich in Aeußerlichkeiten erschöpfender Lebensschwung drängt sich dem Straßenbilde und der Atmosphäre geselliger Zirkel auf. Mehr als je zuvor wird das Leben für den Schein zum eigentlichen Lebensprinzip. Nicht genug, daß die sogenannten „besseren Wagenklassen" der Fernzüge von Elementen gefüllt sind, die ein neu errafftes Vermögen zur Schau stellen wollen, sehen wir auch kleine Angestellte und Bürodamen mit Vorliebe die Stadtbahnabteile zweiter Klasse frequentieren, so daß das Reisen in der niedrigsten Klasse die Leute von Geschmack ohne Vermögensunterschied allmählich zu einer neuen Gemütsschicht verlöten dürfte.

Am augenfälligsten tritt der Einfluß der „neuen Reichen" in der Allgemeinverbreitung extremer Modetorheiten zutage. Auf dem gewohnten Wege, durch die Vermittlung von Kokotten und Halbkokotten, teilt sich die „aussichtsreiche" Damenmode der „oberen Zehntausend" dem Volke mit. Nun mag diese Mode der Knieröcke und durchsichtigen Strümpfe, wenn sich Kleidungsmodell und Körpermaße glücklich ergänzen, einen appetitlichen Grenzfall zwischen Aesthetik und Erotik bescheren. Doch gehört ein solches Ebenmaß von stofflicher Hülle und leiblicher Fülle zu den äußersten Seltenheiten. Die billigen Durchschnittsmodelle dieser gesteigerten Dekolletage haben ja den entschiedenen Vorteil einer wesentlichen Stoffersparnis. Aber sie lassen alle ästhetischen Merkmale gänzlich vermissen und bringen das paradiesische Motiv in die Welt des Asphalts. Umsonst bemüht sich der „Werkbund" um den Entwurf wohlfeiler und wohlgefälliger Kleidungstypen für den bescheideneren Erwerbsstand. Just diese bescheiden Gestellten wollen nicht bescheiden sein! Und indem die Pariser Mode ergiebiger als vordem in allen Gauen Spreeathens ihren Einzug hält, mutet das Straßengebaren im Endeffekt um vieles orientalischer an.

Will man die neue Schichtung in kondensierter Offenbarung auf sich einwirken lassen, so nehme man am Abend eines „Rennsonntags" am Kaiserdamm oder an der Heerstraße Aufstellung und beobachte die einzelnen Typen, die an diesem Riesenaufzug der Kraftdroschken und Luxuskutschen teilnehmen. Da trottelt in der Gefolgschaft stolz dahinsausender Winkelgründer und ihres schmuckbehängten

weiblichen Anhanges das ganze liebe, rennsüchtig gewordene Schmarotzervolk Neuberlins einher. Alle Klassen und Alter sind von diesem Rennkoller gepackt. Zwischendurch jauchzen und singen freilich Wandervögel- und Vereinsgruppen, die aus dem angrenzenden Grunewald heimwärts streben. Der biedere Marschtakt ihrer Schritte erstirbt jedoch im apokalyptischen Rasen des sich stadteinwärts ergießenden Rennbahnschreckens, in diesem symbolischen Energieaufwand des aufgeputzten Elends.

Die Straße / Eine Erzählung von Emil Kritzler

Hannes war Straßenkehrer auf der Herrengasse; das war die schönste und breiteste Straße der Großstadt, wo übertag das wirrste Leben hinbrauste. Glänzende Karossen huschten auf Gummireifen über den Asphalt, der glatt war wie ein Tanzboden, Fußgänger gingen darüber hin: eilige Handwerker, hastige Kaufleute, verdrossene Arbeiter; Uniformen, auf deren goldenen Knöpfen die Sonne lachte, wehende Seidenkleider, deren Schleppen lind der galante Sommerwind trug, weiße Kinderkleidchen, deren Spitzen die Kniekehlen der Kleinen gar drollig küßten. Gegen das Ende der Straße, nach der Vorstadt zu, lief der Asphalt in ein rumpeliges Steinpflaster aus. Dort hatten nämlich die Stadtväter weitere Schönheit für unnütz erachtet; denn nur kleine hutzelige Häuschen hockten dort zusammen, schmutzig und grau wie angerauchte Pfeifenköpfe.

Hier wohnte der Straßenkehrer. Hannes nannte er sich, einfach Hannes, so hieß er bei den Arbeitsbrüdern und Nachbarn, und sein Name genügte vollkommen für sein Leben. Hannes sah, obwohl er erst vierzig Jahre alt war, recht alt aus. Frühmorgens um fünf erhob er sich bereits vom Strohsack und ging an sein Tagewerk. Dann war er der Letzte in der struppigen Reihe jener seltsamen Gestalten, die zu beiden Seiten der Straße hinzogen wie wandelnde knorrige Weiden an einem Bache.

Warum Hannes immer der Letzte war? Weil er nicht befehlen konnte! Es gab zwar keinen Aufseher unter den Straßenkehrern; aber eine bestimmte Rangordnung geschah dennoch, und zwar nach dem Selbstgefühl, das ein jeder hatte. Der Lauteste war vorn, der Stillste hinten.

Hannes sah die Straße anders als seine Arbeitsbrüder. Er kannte das Gesicht der Straße, dessen Züge wechselten wie beim Menschen, und hinter dem Gesicht ahnte er auch eine Seele. Daher kam es, daß sein Fegen mit dem struppigen Besen etwas Zartes und Weiches hatte. Es war geduldig und liebevoll, wie wenn eine Mutter ihren Buben strählt und blitzsauber wäscht. Wenn er nun fertig war, wischte er sich mit lächelnder Genugtuung die runzelreiche Stirn. Die Arbeitsbrüder dagegen dachten zumeist an einen hellen Schnaps oder an ein Käsebrot, wenn sie den Kehricht mit trägen, schleifenden Schritten vor sich herschoben. Sie wußten gar nichts von dem Sinn der Straße, auf der ihr Leben hinglitt.

Hannes aber hatte seine Straße lieb. Wenn jemand so vom „Leben" sprach, dann mußte er sich immer ihr Bild vorstellen. Einmal so, wie sie morgens war, wenn mit Gröhlen Betrunkene, die die Nacht zurückgelassen, wankend heimkehrten und Zotenlieder sangen, wenn die Kohlenkarren über das Pflaster rülpsten und die Zeitungsläufer über den Asphalt schlurften . . . „Könnten sie nicht die Füße besser aufheben", dachte er dann bei sich . . . Oder später, wenn die Bäckerburschen kamen mit den duftenden Semmelkörben, aus denen sie naschten . . . Oder wenn die verschlafenen Schaufenster ihre schweren eisernen Augenlider aufschlugen . . . Hannes ging zuerst all die Kehrichteimer entlang, die den Bürgersteig säumten. Da lag ein zerrissener Tüllhandschuh. Gewiß war er in seiner besten Zeit auf dem Ball gewesen und hatte eine feine Frauenhand umschlossen.

Wieviel Küsse mochten wohl darauf gefallen sein? . . . Und da war von einem übervollen Eimer eine welke Chrysantheme herabgefallen. Die hatte vielleicht auch einmal im Knopfloch eines heuchlerischen Kavaliers geprunkt. Sie seufzte zwischen verdorrten Gemüseabfällen und langweilte sich oder litt gar im Sterben. Hier flog ein zerrissenes Blatt über die Sandsteinfliesen. Darauf stand ein Gedicht. Möglich, daß der Schreiber der zuckenden Zeilen viele bittere Schmerzen trug, weil er kein Dichter

war, und dennoch einer zu werden strebte ... Möglich vielleicht auch, daß der gelehrte Redakteur darauf ein zynisches Lächeln gespien hatte ... Hannes stöberte hier länger umher; es war die Entleerungsstelle des Papierkorbes und der Redaktionsstube. Er fand jenes Gedicht ganz hübsch; es handelte von der Liebe. Die meisten Gedichte handeln von der Liebe.

Wenn Hannes ein Denker gewesen wäre, hätte er die mannigfaltige Sprache dieser Dinge auf eine einheitliche Formel gebracht. Etwa auf die des weisen Salomo: alles ist eitel. So aber begnügte er sich mit einem dunklen Gefühl davon, und das machte ihn ebenso müde und mutlos wie eine heftige Erkenntnis.

Aber das war nicht alles, was ihn an die Straße fesselte. Ein Ereignis knüpfte wohl das stärkste Band. An einem Herbsttag nämlich war es; der Himmel blickte mürrisch in die Straße. Sie hatte darüber vor Aerger und Traurigkeit alle ihre Farbigkeit in ein müdes Grau getaucht, aller Glanz war erloschen. Das Bübchen des alten Hannes hatte auf auf der Herrengasse gespielt. Vom Vortage floß noch ein Rauscherregen in schmutzigen Tränenbächen durch die Gossen zu beiden Seiten und sprang schluchzend und gurgelnd in die Kanäle. Es war ein weinerlicher Tag. Am Rinnstein hatte sich der Knabe einen Teich gedämmt, aus Holzstückchen und Schlamm, und Nußschalen als kleine Schiffchen daraufgesetzt. Wie es ganz spielversunken so da gesessen hatte, war ein Wagen mit wildgepeitschten Pferden über das Kind hinweggegangen.

Man hatte das Bübchen begraben. Draußen auf dem Friedhof, außerhalb der Stadt. An jenem Tage hatte die Straße ihr Regentrauerkleid angezogen. Die Tropfen trommelten den Trauermarsch von der Traufe. Und als die Sonne wieder hervorbrach, da war die Straße noch lange Zeit bleich und verstört wie der blaßverhärmte Himmel ... Wiewohl nun Hannes selbst mit auf dem Friedhof gewesen war, wollte es ihm dennoch scheinen, die Straße sei des Kindes eigentliches Grab. Er behielt genau die Stelle, wo es gestorben war, wußte genau die Größe der dunkelroten Blutlache und dachte immer mit Schmerz des Kindes, wenn ihn die Pflicht an jener Stelle vorüberführte.

So wuchs seine Liebe zur Straße, weil sie auch noch sein Liebstes, Einziges barg, wenigstens in seiner Vorstellung, und bald war es ihm, als könne er ohne die Straße gar nicht mehr leben. Da gerade trat ein rohes Ereignis ein und schleppte eine Wendung mit sich, von der niemand ahnte, wie bitter sie sei für den Straßenkehrer Hannes. Die Stadtväter nämlich, die sich auf ihre fortschrittliche Gesinnung etwas zugute taten, hatten die Anschaffung von einem Dutzend nagelneuer Kehrmaschinen erwirkt. Da nun eine Kehrmaschine nur von einem Fuhrmann bedient werden konnte, waren die vielen Straßenkehrer, die nach der Stadtväter Meinung ohnehin dem Herrgott den lieben Tag abstahlen und allzu eifrig der Schnapsflasche zusprachen, überflüssig geworden und wurden entlassen. Auch Hannes.

Hannes wurde nicht brotlos. Er erhielt vielmehr Beschäftigung in einem Neubau. Dort mußte er Steine tragen, Mörtel mischen, Holz sägen und andere Dinge tun. Die Arbeit war keineswegs schwer. Dennoch wurde seine Brust allmählich eingesunken, wie wenn er unter Riesenlasten seufzte, seine glanzlosen Augen verkrochen sich häufig unter die welken Lider. Dazu sprach er täglich weniger. Lächeln konnte er schon gar nicht mehr, auch wischte er sich niemals mehr mit stiller Genugtuung den Schweiß von der runzelreichen Stirn. Seine Bartspitzen, die ehedem stramm aufwärts gestanden hatten, hingen melancholisch herab wie seine müden Arme. Niemand wußte, was dem Hannes fehlte. Was sollte ihm auch fehlen? Seine Arbeit war nicht schwer, ihn hungerte nicht, er verdiente nur mehr Geld als früher.

Die Leute redeten über ihn und dachten so darüberhin. Einige fragten ihn sogar. Wieder andere hänselten ihn. Hannes kümmerte sich um die teilnahmsvollen Frager ebenso wenig wie um die leichtherzigen Spötter. Einmal stand er ganz still da, als wolle er wie ein Tuch zur Erde gleiten, rieb sich mit dem Handrücken die Augen und sagte nur: „Sie wissen's nicht." — Und er wandte sich ab. Dabei riß er gewaltsam seinen Blick empor, der traurig und schwer am Boden hing.

Nach der Arbeit huschte die Dämmerung durch die Straßen. Die gesellte sich bald zu seiner trostleeren Seele, wenn er der festlich erleuchteten Herrrengasse zueilte. Man kannte sie nicht wieder, die Herrengasse! Sie war von Licht überschüttet. Von violettem Bogenlicht, von giftig gelbem Gas-

licht, das leicht im Winde fror, vom roten Licht eines Feuermelders, vom grünen Schein eines durchleuchteten Geschäftsschildes. Und eine murmelnde Menschenmenge schob sich ebbend und flutend über den Asphalt. Autohupen, Kutscherschreie, Stimmengewirr . . . Das Auge konnte vor Angst über diese lebendige Fülle nirgends ausruhen . . . Gegen Mitternacht wurde die Straße leer. Da stand nun Hannes und ging auf und ab. Er suchte sich die Bilder vorzuzaubern, all die Erlebnisse zurückzurufen, die ihm die Straße geschenkt hatte; aber sie blieben aus. Nun kam er sich vollends verlassen vor.

Wofür lebte er noch? Als er einst Straßenkehrer war, da hatte sein Leben noch Sinn und Reichtum. Glücklich war er über die Straße hingegangen, den Besen gesenkt, das Herz voller Bilder. Nun war das alles nicht mehr. Warum war das alles fort? Die Kehrmaschine! Ein Ding ohne Herz, ein Eisen, ein Holz hatten ihn verdrängt. Ach, er verstand das Leben nicht mehr . . . Er mußte in diesem Augenblick zur Seite eilen, als zwei grelle Glotzaugen auf ihn zusprangen, mitten aus dem Dunkel, und eine rohe Autohupe ihn anbrüllte.

„Ich dürfte die Straße nicht einmal mehr fegen, wenn ich wollte", sprach Hannes trauernd zu sich selbst. „Daß ich das nicht darf! Das Leben ist manchmal so dumm . . ." Ein feiner Bindfadenregen strömte nun von der Himmelsbrause auf seinen breiten Hut. Der liebe Regen! Er begoß des Bübleins Grab, die Straße. Nun war sie düster, im Trauerflor nächtlicher Schatten. Düster und traurig wie Hannes. — Aber bald wuchs aus seiner Trauer ein bleicher Haß auf, wie eine farblose Pflanze in lichtlosem Raum, und ihn erfüllte ein Zorn, der seinem Wesen sonst fremd war. Dieser Zorn galt der Kehrmaschine. Eines Abends gewahrte Hannes eines dieser Ungetüme. Er sah es sich genau an: die schräg gestellte Besenwalze, die Hebel, das Gestell, die Rundscheibe . . . und seine Faust ballte sich in der Tasche. Er sah die Maschine auch fegen und war empört. Wie lieblos, wie flüchtig, wie rasend tat sie die Arbeit ! Und dazu ließ sie noch an der Seite einen Kehrichtstreifen auf dem Boden! Und ihretwegen hatte man ihn entlassen! — Ein böser Entschluß reifte in ihm. Wenn man — das ekelhafte Gestell, das so frech und schnakig dastand, zerstörte? Vielleicht, daß er wiederum Straßenkehrer würde.

Jedenfalls würde sein Schicksal gerächt . . . Wie ein Dieb folgte er dem Fuhrwerk und merkte sich den Schuppen, wo es nachtsüber untergebracht wurde. Dann kehrte er heim wie im Fieber.

Es war für Hannes eine ungeheure Tat, die er ausführen wollte. Niemals hatte er einen Hund gequält, ein Pferd geschlagen oder ein Huhn getötet. Alles Leiden tat ihm weh. Selbst den Teekessel, der an den Winterabenden von der Wärme behaglich summte, setzte er behutsam nieder, wie wenn er ihm anders wehe täte. Und nun sollte er die Kehrmaschine zerstören! — Er dachte her und dachte hin. In ihm war etwas Dunkles, daß ihn zum Bösen antrieb. Er konnte nicht anders, sein Wehren war vergeblich.

Er hatte noch einen seltsamen Angsttraum: Verzweifelt kämpfte er gegen die langen Hebel der Kehrmaschine, die ins Riesenhafte gewachsen waren. Die Hebel drohten ihn wie Eisenarme zu umschlingen, bis eine Wunderkraft plötzlich in seine Fäuste fuhr und er das schnackige Gestell zerbrach. Er ächzte noch einige Zeit . . . Da glitt eine Angst über seine Haut wie Eis, er wurde verfolgt und irrte in der Weite umher . . .

Als der andere Morgen sich von der Erde erhob, ging Hannes in eine Schenke. Er trank sich Mut. Dann kam die entscheidende Nacht. Hannes schlich sich zum Schuppen, horchte eine Weile und zerbrach die Tür. Aus dem Schuppen gähnte ihn eine dunkle Stille an, so daß er sich von neuem ermannen mußte. Dann tat er das Werk der Zerstörung. Sein Herz klopfte zum Zerspringen und schrie ganz laut, so, daß es jeder hätte hören müssen — schrie: „Mord — Mord — Mord — Mord . . ." da floh er, und ein kalter Schauer erfaßte seinen Haarschopf.

Eines Tages stellte sich Hannes der Behörde. Sein Gewissen hatte ihn dazu gedrängt. Er hatte einen Mord begangen! So dachte er. Der Fall war den Beamten gar zu seltsam. Sie wußten nicht: war er irrsinnig? Oder war das alles ein phantastischer Scherz? — Und die Schreiber schüttelten die schwartigen Köpfe, kratzten sich ans Ohr und zerstachen mit der hilflosen Feder das Löschblatt.

Hannes aber kam ins Gefängnis. Sein Frevel war in der Tat erwiesen worden. Er saß immerfort

auf der morschen Pritsche und stierte in einen Winkel, der ihn wiederum anstierte. Seine Einsamkeit wurde immer enger, seine Seele kroch ganz in sich zusammen und sagte der Welt ade. Als nun Hannes endlich entlassen wurde, tat er nur einen Gang. Er ging in die Herrengasse, da es bereits dunkelte, und weinte. An jener Stelle, wo einst sein Knabe gestorben war, warf er sich zur Erde, und im nächsten Augenblick knirschte ein Auto über ihn hinweg.

Auf Tod und Leben / Von Lothar Schmidt

In einem Weinrestaurant der Berliner Friedrichs-Stadt gab's einen Zusammenstoß zwischen zwei elegant gekleideten Herren. Der eine beschuldigte — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt — den andern, er habe die Dame seiner Begleitung mit indiskreten Blicken fixiert. Nach kurzem Wortwechsel versetzte er dem Gegner eine schallende Ohrfeige. Jener wollte wieder schlagen. Der Wirt, der Geschäftsführer, die Kellner trennten die Streitenden, die nun, ein jeder mit der Visitenkarte des andern in der Tasche, das Lokal verließen.

Die Visitenkarte dessen, der gehauen hatte,

Friedrich Romberg
Rittergutsbesitzer
Hauptmann der Reserve
im usw.

Die Visitenkarte dessen, der gehauen worden war, lautete:

Gerd von Dennewitz
Regierungsassessor
Oberleutnant der Reserve
im usw.

Eine richtige deutsche Affäre. Mit der Notwendigkeit eines Naturereignisses mußte daraus ein Zweikampf auf Tod und Leben erfolgen. Und richtig: Nachdem der Ehrenrat gesprochen und die beiderseitigen Kartellträger unter zahlreichen von dem Schall aneinander klappender Stiefelabsätze begleiteten Verbeugungen das Erforderliche höchst würdig und nach allen Regeln des Komments verabredet hatten, ging's los. Noch ehe 36 Stunden über den bedauerlichen Vorfall vergangen waren, erschienen an einem frühen Novembermorgen die Gegner pünktlich am Rendezvousplatze, einem einsamen Baumschlag im Grunewald.

Dem ernsten Anlaß entsprachen sehr ernste Bedingungen: Gezogene Pistolen, Kugelwechsel bis zur Kampfunfähigkeit. Wenn nicht ein Wunder geschah, würde nach menschlicher Voraussicht mindestens einer der Duellanten in seiner abseits wartenden Autodroschke nicht lebend heimkehren.

Die Waffen sind geladen. Zeugen und Aerzte haben sich aus dem Bereich der feindlichen Kugeln entfernt, das erste Kommandowort ertönt. Da plötzlich wird fernes Rufen vernehmbar, lautes Rascheln. Die Herren blicken erstaunt um sich, nach rechts, nach links, nach vorn, nach hinten. Endlich zeigt einer von den beiden Aerzten, der sich gerade an seinem Verbandkasten zu schaffen gemacht hat, in die Höhe. Ein Ballon schwebt über dem Baumschlag, kaum hundert Meter vom Erdboden. Der einzige Insasse, der wohl nicht ahnt, was hier unten vorgehen soll, macht sich mit Mühe durch ein Schallrohr verständlich. Sein Schleppseil hat sich um den Stamm einer Föhre gewickelt. Er bittet, es zu lösen und ihm beim Landen behilflich zu sein.

Im Nu verändert sich das Bild im Walde. Die Herren, Freund und Feind, eilen, ergreifen das Tau und ziehen aus Leibeskräften gemeinsam an ein und demselben Strange. Langsam, ganz langsam kommt der Ballon, der bereits einiges von seiner Kugelgestalt eingebüßt hat, hernieder. In dem Tau, das sich zu ihren Füßen zu einer schlangenartigen Masse türmt, stolpert ab und zu eines von dem Dutzend Beinen. Aber schon schwebt der Korb in der Höhe der Baumkronen, und der Luftschiffer ruft jetzt ohne Schallrohr ein freudiges „Dank! . . . . herzlichen Dank, meine Herren!" Noch ehe die Gondel den Boden berührt hat, springt er gewandt heraus, wankt, steht und beteiligt sich gleich eifrig an der Arbeit:

„Festhalten! nur ja recht festhalten!" mahnt er.

Da, ein heftiger Windstoß, der in den Wipfeln heult und an der Hülle des gefesselten Ungeheuers zischend und klatschend entlang braust. Das beugt

sich, macht eine gewaltige Kurve, richtet sich wieder auf. Ein Ruck. Die paar Männerarme vermögen nicht zu widerstehen. Und jäh steigt es wieder hoch in die Luft, mit sich führend zwei, die just mit den Händen die Bordkanten des Korbes umklammert halten, nämlich den Rittergutsbesitzer Friedrich Romberg, Hauptmann der Reserve, und den Regierungsassessor Gerd v. Dennewitz, Oberleutnant der Reserve. Die unten aber, zu Boden gerissen und sich wieder erhebend, gewahren, noch keines Wortes mächtig, die beiden Körper, welche immer kleiner werden und mit Not und Mühe in das innere des Korbes hineinkletterten.

„Zu den Autos! Zu den Autos!"

Es dauert aufregend lange, ehe die Kraftdroschken, ratternd und puffend und dampfend, sich in Bewegung setzen, um über holprige Waldwege hinweg die Verfolgung des entwichenen Ballons aufzunehmen. Vergebens. Bald ist er den Blicken der Insassen entschwunden, und die Chauffeure erhalten Weisung, in die Stadt zurückzukehren.

* * *

Der Auftrieb war ein so starker und plötzlicher gewesen, daß die beiden Duellanten sich ihres Geschickes erst aus der Vogelperspektive bewußt wurden. Da kauerten sie nun, dicht aneinandergedrängt, auf dem Boden des Korbes, leichenblasse, todesstarre Angst auf den eben noch so kampfestrotzigen Gesichtern. Schweigend, unbeweglich hockten sie Leib an Leib. Wie lange, das empfanden sie nicht; vielleicht eine Stunde. Endlich wagte einer, sich aufzurichten und über Bord zu schauen. Tief, tief unter ihnen in weitem Panorama lag eine ihm unbekannte Landschaft, aus der ein Kirchturm, klein wie ein Zahnstocher, ragte.

Keiner blickte den Nachbar an, keiner sprach einen Laut zu dem Gefährten im Unglück. Und dennoch, ohne es sich selbst einzugestehen, wünschte jeder, der Gegner möchte das unheimliche Schweigen brechen, und sei es auch nur, um aus beklommener Brust eine Interjektion ausstoßen zu können über die entsetzliche Situation, worin sie sich befanden. Wie hypnotisiert schauten sie in das Strickwerk zu ihren Häupten, Romberg von der einzigen Vorstellung „Ventil", Dennewitz von dem einzigen Gedanken „Reißleine" beherrscht. Rauhe Herbstluft machte sie vor Kälte zittern. Doch die Sonne lachte, der Himmel blaute, kein Windhauch schien sich zu bewegen.

Da gibt sich Romberg einen jähen Impuls. Er hält es nicht länger so aus. Erst räuspert er sich, sucht die verlorene Stimme wieder zu finden, „hunk, hunk", und stottert:

„Verzeihung . . ."

Dennewitz, in der Meinung, der Gegner wolle angesichts des beiden gemeinsamen Todes eine Entschuldigung wegen der Ohrfeige vorbringen, wehrt mit der Hand ab, als wollte er sagen: „Ach, lassen wir das! Das ist alles eins jetzt!"

Doch jener: „Wissen Sie vielleicht Bescheid . . . mit dem Ventil?"

„Nein", erwiderte kleinlaut der Assessor. „Eben wollte ich sie wegen der Reißleine . . ."

Damit geriet das kaum angefangene Gespräch wieder ins Stocken. Eine quälende Pause trat ein, während der sich beide um einen Vorwand bemühten, es wieder anzufangen.

Den Assessor friert. Er umhüllt sich mit einer braunen Wolldecke, die zerknüllt in einer Ecke der Gondel liegt. Unmerklich mit der linken Hand zupft und zupft der Rittergutsbesitzer vom Rücken her an dem freien Ende der Decke, bis es ihm gelingt, sie auch um seine Schulter zu legen. Dabei stößt sein Fuß an etwas Hartes, Rollendes. Er zieht es an sich; es ist eine halbe Flasche Kognak, die er entkorkt. Schon im Begriffe, sie an den Mund zu führen, besinnt er sich eines Besseren und bietet wortlos dem Gefährten den ersten Trunk an.

„Nein, bitte!" sagt der Assessor.

„Nein, bitte, nach Ihnen!"

So bekomplimentieren sie sich eine ganze Weile um den Vorrang, bis schließlich Romberg das Ding an den Mund setzt und trinkend die Worte hervorgurgelt: „Auf Ihr Wohl!" Nach einem herzhaften Zuge wischt er den Rand der Flasche mit seinem Taschentuch fein säuberlich ab und reichte sie Dennewitz.

„Auf das Ihre . . . hunk, hunk . . . erlaube mir nachzukommen."

„Danke! Haben es beide sehr nötig . . . in dieser verfluchten Situation . . . hm, hunk . . . nach der Sonne zu urteilen, steuern wir ziemlich nordwärts."

„Glaube auch . . . aufs Meer zu . . . und dann sind wir erst recht geliefert."

Sie leerten, abwechselnd schluckend, die Bouteille. Der rasch genossene Alkohol milderte ein wenig ihre Beklemmung.

„Sterben müssen wir schließlich alle, aber daß ich mal auf so hundsföttische Weise ums Leben . . . hunk . . . Ob man's nicht doch versucht, an einem von den Stricken zu zieh'n?"

„Damit hat's Zeit bis zuletzt. Wüßte man nur, wo man ist."

Sie versuchten sich zu orientieren. Umsonst. Ueber ihnen der kornblumenblaue Himmel, unter ihnen Wolken, Wolken, nichts als Wolken. Keiner hatte eine Ahnung, in welcher Höhe sie sich befanden. Der Assessor zog seinen Chronometer: Elf Uhr! Seit vier Stunden also schwammen sie bereits in den Lüften. Indem nun Dennewitz zufällig die ausgestreckte Hand über Bord hielt, konnten sie durch den Luftdruck von unten ein mäßiges, aber stetiges Sinken des Ballons konstatieren. Ein fernes Brausen, das stärker und stärker wurde, drang an ihr Ohr. Kein Zweifel: man befand sich über der Nordsee oder Ostsee.

„Das ist nun das sichere Ende," murmelte Dennewitz, und zitternd erwiderte er den Druck der Hand, die unter der Decke sich ihm entgegenstreckte. Beredter, als Worte es zu tun vermochten, hatte der Beleidiger um Verzeihung gebeten und der Beleidigte sie gewährt.

Durch Nebel hindurch sahen sie eine bleigraue Wand aufsteigen, und bald darauf fühlten sie das Wasser im Korbe. Der Ballon, um einen erheblichen Teil seines Gewichtes erleichtert, zog jetzt gleich einem Segel über die Wogen. An dem Tauwerk über Wasser sich haltend, trieben sie geraume Weile lautlos dahin, ihres Schicksals gewärtig. Das aber hatte Besseres mit ihnen vor, als sie zu hoffen wagten.

Wie durch ein Wunder wurden sie gerettet. Eine Flottille von Swinemünder Fischerkähnen, die gegen Mittag vom Heringfang heimkehrten, nahm sie auf, barg den entleerten Ballon und brachte die Geretteten ans Land.

Der Zufall wollte, daß die beiden nicht zu gleicher Zeit ihre Heimreise nach Berlin antraten. Oder vielleicht war es auch kein Zufall. Kaum nämlich, daß Dennewitz die Erde mit seinen Füßen wieder berührte, beschlich ihn trotz aller Freude, der dreifachen Todesgefahr entronnen zu sein, ein recht unangenehmes Gefühl: das Gefühl eines Reserveoffiziers, der eine Ohrfeige ohne die dazu gehörige Genugtuung erhalten hat. Er fühlte keinen Haß mehr im Herzen gegen den Beleidiger. Wie wäre das auch möglich gewesen nach den Erlebnissen dieses bedeutsamen Tages? Man hatte sich ja auch ausgesöhnt. Aber . . . nun ja wer eben dem Milieu nicht angehörte und nicht in den Anschauungen des Standes wurzelte, zu dem zu zählen er die Ehre hatte, der konnte sich schlechterdings keine Vorstellung machen von dem, was in Dennewitz vorging.

Einige Tage darauf wurde Dennewitz aufgefordert, persönlich im Bezirkskommando zu erscheinen. Es tat dem Bezirkskommandeur leid um den wackeren Mann, aber es ging nicht anders: „Entweder — oder." Und so ließ denn der Assessor dem Rittergutsbesitzer eine neue, von einem herzlichen Schreiben begleitete Forderung überbringen.

Romberg — was wollte er anders tun? — akzeptierte, und obwohl er sich ebenso wie der Gegner vorgenommen hatte, in die Luft zu zielen, schoß er, ein schlechter Pistolenschütze, den armen Herrn von Dennewitz in die rechte Wade. Trotz der sorgsamsten Behandlung durch einen der ersten Chirurgen behielt der Assessor für immer ein hinkendes Bein zurück, so daß er bei jedem Schritt seines Lebens an das Problem der „Standesehre" zu denken gezwungen war.

RANDBEMERKUNGEN

Rathenau contra Rathenau.

In früheren Zeiten als in Preußen-Deutschland alter Tradition zufolge noch konservativ regiert wurde, entstand das Wort: Man kann einen Liberalen wohl zum Minister machen, hat darum aber noch lange keinen liberalen Minister.

Inzwischen hat sich vielerlei in der Welt und im besondern in Deutschland geändert. Wir haben Sozialdemokraten, die auf dem Boden des Erfurter Programms standen, zu Reichskanzlern und Ministern werden sehen; in verschiedenen „Ländern" haben wir sogar sozialistische Parlamentsmehrheiten erlebt, aber wir haben nirgends eine Sozialisierung bekommen. Die zu Minister avancierten Sozialdemokraten waren darum noch lange keine sozialistischen Minister, die nach den Grundsätzen des Erfurter Programms regierten oder auch nur zu regieren versuchten; und ähnlich ist es uns auch mit dem neuen Wiederaufbauminister Dr. Walther Rathenau ergangen, dessen Jungfernrede im Parlament so erheblich abstach von allem, was man sonst, was man ehedem von dem Wirtschafts- und Sozialreformer Dr. Rathenau vernommen. In seiner Programmrede im Deutschen Reichstage war von der bis dahin propagierten Planwirtschaft an Stelle der bisherigen freien Wirtschaft nicht mehr die Rede, im Gegenteil meinte der neue Wiederaufbauminister, daß jetzt nicht die Zeit zu volkswirtschaftlichen Experimenten sei. Sonderbar; vor Tisch las man's anders; hatte es sogar erheblich anders gelesen, in all den vielen Büchern, Broschüren Zeitungsartikeln Rathenaus. Aber man darf eben zwei grundsätzlich verschiedenartige Personen nicht miteinander verwechseln; den Sozialethiker, Schriftsteller und Feuilletonisten Dr. Walther Rathenau und den Minister gleichen Namens.

In Büchern, die in der Stille des Studierzimmers der Grunewald-Villa entstehen, lassen sich so schön kühne, weltfremde Gedankenreihen spinnen, lockende, trügerische Wirtschaftsreformträume ausmalen und zu Papier bringen. Aber in der nüchternen Amtsstube im Ministerium, wenn es gilt, mit gegebenen Verhältnissen, mit Wirklichkeiten zu rechnen, zerstieben sehr bald diese luftigen Seifenblasen, diese feuilletonistischen Phantasiegebilde, und der große Reformer, das heißt der theoretische Reformer unserer Wirtschaft, arbeitet im Grunde nach ganz den gleichen Methoden und Grundsätzen wie auch seine Vorgänger in den Ministerien; seine Amtsvorgänger im republikanischen und sogar auch im kaiserlichen Deutschland.

Herr Dr. Rathenau ist ein viel zu kluger Kopf, um zu experimentieren; gerade er darf es nicht, gerade er darf sich keine Niederlage holen, viel weniger als irgendein Minister Müller oder Bauer. Weil er etwas zu verlieren hat, sehr viel zu verlieren hat. Nicht etwa nur den Namen Rathenau, sondern weil gerade er seit Jahren die herbste und schärfste Kritik an unsereren gesamten Wirtschaftsformen geübt hat, weil er über manche Männer, deren Erfolg andere bewunderten, mit ironischem Lächeln den Stab gebrochen, weil sich auf diesen einst und bis in die jüngsten Tage so starren Kritiker die Blicke der Welt nun, da er ein großes Amt angetreten, mit ganz anderer Aufmerksamkeit richten als auf einen beliebigen Beamten oder Parteihäuptling, dem eines Tages ein Ministerposten in den Schoß gefallen.

„Hier ist Rhodus, komm und zeige
Deine Kunst! Hier wird getanzt."

Als er aber die Rednertribüne des Reichstages erstiegen, da hatte der neue Wiederaufbauminister bereits mancherlei alte Eierschalen abgestreift; dahin war die alte Lieblingsidee der Planwirtschaft, dahin war die Neigung zu volkswirtschaftlichen Experimenten, dahin waren alle halb- oder viertelsozialistischen Reform-Ideen; und von dem Feuilletonisten Rathenau war eigentlich nichts übrig geblieben als die Lust zum Fabulieren.

Auch dieser Mann, der in seinen theoretischen Gedankenspielereien so leicht und mühelos alle Hinnisse zu überwinden pflegte, erkannte plötzlich, daß sich in Raum die Sachen hart stoßen, und daß man vielerlei opfern muß von seinen Lieblingsideen, will man nicht gleich am Beginn der neuen Laufbahn kläglich Schiffbruch leiden. Und Dr. Rathenau, der

Mann der vielen Aufsichtsratsstellen, die jetzt frei geworden sind, wird sich einer derselben mit wenig Befriedigung erinnern; nämlich der bei den „sozialisierten" Deutschen Werken; das war endlich einmal Staatssozialismus, das war keine Unternehmer-Profitwirtschaft, sondern die ersehnte Planwirtschaft im Gemeinschaftsinteresse. Und der Erfolg? Riesenverluste, Kapitalverschleuderung, Mißwirtschaft.

Ueberall hat der Sozialisierungsgedanke, der Kommunalisierungsgedanke die schwersten Niederlagen erlitten, Fiasko auf Fiasko gehäuft; sei es bei der Großen Berliner Straßenbahn, sei es bei den sozialisierten Schwäbischen Hüttenwerken in Stuttgart, sei es bei den sozialisierten Deutschen Werken in Spandau. Ueberall die gleiche Erscheinung. Und wie war es mit der Zwangs- und Planwirtschaft auf dem Gebiete des Lebensmittelhandels? Millionenwerte sind verwirtschaftet und verschleudert worden; die kommunalisierten Lebensmittel waren minderwertig, teuer und im übrigen kaum erhältlich. Hörte aber die Zwangswirtschaft auf, so war alles mit einem Schlage vorhanden; die Preise sanken, die Qualität besserte sich. So war es beim Fleisch, sobald die Zwangswirtschaft, das Kartensystem gefallen waren, allen düsteren Prophezeiungen der Planwirtschaftler zum Trotz; so war es bei den Eiern, so ist es jetzt bei der Butter, und selbst die bisher Unbelehrbaren mußten langsam zu der Einsicht kommen, daß die Kommunalisierung des Lebensmittelhandels nur Unheil angerichtet hat und anrichten kann.

Manche Stadtverwaltungen sind zwar stolz auf ihre wirtschaftlichen „Erfolge"; z. B. die Stadt Charlottenburg, deren Magistrat voll ehrlicher Befriedigung auf die hohen Ueberschüsse der Gas- und Elektrizitäts-Werke hinweist. Die ständigen Preiserhöhungen für Strom und für Gas wurden aber regelmäßig begründet mit dem Hinweis auf die Notlage der Werke, die sonst mit Verlust arbeiten müßten; und ungeachtet des jetzt nachgewiesenen hohen Ueberschusses der Werke treten bekanntlich neue Preiserhöhungen in Kraft. Mit welcher inneren Berechtigung eigentlich? Daß es kein Zeichen besonderer wirtschaftlicher oder kaufmännischer Tüchtigkeit bedeutet, aus einem unentbehrlichen Monopolbetriebe, bei dem man willkürlich die Preise erhöht, hohe Ueberschüsse herauszuwirtschaften, dürfte für jedermann klar sein. Außerdem aber, wie verträgt sich diese gewaltsame Plusmacherei und städtischer Monopolbetrieb mit dem stets verkündeten „sozialen" Grundsätzen? —

In unserer gesamten Wirtschaftsordnung steckt ein ungeheures Beharrungsvermögen, an dem sich die sozialistischen Fanatiker die Köpfe einstoßen, wenn sie dawider anrennen. Die Revolution von 1918 hat diesen festgefügten Bau nicht ins Wanken gebracht. Die kapitalistische, angeblich überlebte und sterbende Wirtschaftsform ist nicht zu erschüttern; und sie herrscht ohne Gewalt, sogar ohne Propaganda. Niemand tritt für sie ein, während sie von allen Seiten befehdet wird, aber ihre Macht ist so groß, so unüberwindlich durch ganz etwas anderes: durch die Tatsache, daß sogar ihre leidenschaftlichen Gegner in der Theorie zu ihren Anhängern in der Praxis werden. Gerade darum ist auch der Fall Rathenau so interessant: Der ehemalige Reformer und Ankläger des alten Systems hat sich „laudabiliter et devotissime" unterworfen, vielleicht gar, ohne daß es ihm recht zu Bewußtsein gekommen wäre, und stellte sich in den Dienst des Systems, das er ehemals, das er seit Jahren unablässig bekämpft und verdammt.

Ernst Neckarsulmer.

Geheimrat Tagore.

Wer ist Rabindranath Tagore? Zunächst eine seit etwa einem Jahrzehnt vielgenannte Persönlichkeit. Ein Dichter und ein Philosoph, der, wie vor ihm viele andere Männer des Orients und Okzidents das Hohelied der Menschenliebe verkündet, ein Mann, der uns Europäern des Maschinen- und Maschinengewehrzeitalters gehörig den Text gelesen hat. Niemand hätte sich sonderlich um den Mann mit dem ausdrucksvollen Priesterkopf gekümmert, wenn er nicht mit dem Nobelpreis ausgezeichnet worden wäre. Rabindranath Tagore wurde dadurch zu einer Weltberühmtheit und leider auch zu einer — Sensation. Ob er selber das Bedürfnis hatte, seine Visitenkarte an den Stätten deutscher Gelehrsamkeit persönlich abzugeben, lasse ich dahingestellt. Denn er kann doch unmöglich in einem Lande, dessen Sprache er nicht kennt, zu einem Künder seiner Weisheit werden. Ohnehin kann in dem Lande der Dichter und Denker von geistigen Bedürfnissen kaum noch die Rede sein.

Wir lassen es uns an unseren Kinos, Kabaretts, Varietés und sonstigen Rummelplätzen genug sein. Allenfalls zieht noch die exotische Sensation wie die Five Sisters Barrison oder die Saharet, die sich in einem Alter, über das man nicht spricht, den Berlinern noch einmal in liebenswürdige Erinnerung gebracht hat. „Das muß man gesehen haben, wenn man ein gebildeter Mensch sein will", brüllt es der Impressario in die Welt.

Auch Rabindranath Tagore muß man gesehen haben, wenn man . . . Wohlgemerkt! gesehen haben. Denn ob man ihn hört, ist ja ganz gleichgültig, denn der Weise aus Indien teilt sich seinen Hörern in englischer Sprache mit, die für ihn auch nur eine Hilfssprache ist. Also ein höchst komplizierter Vorgang, nicht recht geeignet, um unmittelbare Wirkungen auszuüben. Aber was tut's! und wofür wäre der Impressario da! Er hat seine Worte interpretiert und sie haben, wo immer der Weise gesprochen, einen lebendigen Widerhall in den Herzen der Hörer gefunden. Und wer nicht dabei gewesen, findet die Philosophie des Indiers in komprimiertester Form „unter dem Strich" seines Leibblatts als Morgenimbiß serviert. Rabindranath Tagore ist, nachdem er in der Schule der Weisheit des Grafen Kayserling debutiert hat und an der Berliner Universität gelesen, der populärste Mann in Deutschland geworden. Tausende haben ihn gesehen, auch gehört — leider aber nicht verstanden. Der deutsche Idealismus ist noch nicht erstorben! Die Studenten prügelten sich um einen Platz im Höhrsaal, Herr Harnack mußte das Katheder besteigen, um Ruhe zu gebieten. Die Aula der Universität bot den Anblick einer Jahrmarktsbude. Endlich sprach Rabindranath Tagore von den indischen Wäldern, aus denen alle Weisheit fließt. Jedenfalls stand es am anderen Tage in den Zeitungen zu lesen, die über die große Sensation berichteten.

Das nächste Reiseziel des indischen Weisen ist München, wo er gleichfalls vor einem studentischen Hörerkreis sprechen will. Nach einer Zeitungsnotiz gedenkt die bayerische Regierung den exotischen Gast in besonderer Weise zu ehren, indem sie ihn in Ermangelung eines Ordens, die im Deutschen Reich außer Kurs gesetzt sind, den Geheimratstitel verleihen will. Der Witz — denn darum kann es sich ja nur handeln — ist nicht schlecht und beleuchtet die prekäre Situation, in der sich Rabindranath Tagore begeben hat, vorzüglich . . . Kehre in deine indischen Wälder zurück, Rabindranath Tagore, dort bist du ein Heiliger, im geschäftigen Europa macht man dich zu einer Jahrmarktsbudenfigur.

J. Gaulke.

Iwan der Schreckliche.

In Schweden bereitet sich eine Revolution vor, nicht gegen eine brüchig gewordene Staatsform, auch nicht gegen einen unbeliebten Potentaten, sondern gegen das von der Regierung eingeführte System der Alkoholverteilung, das von dem Arzt und Politiker Dr. Iwan Bratt ersonnen ist. Man nennt es kurzweg das „Bratt-System" und seinen Erfinder „Iwan den Schrecklichen." Dr. Bratt, ein Organisator von außerordentlicher Bedeutung, war der Meinung, daß seine Landsleute sich dem Alkoholgenuß im bedenklichen Maße hingeben, darum arbeitete er auf eine Rationierung des Alkohols hin, die bereits im Jahre 1917 Gesetzeskraft erlangte. Danach erhält jede in Schweden ansässige verheiratete Person ohne Rücksicht auf Geschlecht und Trinkfestigkeit ein Büchlein, das sogenannte „Motbok", ausgefertigt, das den Inhaber zu einer Monatsration von vier Litern Alkohol berechtigt. Junggesellen erhalten zur Strafe dafür, daß sie als Einspänner durchs Leben gehen, nur die Hälfte. Auch sonst sind sie den Verheirateten gegenüber benachteiligt, da diese bereits vom 21. Lebensjahre an ihr „Motbok" erhalten, jene erst vom 25. Lebensjahre an. Weshalb man den Familienvätern und Müttern eine größere Trinkfestigkeit zutraut, wird in den Ausführungsbestimmungen des Alkoholgesetzes nicht verraten. Es ist danach zu verstehen, daß die in alkoholischer Beziehung schwer benachteiligten Junggesellen „Iwan den Schrecklichen" und sein System mit besonderer Bitterkeit bekämpfen. Als gravierender Umstand kommt noch hinzu, daß das „Motbok" nur solchen Personen ausgestellt wird, die ihre Steuern ordnungsgemäß bezahlen. Säumigen Steuerzahlern sind also alkoholische Genüsse aller Art verpönt! Uebrigens ein famoses Mittel, den Leuten die Steuerscheu abzugewöhnen! Ob's etwas nützt, ist allerdings sehr zweifelhaft, da es überall böse Menschen gibt, denen die Umgehung der Gesetze ein beispiel-

loses Vergnügen bereitet. So hat sich auch in Schweden als eine Folge der Alkoholrationierung ein blühender Handel mit Spirituosen entwickelt.

Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen! Es läßt sich weder die völlige, noch die rationierte Enthaltsamkeit vom Alkohol durch das Gesetz erzwingen. Wer sich dennoch einbildet, dem Volke eine Wohltat durch ein seine Lebenshaltung einschränkendes Gesetz zu erweisen, ist ein schlechter Psychologe. In Amerika hat das Prohibitionsgesetz, wie aus Tausenden von Pressestimmen und Berichten vom „Alkoholkriegsschauplatz" hervorgeht, die Gesetzesverachtung und Korruption in einer Weise vertieft, daß einsichtsvolle Männer mit aller Entschiedenheit für die Aufhebung desselben eintreten. So äußert sich der bekannte amerikanische Kardinal Gibbons nach einer Notiz des „New York Herald" über die Trockenlegung: „Ich bin ein eifriger Befürworter der Mäßigkeit. Aber ich habe mich durch eigene Anschauung davon überzeugt, daß die Prohibition nicht durchgeführt werden kann. Sie ist nur dazu angetan, Heuchler heranzuzüchten und führt zur gesetzwidrigen Herstellung von Whisky, so daß der gute Stoff durch schlechten ersetzt wird und die Bundesregierung gleichzeitig der gesetzlichen Steuern beraubt wird."

Aehnlich ergeht es den Schweden trotz rationiertem Alkoholgenuß und „Motbok." Der Schleichhandel mit alkoholischen Getränken, früher eine unbekannte Erscheinung in Schweden, breitet sich stetig aus. Geheimbrennereien stehen in hoher Blüte und gefälschte „Motboks" sind zu einem begehrten Artikel geworden. Außer den Kommunisten, die sich nach dem Vorbild ihrer moskowitischen Lehrmeister für die radikale Abstinenz begeistern, hat niemand eine ungetrübte Freude an dem System „Iwans des Schrecklichen." Das Volk ist in zwei Lager geteilt, in „Brattisten" und „Antibrattisten", worüber die politischen Differenzen fast vollkommen in den Hintergrund getreten sind. Jedenfalls hat das „Bratt-System" die sonst so fischblütigen Schweden in den Zustand leidenschaftlicher Erregung versetzt. Beweis genug, daß sich kein Volk in seiner Lebensführung dem Zwange eines Bevormundungsgesetzes dauernd unterwirft. J. G.

NEUE BÜCHER

Das andere Land.

Ein Skizzenbuch von Frank Günther, Berlin. Wächter-Verlag 1920.

Diese Skizzen facettieren in entgegengesetzten Stimmungen. Sie bilden einen Passionsweg von der Trauer in das Lachen herüber. Der sie schrieb ist ein Wortbegnadeter, dem für benervte Erlebnisse die Formeln nie mangeln. In der „hohen Zeit" schuf er ein Prosagedicht von reichem Akkord eigentümlich leuchtender Farben. Hier fühlt man, rührt der Autor an Letztes, was ihm lebenswert ist. Ein seelisch sehr fein empfundenes Stück ist auch der „stille Spieler", vielleicht das menschlich Unmittelbarste der Sammlung. Die „Venetianische Nacht" enthält dann jene Auseinandersetzung zwischen Trauer und Lachen, welche den Wendepunkt des ganzen Buches ausmacht. Hier fällt besonders eine Stelle auf, die seltsam zwischen Lust und Sterben vibriert. Da bekommen die Worte ein tiefes doppelzüngiges, zu jedem Schicksal aufreizendes Echo. Auch das „Histörchen" enthält in der Mitte einen höchst anmutigen pittoresken Wirrwarr. Andererseits ist die Handlung, hier wie in manchem anderen Stück, zu wenig aufgebaut. Der Weg verläuft zuweilen so geradlinig, daß der Leser das Ziel beim ersten Wort schon sieht. Diesen Verzicht auf das eigentlich Novellistische mag man bedauern. Man wird jedoch reich entschädigt durch den starken Stimmungsgehalt des Buches, das einen Dichter von bemerkenswertem und prosa-lyrischen Können verrät mit der Gabe, sehr verfeinerte Wirkungen hervorzubringen. H. M.

BÖRSENSPIEGEL

Die neue Fusionsära.

Jedem logisch Denkenden mußte es eigentlich klar sein; es lag geradezu in der Luft: Wenn das Ultimatum angenommen worden war, wenn diese größte Sorge von der deutschen Industrie genommen war, mußte die große Fusionsära ihren Anfang nehmen. Es war mit Händen zu greifen, die sicherste Sache von der Welt.

Seit Wochen wußte man, daß der Phönix sein Aktienkapital erhöhen wolle, daß die Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf mit verschiedenen Konzernen in Verhandlungen wegen einer Fusion stehe, daß im Haniel-Konzern neue große Dinge geplant seien, daß Hugo Stinnes in Ostpreußen und in der Schweiz allerlei Pläne hege. Aber solange man nicht wußte, ob morgen oder übermorgen die Franzosen ins Ruhrgebiet einmarschieren würden, während man mit der Gefahr einer dauernden feindlichen Besetzung rechnen mußte, konnte man da ruhig Aufsichtsratsitzungen abhalten und Beschlüsse fassen, gerade als ob nichts in der Welt vorginge? Kein Mensch konnte das im Ernste verlangen. Im Gegenteil mußte sich jedermann sagen, daß bis zur Entscheidung in den großen politischen Fragen Ruhe die erste Aufsichtsratspflicht sei, und daß man alle Pläne, alle Projekte verschieben müsse auf gelegenere, günstigere Zeiten.

Die Annahme des Ultimatums erfolgte, der Wiederaufbau wird in Angriff genommen, weil er jetzt endlich in Angriff genommen werden muß, und das war für die Industrie gewissermaßen der Augenblick zum Losschlagen. Denn jetzt stehen die großen Wiederaufbauverträge bevor, und wer nicht rechtzeitig dabei ist, der kommt zu spät. Jetzt heißt es, jedem Werke, jeder Gruppe so viele Aufträge sichern, wie nur irgendwie denkbar, und das geht nur, wenn man viel liefern kann. Viel und vielerlei. Das ist auch der Grund für die große Angliederungsbewegung im Maschinen-, Waggon- und Lokomotivbau. Diese Industrie hat außerordentlich umfangreiche Aufträge zu erwarten, auf Jahre hinaus, und darum kommt es darauf an, die Gesellschaften dieser aussichtsreichen Industrie an die großen Rohstoffwerke anzuschließen, zum beiderseitigen Vorteil; denn je weniger abhängig man vom Rohmaterialbezuge ist, um so besser; um so größer die Verdienstmöglichkeiten.

Die größte Lokomotivfabrik Deutschlands, die Firma Hentschel & Sohn in Kassel, die schon vor einiger Zeit in Gesellschaftsform umgewandelt worden ist, hatte das rechzeitig erkannt und sich vor allem eine eigene Kohlenzeche gesichert. Inzwischen hat sie weitere Ausdehnungspläne gefaßt, und die „Hanomag", die Hannoversche Maschinenbauanstalt Egestorff, sollte zur Ergänzung und Vergrößerung des Betriebs hinzuerworben worden. Das rief freilich eine andere Gruppe auf den Plan, die ihrerseits ebenfalls schon seit einiger Zeit Absichten auf die Hanomag hatte, nämlich die Haniel-Gruppe in Düsseldorf. Herr Karl Haniel ist heute einer der rührigsten Männer in der gesamten deutschen Industrie, und sein Ehrgeiz geht heute vor allem dahin, Herrn Hugo Stinnes nicht so mächtig werden zu lassen. Die Familie Haniel zählte bereits zu einer Zeit zu den ersten Montanfirmen im Rheinlande, als Stinnes und Thyssen noch ziemlich kleine Anfänger waren. Inzwischen haben diese beiden kühnen Wirtschaftspioniere eine beispiellose Ausdehnung ihrer Konzerne erlebt, vor allem Herr Stinnes, da Herr Thyssen heute ein alter Mann ist, der mit seinen 80 Jahren keinen übergroßen Ehrgeiz mehr besitzt, und dessen Söhne nicht imstande sind, das Erbe des Vaters in seinem Geiste fortzusetzen. Aber Herr Stinnes steht heute auf der Höhe seines Könnens und seiner Macht, und sein vielbewunderter Aufstieg hat die andern Großindustriellen im Rheinlande nicht schlafen lassen. Sie wollen ebenfalls zeigen, was sie wirtschaftlich können, und die Gruppen Stumm, Klöckner, Spaeter, Röchling denken gar nicht daran, sich von Herrn Stinnes an die Wand drücken zu lassen. Ganz besonders aber denkt Herr Karl Haniel nicht daran, und er hat in den jüngsten Wochen und Monaten mehrfach gezeigt, daß man mit ihm als Rivalen rechnen muß. Er hat Herrn Stinnes einen Strich durch die Rechnung gemacht, als Herr Stinnes die Manag-Gesellschaft erwerben wollte. Er hat sich prompt an seine Stelle gesetzt, als Herr Stinnes sehr plötzlich und sehr unfreiwillig den Aufsichtsrat bei der Hapag verließ, und er hat heute den Ehrgeiz, seinen Konzern so stark wie nur

möglich zu machen. Gleichviel mit wem er da in Konflikt gerät, ob mit der Gruppe Hentschel & Sohn, ob mit Hugo Stinnes oder mit wem sonst.

Die rheinischen Großindustriellen haben alle ziemlich harte Schädel, und es herrscht unter ihnen alles andere eher als holder Friede und Eintracht. Sie sind zwar im Kohlensyndikat und anderen Verbänden seit vielen Jahren vereint gewesen, aber das hat nicht gehindert, daß es auch dort manchmal zu sehr harten Kämpfen gekommen ist, und gegenwärtig herrschen ebenfalls vielfach die größten Gegensätze. Der Konflikt zwischen der Klöckner- und der Spaeter-Gruppe ist bekannt, ebenso die Gegensätze Stinnes-Haniel, und im Zusammenhang damit finden ständig seit Monaten schon Kämpfe bald um dieses, bald um jenes Werk statt, manchmal ganz offen an der Berliner Börse, manchmal hinter den Kulissen oder auch in den Generalversammlungen der Werke, wie etwa im Falle Buderus oder beim Hasper Eisenwerk.

Für die deutsche Industrie aber ist das nur günstig. Es wäre ein Unglück, wenn ein paar Männer nach ihrem Gutdünken die ganze Industrie beherrschten, und wenn es keinen Zustand der gesunden Konkurrenz dort mehr gäbe. Der Börse aber kann der heute herrschende Zustand erst recht willkommen sein. Kaufen die „Großen" Aktien auf, zanken sie sich um Aktienmehrheiten, so ist für sie die beste Zeit, so ist an der Börse wieder Geld zu verdienen. Mit Vergnügen erinnert man sich der Tage, als der Otto Wolff-Konzern, der neuerdings etwas in den Hintergrund getreten ist, die Millionenbeträge an Phönix-Aktien ankaufte, erinnert sich nicht minder froh der Tage, als Zypen-Wissener, als Bismarckhütte-Aktien, als Bochumer (durch Herrn Hugo Herzfeld) aufgekauft wurden, oder aus jüngerer Zeit der Bewegung in Hoesch-Aktien. Die Börse kann dabei nur verdienen. Genau wie sie an der Bewegung in Hanomag-Aktien, wie sie an der Aufkaufbewegung am Markte der Waggon- und Lokomotivfabriken verdient hat und aller Wahrscheinlichkeit nach weiter verdienen wird. Die Bewegung aber ist nicht zu Ende, da man heute gewissermaßen nicht an den Verkaufspreisen, sondern an den Herstellungskosten verdienen muß. Gerade bei der Vergebung der großen Wiederaufbauarbeiten. Man kann dem einen Werk für denselben Massenartikel keine höheren Preise bewilligen als dem andern, wohl aber kann das eine Werk bei einer solchen Lieferung ungleich größere Gewinne erzielen als das andere, wenn es billiger und rationeller arbeitet. Wie kann es das? Auf Kosten der Arbeitslöhne nicht, nur durch den Zusammenschluß. Dadurch etwa, daß es seine eigenen Kohlen hat, seine eigene Eisen- und Stahlerzeugung und diese Rohprodukte für seine Lokomotiven und Maschinen benutzt. Welch ein Vorteil gegenüber der Maschinenfabrik, die auf der einen Seite Eisen kaufen muß, um daraus ihre Fabrikate herzustellen, auf der andern Seite die Kohle, um den Betrieb in Gang zu bringen. Die große Fusionsära muß also kommen, weil sie ein Gebot der Stunde ist.

Und dann noch eins: Es liegt darin der Schutz gegen die Sozialisierung. Wenn ein großes gemischtes Werk heute Kohle fördert, Eisen verhüttet, Maschinen und Lokomotiven baut und eigene Dampfer besitzt, auf denen wiederum die Kohle des eigenen Bergwerks verfeuert wird, wie will man dann eines Tages das der Gesamtgesellschaft gehörige, unlöslich mit ihr verbundene Kohlenbergwerk aus dem Betriebe ausscheiden und dessen „Sozialisierung" in die Hand nehmen. Wir sind zwar seit dem November 1918 an jede Art von Verrücktheit und Dilettantismus in Deutschland gewöhnt, aber es gibt Dinge, die selbst bei uns heute nicht möglich sind, deren Ausführung sich die allergrößten, unüberwindlichen Hindernisse entgegensetzen werden, und dazu gehört auch die Kohlensozialisierung in dem gleichen Augenblick, wo die Kohlenbergwerke in ihrer überwiegenden Mehrzahl nur noch Einzel-Bestandteile größerer Gesamtkonzerne bilden. Auch aus diesem Grunde wird der Fusionsprozeß immer weitere Fortschritte machen, er wird nicht stehen bleiben, und wir gehen einer neuen Fusionsära größten Stils entgegen. Was das aber für die Börse bedeutet, ist klar, und wenn nicht alles trügt, werden für die Börse glückliche Tage anbrechen, allen Sorgen anderer Art zum Trotz. Gewissermaßen eine Mischung aus Wiederaufbau- und Katastrophenhausse; auf alle Fälle aber einer Hausse.

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Die Gegenwart

50. Jahrgang — Erstes und zweites Juliheft — 50. Jahrgang

Die neue Perspektive

Nichts erhebender als die Tatsache, daß die weiße Menschenrasse, allem Chauvinismus zum Trotz, wenn es an der Menschheit ganz große Fragen geht, sich als eine einzige, weltumspannende Kulturgemeinschaft erweist. Schon gab es Skeptiker, die da glaubten, daß nach diesem Weltkriegsgeschehen von einem Bande, das alle weißrassigen Führervölker umfaßt, nicht mehr die Rede sein kann. Aber das lag daran, daß das erlösende Etwas fehlte. Jenes große Ereignis, das wenigstens einmal alle Gegensätze zum Schweigen bringt. Jetzt ward uns dies Ereignis geschenkt. Und siehe da! In New York, in Berlin, in London, in Paris, in Rom, in Wien, überall das gleiche Empfinden, die gleiche Herzensbildung, die gleiche Seelenkultur. Die japanische Gefahr für die Amerikaner. Die kaltschnäuzige Erpresserpolitik der Franzosen. Die Leiden Deutschlands. Wie gesagt, nichts erhebender als das trotz allem und allem der weißen Rasse so eigentümliche, ewig Kulturgemeinschaftliche . . . Der große Tag, an dem sich die zerklüfteten Völker der Erde doch wieder kulturmenschlich zusammenfanden, war der 3. Juli 1921. Und das große Ereignis, das solch Wunder vollbrachte, der in New Jersey bei New York ausgefochtene Faustkampf zwischen dem amerikanischen Boxer Dempsey und dem nicht minder idealen Boxer Carpentier, französischen Geblütes.

* * *

Der Boxer Dempsey und der Boxer Carpentier . . . Diese beiden Namen nennen, heißt, selbst wenn wir die führenden europäischen Staatsmänner von heute einen Augenblick ernst zu nehmen versuchen, sich an die gefeiertsten Größen der Gegenwart heranwagen. Wer die Augen der Welt auf sich lenken will, sei in seiner Art ein Vollendeter. Und sei zeitgemäß! Was Wunder, daß Preisboxer Dempsey und Preisboxer Carpentier, losgelöst von allem Geistigen, dafür aber ganz Muskel und zeitgemäße Bestialität, schon lange vor ihrem Kampf den Atem der Welt zum Stehen brachten. Die valutaarmen Deutschen (einst das Volk der Denker und Dichter genannt) mußten sich, gestützt auf die Berichterstatterkunst ihrer unterschiedlichen Leibblätter, darauf beschränken, dem völkereinigenden Erlebnis von ferne zuzusehen. Dafür englische und französische Ozeandampfer, angefüllt mit zahlungsfähigen Kulturträgern, die für Gerechtigkeit, Menschlichkeit, zertrümmerte Nasenbeine und herausgeschlagene Menschenaugen schwärmen. Wohnungsnot auch in New York? Tut nichts! Man weiß, daß der Kampf „echt" und die Schläge „unbarmherzig" sein werden. Man weiß, daß alle störende Ritterlichkeit von vornherein ausgeschlossen ist und übernächtigt gern in Leerzügen oder — gar nicht. Ueber vierhunderttausend Zuschauer! Darunter siebenhundert Journalisten aus allen Ländern der Erde, unterstützt von hundert Telegraphisten an ebensoviel Spezialdrähten, bereit, jeden Faustschlag und jeden Stoß in jene Welt zu telegraphieren, die, repräsentiert durch die Geistesmetropolen New York, Berlin, London, Paris, Rom, eine brutal dreinschlagende Männerfaust längst höher stellt, als alles, was man einst in weniger fortgeschrittener Zeit Hirn, Vernunft und Geschmack genannt.

* * *

Deutschland kaum noch imstande, das Notwendigste zu importieren? Heil uns, wir haben eine gewissenhafte Presse! Mit Argusaugen wacht dieses Kulturinstrument darüber, daß nichts, was

nach Entbehrlichkeit oder Luxus riecht, ins verschuldete Vaterland eingeführt wird. Hier aber sagte sich diese deutsche Kulturpresse mit Recht, daß Sparsamkeit angesichts solchen Ereignisses Versündigung am Allerheiligsten wäre. So schickte man für „eigene" Drahtberichte ungesehen Tausende und aber Tausende ins Dollarland, und was man sich da alles für sein teures Geld herübertelegraphieren ließ! Daß „Preisboxer Dempsey eine unerträglich tyrannische Frau gehabt habe, vor der der junge Riese dauernd zitterte". Daß „die Unruhe und fieberhafte Erwartung schließlich sonnenstichähnliche Formen annahm.." — „Plötzlich kreischte eine hysterische Frauenstimme: Um Gottes Willen, so fangt doch endlich an!.." So arm sind wir Deutschen noch nicht, um uns diese kreischende Frauenstimme telegraphisch entgehen zu lassen. Und nun (nur um der Leistungsfähigkeit der deutschen Kulturpresse gerecht zu werden), aus der spaltenlangen telegraphischen Kampfesschilderung ein paar bescheidene Proben: „Er (Dempsey) traf sogleich mit zwei schweren uppercuts, die Carpentier den Mund blutig schlugen und das Nasenbein zertrümmerten... Als die Gegner zur vierten Runde herauskamen, las man sofort von Dempseys Gesicht, daß er nun ein Ende machen würde. Er stand in der Mitte, ungedeckt, und ließ Carpentier ein wenig um sich herumtanzen. Einen Schlag zu führen, versuchte der Franzose gar nicht mehr. Er konnte es auch nicht, denn, wie man nachher erfuhr, hatte er den rechten Daumen gebrochen und das linke Handgelenk verstaucht. Er blutete immer noch aus der Nase und einer Wunde über der linken Augenbraue. Er hoffte nur noch, dem Niederschlag davonlaufen zu können. Damit war es nichts. Dempsey stürzte vor und schlug in einem Atemzug sechs furchtbare Schläge, mit beiden Händen abwechselnd, vier gegen den Magen, zwei gegen die Kinnspitzen. Die Hälfte hätte genügt, aber die Schläge kamen so schnell hintereinander, daß sie alle saßen, ehe noch Carpentiers Körper Zeit hatte, zu fallen. Boxtechnisch war diese Serie Dempseys ein wahres Wunder (sic!)... Carpentier stürzte lang hin aufs Gesicht. Während der Schiedsrichter zählte, sah man jeden Muskel in seinem weißen Körper zucken, von Schmerz und vom Kampf des Willens gegen Ohnmacht. Bei sieben versuchte er, sich aufzustützen, rollte hintenüber auf den Rücken, von dem zu Kopf strömenden Blut verlor er die Besinnung und schlief ein. Zehn und aus..."

* *
*

Und aus! Eine amerikanisch-französisch-englische Angelegenheit? Wie die pekuniäre Opferwilligkeit der sonst so notleidenden deutschen Kulturpresse und die behagliche Breite des Servierens zeigen, zur Zeit ebenso deutsch wie französisch-amerikanisch und englisch. Die „Freiheit" hat, unbeschadet der eigenen boxtechnischen Berichterstatterpflichten, der deutschen Presse einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie mit solcher Eilfertigkeit das widerliche Schauspiel von New Jersey in allen Einzelheiten wiedergab. Mit Unrecht! Die deutschen Zeitungen wissen sehr wohl, was sie dem Geschmack ihrer Leser schuldig sind. Wissen, daß die Schaffung eines Spezialministers für Volksbildung wahrlich der unpassendste Witz war, den sich die ungeistigste Revolution der Weltgeschichte geleistet. Die Kunst, dem Gegner unter dem Jubel eines auch von laut begeisterten Frauen und Mädchen durchsetzten Publikums eins tüchtig in die „Fresse" zu schlagen, ist etwas, was von einer zeitgemäßen Publizistik heute nicht liebevoll genug gewertet, gerühmt und gepflegt werden kann. Wozu gegen den Stachel löken in einer Sache, die alle Kreise, vom gepflegtesten Kurfürstendammler bis zum klassenbewußten Proletarier, in gleicher Begeisterung vereint? Wozu mit von vornherein zur Ohnmacht verurteilten Stahlfedern jenes Meer von Pöbelhaftigkeit eindämmen wollen, die, von den politischen Preisboxern Briand und Lloyd George geistig, von den Faustathleten Dempsey und Carpentier körperlich repräsentiert, für die weiße Rasse endlich den längst gesuchten, von Geschmackshemmungen nicht mehr beschwerten Lebensstil schafft?

* *
*

„Ein Volk ist ein Umweg der Natur, um zu einem oder zwei großen Männern zu kommen.." Dies ist eine philosophische Randbemerkung des Philosophen Nietzsche. Wenn sich hinsichtlich des biologischen Problems die Sache nun dahin klärt, daß die weiße Rasse in der höchst entwickelten und brutalsten Männerfaust den Sinn ihres Daseins sieht, so ist es durchaus folgerichtig, wenn sich auch die sogenannte deutsche Intelligenz,

um noch Lohn und Brot zu finden, entschlossen in ihren Dienst stellt. Der gefeiertste Mann der Gegenwart, alle Kriegshelden von vorgestern weit überschattend, ist — faßt euch nicht an den Kopf, sondern übt eure Muskeln! — der Preisboxer Dempsey, genannt „The Beast"!... Dem Biest die Gegenwart! Dem Biest (die internationale Presse hat sich bereits darauf eingestellt) die Zukunft! Dem Biest die Zukunft, ob es nun Briand, Dempsey oder sonstwie heißt. Dies die neue Perspektive, die, wie der Fall Dempsey-Carpentier zeigt, allein die Kraft hat, alle Gegensätze auszugleichen und die weiße Rasse kulturmenschlich auf einer Plattform zu einen. Der Sinn dieser Plattform sind zuckende Menschenkörper. Da aber, an den Pilgerströmen nach New Jersey und an dem alle anderen Sorgen auslöschenden Echo in der internationalen Presse gemessen, sich das Biest als der Bringer der Völkerversöhnung nunmehr so sichtbarlich bewährt, fordere ich hiermit an Stelle des Ministers für sogenannte Volksbildung, damit nicht Deutschland auf dem Wege der Entwicklung wieder hinten nachhinkt, den deutschen Reichsminister für Boxerei! Was aber das Weltumspannende dieser neuen Entwicklungsphase angeht, so mache ich, nur noch mit Muskelübungen beschäftigt, eine Anleihe bei Heinrich Heine und sage: Engländer, Amerikaner, Franzosen! Selten habt ihr mich verstanden, selten auch verstand ich euch. Doch als wir im „Biest" uns fanden, da verstanden wir uns gleich. Illo.

Reichstagsferien / Von Reichsminister a. D. Dr. ing. Gothein, M. d. R.

Mit schweren Sorgen ist der Reichstag in die Ferien gegangen. Am 6. September will er wieder zusammentreten; aber ob er nicht früher wiedereinberufen wird, weil ernste auswärtige oder innere Vorgänge sein Zusammentreten erheischen, vermag niemand zu sagen. Die wichtigsten Fragen sind ungeklärt, bleiben in der Schwebe. Noch ist über die Frage der Aufhebung der Sanktionen nichts entschieden. Wenn nach der Haltung Englands, Italiens und Japans auch mit Sicherheit erwartet werden kann, daß dieser völkerrechtswidrige, im Widerspruch mit dem Friedensvertrage von Versailles stehende Eingriff in die deutschen Hoheitsrechte in absehbarer Zeit aufgehoben werden wird, so gibt sich doch die französische Presse und die Politik der Regierung der Kammerausschüsse alle erdenkliche Mühe, Vorwände zu finden, unter denen sie diese unheiligen Sanktionen, sei es ganz, sei es teilweise, noch fortsetzen kann. Insbesondere wollen sie die Besetzung Düsseldorfs nicht aufgeben, dort Riesenkasernen errichten, die Bevölkerung dieser wichtigen Großstadt weiter unter französischem Druck schmachten lassen.

Es scheint, daß die Urteile des Reichsgerichts gegen die wegen Kriegsverbrechen Angeklagten zu einer Preßhetze gegen Deutschland ausgenutzt werden sollen, um der Fortsetzung solcher Besetzungen einen Schein von Rechtfertigung zu geben. So entschieden alle Roheiten, alle Kriegsverbrechen, gleichgültig, von welcher Seite sie verübt worden sind, zu verurteilen sind, so schwer ist es, sich über die Gerechtigkeit der in Leipzig gefällten Urteile ein Bild zu machen. Namhafte englische Juristen, die den dortigen Verhandlungen beigewohnt haben, haben unumwunden anerkannt, daß das Reichsgericht bestrebt ist, objektiv zu urteilen, ohne Ansehen der Person, geschweige der Landeszugehörigkeit, das Recht zu finden. Sie sind mit Entschiedenheit der Preßhetze entgegengetreten, die auf mangelhaften Zeitungsberichten fußt. Wir alle haben den dringenden Wunsch, daß die Urteile streng und gerecht seien, wir hätten die Anklage gegen Kriegsverbrecher erheben müssen, auch wenn uns dies im Friedensvertrag nicht vorgeschrieben worden wäre: nach deutschem Recht muß ein solches Verfahren eröffnet werden, sobald ein Verbrechen zur Kenntnis der Behörde gelangt.

Noch weit schwerer als all das liegt das ungewisse Schicksal Oberschlesiens auf den Gemütern der in die Ferien eilenden Abgeordneten. Der polnische Aufstand ist nur scheinbar beendet; wohl sind die aus Polen eingedrungenen Scharen größtenteils nach dort zurückgekehrt; aber von einer Entwaffnung der polnischen Insurgenten in Oberschlesien ist im Ernst noch nicht die Rede. Die schwierige Aufgabe ist jetzt, die Ruhe und Sicherheit wieder-

herzustellen, die polnischen Banden zu entwaffnen, für einen wahrhaften Schutz von Leben, Freiheit und Eigentum Sorge zu tragen. Was die interalliierte Kommission auf diesem Gebiete geleistet hat, ist völlig ungenügend. Mit schwerster Sorge sieht dort die deutsche und deutsch empfindende Bevölkerung in den Städten und noch weit mehr auf dem Lande den nächsten Wochen und Monaten entgegen. Ueberall wird von neuen Ueberfällen, von Raub- und Mordtaten berichtet; und wer gibt die Sicherheit, daß nicht in wenigen Wochen der vierte polnische Aufstand, der bis ins einzelne durchorganisiert ist, losbricht?

Neben all dem steht die bange Sorge, was wird aus Oberschlesien? Wird England festbleiben, wird endlich die öffentliche Meinung der Welt sich dafür einsetzen, daß das Ergebnis der Abstimmung, das unzweideutig für Oberschlesiens Verbleiben bei Deutschland spricht, auch durchgeführt wird, oder soll dieses Land deutscher Arbeit, deutscher Kultur ganz oder großenteils polnischer Unkultur, unduldsamem polnischen Nationalismus ausgeliefert werden? Unser Herz blutet bei dem Gedanken, daß unsere deutschen und deutschfühlenden Brüder in diesem Lande, das seit nahezu Dreivierteljahrtausend zu Deutschland gehört, uns entrissen und in Barbarei gestürzt werden könnten.

Bang fragen wir uns auch, wie soll Deutschland die ungeheuren, unerträglichen Lasten, die ihm nach dem Londoner Ultimatum auferlegt sind, auch nur wenige Jahre tragen, wenn ihm in Oberschlesien eine der wichtigsten Wurzeln seiner wirtschaftlichen Kraft abgehauen wird?

Wenn der Reichstag Anfang September wieder zusammentritt, sollen ihm die Steuervorlagen für die neue große Finanzreform vorgelegt werden, die zur Deckung des bisherigen Defizits und zur Aufbringung der Mittel für die Reparationsabgaben erforderlich wird. Man wird in dem, was der Reichskanzler in seiner Rede darüber gesagt hat, kein festes Programm der Regierung erblicken dürfen; hat diese doch selbst noch nicht dazu Stellung genommen. Es handelt sich dabei bloß um einen weiten Rahmen, in den der eigentliche Inhalt erst hineingeschaffen werden soll; gar manches, was in der Rede des Reichskanzlers als steuerliche Möglichkeit hingestellt worden ist, wird sich, wenn man den Versuch macht, es zu Gesetzentwürfen zu verdichten und in Paragraphen zu bringen, als unmöglich herausstellen.

Und nicht alles, was man in Paragraphen formuliert, läßt sich auch durchführen. Es ist der große Fehler der Erzbergerschen Finanzreform gewesen, die Gesetzesparagraphen zu überschätzen und das wirtschaftliche Leben zu unterschätzen; nicht zu berücksichtigen, daß die Privatwirtschaft, auf die wir nun einmal angewiesen sind, da keine Zeit so wenig geeignet war wie die jetzige, die Privatwirtschaft in Gemeinwirtschaft überzuführen, ohne Kapital nicht geführt werden kann; daß sie gerade angesichts der Entwertung des Geldes mehr als je auf neues Kapital angewiesen ist; daß es daher ein verhängnisvoller Fehler ist, in solcher Zeit das Kapital wegzusteuern, seine Neubildung zu verhindern. Daß sich das letzten Endes am allerschlimmsten an den Arbeitnehmern rächen muß, die arbeitslos werden, wenn den Unternehmungen das notwendige Betriebskapital entzogen wird.

Weit mehr als die Hälfte der ungeheuren, unerfüllbaren Lasten will Herr Dr. Wirth aus dem Besitz ziehen. Ihm scheint nicht in Erinnerung zu sein, daß die fremden Finanzsachverständigen auf der Brüsseler Konferenz einmütig ihrer Ueberzeugung Ausdruck gegeben haben, daß in Deutschland die direkten Steuern bereits in einem Maße angespannt seien, welches eine schwere Gefährdung von Deutschlands wirtschaftlicher Kraft und finanzieller Nachhaltigkeit bedeute. Der Reichskanzler fragt bloß danach, ob etwa der eine oder der andere steuerlich verhältnismäßig weniger herangezogen worden sei als dieser und jener. Aber mit keinem Wort danach, ob das wirtschaftliche Leben weitere ungeheure Kapitalentziehungen vertragen kann.

Noch weniger fragen die Sozialdemokraten danach. Sie haben sich auf das unklare Schlagwort der Besteuerung der Geldwerte festgelegt und machen dem Kanzler einen schweren Vorwurf daraus, daß er es in seiner Rede vermieden hat. Für die Agitation mag ein Schlagwort um so geeigneter sein, je unklarer es ist, je mehr oder je weniger man sich darunter denken kann. Aber für den ernsthaften Politiker gilt es, Klarheit zu schaffen, gilt es, zu prüfen, was wirtschaftlich getragen werden kann, und nirgends ist ein Schlagwort weniger am Platz als in der Finanzpolitik. In der Politik ist nichts so gefährlich wie die Phrase. In so unsagbares

Unglück uns die patriotische nationalistische Phrase hineingeführt hat, nicht minder gefährlich ist die sozialistische Phrase, daß es sich jetzt um den Kampf handele, ob die Kapitalisten oder die breiten Massen der Bevölkerung die Kosten des Krieges tragen sollten. Das Kapital ist eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit; die furchtbaren Erfahrungen, die Rußland in den letzten Jahren gemacht hat, sollten allen die Augen darüber öffnen. Es ist mißverstandener Marxismus, zu glauben, daß man nach einem verlorenen Krieg, nach einer Revolution und wirtschaftlichen Weltkatastrophe die Gemeinwirtschaft an Stelle der Privatwirtschaft setzen, das Kapital entbehren könne. Die wirtschaftlichen Köpfe innerhalb der Sozialdemokratie sehen das auch ein, aber die Partei wagt nicht, das gegenüber den Massen zu vertreten.

Werte schafft man nicht durch Steuern, sondern nur durch geistige und durch Handarbeit und nur dadurch, daß ein Teil dieser Arbeit in neue Produktionsmittel, also in Kapital übergeführt wird. Ohne das muß jede Volkswirtschaft zugrunde gehen. Noch aber sind, wie die letzte Abstimmung der städtischen Arbeiter in Berlin wiederum deutlich beweist, weite Scharen der Arbeiter nicht zu der Erkenntnis durchgedrungen, daß nur durch hingebende, intensive Arbeit das deutsche Volk aus der Katastrophe dieses Krieges und dieses Friedensvertrages sich hinausretten kann; solange gewissenloses Streiken profitabel ist, wird es nicht aufhören.

Mit schweren Sorgen ist der Reichstag in die Ferien gegangen, mit schwereren wird er im September seine Arbeit wiederaufnehmen.

Das Branntweinmonopol / Von Wilhelm Dusche M. d. R.

Das Gesetz vom 26. Juli 1918 über das Branntweinmonopol, sowie die dazu erlassenen Ausführungsvorschriften mit 1800 Paragraphen stellt eine der schwierigsten Materien dar, mit denen sich die Gesetzgebung überhaupt befaßt hat. Auch aus diesem Grunde wohl ist das Gesetz den weiten Massen des Volkes, obwohl sie äußerst daran interessiert sind, ziemlich unbekannt. Nur die Erfahrung ist allmählich in alle Schichten durchgedrungen, daß für den Branntwein eine hohe Steuer bezahlt werden muß. Man beruhigt sich hierbei. Man trinkt und bezahlt.

In allernächster Zeit wird der deutsche Reichstag und zuvor, so hoffen wir, ein Ausschuß desselben, sich in eingehender Weise zu beschäftigen haben mit dem Entwurf eines neuen Branntweinmonopolgesetzes, der nicht nur eine starke Erhöhung aller Steuersätze vorsieht, sondern vor allen Dingen auch die Beseitigung der der Monopolverwaltung bei der Herstellung von Trinkbranntwein bisher gezogenen Grenzen so gut wie ganz vorsieht. Das Branntweinmonopolgesetz umfaßt die Ablieferungspflicht für Rohbranntwein an die Monopolverwaltung und die Reinigung und Verwertung des Weingeistes durch diese. Außerdem hat das Reich bis jetzt schon nicht nur ein Handelsmonopol, d. h. das alleinige Recht, in Deutschland hergestellten Branntwein zu verkaufen, sondern auch ein beschränktes Fabrikationsmonopol. Es dürfte die „dem Massenverbrauche dienenden einfachen Trinkbranntweine" allein herstellen, während dieses Recht während des Krieges und auch nachher nicht ausgenutzt wurde, hat die Monopolverwaltung nunmehr bereits größere Fabriken erworben und die Fabrikation der einfachen Trinkbranntweine, und zwar größtenteils zunächst aus Auslandssprit, eingeleitet. Nach dem neuen Gesetzentwurf soll das Reich künftighin das bislang beschränkte Herstellungsrecht uneingeschränkt haben. Es soll in Zukunft nach dem Gesetzentwurf auch Liköre, Rum, Verschnitte von Kognak und dergleichen herstellen dürfen.

Die Erhöhung der Steuersätze ist derartig groß, daß das Reich von nun an an jedem Hektoliter Rohbranntwein 4000 M. verdienen würde, während es bislang 800 M. verdiente. Gegen den Erlaß zur Erhöhung der Steuer wird man nicht allzuviel sagen können, da das Reich gewaltige Summen Geldes braucht, wenn man auch darüber im Zweifel sein kann, ob die ganze Summe von 4000 M. bewilligt werden soll.

Es gibt jedoch weite Kreise, die der Anschauung sind, daß, gerade, wenn man dem Reiche auch auf

diesem Gebiete größere Einnahmen bewilligen will, man dann sich wenden soll gegen die Erwürgung der Privatindustrie zugunsten des absoluten Fabrikationsmonopols auf das Reich. Und die Privatindustrie würde ruiniert, da die Monopolverwaltung Konkurrenzbetriebe erst zu beliefern braucht, nachdem sie ihren eigenen Verbrauch an Rohbranntwein eingedeckt hat. Da sie allein das Recht hat, zu bestimmen, welche Sorten Trinkbranntweine und Liköre sie herstellen wird und die Privatindustrie diese Sorten nicht herstellen darf, ist diese in ständiger Ungewißheit. Die Privatindustrie ist auch nicht konkurrenzfähig, weil sie für den Rohbranntwein zur Herstellung monopolfreier Marken 30% mehr bezahlen soll als die Monopolverwaltung. Wenn Trinkbranntwein in Flaschen und Kisten seitens der Monopolverwaltung verkauft werden soll, so werden diese besonders gesuchten Waren in allen Großbetrieben einen sehr großen und teuren Kontrollapparat nötig machen, während dies in Kleinbetrieben durch ständige Aufsicht des Unternehmers ermöglicht wird. Wenn vielleicht neuanzulegende Großbetriebe der Monopolverwaltung technisch vollkommener sein könnten als manche bisherigen privaten Mittel- und Kleinbetriebe so werden sie doch nicht wirtschaftlicher arbeiten können, weil das Anlagekapital heute um mindestens das Zwanzigfache teurer geworden ist. Es wäre unter den heutigen Verhältnissen auch kaum zu rechtfertigen, Tausende von Menschen dauernd arbeitslos zu machen und dafür auf der anderen Seite vielleicht Hunderte von Millionen Mark für die Anschaffung neuer Maschinen und Apparate oder für Fabrikneubauten auszugeben, während auf der anderen Seite doch brauchbare Anlagen da sind, die anderweit kaum verwandt werden könnten. Die einzelnen Länder verlieren ferner durch Stillegung der Privatbetriebe große Beträge an Ertragssteuer, sowie an Einnahme- und Besitzsteuer der bisherigen Unternehmer und Angestellten, und müssen trotz der im Gesetz vorgesehenen Entschädigung dagegen große Lasten für Erwerbslosen- und Armenunterstützung übernehmen. Das Fabrikationsmonopol würde den Preis des Branntweins nicht herabsetzen; es würde die Herstellung schwerlich verbilligen. Es würde weiterhin Tausende neue Arbeitslose schaffen und durch Vernichtung einer bisher blühenden Industrie Reich und Länder schädigen. Ich glaube daher, ohne selbstverständlich den Besprechungen und Beschlüssen meiner Fraktion vorgreifen zu wollen, daß wir zu der Ansicht kommen werden, daß es das beste ist, das Fabrikationsmonopol in dem Entwurfe zu beseitigen, daß es dagegen sehr der Ueberlegung bedarf, ob man nicht auf der anderen Seite das Handelsmonopol des Reiches weiter ausdehnt, dahingehend, daß das Reich allen im Reiche erzeugten Rohbranntwein übernimmt. Die Monopolverwaltung könnte durch beliebige Festsetzung des Abgabepreises an die Privatindustrie dem Reiche Einnahme in gewünschter Höhe sicherstellen und es würden die Branntwein- und Likörfabriken schon durch die Konkurrenz dazu gezwungen, die endgültige Preisgestaltung der Fertigfabrikate in erträglichen Grenzen zu halten. Dabei käme meines Erachtens das Reich zu seinem Rechte, ohne daß man weitere Experimente mit einer Verstaatlichung und Sozialisierung macht.

Schauen, Denken und Naturphilosphie

Von Dr. med. Paul Engelen, Düsseldorf

Die folgenden Darlegungen lehnen sich an in den Grundzügen an Ausführungen, die Houston Steward Chamberlain in seinem geistreichen glänzenden Buche „Immanuel Kant" bringt. Die zahlreichen psychologischen, naturwissenschaftlichen und naturphilosophischen Gedanken, Bemerkungen, Anführungen dieses Werkes bieten eine Fülle von Anregungen. Schauen und Denken sind die Grundlagen jeder Geistesbildung. So möge dieses Kapitel hier erörtert werdeen unter besonderer Bezugnahme auf die naturphilosophischen Weltanschauungen.

Schon Aristoteles hat erkannt, daß im menschlichen Gedankenleben stets eine Verbindung aus zwei Grundbestandteilen nachweisbar ist, aus „Erleiden" und „Tätigsein". Aristoteles, der Vater der induktiven Philosophie, hat zuerst als Grundlage aller Erkenntnis die Sinneswahrnehmung hingestellt: „Ohne Sinnesempfinden ist das Denken unmöglich."

Den Sinnesempfindungen geben wir Auslegungen. Wir erweitern also aktiv das Hingenommene. Auf einzelne und sinnlich wahrnehmbare Tatsachen hin suchen wir die allgemeinen Prinzipien aufzustellen. In der Lehre von der Notwendigkeit der Empirie und Induktion spiegelt sich die Verbindung von Schauen und Denken wieder. In jedem Gedankenvorgang sind als Grundlagen ein Empfangen und Gestalten erkennbar. Die mittels der Sinne erfaßten Eindrücke vermengen sich mit den Zutaten des Denkens. Wollen wir die beiden Pole unseres Gedankenlebens: Sinnlichkeit und Verstand, sichtbare Außenwelt und unsichtbares Ich, Beobachten und Vernünfteln, konkretes und abstrahierendes Erkennen in umfassende Bezeichnungen eingliedern, so wählen wir hierfür die Worte: Schauen und Denken.

Diese Zweispaltung unserer wichtigsten menschlichen Geistesfunktion setzt sich fort bis in die beiden Grundlagen des Geisteslebens hinein. Jeder Gedanke enthält Elemente aus der Sinnlichkeit (nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu), sonst entständen „leere Gedanken", und kein Schauen ist möglich ohne Gedankenverbindungen, sonst entständen „blinde Anschauungen". Es gibt keine absolut rein anschauende oder absolut rein denkende Naturauffassung. Wir können anderseits unser eigenes Selbst weder völlig als Subjekt noch völlig als Objekt betrachten. Diese grundlegende Festlegung verdanken wir Immanuel Kant.

Aus sinnlich faßbaren Bestandteilen und unsinnlichen Faktoren baut sich jedes Gedankenleben auf. Unsere ganze Weltanschauung baut sich auf aus konkreten Bestandteilen und aus unsinnlichen Bestandteilen, die Weltanschauung wurzelt vornehmlich im Anschauen der Natur und im Nachdenken. Aus den materiell organischen Sinnesbildern formen wir Verstandesbilder, die Sinnenerkenntnis wird gewissermaßen entmaterialisiert.

Wilhelm Wundt macht darauf aufmerksam, daß die Verwechslung von Anschauung und Begriff in der Philosophie eine verhängnisvolle Rolle gespielt hat und auch auf die physiologischen Theorien ihre Schatten geworfen hat. „Anschauungen werden für Begriffe, Begriffe für Anschauungen genommen." Die Anschauung ist aber immer das Primäre, und Anschauungen können wir darum ebensowenig aus Begriffen wie umgekehrt Begriffe aus Anschauungen zusammensetzen. Mit Recht hat Kant den Raum eine Anschauung genannt. Doch ist er eine solche immer nur als das konkrete anschauliche Vorstellen, nicht als eine abstrakte Einheit, nicht als eine Form, die sich erst in konkrete Räume zerlegen läßt. Vielmehr sind diese konkreten Räume das allein Wirkliche, das wir dann wieder durch die Synthese des Einzelnen in ein begriffliches, niemals selbst anschauliches Ganze verwandeln. In diesem Sinne ist der Raum anschaulich und begrifflich zugleich: aus einzelnen in der Anschauung gegebenen Räumen setzt er sich zusammen, als ein aus einer synthetischen Operation entstandenes Ganzes ist er Begriff. Wilhelm Wundt hat sich sehr große Verdienste erworben um die Philosophie der Neuzeit durch Hervorhebung der Berechtigung einer idealen Ergänzung der realen Erkenntnis. Aufgabe der Vernunfterkenntnis ist es, zu der ganzen Erfahrungserkenntnis eine Ergänzung zu liefern zwecks Erlangung einer einheitlichen umfassenden Weltanschauung.

Wenn wir uns nun wenden zur psychologischen Analyse jener Weltanschauungen, die von führenden Indoeuropäern begründet worden sind — durch diese Einschränkung bleibt z. B. Baruch Spinoza, der Vater des modernen Pantheismus, von der Betrachtung ausgeschlossen und ebenso alle aufnehmenden, sammelnden, unschöpferischen Gelehrten — so müssen wir zunächst trotz der innigen gegenseitigen Durchdringung von Verstand und Sinnlichkeit als Unterschiede hervorheben solche Männer, bei denen entweder das Schauen oder aber das Denken überwiegt. Diesen geistigen Unterschied können wir bei ganzen Volksstämmen antreffen. Wundt macht darauf aufmerksam, daß bei den Griechen, vermöge der auf die Anschauung gerichteten Form ihres Denkens, die Mathematik vorwiegend als Geometrie sich entwickelte, während sie bei den Indern hauptsächlich in der Form der Arithmetik ausgebildet wurde. Die Anschauer sagen mit Demokrit, dem Erfinder des Atomismus: um die Vernunft zu erklären, darf man ausschließlich nach Naturvorgängen fragen, die Denker sagen mit Sokrates: um die Natur zu erklären, darf man ausschließlich nach Vernunftgründen fragen. Aristotelos versuchte oft, die Natur nach Grundsätzen zu erklären, aus der Annahme z. B., daß der Kreis die vollkommenste Form sei, gelangte er zur Aufstellung, die Bewegung der Planeten müsse kreisförmig erfolgen. Leibniz wollte das Wesen aller Dinge nur mit Hilfe der Vernunft

erfassen, die Erfahrung der Sinne hatte für ihn nur untergeordnete Bedeutung, sie ist trügerisch und unzureichend. Leibniz war der Meinung, die Aufstellung und Durchführung widerspruchsloser Aussagen genüge, um den Objekten dieser Aussagen eine Realität zu sichern. Auch Hegel wollte aus reiner Vernunft, durch reines Denken in dialektischer Methode die ganze Wirklichkeitserkenntnis ableiten. Den umgekehrten Weg beschreitet Fechner, wenn er sagt: „Nicht ein vorangestellter Gottesbegriff bestimmt Gottes Wesen, sondern was von Gott in der Welt und in uns spürbar ist, bestimmt seinen Begriff." Liegt der Schwerpunkt auf dem Schauen, so werden selbst die abstrakten Gedanken an Vorstellbarkeit angeknüpft, beim Vorwalten des Denkens tritt die Würdigung der Sinnenauffassung zurück gegen die logische Zerlegung in möglichst anschauungsbaren Gedankeninhalt.

Jeder dieser Hauptpfeiler unserer Gedankenarchitektur gabelt sich wieder in zwei Nebenäste, die sich durch ihre Richtung unterscheiden.

Wird die Erforschung des Geisteslebens vollzogen durch eine Zergliederung der Begriffe, durch Schlüsse und gedankenhafte Beweise, so nennt Chamberlain dieses Vorgehen „Denken nach innen." Wendet sich die Forschung abstrahierend, gedankenhaft der Außenwelt zu, so ist die Bezeichnung „Denken nach außen" angebracht. Bei dieser Vorherrschaft des Denkens über das Schauen bilden sich verwickelte, von Anschaulichkeit entfernte Vorstellungen, es überwiegt die logisch-rationale Beweisführung. Stützt sich die Betrachtung des eigenen Innenlebens auf sinnenhafte, gewissermaßen handgreifliche Vorstellungen, wurzeln also die Abstraktionen in der Anschauung, so wendet Chamberlain die Bezeichnung „Schauen nach innen" an. Werden die Eindrücke der Außenwelt möglichst rein sinnlich aufgenommen, also möglichst frei von Abstraktionen, so überwiegt das „Schauen nach außen."

Zwischen diesen Grundrichtungen der Naturauffassung und Schauffassung sind die mannigfaltigsten Verbindungen möglich. Auf der im Einzelfall gegebenen Kombination dieser Elemente des Gedankenbaus beruht die Funktion der Gedankenfabrik des betreffenden Menschen.

Die Verbindung: Schauen nach außen, Denken nach innen, also die sinnliche Auffassung der Natur, die gedankliche Erforschung des Geisteslebens ist die Richtung, die der gegebenen Eigenart der Forschungsobjekte entspricht. Diese Geisteskonstitution bedingt die umfassendste Geistesanlage, harmonische Geistesgestaltung, klare Erkenntnis, organisatorische Anschauung.

Die Formel „Denken nach innen, Schauen nach innen" kann man gleich setzen mit: anschauungsbares Denken und gedankenhaftes Schauen. Diese Verbindung bedingt Geistesschärfe und Konsequenz, aber geringes Gestaltungsbedürfnis.

Der Verbindung „Denken nach außen, Schauen nach außen" entspricht ebenso wie der vorangehend erwähnten eine einseitige Veranlagung, ein Ueberschuß an Gestaltungsbedürfnis. Gestaltung des Abstrakten, Gestaltung des Konkreten, Organisierung des Denkens, Organisierung des Angeschauten ist bei dieser Gruppe die kennzeichnende Geistesrichtung.

Die Gruppe „Denken nach außen, Schauen nach innen" bedingt harmonische und starke, aber in gewisser Beziehung eigentümlich beschränkte Intelligenzen. Diese Anlage und Gewöhnung führt leicht zu einer einseitigen Beschränkung der Gedankenfähigkeit auf den engen Kreis der Naturerscheinungen. Schopenhauer hat sehr richtig betont: „Wenn jeder unbekümmert um alles andere ein spezielles Fach betreibt, alsdann wird er in seinem Fache über dem Vulgus stehen, in allem übrigen jedoch zu demselben gehören", und er meint, daß wir Gelehrte sehen, „die außerhalb ihres speziellen Faches wahre Ochsen sind." Die Verbindung von gedankenhaftem Anschauen und anschaulichem Denken bewirkt abstrahierendes Naturerkennen, versinnlichendes Ideerkennen. Jeder Gedanke ist konkret, jede Anschauung abstrakt. Diese Geistesverfassung bezeichnet Chamberlain als die Naturwissenschaftliche Anlage. Diese Bezeichnung muß als richtig anerkannt werden. Das Streben der Naturwissenschaft ist darauf gerichtet, für die sinnlichen Naturerscheinungen Formeln und Gesetze zu finden. Also das Anschauliche wird gleich wieder ins Gestaltlose übertragen. Alles Erschaute wird sofort gedankenhaft umgewandelt. Umgekehrt werden die Geistesvorgänge nicht durch reines Nachdenken zergliedert, sondern anschaulich aufgefaßt, das Denken wird als Naturvorgang wissenschaftlich gedeutet. Ich brauche nur zu erinnern an „Psychoplasma", „Assoziationsverknüpfung", „Neurokyme", „Schaltwerk der Ge-

danken" und derartige in der Naturwissenschaft gebräuchliche Ausdrucksweisen, welche theoretischen Annahmen durch eine plastische Bezeichnung einen trügerischen Schein von Anschaulichkeit verleihen. Diese Verbindung von abstraktem Sehen mit konretem Denken hat einen großen Vorzug: In einem Denken, welches ganz auf das Schauen gerichtet ist, kann es „leere Gedanken" gar nicht geben; in einem Schauen, welches ganz auf das Denken gerichtet ist, sind „blinde Anschauungen" ausgeschlossen. Die Schwäche dieser Geistesveranlagung liegt in der Unfähigkeit zu philosophischem Denken. Philosophischer Dilettantismus von Naturforschern hat leider gerade in unserer Zeit viel Verwirrung gestiftet. Aufgabe der Naturwissenschaft ist Feststellung der Gesetze, nach denen die verschiedenen Körper der Natur sich gegenseitig beeinflussen. Was über den Umkreis der Erscheinungswelt hinausgeht, gehört nicht vor das Forum der Naturwissenschaft, jedenfalls gehört nicht eine philosophische Weltanschauung hierher. Daß z. B. der Haeckelismus trotz seiner Oberflächlichkeit und seiner Ungereimtheiten, trotz seiner Neigung, Naturbeobachtungen kurzschlußartig als Beweise für problematische Aufstellungen aufzufassen, Tatsachen in Theorien einzuwickeln, gerade bei Naturwissenschaftlern zahlreiche Anhänger finden konnte, erklärt sich aus der oben angeführten schwachen Stelle der naturwissenschaftlichen Geistesrichtung. Es ist eben die von Wundt getadelte Verwechslung zwischen Anschauung und Begriff, zwischen Beobachtung und Gedankenbildung.

Es bleibt noch zu erwägen, inwiefern in den oben skizzierten Grundformen geistiger Veranlagung die möglichen Formen von Weltanschauung vorgebildet vorliegen. Es ist eine Grundeigenschaft unseres Geistes, daß er Anschauung und Verstand, Natur und Ich, Welt und Mensch zu einander in Beziehung setzt. Die Natur wird auf den Menschen bezogen und der Mensch auf die Natur. Eine Hauptleistung der Erkenntniskritik, wie Kant sie aufstellte, ist die Auffassung, daß ein Grundphänomen des Menschengeistes die Gleichsetzung zweier Ideen ist, von denen die eine in der Anschauung, die andere im Denken wurzelt, und die deshalb eigentlich logisch gar nicht mit einander verglichen werden können. Die Art und Weise, wie eine solche Gleichsetzung zwischen Schauen und Denken im Einzelfall statt findet, ist nach Chamberlain ausschlaggebend für das philosophische System des betreffenden Menschen. Kants Erkenntnistheorie lehrt, daß wir nicht über das wirkliche Sein der Dinge Aufschluß erhalten, sondern nur zu einer Vorstellung gelangen, die auf den empfangenen Eindrücken und auf der Beschaffenheit unseres Erkenntnisvermögens beruht. Trendelenburg bemerkt hierzu, daß wir dieser Anschauung gemäß nach dem Dinge jagen, uns selbst aber einfangen.

Das nach innen gerichtete Denken erkennt als Grundprinzip des Ich die Einheitsbildung. Zum Ichbewußtsein wird die ganze vielgestaltige Buntheit des Weltbildes in Beziehung gesetzt. Ich denke, ich empfinde, ich will; die verschiedenartigen Geistesfunktionen werden einer Einheit zugeschrieben, auch die Körperfunktionen. Ich philosophiere, ich spüre Durst, ich spüre den Wein in meinen Adern und bin nach Genuß edlen Weines in poetisch schöner Stimmung, ich fühle mich begeistert für erhabene Ideen, und ich fühle, wie durch diese Begeisterung meine Mienen sich verklären. Wundt bekennt sich zu der Anschauung, „daß, was wir Seele nennen, das innerliche Sein der nämlichen Einheit ist, die wir äußerlich als den zu ihr gehörigen Leib anschauen." Auch Fechner betrachtet Seele und Leib als zwei Seiten ein und desselben Wesens, deren Verschiedenheit nur auf der Verschiedenheit des Gesichtspunktes beruht. „Wie ein und derselbe Kreis, je nachdem man sich in ihn hineinstellt oder seinen Standpunkt außer ihm wählt, eine konvexe oder konkave Peripherie zu besitzen scheint, so soll auch das Körperliche überall für die äußerliche Wahrnehmung gegeben sein, das Seelische dagegen für die innere, die Selbstauffassung desselben Gegenstandes." Die Eindrücke der ganzen Natur spiegeln sich wieder in einem einheitlichen Ich. In der Herstellung von Einheit besteht die Grundfunktion des Ich. Ich ist die organisierende Einheit. Dem reinen Denken entspricht also Monismus, die All-Einheitslehre. Vermöge der dem Menschengeiste eigentümlichen Gleichsetzung von Denken und Schauen liegt der Schluß nahe: Ich lebe, folglich lebt alles. Das ist natürlich ein Trugschluß. Wenn ich als Subjekt denke und empfinde, so liegt kein Grund vor, allen Dingen ein Empfinden und Denken zuzuschreiben. Gerade die deutschen Idealisten sind so oft auf den Irrweg geraten, ein subjektives Denken in den Objekten als Voraussetzung anzusprechen, ohne welche die Objekte von uns nicht gedacht werden

könnten, alles Sein müsse ein Denken sein, sonst könne es uns nicht einen idealen Inhalt bieten. Die Neigung, den Stoff zu beseelen, ist in dieser Geistesanlage begründet. Die Theorie der Allbeseeltheit finden wir bei Denkern, deren Blick ganz nach Innen gerichtet ist. Das Wort Monismus ist hier in seiner ursprünglichen Bedeutung gebraucht. Heute bezeichnet man vielfach als Monismus eine materialistische Richtung, die, vorzugsweise auf Entwicklungslehren fußend, ein transzendentes Sein leugnet. Diese Richtung fußt nicht auf dem reinen Denken nach innen, im Gegenteil, aus der Anschauung von Formen wird ohne eine Spur von logischer Begründung ein sogenanntes Gesetz abgeleitet. Der Name Monismus beweist hier nur, daß Haeckel, wie Külpe richtig ausführt, „die monistische und materialistische Fassung nicht auseinanderzuhalten vermag." Das Wort Monismus ist also hier im ursprünglichen Sinn gebraucht. Präziser wäre die Bezeichnung hylozoistischer oder spiritualistischer Monismus. Der Hylozoismus redet von „Elementarempfindungen der Atome", von „Zellenbewußtsein", von einem „inneren Bildungstrieb der Materie", von „Fühlung und Strebung und Erhaltungslust der Atome." Die reinen Denker neigen zum Hylozoismus, also zur Annahme einer beseelten Materie, und zum Spiritualismus, also zur Annahme geistiger Urgründe alles Seins. Die scheinbaren Gegensätze in der Welt werden aufgefaßt nur als Modifikationen eines Grundprinzips, das Weltganze und alle seine Erscheinungen werden zurückgeführt auf einen einzigen Grund. Die äußerste Konsequenz erreicht der metaphysische Monismus, der selbst die numerische Vielheit des wahrhaft Seienden leugnet, in allen Einzeldingen nur Gestaltungen eines Urwesens sieht.

Das Schauen nach außen erblickt den lückenlosen Zusammenhang der ganzen Natur, die organisierte Einheit. Das gesamte Leben der ganzen Erde erscheint also als ein organisiertes Ganzes, wo jeder Teil zu jedem Teil in Wechselwirkung steht nach Art der Korrelation zwischen den Organen des menschlichen Körpers. Als philosophische Theorie ergibt sich der Dynamismus. Der gewöhnliche Dynamismus faßt alle Naturdinge bis auf den letzten Rest als Kraftwirkungen auf. Die Körper, die wir wahrnehmen, sollen also nicht Dinge, sondern nur Erscheinungen sein, die durch Kräfte bewirkt würden. Leibniz hat zuerst eine wirklich dynamistische Naturerklärung systematisiert, er behauptete, die ganze Substanz sei nichts als Kraft und Tätigkeit, das Wirkliche in jedem Dinge sei einzig und allein seine Kraft zu wirken. Die Materie wird als Erscheinungsform bestimmter Kraftwirkungen aufgefaßt. Ihrem eigentlichen Wesen nach ist die Materie wirksame Kraft, und nur im Wirken besteht überhaupt das Dasein. Kraftpunkte, Kraftzentren bedingen die atomistische Erscheinungsform der Materie. Chamberlain prägt den Ausdruck Organicismus als Bezeichnung für eine philosophische Auffassung der sichtbaren Welt, die alles Geschehen als bedingt ansieht durch die Gestaltung des Universums als eines Ganzen (Kant)).

Das der Anschauung sich zuwendende Denken, das Denken nach außen, haftet an der Mannigfaltigkeit der Naturphänomene, an der Vielzahl der Formeln und Gesetze. Es resultiert eine pluralistische Auffassung, zunächst als Dualismus von Leib und Seele. Leib und Seele, Natur und Geist, Welt und Gott, Erscheinung und „Ding an sich" stehen als Gegensätze gegeneinander. Zwei einander entgegengesetzte Prinzipien bedingen eine unüberbrückbare Kluft, die in der Natur der Dinge begründet ist. Die Philosophie der Zweiheit der letzten Gründe verzichtet auf eine Erklärung des Zusammenhanges aller Erscheinungen in der Welt.

Das nach innen gerichtete Schauen ist naturgemäß abhängig von Vorstellungsbildern. Hieraus folgt die Bildung von kleinen an plastische Vorstellbarkeit sich anlehnenden Einheiten. Solche bestehen nebeneinander und treten gewissermaßen nur mechanisch zueinander in Beziehung. Es resultiert die Neigung, die Vielzahl gedankenmäßig zu individualisieren, „Individuen" aufzustellen, auf deutsch „Unteilbare", auf griechisch „Atome." Diese Auffassung führt also notwendig zum Atomismus und Mechanismus, zur Neigung, das Seelische zu verstofflichen, zu mechanischer Deutung des Lebens. Die mechanistische Weltauffassung erkennt als tatsächlich vorhanden nur Masse und Bewegung an, ein geistiges Prinzip wird geleugnet, das Wirken innerer Triebkräfte und Entwicklungsanlagen wird abgestritten, überhaupt ein einheitlicher Zusammenhang der verschiedenen Dinge, Geschöpfe und Vorgänge. Die Welt wäre ein durch Zufall zusammengebrachtes Gemengsel von Einzeldingen, der Weltlauf wäre die zufällige, planlose nach den gesetzmäßig, aber ziellos

erfolgenden Gegenseitswirkungen der Urelemente sich abspielende Aufeinanderfolge von Ereignissen. Das nach innen gerichtete Schauen bedingt, wie oben ausgeführt, eigentümlich beschränkte Intelligenzen. Ueber den Materialismus urteilt Külpe: „Einseitigkeit und Dogmatismus sind charakteristische Merkmale dieser Denkrichtung zu allen Zeiten, in denen sie bisher zur Geltung gekommen ist, gewesen."

In der Gedankenfabrik eines jeden Menschen kombinieren sich die verschiedenen Möglichkeiten des Schauens und Denkens. Man kann mit Bewußtsein die Erforschung der Welt und des Ich nach verschiedenen Richtungen einstellen. Wer voraussetzungslos und vorurteilsfrei Naturphilosophie treiben will, der wird am besten der gegebenen Art der Forschungsobjekte sich anpassen. Die Fahne, der vorurteilsfreie Forschung folgen muß, trägt den Wahlspruch: „Schauen nach außen, Denken nach innen."

Um Hölz / Von Gustav Eréenyi

Nichts Kurzsichtigeres und Widersinnigeres könnte geschehen, als wenn man auf die bis zum Bersten erregte Volksstimmung der Berliner Hölz-Tage nun noch ein Dresdner Nachspiel folgen ließe, um mit formal-juristischer Wichtigtuerei dem lebenslänglich Verurteilten nach vielem Hin und Her noch eine separate Zuchthausstrafe und einen besonderen Ehrverlust aufzubrennen. Ein geeigneteres Mittel zum künstlichen Entflammen links- und rechtsradikaler Parteileidenschaften, zur schwunghaften Politisierung der gemeinen Kriminalität könnte selbst von professionellen Umstürzlern nicht ersonnen werden.

Wurde doch über den Fall Hölz auch in schlichteren und lichteren Kreisen viel zu viel parliert und debattiert, — und es trug jeder von seinem Standpunkt, durch Verstehen und Entrüstung, durch derbes Loshauen und tiefschürfende psychologische Analysen ein Scherflein bei zum neuesten Heroen- und Märtyrerkult, der diesem Rinaldo unserer Tage unwiderruflich anhaften muß, wenn durch die Langeweile ernüchterter Gemüter Wichtiges nicht alsbald zu Nichtigem abflaut. Und doch kommt der boshafte Chronist immer wieder, ohne nützen oder läutern zu können, auf solche Fälle wohlfeiler Erregsamkeit zurück, weil sie für die Verquickungen unseres Zeitalters typisch erscheinen und bei aller effektvollen Vorstadtdramatik eines humoristischen Beigeschmacks nicht entbehren. Ueber gar vieles, was da erregte Zeitgenossen zu einer triftigen Problematik drängt, ist für den Besonnenen tiefstes Schweigen nur zu angebracht. Was weiß ruhige Ueberlegung beispielsweise zur unerschöpflichen Judenfrage oder zum spiritistisch-okkultistischen Schabernack an Vernunftsgründen beizutragen, da solche Probleme doch offenkundig der Erholung von jeglicher Geistesarbeit dienen sollen? Aber der Strom reißt auch den Sich-Sträubenden mit sich fort und mit vielem nutzlosen „wenn" und „aber" bekämpft der sogenannte „unbefangene Geist" das schlechthin Nicht-zu-Bekämpfende.

Auch in die Dialektik der Hölz-Affäre schleichen sich solche geistige Imbezillitäten in Hülle und Fülle ein, gegen die anzukämpfen vergeblich wäre. Zwei Motive sind für den orgiastischen Reigen der Bewunderung und des Hasses ausschlaggebend, der die Gestalt dieses verwegenen Kommunistenhäuptlings umzittert: der unverwüstliche Hang breiter Schichten nach etwas vorzeitlicher Romantik, die sich aus der ach so nüchternen Erregung unserer Zeit noch herausschälen läßt, und die herrschende Atmosphäre politischer Zerklüftung, in der erfindungsarme, atavistische Räuberromantik zu einem unheilschwangeren Entscheidungskampfe der Parteigegensätze ausgeschlachtet werden muß.

Stets hat es Ausgenützte und Ausgestoßene der Gesellschaft gegeben, die vom Führer- und Rachedurst beseelt, ihre Banden in Wäldern und Spelunken zusammenscharten, auch als der Begriff einer „ausbeutenden, enteignenden Bourgeoisie" noch nicht ersonnen war. Wirklichkeit und Dichtung wetteiferten im Zustandebringen eines ebenso rührsamen, wie schreckhaften „Edelräubertums", das die Sünden der Allgemeinheit an der Allgemeinheit heimsucht. Rinaldo Rinaldini, Karl Moor, Jaromir und Lenaus feurige Betyaren, die in der Schenke bei Zigeunermusik und funkelndem Wein ihrer dunklen Taten frohe Triumphe feiern, sie sind die poetischen

Urbilder eines in breiten Schichten wurzelnden Triebes zur Verklärung des Verbrecherwesens. Der Volksglaube vermengt Laster und Tugenden gern zu einem romantischen Gebräu, indem er beide maßlos ausschmückt mit Attributen einer übermenschlichen Sentimentalität und Unersättlichkeit. Diese „Edelräuber" der Phantasie sind geschäftig und erfinderisch in ihrer Grausamkeit, wie kein wirklicher Räuber von Fleisch und Blut es sein kann. Sie häufen Greuel auf Greuel, schänden, plündern, sengen und martern, aber im tiefsten Grund ihrer Seele schlummert ein rührseliges Gefühl jungfräulicher Reinheit und echter Menschlichkeit, und nachdem Wut und Rache ihr gruseliges Werk verrichtet, meistert christliche Reue den finsteren Trieb und der irdische Richterspruch wird als ahndender und versöhnender Schlußakkord einer göttlichen Gerechtigkeit gläubig anerkannt.

Die Räuberhäuptlinge vom Schlage eines Karl Moor sind von Grund aus ehrliche Räuber, die leiden, wüten und sich zu guter Letzt demütig dem Gerichte stellen. Max Hölz erweckt in dem nüchternen Beobachter des Gerichtsverfahrens den traurigen Eindruck, ein minder gewiegter Räuber und ein minder ehrlicher Kerl zu sein, als romantische Massengelüste von ihm gefordert und erwartet hätten. Anfangs schimmert aus seinem Selbstbekenntnis etwas von der landläufigen Wehmut überlieferter Räuberschicksale durch. Eine unglückliche Jugend, empörende Kriegserlebnisse haben ihn ins andere Lager hinübergezerrt, zum Todfeind der bestehenden Gesellschaftsordnung gestempelt. Doch im ferneren werden solche seelischen Enthüllungen, die wirken müssen, weil die Gesellschaft nie ein derartig verhärtetes Gewissen hat, um soziale Anklagen von Angeklagten unempfindlich hinzunehmen, durch draufgängerische Maulheldenallüren eines Unverbesserlichen entwertet. Die Anklage wider die Gesellschaft wird zum leidenschaftlichen Sport, die Selbstanalyse des Unglücklichen aber zu einer theatralischen Episode. Ueber den psychischen Einzelfall triumphiert die bezeichnende Terminologie des kommunistischen Parteiwesens. Der Agitator überflügelt den Verbrecher und entblößt seine Handlungen jener romantischen Würze, ohne die Brigantentum ja doch nur eine Stümperei bleibt.

Man merkt es nur zu deutlich: dieses Räubertum ist infiziert durch die marxistische Ideologie. Hölz ist keiner, der sich freiwillig stellt, um etwa einem vielgliedrigen Familienvater nach des jungen Schillers Konzept zur ausgeschriebenen Belohnung zu verhelfen. Er dünkt sich bis zuletzt als ein Held ohnegleichen und als Rechtsfanatiker von Gnaden Lenins und der Moskauer Parteikasse, der im Namen irgendwelcher unverbrieften Revolutionsgesetze, die sein eigenes, vom Herrscherwahn erhitztes Gehirn ausgeschwitzt, und im Namen einer unterjochten Gesellschaftsklasse, die schon seit vielen Dezennien unermüdlich konstruiert wird, ohne einmal in fertiger Einheit dazustehen, leibhaftige Menschen ausplündert, erpreßt und foltert. Sein Sturmangriff gegen Richter und Bürgerliche, die einander — wie er meint — in die Hände spielen, ist von einem fadenscheinigen Pathos durchtränkt, das halb dem Sprachregister fauler Kolportageromane, halb dem bolschewistischen Parteijargon zu entsprießen scheint. Man möchte ihn bisweilen, um nur ein dünnes Schichtchen des herkömmlichen Brigantenzaubers zu erretten, für einen verteufelten Kerl ansehen, wenn nicht sein Naturburschentum so jämmerlich unterwühlt wäre durch eine moderne erlösungslüsterne Halbgelehrsamkeit, die den Drang nach forschen, zügellosen Schurkereien in das Programmatische von allerhand geistlosen linksradikalen Parteimätzchen schnürt, und wenn nicht dieser legendäre Schrecken der thüringischen und vogtländischen Industrieviere so ein ernüchterndes Figürchen wäre, das im Größenwahncafé redlicher seinen Mann stellt als im mystischen Dunkel modriger Räuberhöhlen.

Das Unerquicklichste an der Straffache Hölz ist jene Ergiebigkeit, mit der sich alle politischen Extreme im gegenwärtigen Kampfe ihrer annahmen. Es erwies sich auch diesmal wieder, was unser so überaus politisches und schlagfertiges Zeitalter bei jeder Gelegenheit hervorkehrt: bei Grenzkämpfen und Pogromen, bei dies- und jenseitigen „Kriegsverbrechen", bei „roten" und „weißen" Atrozitäten, daß nämlich nicht menschliche Empörung über begangene Schandtaten das Urteil der Massen beschwingt, sondern irgendein adrett verkleidetes politisches Prinzip des allzu ernst genommenen Leibjournals oder der anerkannten Parteiautoritäten. Die Greuel in Rußland sind für die Mitläufer der dritten Internationale parteitaktische Notwendigkeiten, der Gegenterror der „Be-

freiungstruppen" und der Gewaltregierungen, der in Ungarn und der Ukraine auf bolschewistische Intermezzen folgte, begrüßt der Rechtsradikale als den Akt einer selbstverständlichen Vergeltung. Das Nur-Menschliche, das für Anständige aller Rassen und Klassen normalerweise Verpflichtende wird heute vom Parteimoloch verschlungen. Und so kommt es denn letzten Endes, daß alle Parteien in gewissem Sinne recht behalten, indem sie sich gegenseitig mit den unmenschlichsten Beschuldigungen behaften, weil eben Unmenschlichkeit nicht nur zur gegenseitigen Parole, sondern auch zum gemeinsamen Lebensgrundsatz geworden ist, und weil das Verworrene des Fraktionshaders durch das einigende Grundmotiv einer internationalen und übersozialen politischen Unmoral gelichtet erscheint. Indem Klassenmoral gegen Klassenmoral anrennt, werden alle noch übriggebliebenen Einigkeitsbegriffe über Recht und Unrecht aufs Unkenntlichste durcheinandergeschüttelt.

Darin behielt leider Genosse und Räuberhauptmann Hölz bis zuletzt recht: es war ein Prozeß von Schicht zu Schicht, und — wenn man es so nennen will — auch von Klasse zu Klasse. Nicht als ob Proletarierrecht gegen hergebrachte Bourgeoiswillkür ehrlich und zielbewußt losgegangen wäre, nicht als ob irgendein glaubhaftes Klassenrecht, — ja, auch nur irgendeine faßbare Klassensubstanz sich aus dem hitzigen Gefecht scharfer Worte und pöbelhafter Invektiven herauskristallisiert hätte. Aber ein Kapitel neuesten organisierten, technisch vervollkommneten Räuberunwesens wurde mit den klangvollsten politischen Schlagwörtern vom Tage verbrämt, und es gelang nicht einmal für einen kurzen Moment, diesen Strafprozeß, dessen vernünftiger Zweck es gewesen wäre, die gegenwärtige und jede mögliche Gesellschaft vor rohen Willkürattacken zu schützen, aus der hochpolitischen Schießpulveratmosphäre herauszuzerren. Da gebärdet sich der Verteidiger Broh päpstlicher als der Papst, d. h. bolschewistischer als Lenin selbst, damit ihm dann sein Klient wohlwollend auf die Schulter klopfe und ihn als einen leidlich gebildeten Mann hinstellte, der aber in puncto revolutionärer Praxis den Kinderschuhen noch nicht entwachsen sei. Da rüsten sich Berlins radaulustige Kommunisten zu einem stilvollen Demonstrationsaufzuge, um den jüngsten Märtyrer „proletarischen Heldenmuts" zu feiern, auf dessen Verurteilung zum Tode sie als auf einen rettenden und beseligenden Rechtstitel zur flammenden Klassenauflehnung sicher rechnen. Auf der anderen Seite aber wälzt sich das bürgerliche Spießerheer in sadistischen Gelüsten; jeder kleine Rentner, jede ehrbare Schlächterfrau möchte selbst Scharfrichter sein; Losungen wie „Rädern", „Vierteilen", „In-Stücke-Reißen", schwirren durch die Luft. Dabei sind die Verbrechen von Hölz, an den Fällen der fast täglichen Lust- und Raubmordchronik gemessen, gar nicht so entsetzlich. Nur ein einziger Totschlag wird ihm zur Last gelegt und auch an diesen reichen Zweifel heran. Hölz stellte ihn nämlich entschieden in Abrede, und wir haben keinen Grund, seiner Aussage zu mißtrauen. Dieser Mann sah es weit eher aufs Prahlen, denn aufs Leugnen ab!

Solange der Vorsitzende Hölzens Anpöbelungen gegenüber seine Gemütsruhe bewahrt, bleibt der wohltuende Eindruck, daß sich die leitende Instanz durch die Kraftausdrücke einer auf dem Standpunkte des bewaffneten Klassenkampfes stehenden Räuberdemagogie nicht beirren läßt. Dann entschlüpft ihm der Temperamentausfall: „Unverschämter Lümmel", — ein Aufbrausen, das durch die gegebene Situation durchweg erklärlich ist, aber aus taktischen und stilistischen Gründen besser hätte unterbleiben sollen. Das letzte Wort behielt ja, zum deutlichen Anzeichen dessen, daß ein unbefangener Richtspruch den Parteiwahn heute noch nicht einzudämmen vermag, nun doch der Angeklagte und mit ihm der proletarische Klassenparoxysmus, da die Justiz pathetisch als eine Dirne, der Vorsitzende aber als ihr Zuhälter abgetan wurde.

Daß in diesem Monstreprozeß der Räuberei und Parteileidenschaften — wider Erwarten der Hassenden von rechts und links — kein Todesurteil erfolgte, war ein taktischer Meisterzug aus der Klassenverwirrung hinaus. Denn man darf sich über die Tatsache nicht hinwegtäuschen: dieser Prozeß war nun einmal ein taktisches Großunternehmen, wobei es nach zwei Himmelsrichtungen zu bremsen galt. Man hätte das Moment, daß durch die Stichwörter „Bourgeoisie" und „Proletariat" alle Makel und Herrlichkeiten dieser Welt nicht zu erschöpfen sind, gern aus der Rede des Staatsanwalts schärfer und sinnfälliger hervorklingen hören. Nicht um die Person des Hölz ging es. Es ging um den Versuch, ob den Tribünenkeilereien, wenn es sich um untilgbare

Garantien einer ausgleichenden Gerechtigkeit handelt, dann wieder ein durch Fraktionsdünkel unanfechtbares Forum erwachsen ist? Der Versuch gelang nicht in allen Teilen. Der Richterspruch drang durch, aber die Straße sorgte ergiebig für störende Nebengeräusche.

Die Ueberschätzung des Regisseurs / Von C. F. W. Behl

Zu einem dänischen Journalisten äußerte im vergangenen Winter Max Reinhardt auf die Frage, was er mit seinem Theater wolle: „Mich selbst!" (Voss. Ztg. v. 3. Dez. 1920).

In seiner prahlerischen Monumentalität charakterisiert dieses Bekenntnis mit immerhin ehrlicher Offenherzigkeit die gegenwärtige Situation der deutschen Theaterkunst: die Periode des Regisseur-Imperialismus. Wer in den letzten Jahren über die Taten unserer Schaubühnen sein Urteil zu formulieren hatte, sah sich immer wieder wie von einer höheren Gewalt gezwungen, des Spielleiters als eines Hauptakteurs zu gedenken. Die Namen Reinhardt, Jessner, Berger, Martin u. a. m. rückten stets aufdringlicher in den Vordergrund. Diese Sichtbarwerdung einer Kraft, deren wesentliche Leistung gerade in der anonymen Wirksamkeit, in einer gewissermaßen objektivierten Erhöhtheit über dem Ganzen zu suchen ist, ward allmählich eines der bedenklichsten Merkmale fortschreitender Veräußerlichung. Der Regisseur, dessen vornehmster Beruf es sein sollte, Diener am Werk zu sein, hat sich zum Herrn, zum Tyrannen aufgeschwungen; — die Dichtung ist zum Objekt geworden, daran Der und Jener seine besondere Begabung, seine persönliche Eigenart möglichst augenfällig zu demonstrieren trachtet. Der Schauspieler-Star ist vom Regisseur-Star abgelöst worden, und es hat sich in den letzten Wintern nicht selten ereignet, daß verschiedene Bühnen dasselbe klassische Stück, gesehen durch verschiedene Regie-Temperamente, konkurrierend darboten. Man hat dann, selbst bei den begabtesten Regisseuren, die vieles Wesentliche vortrefflich herauszuarbeiten wußten, gerade die sogenannten Nuancen, die meist unwesentliche Ornamentik bestaunt und bejubelt und manch starkes Talent mit kritikloser Überschätzung des Nebensächlichen auf kunstfremde Irrwege verlockt. Jessner beispielshalber ist sicherlich ein bedeutender Gliederer szenischer Handlung; aber der Geist Schillers oder Shakespeares und seine reine Vermittlung bleibt dennoch tausendmal wichtiger als die überraschendsten Einfälle eines geistreichen Regisseurs. Man macht überhaupt heute viel zu viel Aufhebens von Neueinstudierungen und täuscht sich darüber, daß vielfach nur marktschreierische Gebärde von der künstlerischen Sterilität der Zeit abzulenken trachtet. Es ist immer sehr verdächtig, wenn etwas Selbstverständliches, eine notwendige Voraussetzung (wie die Regieleitung im Theater) künstlich hervorgezerrt und als Besonderheit ausgerufen wird (.... gleich als wollte in einem Orchester die zweite Geige das Ganze vordringlich übertönen).

*

Vor Jahren, als Otto Brahm, der große ernste Meister der deutschen Bühne, uns Ibsen und Hauptmann unvergeßbar in die Seele spielte, galt noch als einzige Losung sein bescheiden-stolzes Wort, daß *der* Regisseur der beste sei, der unsichtbar bleibe, von dem man nichts merke. Und auch der junge Max Reinhardt, sein phantasiebeflügelter Schüler, ein eigenstarker Mensch mit (einstmals) sicherem Instinkt, hielt Treue diesem Wort, als er fortwirkend Wilde und Hofmannsthal, Gorki und Maeterlinck, Lessings „Minna" und den ersten hold bezaubernden „Sommernachtstraum" zu lebendigstem Sein erweckte. Alfred Kerr durfte damals in seiner „Schauspielkunst" sagen: „Erst durch Reinhardt und seine Schar sind bei uns in der Regie Zustände geschaffen, die sich vor Antoine sehen lassen können" .....

Doch dann begann die Abirrung ruhelos umherschweifenden Ehrgeizes. Es kamen Abende, wo statt des Dichters und seiner berufenen Mittler, der Schauspieler, ein von der Tagesmode berauschtes Publikum Reinhardt schreiend vor die Rampe klatschte. Unhemmbar ging es abwärts zur Sensationsregie. Kerr sah sich bald gezwungen, zu bekennen: „Bei Reinhardt wird das Seelische einer Dichtung nie totgemacht — aber kaum so erfolgreich bearbeitet wie ihr Kleid. Vor zwei Jahren sprach ich von psychischer Meiningerei; ich möchte heut auf das Ad-

jektivum kein Gewicht legen . . ." („Tag" v. 28. Sept. 1906). Statt Stanislawskis musikalischer Beseelung, statt des großen Vorbildes der Moskauer (deren Vorführung eines historischen Zarenstückes mir als Muster unaufdringlicher Vielfalt, natürlichster Rhythmisierung und genialer Stoffzwingung unvergeßlich bleibt), ward Sire Herbert Beerbohm-Trees farbenklexige Bühnenschau beispielgebend. . . . Und zehn Jahre nach dem ersten Aufleuchten seiner grellroten und süßvioletten Scheinwerfer im Krolltheater hatte sich das bunte Licht als Machtmittel einer grob suggestiven Regie durchgesetzt. . . . Die Ehrfurcht vor der Dichtung, vor der Heiligkeit des Wortes verschwand immer mehr. . . . Umrankung, Ausschmückung, Aufputz wurden stets vordringlicher. Tableau und Pantomime empfand man kaum noch als Barbarei. Der Starrkrampf des lebenden Bildes drohte akut zu werden. Eine heillose Kunstverwirrung hatte eingesetzt. Instinkt war zum Teufel gegangen. Und so wurde es schließlich möglich, daß derselbe Reinhardt (dem nebenher immer noch bis auf den heutigen Tag Meisterleistungen wie Strindbergs „Totentanz", Goethes „Stella" oder Büchners „Woyzeck" glückten) die groteske Mißgeburt des Großen Schauspielhauses als seiner künstlerischen Sehnsucht Ziel proklamierte. In einer temperamentvollen, wohlbegründeten, nur bisweilen allzu hitzig ins Persönliche abschweifenden Streitschrift „Zirkus Reinhardt" hat Franz Ferdinand Baumgarten (Verlag H. H. Tillgner, Potsdam 1920) diese Zwitterschöpfung mit vollem Recht als ein Produkt des Regisseur-Größenwahnsinns gekennzeichnet. Dem ist in der Tat die deutsche Bühne heute preisgegeben. Und schon droht Schlimmeres: Vom Regisseur zum Dekorateur, vom Dekorateur zum Installateur geht die Entwicklung. Unaufhaltsam hereinbrechender Amerikanismus preist auf den Theaterzetteln mancher Bühnen die Modehäuser an, die die Toiletten lieferten. Die Szene wird zur Modenschau, die Schauspielerin zum Mannequin. Da gibt es kein Halten mehr. Ist erst der Schwerpunkt des Theaterspiels aus seiner natürlichen Lage, in der seelisch-künstlerischen Mitte der dramatischen Dichtung, einmal verlegt, so gleitet er immer weiter fort in die Peripherie. Die entscheidende Wendung zur Veräußerlichung des Theaters ist mit der Überschätzung des Regisseurs erfolgt. Und Hebbels beschwörende Anklage in seinem Aufsatz über das deutsche Theater 1859 will wieder Wahrheit werden:

„Jedermann weiß, daß der Dichter überall eher anzutreffen ist, als auf den Brettern, die bloß seinetwegen zusammengezimmert sein sollen, und das muß ein ganz verlorener Abend sein, den jemand noch ans Theater wendet, wenn ihn anders nicht ein Virtuos oder ein sonstiger Nebenreiz hineinlockt. . . . . Und in Wien werden Ausstattungsstücke gegeben, über welche die allerdevotesten Tagesblätter mutig genug sind, zu bemerken, daß die Direktion, wenn sie eine Modenausstellung veranstalte, doch auch die Kleiderkünstler zur Beurteilung einladen möge statt der Ästhetiker . . . ."

*

Dennoch bleibt Hoffnung! Hoffnung, gerade weil wir begabte Regisseure besitzen, die, sich bescheidend und in den Dienst der Dichtung zurückkehrend, ein großes Wunder wirken könnten . . . Es soll nicht verschwiegen werden, daß wir auch vor manchem dräuenden Schrecknis bewahrt blieben. Die „Einsamen Menschen" sind uns nicht expressionistisch gekommen (welch Glück, daß Hauptmann, sachkundig, ein wachsames Auge behielt!) und Martins Weber-Regie verzichtete klug auf gymnastische Übungen und hielt sich, im wesentlichen traditionsgetreu, im Rahmen sicheren Könnens.

Kayßlers Volksbühne hat jetzt einen Regisseur, dessen Name (trotz allem!) einmal genannt werden soll — gerade weil er Diener am Werk bleibt und von innen heraus formgebend wirkt, weil er nicht sich selbst im Theater zu suchen scheint, sondern den Dichter — weil er Tagores lyrischen Stimmungszauber im „Postamt" erschwingen machte, weil er mit munterster Laune Shakespeares Irrungskomödie herunterwirbelte, weil er die strenge Erhabenheit der sophokleischen „Antigone" durch keinen barocken Schnörkel verdarb. Er heißt Jürgen Fehling. Möge die Hybris der Regie-Mode ihn ferner meiden. Möge ihm und allen seinen Kollegen jene Mahnung Leitmotiv werden, die durch den Mund Hamlets einer der genialsten Regisseure nicht nur dem Schauspieler zurief, „niemals die Bescheidenheit der Natur zu überschreiten".

Die natürliche Ordnung der Dinge gliedert den Spielleiter ein als die unsichtbar wirkende Kraft in den Dienst des Ganzen. Kapellmeisterehrgeiz steht ihm nicht an. Er gleicht vielmehr der Gesamtheit des Orchesters. Höchste Sachlichkeit heißt seine Sendung. Anonymität ist sein größter Ruhm. Mittler durch Temperament kann nur der Schauspieler werden.

Das dadaistische Gedicht / Von Dr. Hans Benzmann

Man kennt ja das Bild eines dadaistischen Gedichts. Unmittelbar werden Sinneseindrücke und die gleichzeitigen Gedanken dazu und andere, die die Gehirnnerven grade durchschwingen, Vorstellungen im Zusammenhang und ohne Zusammenhang, wie sie kommen und gehen, und vor allem, wie sie unmittelbar Laut und Wort werden, hingesetzt. Vielleicht um ein Thema, um eine Situation, um einen Vorstellungsmittelpunkt rundet sich das Gedicht. Alle Geräusche, die den Dichtenden umtönen, klingen mit, alle Lichter werden reflektiert, Zufälligkeiten, halbbewußte Gesichtserscheinungen, plötzliche mechanisch auftauchende Einfälle, alles wird mitgenommen. Aber auch die Dinge erhalten Laut, Ausdruck aus ihrem Wesen, sie spiegeln und singen gleichsam aus sich heraus ihre Natur und ihr Erleben, sie tun dies ungestört, oder ihre Stimmen mischen sich miteinander, auch mit der Stimme des Dichters; so wird alles wieder von dem im Gehirn des Dichtenden unablässig rotierenden Rade wieder aufgenommen, so wird das Gedicht zu einer Kugel, die alles umfaßt, was in ihr, der Mittelpunkt, der dichtende Mensch, in diesem Bereich, in dieser „Sphäre" sieht, hört, riecht, schmeckt, denkt, fühlt, so wird alles gleichsam zu einer von Leben erfüllten Kugel, zu einem Organon, in dem alles bewegt ist. Man versteht nun die Begriffe, die Probleme des Bruitismus (bruitistische Konzerte, Konzerte aus allen möglichen Geräuschen, aus dem Lärm des Lebens usw.) und der Simultaneität. Hierüber sagt Huelsenbeck in seiner Schrift „En avant dada" (Verlag Paul Steegemann, Hannover):

„Simultaneität (von Marinetti in diesem Literatur-Sinne zuerst gebraucht) ist eine Abstraktion, ein Begriff für die Gleichzeitigkeit verschiedener Geschehnisse. Es setzt eine erhöhte Sensibilität für den zeitlichen Ablauf der Dinge voraus, es dreht das Nacheinander des a=b=c=d in ein a-b-c-d, es sucht das Problem des Ohrs in ein Problem des Gesichts umzuwandeln. Simultaneität ist gegen das Gewordene für das Werden. Während ich mir z. B. nacheinander bewußt werde, daß ich gestern eine alte Frau geohrfeigt und mir vor einer Stunde die Hände gewaschen habe, fällt der Schrei der Bremse einer elektrischen Straßenbahn und das Poltern des Ziegels, der vom nächsten Dache fällt, gleichzeitig in mein Ohr und mein Auge (sein äußeres oder mein inneres) richtet sich auf, um in der Gleichzeitigkeit dieser Geschehnisse einen schnellen Sinn des Lebens zu erhaschen. Aus den mich gleichzeitig umgebenden Ereignissen des Alltags, der Großstadt, des Zirkus Dada, Gepolter, Schreien, Dampfsirenen, Häuserfronten und Kalbsbratengeruch erhalte ich den Impuls, der mich auf die direkte Aktion, das Werden, das große X hinweist und -stößt. Es wird mir unmittelbar bewußt, daß ich lebe, ich fühle die formbildende Kraft, die noch hinter dem Hasten der Kommis der Dresdner Bank und der einfältigen Gradheit der Schutzleute steckt. Simultaneität ist direkter Hinweis aufs Leben und sehr eng mit dem Problem des Bruitismus verwandt. So wie die Physik Klänge (die sie in mathematischen Formeln aussprechen kann) und Geräusche unterscheidet, welch letzteren ihre Symbolik und Abstraktionskunst hilflos gegenübersteht, weil sie direkte Objektivation der dunklen Lebenskraft sind, so drückt hier der Unterschied ein Nacheinander und eine „Simultaneität" aus, die der Formulierung spottet, weil sie direktestes Symbol der Handlung, der Aktion ist. Ein Simultangedicht heißt also am Ende nichts anderes als: „Es lebe das Leben"."

Ich habe diese Erklärung hier wiedergegeben, weil die eigentlichen künstlerischen Probleme des Dadaismus nicht schärfer formuliert werden können als hier. Das, was Huelsenbeck hier Simultaneität nennt, d. h. die Darstellung dessen, was zugleich in einem Moment geschieht, empfunden, erlebt wird, war auch bisher in gewissen Grenzen künstlerisches Thema, künstlerische Aufgabe der Dichtung, ganz besonders der Stimmungslyrik. Diese suchte ja gerade durch undefinierbare Ingredienzien des Stiles und der sprachlichen und rhythmischen Mittel, sei es durch eine möglichst einfache oder durch eine möglichst objektive differenziertere Art den ganzen in sich bewegten Komplex einer Stimmung zu erfassen. Und es hat sich herausgestellt, daß immer gerade die einfachsten und natürlichsten Mittel den ganzen Vorgang am deutlichsten veranschaulichten. Also das Thema ist

durchaus nicht neu. Aber man kann die Simultaneität bei der Differenziertheit der modernen Kultur, bei der immer mehr steigernden Kompliziertheit des Lebens wie der Phantasieerlebnisse natürlich im Sinne des modernen Menschen zu einer besonderen Aufgabe der Kunst machen, zu einer Stilaufgabe, man kann sie so intensiv wie möglich behandeln. Fragt sich immer, ob jenes urtümliche und eigentliche Immanente aller Kunst — die unmittelbare Wirkung — durch diesen Stil, durch dieses sprachliche Gebaren erzielt wird. Ich finde ein charakteristisches Beispiel für diesen Stil in dem dadaistischen Roman von Melchior Vischer: „Sekunde durch Hirn" (Paul Steegemann Verlag, Hannover). Der Roman beginnt mit einer realistischen Schilderung. Ein Maurer arbeitet auf einem Baugerüst usw., und nach dieser gewissermaßen epischen Darstellung der Situation setzt dann eine Darstellung des Inkommensurablen ein, der Windgeräusche, der Windseele, der Momente auf der Straße, der Vorstellungen und Reflexe davon (in der Seele des Maurers). Ich setze dieses interessante Beispiel hierhin:

„Jörg Schuh stand breit am Baugerüst, lachte zugleich mit dem kreischen Ton des Stichels; kaute sein Brot und wußte, daß er Stuckatör. Scharf war Wind in dieser Vogelperspektive. Mit einem Aug am Gesims ornamentierend, mit andrem aufs Pflaster vierzig Stock tief hinabblinzelnd auf sonnbeklexten Asphalt, der grell heraufschrie. Trotzdem straßerasendes Gemensch sehr winzig unten wimmelte, sah er dennoch den großen Busen der Magd Hanne aus dem Wolkenkratzer gegenüber Nr. 69.

Der Busen, der Bubusen ist prächtig plastisch, als hätte ihn ein Stuckatör geformt! entriß sich ekstatischer Satz aus Jörgs bewundernder Kehle mit oberhalb geilen Glotzaugen, die überkegelten, Planke schaukelte, Kopf, Füße wankten quer durcheinander, Wind pfiff . . . . . krolosche su krolo su su suuuuu huih — — — iiihh! die Ewigkeit! in die Ewigkeit! Fahr mr Euer Gnadn? grüßte spiegliger Zylinder gelbblauen Mannes einladend, billig, der Kilometer drei Halsbrüche und neun Tode. Ich bin Ekstatiker auf Kubus, im letzten Leben war ich Mathematikprofessor und da auf der großen Milchstraße bin ich jetzt Droschkenkutscher. Also fahr mr Euer Gnadn? — Nein ich danke, ich nehme prinzipiell nur Taxameter! — Aber ich hab Gummireifen an den Radln, oh Marke „Gigant". — Gehns in ein Bordell — Bittäähh!"

Hier ist jene Simultaneität in deutlicher und in der Tat sehr anschaulicher Weise erreicht, von der Hülsenbeck spricht. Aber hier handelt es sich um primitive einfache gegenständliche Dinge, die leicht zu erfassen sind. Und wir sind uns bewußt, daß derartige Stimmungen, wenn auch nicht so absichtlich herausgearbeitet, reichlich in früheren naturalistischen Dichtungen, ja gelegentlich in jedem landläufigen Roman zu finden sind. Es kommt nun darauf an, ob auch in der mehr persönlich gearteten Lyrik, der reinen Erlebniskunst, in der gehobenen Phantasiekunst diese Simultaneität, diese Beweglichkeit, die ja auch schon das Problem des Futurismus war, und auch des Bruitismus (Darstellung der Lebensgeräusche wie der inneren Stimmen usw.) ersichtlich und überzeugend zum Ausdruck kommt und ob diese Methode, zu der sich doch Huelsenbeck deutlich in seinen Schriften bekennt, derartig bedeutsame Ergebnisse gezeitigt hat, daß man diese überrascht und im tiefsten überzeugt als Bereicherungen der Kunst, als originale Leistungen, als originale Lösungen des Problems von der unmittelbaren Darstellung des Lebendigen unmittelbar empfindet. Denn unzweifelhaft wird auch der dadaistische Künstler von dem natürlichen Triebe beherrscht, schöpferisch zu sein, neue Werte zu schaffen. Alles Gerede über die unentwegte Gleichgültigkeit, aller snobistische Zynismus, alle Blasiertheit und Frivolität ist doch schließlich eitle Selbsttäuschung. Man findet nun bei dem Dichter, der m. E. von den Dadaisten am meisten ernst zu nehmen ist, in Huelsenbecks Gedichtsammlung „Phantastische Gebete" (Malik-Verlag, Berlin), Gedichte, die in jenem realistischen Sinne die Gleichzeitigkeit der Momente, des Sichtbaren wie des Vorgestellten, der seelischen Reflexe veranschaulichen, auch, wie ich hervorhebe, in einem künstlerischen Grade, der nachweist, daß hier doch wertvolle künstlerische Probleme mit besonderer Energie gelöst werden. Wenn diese Intensität in der Darstellung des Lebendigen das Charakteristikum des Dadaismus ist, so hat letzterer damit das künstlerische Stilgebiet, die Möglichkeiten der Darstellung erweitert und die Berechtigung seiner Bestrebungen erwiesen. Von solchen Gedichten Huelsenbecks nenne ich — man möge sie in der genannten Sammlung nachlesen — „Tod Meistersinger". „An die Kokette Ludwig" und auch „Baum". Um den Stil dieses

Dichters an einem Beispiel, das mir noch immerhin, wenn auch nicht durchweg, verständlich ist, zu kennzeichnen, teile ich hier das Gedicht „Baum" mit. Ich vermute, daß der Dichter in ihm eine abendliche Wanderung aus der Stadt heraus darstellt. Der Anfang veranschaulicht die sog. Simultaneität, das Chaos der hereinbrechenden Eindrücke, Lichter, Gestalten, Geräusche, des bewegten mechanischen Lebens, bis mehr und mehr der Baum als Eigenwelt in der Umwelt sich enthüllt, sich als Einzelschicksal von sich aus offenbart, als ein selbständiges Leitmotiv, das doch wiederum in die Sphäre des Organischen, des Lebendigen übergeht. Ob die eingestreuten Interjektionen die Geräusche des Lebens, das Lied der Dinge oder der Stimmung des Dichters — vielleicht beides — angeben, weiß ich nicht, ich möchte vermuten, daß der Dichter hiermit das undefinierbare Mechanische der Außen- und Innenbewegtheit ausdrücken will.

Baum

Langsam öffnete der Häuserklump seines Leibes Mitte
dann schrien
die geschwollenen Hälse der Kirchen nach den Tiefen
über ihnen
hier jagten sich die Hunde die Farben aller je gesehenen Erden alle
je gehörten Klänge stürzten rasselnd in den Mittelpunkt
es zerbrachen die Farben und Klänge wie Glas und Zement und
welche dunkle Tropfen schlugen schwer herunter
im Gleichschritt schnarren die Gestirne nun und recken hoch die Teller
in ihrer Hand
O Allah Cadabaudahojoho O hojohojol
O burrubu hihi o burrubu hihi o hojohojolo
und weiß gestärkte Greise ho
und aufgeblasene Pudel ho
und wildgewordene Kioske ho
und jene Stunden die gefüllt sind mit der Baßtrompeten Schein
Fagotte weit bezecht die auf den Gitterspitzen wandeln und Tonnen
rot befrackt gequollene Dschunken ho
Oho oho o mezza notte die den Baum gebar
die Schattenpeitschen schlagen nun um deinen Leib
weiß ist das Blut, das du über die Horizonte speist
zwischen den Intervallen deines Atems fahren die
bewimpelten Schiffe
Oho oho über den Spiegel deines Leibes saust der Jahrhunderte Geschrei
in deinen Haaren sitzen die geputzten Gewitter wie Papageien
Luftschlangen und Flittergold sind in den Runzeln deiner Stirne
Alle Arten des Verreckens liegen vor dir begraben
oho
sieh Millionen Grabkreuze sind dein Mittagsmahl
die Kadenz deines Kleides ist wie Ebbe und Flut
und wenn du singst tanzen die Füße vor dir
Oho joho also singst du also geht deine Stimme
O Alla Caudabaudahojoho O hojohojolodomodoho
O burrubuh hihi o burrubuh hihi o hojohojolodomodoho.

Wie gesagt, das Gedicht ist immerhin zu verstehen, es ist abgerundet, ein Komplex, eine in sich bewegte Kugel, ein Konglomerat des Lebendigen.

Aber es gibt nun in demselben Buche Gedichte, die ich — bei bestem Willen dazu — nicht verstehe, in welchem jene Interjektionen, Ausrufe, Laute, Vokale und Konsonanten doch nicht mehr als Geräusche oder als Stimmungsausdrücke aufgefaßt werden können, in welchen sie vielmehr eine abstrakte selbständige Bedeutung gewinnen, die ich nicht verstehe.

Ebene
Schweinsblase Kesselpauke Zinnober eru eru eru
Theosophia pneumatica
die große Geisteskunst — poème bruitiste aufgeführt
zum erstenmal durch Richard Huelsenbeck DaDa
oder oder birribum saust der Ochs im Kreis herum
oder
Rohraufträge für leichte Wurfminen-Rohlinge 7,6 cm
Chauceur
Beteiligung Soda calc. 98/100%
Vorstehend damo birridamo holla di funga qualla di mango damai dà dai umbala damo
brrs pffi commencer Abrr Koppi commence Anfang
Anfang
sei hei fa da heim gefragt
Arbeit
Arbeit
brä brä brä brä brä brä brä brä brä brä

Es ist der Anfang des ersten Gedichtes in der genannten Sammlung. Hier beginnt die dadaistische Ironie, die Reklame, der dadaistische Humbug, wie

man es genannt hat, das absichtlich Sinnlose. Vielleicht zeigt der Dadaismus hier erst sein wahres Gesicht. Und hier werden nun alle Theorien von Simultaneität usw. am Objekt oder am vollkommenen unverständlichen Subjektivismus zuschanden. Und mag das alles — die meisten Gedichte Huelsenbecks zeigen diese Art, also wohl die eigentliche Wesensart des Dichters — Ironie, Humbug, Satire, Phantasie, Groteske usw. genannt werden, mögen hier und dort helle Lichter aufblitzen, treffende Schlager usw. — der Eindruck ist und bleibt ein chaotischer. An diesem Subjektivismus, mag er ernst oder ironisch gemeint sein, scheitert die Mission des Dadaismus, wenn sie recht eigentlich in dieser — dadaistischen — Willkür gefunden sein will.

Ähnlich ist es mir ergangen mit den Dichtungen des berühmten und nach den vorliegenden Kritiken — vgl. Heft 1/2 der dadaistischen Zeitschrift „Der Marstall" — berüchtigten Dadaisten Kurt Schwitters, dessen Gedichtbuch „Anna Blume" (Verlag Paul Stegemann) soviel Aufsehen erregt hat — weshalb, begreife ich nicht, denn die Gedichte sind als Poesien und noch mehr als „Humbug" sehr harmlos. Allerlei expressionistische Stilarten werden in ihnen variiert, Anklänge z. B. an die Dichter des Verlages „Der Sturm", an August Stramm, Behrens, Lothar Schreyer finden wir in ihnen — vielleicht sollen diese Dichter ironisiert werden —. Wer die Vorträge des Vortragskünstlers Rudolf Blümner im „Sturm" gehört hat, der wird ihn im folgenden Gedicht, das auch die exzentrischen Sprachvergewaltigungen der Sturmdichter nachäfft, in seinem Wesen wiedererkennen. Dieses Gedicht ist tatsächlich voll drastischen Humors:

Portrait Rudolf Blümner.

Der Stimme schwendet Kopf verquer die Beine.
Greizt Arme qualte schlingern Knall um Knall.
Umstrahlend ezen Kriesche quäke Dreiz.
Und Knall um Knall.
Verquer den Knall zerrasen Fetzen Straummscher
quill
Und Knall um Knall.
Und Knall um Knall.
Kreuzt Arme beinen quillt den Stuhl.
Der Stuhl ist eine Schraube, klammerwinden
Stramm.
Und Knall um Knall der Stimme köpft
Die Beine schrauben Arme würgend liß.

Aber von der Simultaneität und dem ganzen Programm des Dadaismus findet man wenig in diesen Gedichten, die den Dadaismus in Reinkultur darstellen. Hin und wieder hat man den Eindruck, daß hier ein Dichter sich verschandelt, der mehr kann als er vorgibt, sogar wärmere Empfindungen glänzen dann und wann auf. Aber alles ist selbst als chaotischer und subjektivster Humbug genossen so dürr, nüchtern und harmlos, der angebliche Humor und Humbug, abgesehen von ein paar guten Einfällen, so gesucht und gequält, daß mir der Beifall, den dieser Dichter (bei seinen Freunden natürlich) gefunden hat, unbegreiflich erscheint. Selbst als Hanswurst ist er ledern!

Im Gegensatz zu diesem, immerhin derbrealistischen, überflüssigen Satiriker ist Hans Arp der Romantiker, die seraphische Gestalt unter den Dadaisten. Man hat ihn einmal den Eichendorff der Dadaisten genannt. So unberechtigt ist das nicht. In den Gedichten seines Buches „die wolkenpumpe" (Verlag Steegemann) blitzen in dem phantastischen Chaos der Bilder, Worte, Klänge, die der Dichter ganz willkürlich bunt durcheinander wirft, feine poetische Edelsteine auf. Der ganze Kosmos wird zu einem bunten Spiel von Farben, Sinneseindrücken und sich widersprechenden, sich jagenden, sich miteinander vermischenden Reflexen. Wie gewisse Rätselbeispiele des Volkslieds macht das Gedicht die unmöglichsten Beziehungen der Dinge zueinander möglich. Kosmos und Phantasie mischen sich und gebären immer neue Variationen von Gedichten, Wortspielen, Klängen. Romantik und Märchen, Lied und Legende glühen mosaikartig auf. Jedenfalls ist diese Phantasie die Simultaneität kommt hier phantastisch zum Ausdruck — als eine romantisch-kosmische anzusprechen. Jedenfalls auch offenbaren sich in allen diesen romantisch-ironischen Spielen dichterische Qualitäten. Dies alles mag das folgende Gedicht bestätigen.

in den gräsern hingen die klöppel und schlugen das
maisummen
von den bögen flogen die schnäbel
wasser wurde zu schnüren und bändern geflochten
und zu knoten geschlungen
schon damals schüttelte einer den kopf über den
hokus pokus der welt
eine hand schlug den sommerregen und das gras das
vom himmel niederwuchs wie einen vorhang zurück
regenbogen in regenbogen geschlungen ergab jene

bretzel in der die blasenden vögel mit tonsuren die
meere wie motten in den krallen hielten
die masken atmeten die berge durch das eine nasen-
loch ein und stießen sie als rauch durch das andere
wieder aus
die vögel hingen ihre glasschweife wie wasserfälle aus
den felsen
die toten mit den pantinen aus kohle hingen als lote
von den decken nieder
legt den sternen hemmschuhe an
holt aus den schränken die siegellackmantillen für die
vögel
hebt mit den flaschenzügen die dramatis personae
aus der tiefe

Die besprochenen Dichter stellen in markantester Weise, jeder in seiner Art, den dadaistischen Stil dar. Nun ist das eigentliche Gesetz des Dadaismus dem Leben, dem Moment, man kann auch sagen dem Spontanen hingegebene Willkür. Ein willkürliches ironisches Spiel, von dem harmlosesten Unsinn in Wort und „Sinn" bis zur blutigsten zynischen Satire, bis zur blasierten Pose, bis zur ludenhaften Brutalität. Welch Unterschied aber zwischen diesen formlosen Dichtern, deren Sprache bis zum Lallen, bis zu konvulsivischen Zuckungen und Verzerrungen herabgesunken ist, deren Witz sich in öder Selbstironisierung und frivoler Reklame erschöpft, und den großen Verächtern des Lebens, die den Unverstand des Lebens gewissermaßen in ihrer Tiefe erfaßten, welch Unterschied zwischen diesen läppischen nichtigen Spaßmachern, und einem Villon, einem Li-tai-pe! In dieser Beziehung stellt der Dadaismus eine widerwärtige, aus dem Zusammenbruch der europäischen Kultur emporgehobene Mißgeburt dar, ein Phantom, eine nur durch ihren Nihilismus magisch wirkende Sensation. Eine Erscheinung der deformierten Zeit. Ein radikaler Subjektivismus, in allen seinen Äußerungen, der bis zur letzten Grenze der Vertrottelung des Geistigen, des Künstlerischen der Sprache gelangt ist. Denn dies beweisen auch die meisten Gedichte Huelsenbecks, fast alle sogenannten Gedichte Schwitters und viele Gedichte Arps, daß in dieser nicht mehr zu übertreibenden Willkür, in dieser Verwirrung der Worte, in diesem Lallen und Schreien und Kreischen in Worten, Lauten usw. das eigentliche Wesen der Dadaismen zu suchen ist. Darüber dürfen auch die besten Theorien und Programme nicht hinwegtäuschen. Soll das Lebensweisheit, letzte Lebensäußerung darstellen oder soll es Humbug und nur das sein? — Nie wäre das Leben mit seinen ewig lebendigen Quellen einseitiger behandelt und ärger belogen, nie wäre die Kunst in ihrem natürlichen schöpferischen und dem Ganzen hingegebenen Wesen schlimmer mißhandelt, nie wäre der Humor und selbst das Komische, die Satire, der Zynismus dilettantenhafter behandelt als diesmal durch den Dadaismus. Dies gilt im allgemeinen von den „Offenbarungen", den „schöpferischen" Taten dieser Dichter. Man könnte sagen: Der Unsinn widerlegt und überlebt sich selbst, man kann ihn nicht widerlegen. Er ist da, hat seine Zeit und wird verschwinden, wird binnen kurzem sich wieder verkriechen. Das ist richtig und wird auch so kommen. Aber es ist doch eine Zeiterscheinung, die als solche, rein objektiv genommen, nicht uninteressant ist. Wie man ja auch Mißgeburten anatomisch behandelt und den Besessenen zu verstehen sucht, wie ja auch selbst Simulanten in ihrem Wesen zu begreifen, ein an sich interessantes Unternehmen ist.

Andrerseits zeigen ja auch einige dieser Dichter, wie ich nachgewiesen habe, interessante und bedeutsame dichterische Qualitäten an sich. Ich bin neugierig darauf, wie sich der geistvolle und vielgewandte Huelsenbeck, wie sich der feine romantisch-phantastische Poet Hans Arp weiter entwickeln wird. Endlich sind doch auch manche künstlerische Bestrebungen des Dadaismus, für die Huelsenbeck ernstlich in seinen Streitschriften eintritt, obwohl sie in der Praxis durch den völligen Subjektivismus verwischt werden, ästhetisch ernster zu nehmen, insbesondere das Prinzip der sogenannten Spontaneität. Dies Prinzip ist freilich, wie ich schon andeutete, immer Grundsatz der gestaltenden Kunst gewesen. In einem Stimmungsgedicht klingt alles mit, was der Dichter sah, hörte, fühlte und dachte. Aber die erhöhte Mannigfaltigkeit der Welt, der Erscheinungen des Lebens, die diffizile Kultur der modernen Seele mag in ihrer Sphäre, in ihrem Element in differenzierteren Darstellungen des Simultanen eine ihrem Wesen entsprechendere Darstellung finden. Auch auf diesem Wege mag sich Unmittelbarkeit — worauf es ankommt — ergeben. Das mögen Expressionisten, Dadaisten — jeder in seiner Weise — erstreben. Daß es auch hier Grenzen gibt, daß der Subjektivismus auch hier der Zerstörer des Unmittelbaren ist, lehrt auch wieder das ernst zu nehmende dadaistische

Gedicht. Auch in dieser Kunst, wenn sie lebensfähig werden will, wird die subjektivistische Willkür, die Dezentralisation durch eine zusammenfassende Disziplin, durch Prägnanz, ja durch Einfachheit — die nicht zu verwechseln ist mit absichtlicher künstlerischer Primitivität — korrigiert werden müssen.

Bemerkt sei noch, daß der Verlag Paul Steegemann in Hannover, der ganz besonders für die dadaistischen Künste eintritt, noch andere Dichter zu fördern sucht, die mit dem Dadaismus wenig oder gar nichts zu schaffen haben. Die Sammlung mit dem anmutigen Namen „Die Silbergäule" umfaßt krasse dadaistische Gedichtwerke und Pamphlete — als Pendant hierzu auch sehr bemerkenswerte zeichnerische Studien, z. B. von Hans Wanders die groteske Reihe „Spuk", von Max Bucharz die ganz dadaistischen Steinzeichnungen „Dämonen" —, aber auch ganz verständliche, z. B. beachtenswerte sprachlich schöne und lebendige, phantasie- und gedankenvolle Gedichte von Max Sidow („Hermaphrodit"), Franz Weinrich („Himmlisches Manifest"), Olaf („Der bekränzte Silen"). Auch der kaltherzige, snobistische Kasimir Edschmid ist mit einer Reihe nicht gar bedeutsamer Gedichte in dieser Sammlung, wie manch anderer Dichter, vertreten. Eigentlich kann man in dieser eigenartigen Kollektion der Widersprüche alle Stilarten von der ältesten Tradition bis zur jüngsten Sensation finden. Der Vergleich wird lehren, daß manches Alte besser ist als das Neue, daß aber auch manches Alte, dessen Art dem Leser einst so schön einging, jetzt wie ein toter Stein am Wege daliegt, wenn man von dem lebendigen Neuen herkommt. Und wir wollen es schließlich gern eingestehen, daß dieser Eindruck auch überraschend sich einstellt, wenn man von der dadaistischen Kunst herkommt. Unzweifelhaft erschließt auch sie wie alles Neue irgendwelche lebendigen Reize.

Ein im Verlage Erich Reiß, Berlin, „im Auftrag des Zentralrats der deutschen Dada-Bewegung" von Richard Huelsenbeck neuerdings herausgegebener „Dada-Almanach" stellt nochmals die hier gekennzeichneten Ideen über Simultaneität und über dadaistische Lebensauffassung in drastischer Reklame zusammen, wie denn ja diese ganze „Bewegung" auf Humbug und Reklame gestellt ist. Wir finden in dem unglaublichen Buche neben Proben des unsinnigsten Dadastils u. a. auch frech zynische, ja rohe und zum Teil doch amüsant groteske Ausführungen von Walter Mehrung über eine angebliche Reise durch die Welt im Auto, ferner eine „Würdigung" des bekannten Oberdada Johannes Baader.

Die Bedeutung der Arbeiterbildung für den wirtschaftlichen Wiederaufbau

Von W. Roß, Hamburg

Nach § 1 des Betriebsrätegesetzes haben die Betriebsräte die Aufgabe neben der Wahrnehmung der wirtschaftlichen Interessen der Arbeitnehmer allgemein den Arbeitgeber in der Erfüllung der Betriebszwecke zu unterstützen. Um diese Aufgabe erfüllen zu können sind den Betriebsräten allerlei Rechte verliehen. So muß ihnen Einblick gewährt werden in alle die Arbeitnehmer berührenden Betriebsvorgänge, der Arbeitgeber hat die Pflicht, dem Betriebsrat vierteljährlich einen Bericht über den Gang des Unternehmens im allgemeinen und die Leistungen des Betriebes und den Bestand der Aufträge im besonderen zu erstatten. Aus diesen kurzen Andeutungen geht hervor, daß den Arbeitnehmern, insbesondere den von ihnen erwählten Vertrauenspersonen, ein hohes Maß von Verständnis für die gesamten Betriebsvorgänge eigen sein muß, wenn sie die Rechte, die ihnen im Betriebsrätegesetz verliehen sind und die auch dementsprechende Pflichten bedingen, zum Besten des Ganzes wahrnehmen wollen. Der Betriebsrat muß volkswirtschaftlich denken gelernt haben, er muß unterscheiden können, wo das privatwirtschaftliche Interesse der Arbeitnehmer, die er zu vertreten hat, gegenüber dem volkswirtschaftlichen Interesse zurücktreten muß, wenn das erstere nicht schließlich selbst geschädigt werden soll. Er muß, mit anderen Worten gesagt, eine Einigung zwischen den Interessen des Unternehmers und letzten Endes unserer Volkswirtschaft und den von ihm vertretenen Arbeitnehmer

zu erzielen suchen. Wenn ihm dies gelingt, so wird er seine Aufgabe, die ihm im Betriebsrätegesetz zugewiesen ist, erfüllt haben.

Leider sind die wenigsten Betriebsräte volkswirtschaftlich so weit geschult, daß sie erkennen können, wo die Interessengrenzen der von ihnen vertretenen Arbeitnehmer aufhören, und die Interessen der Allgemeinheit, die nicht immer den Interessen der Unternehmer gleichbedeutend sind beginnen. Es ist dies eine bedauerliche Tatsache, die selbst auf dem letzten Betriebsrätekongreß zugegeben wurde. Sie ist um so bedauerlicher, als dadurch die Behauptuung mancher Unternehmer, daß es der Arbeiterschaft nur auf möglichst hohen Lohn ankomme. daß ihr Verantwortungsgefühl der Allgemeinheit gegenüber aber nur sehr gering entwickelt sei, in gewissem Sinne gestützt wird. Der Mangel an volkswirtschaftlicher Schulung wird auch durch allerlei Vorkommnisse illustriert, wie sie in der letzten Zeit in der Presse berichtet wurden. So z. B. wenn der Betriebsrat eines Werkes den Vierteljahrsbericht, der ihm doch als vertraulich übergeben ist und worüber er nach den Bestimmungen des Betriebsrätegesetzes unbedingt Stillschweigen bewahren muß, in einem Parteiblatt veröffentlicht. In solchem Werkbericht sind doch allerlei geschäftliche Dinge behandelt, die der Unternehmer als geheim betrachtet. Und wenn solche Geschäftsgeheimnisse an die Oeffentlichkeit gezerrt werden, so ist das nicht nur für den Unternehmer von großem Nachteil, sondern auch für die Arbeitnehmerschaft selbst. Denn schließlich hängt doch das Wohl und Wehe der Arbeiterschaft mit dem Blühen und Gedeihen des Unternehmens eng zusammen. Aber ganz abgesehen davon, durch solche Veröffentlichungen von Betriebsgeheimnissen wird der Handelsspionage des Auslandes Tür und Tor geöffnet. So gelangt auf dem bequemstem Wege die ausländische Konkurrenz hinter die Geschäftsgeheimnisse des deutschen Unternehmers.

Das kann unmöglich der Wille der deutschen Arbeiterschaft sein. Und es ist auch nicht ihr Wille; es mangelt ihr nur an der nötigen Schulung, die volkswirtschaftlichen Folgen ihres Vorgehens übersehen zu können. Sie ist noch zu sehr von dem Gedanken befangen, daß sie nur Objekt des Wirtschaftsprozesses ist und vergißt dabei, das sie durch das Betriebsrätegesetz zum Mitträger geworden ist. Es soll hier nicht über das, was vergangen ist, lange Betrachtungen angestellt werden. Nur soviel möge gesagt sein, daß die Arbeiterschaft selbst und vor allen Dingen die von ihnen gewählten Führer in der Gewerkschaftsbewegung viel Schuld daran haben, daß der einzelne Arbeiter nicht gelernt hat, wo seine eigenen Interessen aufhören müssen, weil die Allgemeininteressen beginnen. Der deutsche Arbeiter in seiner großen Mehrzahl, gerät, kaum der Schule entwachsen, in die Arbeiterbewegung hinein und hier wird ihm immer wieder gepredigt, immer wieder eingehämmert, daß er und seine Klasse nur aufsteigen können, indem er die andere Klasse, die Klasse der Unternehmer rücksichtslos bekämpfe. Es wird ihm niemals gesagt, daß Arbeiter und Unternehmer zusammengehören, daß der eine ohne den andern nicht auskommen könne. Statt dessen wird der ungehemmte Kampf angesagt. Daß die freien Gewerkschaften es unterlassen haben, ihre Mitglieder aufzuklären über die Notwendigkeit einer Arbeitsgemeinschaft zwischen Unternehmer und Arbeiter, daß sie ihnen nicht gezeigt haben, wie nötig solche Arbeitsgemeinschaft im volkswirtschaftlichen Interesse sei, das rächt sich heute ganz besonders. Heute, wo die Arbeitnehmer berufen sind, verantwortlich mitzuwirken an dem Wirtschaftsprozeß und dazu nicht in der Lage sind, weil ihnen die nötige Vorbildung fehlt, weil sie nicht volkswirtschaftlich denken gelernt haben. Hätten die Gewerkschaftsführer früher statt den Klassenkampf zu predigen, sich mehr um die wirtschaftliche Bildungsmöglichkeit ihrer Anhänger gekümmert, hätten sie, statt einseitige Klassenpolitik zu treiben, für die Versöhnung der Klassen gearbeitet, sie hätten der Arbeiterschaft einen besseren Dienst erwiesen. Diese ständen heute, wo sie zur Mitwirkung berufen sind, den Wirtschaftsproblemen nicht so ratlos, zum mindesten nicht so einseitig unterrichtet gegenüber. Was ist heute zu tun? Es muß das nachgeholt werden, was bisher versäumt ist. Es muß eine systematische volkswirtschaftliche Schulung der Arbeiterschaft einsetzen. Allerdings darf sie nicht, das sei hier vorweg bemerkt, einseitig sein. Sie darf die Volkswirtschaft nicht nur vom Standpunkt eines sozialdemokratischen Gewerkschaftsführers betrachten. Die wirtschaftliche Erziehungsarbeit muß großzügig sein, sie muß sowohl die Interessen der Arbeiter- als auch der Unternehmerschaft

ins Auge fassen. Es muß eine volkswirtschaftliche Schulung sein, nicht eine privatwirtschaftliche.

Daß die Forderung nach wirtschaftlicher Bildung zuerst für die Betriebsräte erhoben werden muß, liegt auf der Hand, wenn man bedenkt, daß diese in erster Linie berufen sind, sich mit wirtschaftlichen Fragen zu beschäftigen und dafür das nötige geistige Rüstzeug mitbringen müssen, wenn sie ihre Aufgabe sowohl den von ihnen vertretenen Arbeitern als auch den Unternehmern gegenüber erfüllen wollen. Daß den Räten in den allermeisten Fällen heute die elementarsten Kenntnisse in dieser Hinsicht fehlen, ist eine Tatsache, die, wie vorhin schon erwähnt, von ihnen selbst unumwunden zugegeben wird. Aber nicht nur für die Räte, sondern für die gesamte Arbeiterschaft, muß mehr wirtschaftliche Bildung verlangt werden. Sie muß in der Lage sein, den Männern ihres Vertrauens, den Betriebsräten, verständnisvoll folgen zu können. Es werden dadurch auch Meinungsverschiedenheiten vermieden, die sonst leicht entstehen, wenn der Arbeiterschaft der Ueberblick über das Ganze fehlt und sie deshalb auftauchende Fragen nach einem andern Gesichtspunkt behandelt wissen will, als die in das Wesen der Sache mehr eingedrungenen Mitglieder des Betriebsrates.

Es gilt also, eine umfangreiche Organisation zu schaffen, deren Arbeiten geeignet sind, die Betriebsräte volkswirtschaftlich soweit vorzubilden, daß sie imstande sind, die Aufgaben, die ihnen durch das Betriebsrätegesetz zugewiesen wurden, zu erfassen. Die Betriebsräte ihrerseits könnten dann ihr Wissen weiter an ihre Arbeitskollegen vermitteln, wodurch zweifellos ein besseres Zusammenarbeiten zwischen ihnen und den Arbeitern des Betriebes erreicht würde. Ebenso wie für die Betriebsräte müßten auch für die Arbeiter die Belehrungen und Vorträge systematisch aufgebaut werden. Diskussionsabende könnten zur Vertiefung des Wissens beitragen.

Welche von den schon heute bestehenden Bildungsorganisationen kommt nun für die wirtschaftliche Bildung der Arbeiterschaft in Frage? Die Arbeiterbildungsschulen der sozialdemokratischen Parteien scheiden hierbei aus. In ihnen kann niemals ein unparteiisches Bild von dem heutigen Wirtschaftsleben und von dem, was ihm nottut, gegeben werden. Es sind eben Parteischulen, sie sind auch ihrer ganzen Einrichtung nach mehr auf den politischen Kampf zugeschnitten. Die freie Hochschulgemeinde für Proletarier ist noch zu wenig entwickelt, um bei dieser Bildungsorganisation in Frage zu kommen. Aber auch sie würde schließlich zu einseitig sein. Die Volkshochschulen jedoch dürften die geeignete Bildungsstätte für den volkswirtschaftlichen Unterricht für Arbeitnehmer sein. Ihre den verschiedenen Parteilagern angehörigen Dozenten bieten eine Gewähr dafür, daß nicht eine einseitige Darstellung der Volkswirtschaftslehre gegeben wird, sondern das verschiedene Systeme behandelt werden. Sie bürgen auch dafür, daß das geistige Rüstzeug das sie ihreren Hörern mitgeben, auch wirkliches Rüstzeug ist, kein „Ersatz." Und darauf kommt es sehr an. Es ist der Arbeiterschaft nicht damit gedient, daß ihr allerlei Theorie eingepaukt wird, sondern daß das, was sie gelernt hat, dem praktischen Leben entnommen ist. Nur dann könne sie es auch wieder im praktischen Leben verwerten. Und es bedürfte nicht einmal so umfangreicher Neuorganisationen. Volkshochschulkurse werden in jedem größeren Ort abgehalten. An geeigneten Dozenten wird auch selten Mangel sein, und wo es daran fehlt, würden sicher welche von anderswo herangezogen werden können.

Es gilt also, nur an eine vorhandene Organisation anzuknüpfen. Und dazu sind in erster Linie die Betriebsräte selbst und ihre Organisation berufen. Für die Arbeiterschaft wird es am besten sein, wenn sie sich ihr Bildungswerk selbst schaffen, schon allein deswegen, um den Anschein zu vermeiden, als ob im Geheimen Arbeiterkreise die Kurse zu beeinflussen suchten. Bei dem nun einmal heute noch bestehenden Mißtrauen ist es sehr wichtig.

Wird die ganze Angelegenheit von der Betriebsräteorganisation großzügig angefaßt, so wird es nicht schwer halten, in nicht allzu langer Zeit die wirtschaftliche Bildung der Betriebsräte soweit zu heben, daß sie nicht mehr einseitig den privatwirtschaftlichen Standpunkt, d. h. den der Arbeitnehmer vertreten, sondern daß sie volkswirtschaftlich denken und handeln lernen. Erst dann können sie ihre Aufgabe voll erfüllen. Wenn dann die Betriebsräte ihrerseits versuchen, ihr Wissen an die Arbeitskollegen weiterzugeben, sei es in kurzen Vorträgen, sei es bei Besprechungen im Anschluß an Sitzungen

des Betriebsrats usw., dann ist zu hoffen, daß die gesamte Arbeiterschaft zur Einsicht gelangt, daß nicht nur ihr Interesse allein maßgebend ist, sondern daß darüber das Allgemeininteresse steht. Und diese Einsicht ist für den Wiederaufbau unseres Wirtschaftlebens nötig.

Aufstieg / Skizze von Hugo Marcus

Im Bureau hat es großen Aerger gegeben. Heinrich hat den Brief an Marx & Co. statt in das Separatbuch in das allgemeine Kopierbuch unter M. kopiert. Prokurist hat sieben Minuten vergeblich gesucht und hätte beinahe achttausend Mark Ware falsch beordert. Kommt mit quellenden Augen: Sie Schlafmütze, wachen Sie denn nicht endlich auf? Nach diesen lauten Worten ist es wie ungeheure Stille, durch die Heinrich immerfort hört: Sie Schlafmütze! Es ist auch wirklich still. Die anderen flüstern nur. Kontrastwirkung des Geschreis. Ein Brief ist nicht an der rechten Stelle kopiert. Kleines Versehen. Wirkung im Innersten doch erschütternd. Ursachen und Wirkungen stehen in seltsamem, unlogischem Verhältnis, beobachtet Heinrich.

Hilft beobachten? Setzt es ihn über die Situation, wie manchmal? Heute nicht. Heinrich geht nach dem Schluß des Dienstes auf die Straße. Er möchte sich helfen. Wie? Er hat solche Sehnsucht, jemand eine Freude zu machen. Das wird ihm helfen. Kleines Mädchen, vier Jahre alt, Portierkind, drückt Naschen verlangend an Scheibe einer Bäckerei-Konditorei. Heinrich: Willst du mit hinein? Das Mädchen: ungläubig mit den Augen, mit dem Ärmel Näschen wischend. Heinrich nimmt sie hinein, sieht zu, wie sie drei Pfannkuchen verzehrt. Er vergißt dabei alles Übrige. Hat er Gutes getan, hat er das Kind beschenkt? Das Kind hat ihn beschenkt: es reicht ihm den letzten Kuchen herüber „du sollst essen!" Während es diesen Kuchen doch mit den Augen verschlingt. Wie gut dieses Kind ist! Er hat aus Egoismus gehandelt. Ablenkung für sich selbst. Hilfe für sich selbst. Heinrich ist achtzehn Jahre.

* * *

Heinrich hat Ärger im Bureau gehabt. Ein für alle Mal ist gesagt worden, die Katze, die im Lager gehalten wird, soll nicht in die Kontorräume. Nun ist sie doch herübergekommen, hat Tintenfaß umgeworfen. Heinrich hat nicht dafür gesorgt, daß die Tür zublieb. Diesmal hat es ihm die Katze eingebrockt; und er liebt sie doch. Früh, vor Geschäftsbeginn sind sie zu dreien allein im Raum, der dann ein ganz anderer ist, als am Tage: die Katze, er und ein Frühsonnenstrahl. Tier, Mensch und Kosmos nennt er das.

Sehr müde und traurig geht er einige Stunden später ins vegetarische Restaurant, Mittag essen. Es ist drei Uhr. Eigentlich nach der Eßzeit. Er hat seit früh nichts mehr zu sich genommen. Aus Aufregung. Außer ihm sitzt dort nur noch ein junger Mensch seines Alters. Mit rotem Haarschopf. Heinrich trifft ihn das dritte Mal zu dieser Zeit. Heinrich sieht sich nach der „Menschheitszukunft" um, der Zeitschrift des großen Matrix, jenes flammenden Geistes, der als ferne Hoffnung an seinem Horizont geht. Er liest das Blatt immer mittags. Aber die „Menschheitszukunft" ist in den Händen des jungen Roten. Heinrich denkt: der dort ist so alt wie ich. Weshalb sollte er nicht gleiche Gedanken haben? Er speist vegetarisch. Also haßt er Tiermord und die Verunreinigung durch Leichen wie ich. Und er liest die „Menschheitszukunft". Dieser da ist vielleicht mein Freund, den mir das Schicksal schickt, weil ich für so viel Ungemach entschädigt werden soll. Und wie überreich entschädigt. O, das Schicksal ist gut! Heinrich liest jede Bewegung und Handlung eines Menschen als Anzeichen tieferen Sinnes, als Kennzeichen des ganzen Charakters. So ist er beständig in übergroßen Erwartungen. Das hat seine Gefahren. — Der junge Mensch drüben bekommt seine Suppe und legt die „Menschheitszukunft" fort. Heinrich steht schüchtern auf; fragt, ob er die „Menschheitszukunft" nehmen darf. Mit ein paar Worten forscht er auch, wie der Rote zu dem Blatt stände, und aus welchen Gründen er es nahm. „Es lag gerade da, als ich kam!" sagt er. Heinrich forscht weiter, weshalb der Rote im Vegetarischen ißt. Heinrich ist sehr neugierig. Nun erwartet er ein Bekenntnis gegen Tiermord. „Man bekommt hier für dreißig Pfennig einen solchen großen Teller

Pflaumenreis" zeigt ihm der Rote. Und es liegt so gut für mich vom Geschäft herüber. Wurst sättigt freilich mehr!"

Heinrich, geht. Bin ich der einzige Mensch? denkt er. Und ich glaubte mich nur einen unter zahllosen ganz solchen, ganz so wollenden, in der großen Kameradschaft der neuen Jugend, zu der jeder junge Mensch gehören müßte nur durch seine Geburt schon. Ich dachte, ich brauchte nur die Hand auszustrecken, und ich hätte Kameraden überall. Und nun sind sie nirgends. Ach, ich dachte, ich wäre Typus. Und ich bin Ausnahme. Verachtung und Mitleid stritten in ihm betreffs des Roten. Unvermittelt siegte ein ganz anderes: die plötzliche Vermutung: gewiß ist er sehr tüchtig im Geschäft und für die Menschheit viel wichtiger als ich und mir grenzenlos überlegen! Eine Menschheit nach sich selbst konnte er sich gar nicht vorstellen. Da würde alles still stehen. Nein, zugleich mächtig fortschreiten zu Neuem und an Verwahrlosung des Bestehenden untergehen.

* * *

Großer Ärger im Bureau. Noch am Sonnabend Nachmittag. Es stellt sich heraus, daß Expedient Werner sich vor einem halben Jahr um 12 Mark 50 Pf. in der Faktura an Müller & Co., Seiden en gros, in Königsberg, geirrt habe. Und Heinrich hat den Fehler nicht damals gleich, sondern erst heute gefunden. Es ist nun einmal kein Verlaß auf ihn. Das sieht er selbst ein. Wie soll das werden? Er fühlt sich so schwach, zukunfts- und menschheitsangst. Gerade weil er dem Prokuristen recht geben muß. Er möchte sich an jemand anlehnen, der stärker ist und gut zu ihm, obwohl er es nicht verdient. „Sie Un-chain, Sie Schlemihl!" ruft der Prokurist. Schlemihl! Heinrich denkt an Chamisso und fühlt sich plötzlich heimatlich gestützt, fühlt sich getroffen, fühlt sich wirklich Schlemihl im Chamisso'schen Sinne. Helfer Chamisso! Heinrich grübelt, wie Schlemihl im ironischen Sinne, im Jargon des Spandauer Viertels, des Baumwollviertels entstanden sein mag.

Aber zur Ruhe kommt er nicht. Es steht heute wieder einmal so, daß Betrachten nicht hilft. Denn immer wieder beißt ihn der Auftritt, der noch in seinen Nerven zittert. Niemand ist zur Hilfe da, überlegt er. Ich habe keinen Freund, zu dem ich gehen kann, um mich auszusprechen! Er weiß plötzlich, daß er nur Bekannte hat. Der Unterschied: dem Freunde sagt man gerade das, was man eben um der Bekannten willen am ängstlichsten geheim hält. Bekanntschaft gehört zusammen mit Verwandtschaft und mit Nur-Nichtsagen. Freundschaft aber mit Liebe.

Plötzlich fällt ihm ein: Um sieben Uhr übt der Organist von St. Nicolai in der leeren Kirche noch einmal für den Sonntag. Ja, so etwas weiß er. Er denkt „Musik". Er geht durch die dämmrige Gasse mit heimlicher Freude daran, sich einen Menschen dienstbar zu machen, der davon gar nichts weiß, nämlich den ihm wundervoll scheinenden Organisten Bodegang. Er tritt ein durch die schwere Kirchentür zum verschatteten Vorraum. Nicht die Hauptpforte, aber das Seitenpförtchen nach oben ist im Inneren auf. Er sitzt in der Empore. Die Kirche ist leer. Die Orgel dröhnt Bachs Kantate „Wachet auf". Heinrich hört die große Musik. Allein wie ein König nach der Schlacht in der leeren Kirche. Der Organist spielt nur für ihn. Nein, noch schöner, er spielt für niemand, für die ganze Welt, für das eigene Herz. Sitzt da nicht Bach selbst vor der Orgel? Wird morgen nicht Sonntag cantate sein des Jahres 1620? Und er, Heinrich, ist noch gar nicht auf der Welt, er wird erst in dreihundert Jahren geboren werden. Und das ist ebenso, als sei er, Heinrich, schon dreihundert Jahre tot. Man könnte auch sagen: dreitausend Jahre. Denn für Tote ist's dasselbe. Er erlebt sein Nicht-Sein. Tröster Nirvana umarmt ihn. — Heinrich ist doch mächtig: er kann dreitausend Jahre nach seinem Nicht-mehr-Sein vorstellen!

* * *

Im Bureau ist großer Ärger. Der Vertreter von Mixt, Berg u. Comp. war gleich morgens da und erzählt, daß die führende Firma Gebrüder Simon um ¼ Pfennig herabgegangen sind im Preis. Nun müssen es alle anderen gleichfalls. Zudem hat Jacob Manasse's sel. Witwe in Ostrowo bankerott gemacht, und die Firma ist mit zehntausend Mark beteiligt. Gereiztheit der Chefs und des Prokuristen teilt sich nach unten weiter fort. Dem Prokuristen geht heute

nichts recht, nichts rasch genug. Heinrich soll Quittung ausschreiben auf Entnahme von fünfhundert Mark durch den Reisenden Großmann. Für Rechnung eigene? fragt er den Prokuristen. Das löst einen Sturm aus. Und Heinrich wird nie erfahren, ob, weil er Selbstverständliches gefragt hat, oder ob, weil er Falsches im Sinne hatte. Der Prokurist schreibt die Quittung selbst aus. Gipfel der Beschämung.

Mittags trägt Heinrich wie täglich das Girobuch zur Reichsbank. Er geht immer den Weg am Großen Kurfürsten vorbei. Wenn man sich dicht neben einen der mächtigen, bronzenen Krieger stellt, ist es nämlich plötzlich, als griffe so eine Riesengestalt nach einem. Ähnliches erlebt man auch mit den gewaltigen Säulen am Dom, wenn man nur dicht genug herantritt. Man hat so sehr das Gefühl körperlicher Nähe, Berührungsnähe, wie bei wirklichen Menschen nie. Heinrich kann sich nicht erinnern, seit vielen Jahren so dichte menschliche Nähe erfahren zu haben. Und nun ist's kein Geringerer, als ein Schlüterscher Krieger, der dich meint, der die Initiative ergreift auf dich zu, der nach dir langt. Mit mächtig lachendem Munde. Gewaltiges Ergriffensein. Das Fraueliche, das noch in jedem Jüngling ein Rest ist, obwohl vom Willen unterdrückt, ja oft unter eigens zur Schau gestellter Rüdheit versteckt, wird gütig gepflegt durch mächtigen bronzenen Sklaven.

Schlüter, die große Kunst! Aus tiefster Erniedrigung und Gefährdung wächst gewaltiger Drang zu Erhebungsgefühlen empor: durch das Schöne und Ewige. Trost: es gibt noch Schönheit! Trost für die ganze Welt und dadurch Trost auch für Heinrich. Man erlebt in sich ein mächtiges Gefühl. Und glaubt plötzlich an seine eigene Macht, da ein so großes Gefühl in einem Platz hat. — Aus dem, was man leistet, urteilen die anderen, aus dem, was man fühlt, urteilt man selbst über sich. Wenn Größe des Gefühls und Schwäche der Leistung sich in einem Menschen treffen, so wird sein Urteil über sich selbst ewig umgekehrt sein wie das der Menschen. Und beide haben recht. Aber vielleicht stehen Größe des Fühlens und Schwäche des Könnens stets in geheimem Zusammenhang miteinander. Und was ein Bruch in dir ist, ist harte Notwendigkeit des Weltenbaus. Er selbst, der kleine Lehrling, als harte Notwendigkeit der Schöpfung angesehen, staunt vor sich selbst. Was Wunderbares ist auch am geringsten Dasein noch.

* * *

Im Bureau ist großer Ärger. Diesmal sind tausend kleine Gründe. Heinrich weiß sie schon gar nicht mehr alle. Der Prokurist tobt, so daß sich die Kommis wieder einmal nur flüsternd miteinander verständigen, als duckten sie sich.

Im Nachhausegehen wäre demnach wieder einmal Gelegenheit, jemand eine kleine Freude zu machen: ist diese Gelegenheit nicht immer? Aber heute empfindet er das plötzlich als kleinlich. Vielleicht als sentimental. Und davor ist er beständig auf der Flucht. Er verlacht es, weil es in ihm ist.

Nein, nicht jemand eine flüchtige, kleine Freude machen: — tausend Menschen möchte er helfen. Ein großer Arzt sein, der tausend Kranke rettet, ein großer Fabrikant, der tausend Arbeiterfamilien bevatert. Großen Stils leben, nicht für einzelne; unter Verzicht auf einzelne, für die man keine Zeit mehr hat. Erst ersehnt man den einzelnen. Der erscheint nicht. Nun hat man sich dem großen Ganzen zugewendet und hat keine Zeit mehr für einen und die Not des einen, weil man die Nöte der tausend abwendet: rasch, kurzerhand und deshalb vielleicht auch etwas hart und herrisch, obwohl man hilft und dient. Ist dies die geheime Geschichte aller Groß-Leistenden? Er träumt: wenn man später einmal mit Tode abgehen wird, so soll endgültig etwas in der Welt gebessert zurückgelassen werden. Man wird vielleicht dafür gesorgt haben, daß gewisse Dinge nun nie, nie mehr möglich sind, die vor eigener Lebensfrist die Menschheit eingeschüchtert und verfolgt haben.

Könnte ich wenigstens — ging es ihm da plötzlich ganz unvermutet und fast widersinnig durch den Kopf — nach einer anderen Seite hin helfen. Mit meinen eigenen Erfahrungen. Könnte ich beispielsweise irgendeinem armen Schüler und Geheimratssohn, der sich schulunbegabt auf Primanerbänken drückt und quält, helfen und Mut machen, ein tüchtiger Tischlergeselle zu werden, statt ein ewig unzulänglicher Landgerichtsrat und gepeinigter Peiniger seiner Untergebenen. Könnte ich einen solchen jungen Mann veranlassen, durch Abstieg heraufzusteigen zu seinem höchsten Menschen, neues Menschentum auch

in die Kreise der Arbeitenden tragend. Mir selbst ist nicht stark. Ich möchte gestützt sein. Aber manchmal denke ich, es würde mich stützen, fände ich einen, der von mir Stütze annähme. Er dachte sich den Geheimratssohn aus, dem er helfen konnte. Aber diese Hilfe geschah gewiß am besten durch Vorbild.

Heinrich erwog seitdem seinerseits, Tischlergeselle zu werden. Um jemand zu helfen, den es gar nicht gab. Den er sich ausgedacht hatte. Heinrich Amberg, der Sohn des Geheimen Justizrats und aufsichtführenden Richters am Amtsgericht in Löcknitz fand, daß er bisher als Kaufmannslehrling noch auf halbem Wege stehen geblieben war und wollte Tischlergeselle werden. Er fühlte bereits eine eigentümliche, unruhige Neugier, auch diesen Lebenskreis zu betreten. War er selbst der Geheimratssohn, den er sich ausgedacht hatte? Wollte er sich selbst helfen? Und wählte sein Unbewußtes den Weg über den anderen, den Schicksalsgefährten, weil es zunächst leichter fiel, das Ungewohnte, ja Unerhörte auf diese Weise auszudenken? Oder war dies der Sinn seiner Verpuppung, daß er mit seinem Schritt nicht nur sich allein, sondern zugleich auch anderen, ebensolchen den Weg ebnen wollte: den Weg nach unten! Freie Bahn erobernd auch dem Untüchtigen und weil freie, deshalb schöne Bahn. Auch das wäre eine Wirkung übers Engste hinaus ins Allgemeine, wenn auch in umgekehrter Richtung, wie er sie sich vorhin gedacht hatte. Was aber würde, so spielte er in Gedanken weiter, sein Vater sagen? Würde es nicht Kämpfe geben keineswegs minder, als wollte er etwa Künstler werden? Nein, nicht kämpfen. Mit Vater nicht. Fertige Tatsachen vermelden. Das war für Vater leichter. Die Verantwortung lag freilich dann auf Heinrich ganz allein. Und wieder fühlte er es: ganz allein.

* * *

Im Bureau war Heinrich den ganzen Tag lang zu einer Reihe kleinster Dienste verpflichtet, zu denen man alles vergessen mußte, was man bis Prima acht Jahre lang getrieben hatte, statt es benutzen und organisch fortbauen zu können. Man stand wieder ganz am Anfang, nachdem man in der Schule schon dem Gipfel nahe gewesen war. Zu Hause aber, eine Viertelstunde nach dem Dienste, in seinem Zimmerchen, weilte man plötzlich in Goethe, in Schopenhauer, die Größten lesend, verstehend, mit ihnen eins. Dieses verwirrende Doppelleben: zugleich unterste, gescholtenste, getretenste Stufe zu sein der riesigen sozialen Kuppel (immerhin: Kuppel! und: riesig!), als Mensch der Tagesstunden nämlich. Und abends ganz oben, im Mittelpunkt, beim Größten der Zeiten und Völker, bei Gott, bei Goethe zu stehen, zu allem Höchsten und Tiefsten bestimmt. Es war, wie es sonst nur noch im Religiösen seinesgleichen hat: jeder Mensch, und sei er tagsüber noch so gering, ist dem Glauben ja auch wiederum Teilhaber am höchsten Gut und dem Herzen der Welt unmittelbar nahe. Hier zeigte sich ganz deutlich: Heinrichs Art, Humaniora zu treiben, war religiös. Aber das Religiöse setzte eine Zwiespältigkeit, ein Doppelleben. Es schuf den Unterschied von Wochen- und Feiertag. Und welches von diesen beiden Leben war das wahre? Die Spannung zwischen beiden Lebensformen, zwischen Demütigung und höchster Erhabenheit wurde oft zu quälend durch den Abstand, der täglich durchmessen sein wollte, statt daß die eine Phase für die andere als Ausgleich wirkte.

Es gab noch ein anderes Doppelleben, in das man aufgeteilt war und das auch die Kameraden im Bureau kannten. Das Doppelleben nämlich zwischen Bureau und Privatexistenz. Im Bureau war man kleiner Lehrling, draußen aber sollte man den jungen Herrn darstellen, und wenn man, noch den Ruf des Gescholtenwerdens im Ohr, die Straße betrat, begann schon die zweite Pflicht. Sie dokumentierte sich auch äußerlich: denn seine Kameraden hielten streng darauf, daß wer den kleinsten Gang auf die Straße machte, zuvor Verwandlung vollzog. Der Kontorrock wurde abgelegt, das Schuhwerk neu geputzt, als gelte es Brautwerbung, ein modernes Röckchen angezogen, und schimmernd, mit Kragenschoner, Westeneinsatz und Glacéhandschuhen geschmückt, sich selbst und anderen ein freundlicher Trug, glitt man zur Tür hinaus. Daß man für die kurzen Momente auf der Straße, für die Fremden sich so verklären sollte! Und im Bureau, unter den Menschen, welche das größte Stück Leben mit einem teilten, war das Symbol: der Alltagsrock! Reichte es unter Menschen immer nur für die kurzen Episoden der Wege und nicht für die Dauer und Bleibe? Wo waren die Menschen, bei denen Bleibe frisch glänzte wie bei anderen nur Weg?

* * *

Heinrich hat nun ein Jahr in der Firma Bendix verbracht. Was hat er alles über sich hören müssen. Vom Prokuristen, von den anderen. Nie hat er sich übrigens außerdienstlich mit ihnen berührt. Nie verabredet. Nie den einfachsten Weg eingeschlagen zu harmlosem Näherkommen. Weshalb war er nicht auch auf jenem Silvesterball, wo die Herren von Jacob Bendix Söhne alle „in Chape und Claque" mit ihren Damen tanzten?

Nie hat er ihren Ton aber auch mit gleichem Ton erwidert. Auf jede ihrer Äußerungen hat er nur immer wieder mit äußerster Höflichkeit geantwortet. Nichts anderes hat ihm zur Verfügung gestanden. Anfangs war dies seine Wehrlosigkeit. Allmählich aber merkt er mit Beschämung und Glück, daß es anfängt, sein Schutz zu werden. Die anderen beginnen, wenn sie mit ihm reden, widerwillig auf denselben Ton einzugehen. Der Ton im Raume hebt sich, obwohl es der letzte, schlechteste Lehrling ist, von dem das Wunder kommt. Durch Geduld und ohne es zu wissen, zwingt er sie! — Erst haßten sie ihn. Seine Höflichkeit schien Hochmut. Aber nun wissen sie: es ist nicht Hochmut, es ist nur seine Absonderlichkeit. Bringt er nicht dem Prokuristen den Nachmittagskaffee aus der Konditorei herüber, ganz von selbst, weil der über solchen Durst klagt und der Pikolo noch immer nicht mit dem Kaffee kommt? Welcher andere Lehrling tut freiwillig Pikolodienste? Das ist doch wider die Ambitionen des Lehrlingsstandes. — Und sucht er nicht die hinter den Schrank gefallene Zigarettenspitze des Herrn Werner aus dem letzten, staubigsten Winkel hervor und bringt sie mit diesem höflichen „Bitte sehr", ohne allerdings ein weiteres Gespräch zu suchen. Werden Zoten erzählt, so lacht er nicht mit, aber das ist nicht Unverschämtheit, wie es anfangs schien, und Verachtung — wie ungemütlich und ewig lang wäre der Tag ohne Geschmuse. Es ist: er versteht sie vielleicht nicht. Er hat „kein Organ dafür", entschuldigt er sich mit wie um Mitleid bittenden Augen, indessen allerdings mit dieser prätentiösen Ausdrucksweise. — Nein, er läßt sie gelten, will nur, daß sie ihn auch gelten lassen; sie sollen nicht auf ihn abfärben wollen. Und es scheint zu gelingen. Ist es etwas Geringes, das erreicht zu haben: in seiner Sonderart geduldet zu sein in einem ganzen Kreise anderer Art? Und noch dazu bei schwachen Leistungen. Man beginnt, ihn manchmal fast gern zu haben. Und nun erstaunen alle, als er am 15. erklärt, daß er am ersten April geht. Und daß er Tischlergeselle werden wird, weil er sich zum Kontor nicht eignet. Noch weniger als zum Studium. Man erinnert sich erstaunt: ist er nicht eigentlich Geheimratssohn?

Aber er hat eine solche Sehnsucht, etwas mit der Hand zu schaffen, etwas Sichtbares, Greifbares zustande zu bringen, und sei es auch nur ein Küchentisch und Stuhl. Nicht immer bloß abstrakte Zahlen vor sich zu haben, wie früher auf der Schule abstrakte Formeln. Ist das ein künstlerischer Trieb in ihm, dieser Drang zum Konkreten, dessen man sich mit beiden Händen vergewissern kann? Ist auch ein Künstler in ihm? Ist man selbst als Unbegabter noch so viel begnadet?

Glücksucher / Von Viktor Noack

Nichts als eine Uhr hatte er vom Vater geerbt; eine fast wertlose vernickelte Taschenuhr. Zersprungen waren Glas und Zifferblatt, und ein Zeiger fehlte, als er sie erbte. Der bucklige Uhrmacher in der dürftigen Werkstatt hatte ihn mitleidig angeguckt durch seine dicken Brillengläser, ihn und die Uhr, als er ihn bat, um billiges Geld das tote Werk wieder lebendig zu machen.

Nun lag sie auf seinem Tisch, und ihr Ticken und das Rascheln der Feder waren die Musik der nächtlichen Stunde. Er ließ die Feder schweigen und lauschte. Er sah, ja, er sah den endlosen Zug drängend hastender Sekunden. Gespenstische Erscheinungen, die diebisch und grausam sein Leben davontrugen. Die fadendünnen Beinchen knickten unter der Last grauer Säckchen, worinnen sein Leben sträubend pulste. Die Sekunden rannen wie Tropfen aus seinen Adern. Das tropfte, tropfte, tropfte: ticke, ticke, ticke — eilig und unaufhaltsam.

Er fror. Er sah ins Dunkel und fühlte sich kleiner und immer kleiner und leichter werden bis zur Winzigkeit eines Stäubchens. Ein Atom war

er nur noch; aber sein Blick war grenzenlos. In unbeschreiblicher Ferne erblickte er das Antlitz des verstorbenen Vaters. Das war nicht das Bild eines Erlösten. Blank wie Eis war die Stirne. Die Falten senkrecht zur Nase tief in die Haut geschliffen. Die Augenbrauen steif wie Nadeln. Die Lider wächsern reglos. Aber der Mund bewegte sich im Schatten des Bartes mechanisch wie bei Automaten. Die Zähne bleckten. Und von weit, weit her tönte seine Stimme.

Kaum, daß er aufhorchte, war der Ton verhallt, das Bild im Dunkel versunken. Sein Ohr saugte die Stille; der Blick bohrte sich in die Finsternis. Sich innerlichst wehrend gegen den Unsinn, flüsterte er:

„Vater, du armer, betrogener Glücksucher du, hast du's auch drüben nicht gefunden? Willst du mich warnen, vom Tode zu erhoffen, was das Leben mir vorenthält? Gibt's auch dort nur schale Enttäuschung, keine Befreiung von Lebensschwere, nicht die glückselige souveräne Loslösung von jeglicher Substanz, nicht das luftige Aethersein in Mondglanz und Sonnenschein, ohne Raum- und Zeitgrenze in Ewigkeit, endlos und schnell wie das Licht von Stern zu Stern, bedürfnislos wie die Luft, seiend, nichts als seiend, schwingend im Akkord der Sphären? Vater, was soll ich tun? Ich bin lebensmüde; sehe weder Zweck noch Ziel. Wo finde ich, was meinem Dasein Reiz und Inhalt gäbe?"

Da war's ihm, als trüge der Hauch seines Mundes ihn selbst davon. Mit dem Wort, mit dem Gedanken glitt er hin über finstere Häuser, über Giebel, die vom Mond geweißt sind. Wo der Himmel vom Licht der Straßen gelbrötlich bepudert war, fühlte er sich in die Tiefe gleiten.

Nun tanzt er, ein Stäubchen, auf Atemwogen des Menschenstroms. Taucht in geheimnisvolles Geflüster, in Flammen von Liebe und Haß. Wind weht ihn durch eine sich öffnende Tür in Luft, schwer von Tabaksqualm und Dünsten von Kaffee, Wein und erhitzten Menschen und süß von Parfümen. Bunte Seidenschirme tönen das Licht. Ueber Schößen und Schenkeln stehen weiße runde Tischplatten wie hochstielige Pilze über bewegtem Grund. Zwischendurch tänzelnder Jüngling entlockt seiner Geige schwärmerische Melodien. Frauen trällern und lachen leise und erregt. Von Farben wahllos übergossener Vorhang teilt sich. Die Menschen schweigen überrascht und voller Sensation. Geigen singen inniger und Venus tanzt. Sie steigt hinab zu den Tischen. Um ihre Nacktheit brandet tiefer Atem und Blicke schwelgen auf ihrem Körper. Händeklatschen Begeisterter wirbelt den Glücksucher gegen die Flügel des Ventilators. Sie peitschen ihn auf die Straße hinaus. Der Wind trägt ihn.

Unter grün verhängter Lampe fängt er sich in blaugrauen Qualmfahnen. Allmählich sinkt er über dem Spieltische nieder. Eine Mauer von blassen Gesichtern um ihn her, häßlich in Habgier und wütender Enttäuschung. Zitternde Hände greifen.

Stöße von Flüchen jagen ihn fort.

In finsterer Straße streift er um Dirnen und Vagabunden. Der Filz eines Bettlers trägt ihn ins Asyl.

Viele Schläfer in spärlich beleuchteter Halle. Im Unglück Erstarrte, gebrandmarkt von Not und Elend. Zeichen, die weniger Unglückliche fliehen. Sie werfen und wälzen sich stöhnend, geängstigt vom Schwarm der Sorgen, die lauern wie hungernde Raben.

Langatmige Seufzer verscheuchen ihn.

Wieder die Straße. Mild blinzelt traulich beschirmte Lampe aus dunkler Mietskasernenfront. Gelber Schein auf weißen Buchseiten. Buchstaben wie Ameisen in straffer Linienordnung. Ein Lockenkopf über ihnen gleichsam wie eine silbrige Wolke. Dürre Hand wendet bedächtig redende Blätter. Ein Gelehrter denkt. Das Haupt hebt sich. Geistvolles Gesicht taucht in den Lampenschein. Tief unbefriedigtes Auge. „Ignorabimus, ignorabimus!" Gequält und grollend aus zahnlosem Munde. Sein Hauch stößt den Glücksucher fort.

Festlich erhellte hohe Fenster locken in der Straße Tiefe. Freude heischend fühlt er sich angezogen. Ein Luftsauger quirlt ihn in einen Saal. Kopf an Kopf gedrängt viele Menschen. Politische Versammlung. Schwitzender Redner. Kochende Volksseele brodelt. Der Zwischenruf zischt wie ein Geschoß. Abwehrend streckt der Redner die Hand. Hohngelächter von Männern und Frauen. Parteifieber. Krisis. Schimpfen, drohende Fäuste.

Ein Strudel packt den Glücksucher und schleudert ihn in die Straße zurück. Der Wind trägt ihn hoch über die Dächer empor. In der Nacht eines Hofschachtes ein Licht. Durch einen Fensterspalt schlüpft er ins Stübchen. Hier brüllt der Schmerz. Ein Arzt am Lager der Gebärenden. Instrumente gleißen. Plötzlich Stille. Der Arzt ächzt. „Alles Stückwerk — Stückwerk!" Im Schatten steht eine Wiege. Ein Säugling wimmert.

Wieder über den Dächern schwimmt der Glücksucher, über Dächern wie Sargdeckel so drückend lastend. Ein Schornstein ragt, der einen Helm trägt. Der Wind dreht ihn hin und her. Das macht ein Geräusch, als schrieen Katzen. Ein Bündel Lichtstrahlen bricht aus einem Dache. Ein wenig verweilt der Glücksucher im Glanz. Scharfe Dünste steigen aus der Luke. Es riecht nach Oelfarben, nach Terpentin, und dünnes Geklimper einer Mandoline mischt sich in Stimmen, die große Worte reden. Das lockt wohl, jedoch ehe noch das warme Licht ihn recht umfangen kann, entführt ihn der Wind weit über die Weichgrenze der Stadt hinaus. Jetzt strahlt der Mond und Sterne blinken.

Ein Haus steht einsam im Garten, wo Kreuze aus Eisen und Stein gepflanzt sind. Auf der Lichtbahn gleitet er durchs Fenster auf ein Gesicht, weiß und kalt, wie die Kreuze draußen an den Hügeln. Locken, kupferrot, ruhen wie Schlänglein auf der feinen Stirn. Ueber tiefliegenden, geschlossenen Augen spielen bläuliche Schatten, wie Aetherflämmchen so blau. Bleichbläuliche Konturen zeichnen die edle Nase, die lieblich wie bei schmollenden Kindern geschweiften Lippen und das geheimnisvolle zierliche Ohr. Ein Kopf, verklärt von Tugend und Erlöstsein. Auf diesen Lippen will der Glücksucher verweilen, obwohl ihn eisige Kälte durchdringt. Da regt sich was in der Tiefe des offenen Mundes. Zwängt sich zwischen den blanken Zahnreihen durch wie der kleine Finger eines Säuglings. Ein Wurm. Und der natürliche Vorgang, daß eine Made aus dem Schlunde einer Leiche kriecht, entsetzt den Glücksucher. So stark ist das Grauen, daß es ihm Kraft zu wollen gibt. Nicht mehr willenlos überläßt er sich dem Winde des Zufalls. Er strebt zum Herzen der Stadt zurück.

Ein Hund irrt herrenlos durch die Straßen. Erschöpft vom Suchen, hungrig und durstig, blaßrote Zunge weit aus dem Rachen. Der Glücksucher hängt sich in sein zottiges Fell. Ein altes Weib kauert im finsteren Haustore. Der Hund beschnüffelt die Elende. Ihre dürre Hand streichelt. Sie drückt das Tier dicht an sich. Sie schlägt den lumpigen Rock um die zitternde Kreatur. Sie flüstert mitleidsvolle Worte. Sie kramt ihren Rest Brot aus der Tasche und teilt mit dem Hunde.

Dem Glücksucher ist zumute wie bei einem prachtvollen Sonnenaufgang. Die Menschenliebe strömt in sein Herz. Ein Fünkchen wird zur wärmenden lichten Flamme.

Der Schläfer wacht auf. Sein Blick ist froh. Er streckt die Arme weit aus und dehnt seine Brust. „Vater", ruft er, „nun weiß ich's, was du mir raten wolltest. Ein Glückbringer will ich sein. Liebe und Erbarmen sollen in mir sein, und ich will sie austeilen in verschwenderischer Fülle an all und jeden!"

Jetzt raschelt die Feder wieder auf dem Papier und macht mit der tickenden Uhr gemeinsam die Musik zur Geburt guter Gedanken.

BÖRSENSPIEGEL

Die große Umwertung.

Was kluge Leute schon seit längerer Zeit kommen sahen, ist jetzt endlich zur Tatsache geworden. Der große Umwertungsprozeß ist in Erscheinung getreten, und der schlechte Stand unserer Reichspapiermark, die Herr Dr. Wirth, Reichskanzler und Reichsfinanzminister in einer Person, viel zu optimistisch eine „Groschenmark" genannt hat, ist langsam, aber sicher im Kurse unserer Industrieaktien bis zu einem gewissen Grade zum Ausdruck gelangt. Wundern kann man sich höchstens darüber,

daß diese Umwertung erst jetzt deutlich in Erscheinung getreten ist, nachdem die Mark schon geraume Zeit einen recht schlechten Stand hatte, wenn auch der neue große Rückgang unserer Valuta erst seit kurzem eingesetzt hat. Auch das aber hat seine Ursachen. Alle Welt in Deutschland rechnete nämlich mit einer Markbesserung, wenigstens bis vor einer Anzahl von Wochen. Während der ganzen kritischen Situation in London, während der Tage des Ultimatums und der drohenden Besetzung des Ruhrgebiets hatte die Mark sich im Auslande einigermaßen gehalten. Die meisten Leute argumentierten also so, die Mark würde, wenn die politische Lage sich auch nur ein wenig besser für uns gestalte, eine kräftige Erholung im Auslande erfahren, nachdem sie schon in den kritischsten Tagen eine so große Widerstandsfähigkeit an den Tag gelegt hatte. Diese Spekulation war ganz gewiß nicht vollkommen ohne Logik, aber sie hatte doch ein Loch; sie ging nämlich von der Voraussetzung aus, daß die Bewertung der Mark im Auslande im wesentlichen von Gefühls- und Stimmungsmomenten politischer Art abhängig sei, und das war ein großer Irrtum. Das Beispiel Polens beweißt es. Im Auslande hat Polen gewiß viele Freunde. Politische Verwicklungen drohen dem Lande gleichfalls nicht, aber trotzdem ist seine Valuta gegen die Tage, als die Russen vor Warschau standen, und als mit dem Fall der polnischen Hauptstadt gerechnet wurde, um etwa vier Fünftel entwertet. Ganz einfach deswegen, weil der innere Wert der Polenmark, ihr tatsächlicher Wert so gering veranschlagt wird.

Aehnlich aber liegen die Dinge heute in Deutschland. Unsere Mark ist nicht gesunken, weil unsere politische Lage sich verschlechtert hat, sondern deswegen, weil die finanzielle, vor allem aber die währungstechnische Lage Deutschlands von Monat zu Monat schlechter wird. Unser Staatshaushalt wird fortgesetzt ungünstiger. Die regulären Ausgaben gehen schon über die Einnahmen hinaus, dazu treten die Ausgaben für die fremde Besatzung, vor allem aber die Reparationszahlungen mit ihren gigantischen Ziffern, und letzten Endes wird dies alles mit der Notenpresse bezahlt. Das ist der Kern der ganzen Angelegenheit, und darum wird sich die Mark weiter verschlechtern, und das muß zu einer immer größeren, allgemeineren Markflucht führen.

Was aber kann man sich kaufen? Letzten Endes nur deutsche Industrieaktien, da es andere sichere Werte wenig mehr gibt. Unsere guten Valutapapiere hat man uns langsam, eins nach dem andern, abgeknöpft. Sie sind ins Ausland gegangen, teils auf freiwilligem Wege, teils auf dem Wege der Beschlagnahme durch das Reich, und was ist also noch vorhanden? Die paar österreichischen, ungarischen, türkischen, russischen und ähnlichen „Werte", die noch weniger Wert haben als die Reichspapiermark und die also höchstens als reine Spekulationspapiere in Betracht kommen. Sonst aber bleibt einem nichts anderes übrig, als sich in Industrieaktien zu flüchten, die ihren Wert immer behalten werden. Ob die Kurse heute hochstehen, ist eine vielumstrittene Frage, aber bei ernsthafter Prüfung kann man sie kaum bejahen. Alles andere ist zehnmal oder auch fünfzehnmal so teuer geworden wie im Jahre 1914. Das heißt, die ungeheure Entwertung unseres Geldes hat seinen entsprechenden Ausdruck in den Preisen aller Güter gefunden, nur die Industrieaktien, das heißt also Bergwerke, Maschinenfabriken, Eisenhütten, Waggonbauanstalten, Webereien, Brauereien, Porzellanfabriken und so weiter, sind nur drei- bis viermal so teuer geworden wie in den Zeiten, da ein Zwanzigmarkstück und ein Zwanzigmarkschein gleichwertig waren. Ein Privatbesitzer, dem man heute für seine gutgehende Fabrik den dreifachen Vorkriegspreis bezahlen wollte, würde ein solches Gebot als vollständig undiskutabel ablehnen, aber bei einer Aktiengesellschaft wundert man sich darüber, daß ihre Aktien dreimal so hoch stehen wie im Jahre 1914. Wo steckt da die Logik? Ja, wenn es sich nur um eine vorübergehende Erscheinung handeln würde! Aber leider muß man heute sagen, daß unsere Währung heute einigermaßen stabilisiert ist; insofern, als niemand eine Erholung nachhaltiger Art in absehbarer Zeit erwartet. Wenigstens kein einigermaßen ernsthafter Mensch. Die einzige Ausnahme bildet Herr Dr. Wirth.

Aber nicht nur die Kurse, auch die Dividenden werden sich mehr und mehr dem Papiercharakter der Mark anpassen müssen. Der Anfang ist ja schon gemacht, aber immer noch gibt es unsachverständige Leute, Minister und andere Laien, die eine Dividende von 30 oder 40% für „hoch" ansehen. Man sollte den Herren einmal anbieten, ebenfalls nur ihr

Friedensgehalt + 50% zu beziehen, und sogleich wären sie mit der Behauptung zur Hand, es habe seitdem eine Geldentwertung stattgefunden. Das stimmt auch. Aber der Aktionär merkt das ebenfalls, und da er ehedem Goldmark eingezahlt hat, kann er auch eine Verzinsung in Goldmark verlangen; das heißt zum mindesten eine entsprechende Entschädigung dafür, daß er heute nur die mit Recht so wenig beliebte Reichspapiermark bei der Dividendenzahlung erhält. Ein solcher Prozeß kann sich natürlich gleichfalls nicht so schnell durchsetzen, ebensowenig die kursmäßige Umwertung. Aber auf der andern Seite ist es klar, daß auch in diesem Falle sich Wirtschaftsgesetze nicht etwa durch einen Mehrheitsbeschluß des Reichstags oder durch eine Demonstration im Lustgarten beseitigen lassen, und wir werden mit der Zeit zu noch ganz anderen Dividendensätzen gelangen, als wir sie augenblicklich schon vielfach erreicht haben.

Alsdann aber wird erst recht kein Gegensatz mehr zwischen Kursstand und Verzinsung bestehen, und es wird erst recht niemand mehr Kurse von 800 und 900% für „hoch" ansehen. Denn ein Kurs von 1000% ist heute in Wirklichkeit nicht einmal ein Paristand des Papiers, und mit welchem inneren Rechte bewertet man also beinahe unsere gesamten Industrieaktien unter Pari? Das klingt vielleicht ein wenig paradox, ist aber trotzdem der Fall. Daß inzwischen vielfach Kapitalsverwässerungen stattgefunden haben, und daß nicht überall mehr die reinen Goldkapitalien vorhanden sind, ist zwar zutreffend, aber es gibt auch heute immer noch zahlreiche Gesellschaften mit Goldkapital. Um nur ein paar der bekanntesten und größten zu nennen: Die Deutschen Waffen- und Munitions-Fabriken, die Anglo-Guano-Werke, die Hotelbetriebs-Aktiengesellschaft, die Julius Pintsch-Gesellschaft, die Harkortschen Bergwerke, die Rhein-Nassau-Gesellschaft, die Bergwerksgesellschaft Consolidation, die Friedrichshütte, die Königsborn-Gesellschaft, die Schokoladenfabrik Gebr. Stollwerck, der Mülheimer Bergwerks-Verein, die Chemische Fabrik Leopoldshall und die Dürener Metallwerke. Also eine ganze Anzahl bekannter und innerlich erstklassiger Gesellschaften. Und wenn man sich die Kurse dieser Papiere ansieht, so merkt man im Grunde noch nicht allzuviel von der Tatsache, daß man in Deutschland heute ganz offiziell bei der Reichsbank für ein Zwanzigmarkstück volle 320 M. in Papier bekommt.

Was aber wird die Folge davon sein? Ganz einfach; der Umwertungsprozeß geht weiter. Als vor mehr als einem Jahre einmal ein bekannter Bankier den Ausspruch tat: „Phönix-Aktien gehen auf 1000", hat man ihn nicht allzu ernst genommen. Denn so etwas klang damals noch ziemlich absurd. Heute nicht mehr. Heute sind Phönix-Aktien von diesem Kurse gar nicht mehr allzuweit entfernt, und wer weiß, wie lange es noch bei ihnen bis zum Kurse von 1000 dauert? Das ist eine Sache, die vielleicht in erster Linie von der Entwicklung des Dollar abhängt. Das heißt, genauer gesagt, von der Entwicklung der Mark in New York, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann die Mark einen neuen Rekord nach unten aufstellen wird. Nicht zuletzt dank der genialen Finanzkunst des Herrn Dr. Wirth, der sich zu einem zweiten Erzberger entwickelt. Unter Erzbergers Leitung der deutschen Finanzen ist die Mark auf ihren bisher allerniedrigsten Stand gesunken; dann kam die Zeit der Erholung, bis zur Finanzministerschaft des Herrn Wirth, und nun fragt es sich, ob unter dessen glorreicher Aegide die Mark nicht noch unter den Erzberger-Stand sinken wird.

Dann aber wird nicht nur der Phönixkurs über 1000 gehen, sondern auch die Kurse von zahlreichen anderen Papieren, und ganz allgemein wird es alsdann an der Börse heißen: 1000 = Pari. Wer es erleben wird, wird es sehen, und er braucht gar nicht einmal besonders alt zu werden, um diese Zeiten noch zu erleben.

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Die Gegenwart

50. Jahrgang | Erstes und zweites Augustheft | 50. Jahrgang

Das hungernde Rußland / Von Hugo Steinberg

Reine Agrarländer mit keiner oder schlechter Organisation der Verkehrsmittel pflegen von Zeit zu Zeit durch Hungersnöte heimgesucht zu werden. Wenn durch ungünstige Witterungsverhältnisse oder katastrophale Naturereignisse die erwarteten Ernteerträge ausbleiben, die durch den Handel vermittelte Zufuhr aus anderen Gebieten aber wegen mangelnder Verkehrsgelegenheiten zur Unmöglichkeit wird, so ist die Hungersnot unabwendbar. In Indien und China treten Hungersnöte von Zeit zu Zeit als gewohnte Erscheinungen auf, die die breite Masse des Volkes als unvermeidbare Schicksalsschläge hinnimmt, an denen Hunderttausende und bisweilen Millionen elend zugrunde gehen. Es ist vielleicht die wertvollste Errungenschaft der modernen Kultur, daß sie den von ihr erfaßten Teil der Menschheit durch Handelsaustausch und Verkehr von dem Gespenst der Hungersnot befreit hat. Rußland aber ist bis auf einige Randgebiete und die Hauptstädte von der modernen Menschheitskultur, die im wesentlichen auf der kapitalistischen Wirtschaftsorganisation sich aufbaut, noch niemals erfaßt gewesen. Im weiten russischen Reich sind Hungerkatastrophen in einzelnen Landstrichen seit jeher periodisch wiederkehrende Ereignisse. Jede schlechte Ernte bringt über das betroffene Gebiet Ernährungsschwierigkeiten. Noch im Jahre 1891/92 erwuchs aus solchen über weite Landstriche und Provinzen sich erstreckenden Mißernten eine umfangreiche Hungersnot, gefolgt von einer furchtbaren Choleraepidemie. Hunderttausende von Menschenleben fielen damals im Zarenreiche dem Hunger und der Pest zum Opfer.

Die gegenwärtigen Machthaber in Rußland können also zu ihrer Rechtfertigung darauf hinweisen, daß auch unter der früheren, auf ganz entgegengesetzten politischen und wirtschaftlichen Grundsätzen aufgebauten Regierung ähnliche Katastrophen sich ereignet haben. Und doch muß gesagt werden, daß die maßlose Hilflosigkeit und Verzweiflung, mit der das ganze heutige Rußland dem Zusammenbruch seines letzten Aktivums, der Landwirtschaft, gegenübersteht, in dem früheren, privat-kapitalistisch wirtschaftenden Rußland nicht möglich gewesen wäre. Die Leiter der kommunistischen Regierung, die sich vermaßen, das Riesenland nach ihren Rezepten einem neuen unerhörten Glück entgegenzuführen, scheinen völlig den Kopf verloren zu haben. Das einzige, was sie bisher zur Bekämpfung der grenzenlosen Not der Millionen getan haben, war ein verzweifelter Hilferuf an das Ausland. Erschreckend vor der Möglichkeit, daß die hungernden Millionen auf ihrer Massenflucht aus den betroffenen Landstrichen auch die Hauptstadt überfluten könnten, haben die Moskauer Machthaber kein anderes Mittel gewußt, als — wie über Finnland eintreffende Nachrichten besagen, — durch mit Maschinengewehren bewaffnete Soldaten den Strom von dem Regierungssitz Moskau fernhalten zu lassen. Ein wahrhaft groteskes Bild, diese radikalen Volksmänner, diese Arbeiterregierung, die sich nun mit Maschinengewehren, mit den so lange verfluchten Gewaltmitteln des Zarismus, gegen das eigene hungernde Volk schützen müssen. Einen noch nie erlebten Glückszustand hat der Bolschewismus, als er die jahrhundertealte Ordnung in Rußland stürzte, den Massen versprochen. Jetzt müssen die durch die Revolution emporgekommenen Arbeiterführer ihren Anhängern zurufen: Unser Väterchen Zar hat euch mit Gewehren niederknallen lassen, wir aber wollen unsere Herrschaft mit Maschinengewehren aufrechterhalten!

Über die Sünden, die das Zarentum an dem russischen Volke begangen hat, braucht heute nicht

mehr gerechtet zu werden, nachdem die Weltgeschichte in blutigsten Schriftzügen ihr Urteil gesprochen hat. Aber niemals hat der mächtigste, hat ein noch so selbstherrlich regierender Zar an den Grundlagen der geschichtlich gewordenen, aus der Entwicklung der Menschheit emporgewachsenen und darum der menschlichen Natur entsprechenden Wirtschaftsordnung gerüttelt. Als die Bolschewisten nach dem gewaltsamen Sturze des Zarenregiments, nach der Auflösung aller Bande der Staatsordnung gewaltsam das Regime an sich rissen, fragten sie nicht, ob Rußland für ihre Experimente auch reif sei. Sie versuchten nicht das Alte zu reformieren, sondern appellierten an die in ihrem Besitze befindliche Macht, um es zu stürzen. Sie dachten nicht daran, was aus dem russischen Volke werden sollte, wenn die alte Wirtschaftsorganisation von ihnen zerstört wäre, die neue, noch nicht erprobte aber sich nicht bewähren würde. Diese Arbeiterführer dachten immer nur an sich und die Erhaltung ihrer Macht. Sie konnten sich, einmal zur Herrschaft gelangt, nicht von dem Grundsatze losmachen, daß die Massen nur das Objekt ihrer Herrschaft seien, ein Gegenstand für Experimente ihrer Herren. Alle Grundsätze und Gesetze des Zarentums haben die Bolschewisten abgeschafft. Aber das Grundprinzip seiner Gewaltherrschaft, die Verachtung des Volkes und des einzelnen Menschenlebens haben sie nicht überwunden. Es hat vielmehr von den neuen Herren einfach innerlich Besitz ergriffen. Nicht die Bolschewisten haben den Zarismus, sondern der zaristische Grundgedanke hat die revolutionären Bolschewisten besiegt und überwunden. Das ist der Ausgang der großen russischen Revolution: Die kommunistischen Experimente werden schnell verschwinden. Den demokratischen Gedanken hat der Bolschewismus längst getötet. Übrig bleibt die absolutistische Herrschaftsidee, die die Untertanen beglückt oder, wenn sie sich nicht beglücken lassen wollen, mit Flinten oder Maschinengewehren vernichtet. Man hat lange gezweifelt, was der russische Bolschewismus eigentlich seinem Prinzip nach sei. Jetzt wissen wir, daß er nichts anderes ist, als der Absolutismus von unten, eine grausige Reaktion des zaristischen Systems, das dem russischen Volke im Blut sitzt.

In der Anwendung der Mittel zur Stützung ihrer absolutistischen Gewaltherrschaft haben die Bolschewisten sich freilich dem grausamsten und blutigsten Zaren überlegen gezeigt. Ihnen sind die Maschinengewehre nur die ultima ratio der Gewaltanwendung, denn sie haben im übrigen ihre Gewalt auf ökonomische Mittel gegründet. Durch Hunger haben sie die russische Bourgeoisie besiegt und unterworfen. Rücksichtslos und mitleidlos haben sie die Hungerwaffe geschwungen gegen alle, die sich ihrer Gewaltordnung nicht willig fügen wollten. Jetzt rückt der Hunger gegen sie selbst an und droht ihre Allmacht zu stürzen. Furchtsam und ängstlich verkriechen sich die Moskauer Herrscher vor dem in Gestalt der fliehenden Millionen heranrückenden Hunger hinter ihre Maschinengewehre, nicht anders, wie sich Nikolaus noch vor einigen Jahren vor seinem Volke hinter die Gewehre seiner Garde verkrochen hat. Den Lenin und Trotzki in ihrer Moskauer Residenz ist nun zumute wie dem Tyrannen Macbeth, als er den Birnam-Wald nach Dunsinane heranrücken sieht. Wahrhaftig, es gehörte Shakespearesche Gestaltungskraft dazu, um dieses gewaltige Drama, das uns die russische Geschichte der Gegenwart bietet, künstlerisch auszuwerten!

Kann man nach dem Gesagten überhaupt noch die Frage diskutieren, ob die Bolschewisten Schuld oder Mitschuld tragen an der russischen Hungersnot? Ethisch betrachtet, ist diese Frage heute ganz gewiß überflüssig; denn ihre Beantwortung mit Ja oder Nein müßte für unsere Bereitwilligkeit, nach Kräften zu helfen, ohne jeden Einfluß bleiben. Wenn den Nachbar ein ungeheures Unglück trifft, so steht man ihm bei, wenn man kann, ohne nach der Schuld zu fragen. Aber gerade für die Frage, ob es überhaupt möglich ist, gegenüber dieser Riesenkatastrophe, die über ein Volk von 133 Millionen Menschen hereingebrochen ist, von außen her wirksame Hilfe zu bringen, kann die Untersuchung der Schuld nicht stillschweigend übergangen werden. Es ist hierbei vielmehr von allerhöchster Wichtigkeit, festzustellen, daß es sich in Rußland nicht nur um eine Naturkatastrophe handelt, sondern daß mit ihr eine ökonomisch-organisatorische Katastrophe Hand in Hand geht und sie ungeheuerlich verstärkt. Ein gesunder Körper überwindet auch eine schwere Prüfung, der ein kranker Körper rettungslos unterliegt. Der ganze russische Wirtschaftskörper aber ist todkrank, seitdem die Bolschewisten ihn in die Kur genommen haben. Er windet sich seit Jahren in Fieberkrisen; denn er ist durch sinnlose Eingriffe unwissender Theoretiker völlig geschwächt. Er war schon todkrank, bevor noch

der Hunger über ihn kam. Die Bolschewisten haben die Hungersnot nicht hervorgerufen. Aber sie haben den russischen Wirtschaftskörper wehrlos gemacht, sie zu überwinden. Sie sind nicht schuld, daß dem Hunger, wie stets, die Pest, die Cholera, die Seuche und das Massensterben aller Art auf dem Fuße folgen. Aber sie sind nicht von der Schuld freizusprechen, daß die allgemeine trostlose Desorganisation, die unter ihrer Herrschaft in Rußland eingerissen ist, sich auch auf die Aerzte und auf die Heilmittel erstreckt. Die unter der Bolschewistenherrschaft zerstörten oder heruntergewirtschafteten Verkehrsmittel erschweren aufs höchste jedes helfende Eingreifen von außen. All das zusammen erst macht das Unglück so grauenhaft, so entsetzlich in seinen Wirkungen, so grenzenlos in seiner Ausdehnung, daß jeder Versuch einer Rettungsaktion nur wie ein Wassertropfen erscheinen muß, den man in eine Feuersbrunst gießt.

Nicht der Hunger, nicht die Pest allein zehren am Mark des russischen Volkes. Als im Jahre 1914 der Krieg ausbrach, der die schwerste Sünde war, die der Zarismus jemals gegen die Menschheit begangen hat, zählte das russische Volk auf dem Gebiete des heutigen Sowjet-Rußlands 145 Millionen Köpfe. Als der Bolschewismus die Erbschaft des unter seinen Sünden zusammengebrochenen Zarentums übernahm, hatte der Krieg drei Millionen dahingerafft. Aber als die neuen bolschewistischen Herrscher im August 1920 eine Volkszählung vornahmen, war die Bevölkerung bis auf 133 Millionen zusammengeschrumpft. Trotz starker Volksvermehrung ist die Volkszahl Rußlands unter der Sowjet-Herrschaft um 9 Millionen Köpfe zurückgegangen. Hunger und Krankheit werden trotz aller Hilfsmaßnahmen dieses grausige Werk vollenden. Aber sie sind im Grunde nur äußere Symptome des Fiebers, das am Mark Rußlands zehrt. Das russische Volk leidet und stirbt an der kommunistischen Idee, die die Gehirne vergiftet und den Wirtschaftskörper von innen her zerfressen hat.

Die Orgie der Steuerbürokratie / Von Dr. Erwin Steinitzer

So du in deinem Lokalblättchen ein paar alte Stiefel zum Verkauf ausschreibst, niemanden findest, der dir den geforderten Preis zahlen möchte, und dich am Ende entschließest, sie doch noch weiterzutragen, wirst du siebenmal den Besuch des Steuerbeamten empfangen; und wenn er dich das siebentemal beehrt, wird er dir mitteilen, daß bald ein Kollege die Visiten fortsetzen werde. Er wird immer wieder zur Kenntnis nehmen, daß sich auf das vor vier oder sechs Monaten erschienene und damals fruchtlos gebliebene Inserat inzwischen keine Käufer gemeldet haben; er wird mit Interesse die Stiefel besichtigen, die du dereinst verkaufen wolltest, und wird über ihr Vorhandensein jedes Mal ein Protokoll aufnehmen. Wenn du kühn genug sein solltest, deiner Verwunderung Ausdruck zu geben, daß es Beamte gibt — und anscheinend ziemlich viele —, die von den nichtverkauften Stiefeln anderer Leute leben, wird er dich belehren, daß dies eine vortreffliche und hochweise Einrichtung sei. Denn einmal sei es nur mit Hilfe solcher Methoden möglich, den zahllosen Organen der Finanzverwaltung Beschäftigung zu geben und so ihre zu Milliarden summierten Gehaltsbezüge zu rechtfertigen. Außerdem komme es gelegentlich wirklich vor, daß jemand ungeschickt genug sei, den Verkauf einzugestehen, oder daß ihm sein Leugnen nichts helfe, weil er nicht ein anderes Paar alter Stiefel vorzeigen könne. Und dann ziehe der Steuerbeamte triumphierend mit etlichen Mark und Pfennigen ab und bekomme einen Tätigkeitsvermerk in seine Personalakten!

Ein privater Betrieb wirtschaftet um so sparsamer, je ungünstiger sich das Verhältnis zwischen seinen Einnahmen und seinen unvermeidlichen Ausgaben gestaltet. Er sucht mit rationellster Kraftausnutzung und geringster Vergeudung zu arbeiten und wirft jeden unnützen Ballast über Bord. Der deutsche Staat macht es genau umgekehrt. Je mehr seine Belastung steigt, um so verschwenderischer werden seine Methoden. Seit er gezwungen ist, die höchsten Steuern der Welt aufzubringen, hat er sich, um diese Abgaben noch weiter erhöhen zu müssen, die kostspieligste Steuerverwaltung der Welt eingerichtet. Nie war die Anwendung des alten Satzes,

daß Steuern in der Erhebung einfach und billig sein müssen, daß sie den Steuerzahler nicht viel mehr kosten dürfen, als sie der Gesamtheit einbringen, dringender nötig als heute. Und nie ist diese These gröblicher mißachtet worden.

Man erzählt uns, daß dies leider unvermeidlich sei. Denn in unserer unglücklichen Lage müßten die Steuern so zahlreich, so lästig und so hoch sein, daß alle Welt sich mit List, Schläue und Tücke dagegen wehre, sie zu bezahlen. Um diesen Widerstand zu brechen, sei eben die Fülle von Gesetzen und Einzelvorschriften nötig. Man müsse Krieg gegen die Steuerzahler führen, und zum Kriegführen brauche man ein Heer.

Diese Beweisführung sieht auf den ersten Blick sehr einleuchtend aus. Aber sie ist dennoch falsch. Sie ist falsch, weil eine Finanzpolitik, die sich auf solchem permanentem Kriegszustande zwischen Fiskus und Steuerzahlern aufbaut, auf die Dauer fehlschlagen muß. Eine Finanzpolitik dieser Art kann vorübergehend finanzielle Scheinerfolge erzielen. Sie kann sehr viel Schaden anrichten. Aber sie kann ihr wirkliches Ziel nicht erreichen.

Es gibt für die finanzielle Belastung jedes Landes und Volkes ein dauernd mögliches Maximum, das sich, wenn man nur die richtigen Ansatzpunkte findet, in relativ einfacher Weise verwirklichen läßt. Diese Maximalbelastung wird genau bis an die Grenze gehen, jenseits deren elementare Bedürfnisse der Wirtschaft und der Wirtschafter vergewaltigt werden. Da sie diese Grenze nicht überschreitet, wird sie zwar auf sehr viel Einzelgegnerschaft, aber nicht auf einen allgemeinen verzweifelten Abwehrkampf stoßen. Ihre Durchführung wird Kontrollen nötig haben, aber sie wird nicht in einen Dauerkrieg ausarten.

Nun wird man einwenden, daß wir bei der Bemessung unserer Steuerlasten leider nicht an jener Grenze haltmachen können. Denn wir hätten das Ultimatum unterschrieben, unterschreiben müssen und seien nun gezwungen, die von uns geforderten Summen um jeden Preis aufzubringen — auch um den einer Vergewaltigung elementarer Interessen und Bedürfnisse der Wirtschaft und der Wirtschafter. Man könnte das gelten lassen, wenn es möglich wäre. Aber es ist nicht möglich. Im Einzelfalle mag im Augenblicke die Vergewaltigung gelingen. Dann ist für die Zukunft irgendeine Kraft der Wirtschaft gelähmt, damit auch irgendeine Steuerquelle verschüttet. In der Regel aber entziehen sich die bedrohten Interessen der Vergewaltigung; der Fiskus ist betrogen, oder er hat einen Papiersieg davongetragen, der im Wesen aufs Haar einer Niederlage gleicht.

Unter den neuen Steuergesetzentwürfen befindet sich auch einer, der die Monopoleinnahmen aus dem Branntwein von 800 auf mindestens 4000 ℳ pro Hektoliter steigern will. Wir wollen annehmen (obwohl es wenig wahrscheinlich ist), daß diese Preiserhöhung ohne übermäßige Ausdehnung des Schleich- und Schmuggelhandels durchgeführt werden kann. Bleiben die Preise im allgemeinen unverändert, das heißt, behält die Mark ihren heutigen Wert, so wird, nach der eigenen Schätzung der Regierung, infolge der steuerlichen Verteuerung der Branntweinkonsum weit unter die Hälfte seiner gegenwärtigen Menge sinken. Wer trotz der üblen Erfahrungen im scheinbar trockengelegten Amerika an die Segnungen der Zwangsenthaltsamkeit glaubt, mag diese Beschränkung begrüßen; aber wenn man von solchen Gesichtspunkten ausgeht, wäre ein allgemeines offenes Schnapsverbot ehrlicher und folgerichtiger. Finanzpolitisch ist eine Besteuerung, die Konsum und Produktion einer besteuerten Ware auf weniger als die Hälfte mindert, eine vollendete Sinnlosigkeit; denn man kann ohne Zweifel einen niedrigeren Satz finden, bei dem infolge des geringen Konsumrückgangs die Einnahmesumme größer (und dabei die Schmuggel- und Schleichhandelsgefahr kleiner) ist. Aber der Konsum wird wahrscheinlich gar nicht in dem erwarteten Umfange zurückgehen, weil im Zusammenhange mit den übrigen Steuermaßnahmen die Preise steigen werden. Man wird den Tribut von 4000 ℳ für den Hektoliter entrichten, aber diese 4000 ℳ werden tatsächlich viel weniger Geld sein als 4000 ℳ von heute. Das Reichsfinanzministerium wird triumphierend verkünden, daß seine Einnahmeschätzungen übertroffen wurden, und es wird wehmütig hinzufügen, daß ihm dies leider nichts nütze, weil infolge der Geldentwertung seine Ausgaben wieder riesig gestiegen seien.

Die überspannte Steuerpolitik, die wir treiben, läuft sich in der Inflation tot, die sie selbst erzeugt. Jedermann weiß, daß im Winter oder im nächsten Frühjahr eine Serie neuer Steuern kommt, die die Lebenshaltung zu verteuern, die Verbrauchs- und

Kapitalbildungsbasis zu schmälern droht. Die einen werden dabei mehr von den „indirekten", die anderen mehr von den direkten Steuern getroffen werden. Aber alle denken schon sehr gründlich darüber nach, wie sie diese neue Lasten abwälzen können. Die Gewerkschaften kündigen an, daß sie „bereit" sind, in neue Lohnbewegungen einzutreten, um die bevorstehende Teuerung zu „kompensieren". Die öffentlichen Beamten werden Gehaltserhöhungen fordern und durchsetzen. Die Unternehmer sagen sich, daß es notwendig sein werde, die Kunst der Buchhaltung noch etwas mehr zu verfeinern als bisher, und daß man eben mehr werde aufschlagen müssen, wenn die Steuer höher und alles teurer werde. Den Rentnern, den geistigen Arbeitern ohne Schiebertalente wird durch die neuen Steuern der Lebensspielraum noch stärker eingeengt werden. Aber die für die Staatswirtschaft wichtigsten Schichten, Unternehmer und Arbeiter, werden abwälzen und das Heer der Steuerbürokraten wird sie daran nicht hindern — selbst wenn man es um Hunderttausende neuer Rekruten verstärkt.

Die finanzpolitische Vergewaltigung, die man durchsetzen zu können glaubt, weil man meint, daß man sie durchsetzen muß, ist eine Illusion. Jene Grenzen maximaler Belastung, von denen vorhin die Rede war, können nicht überschritten werden. Walther Rathenau hat einmal bei der Erörterung der Frage, ob die Erfüllung der Reparationsverpflichtungen möglich sei, gesagt, es komme darauf an, wie weit man ein Volk in Not führen wolle. Aber es kommt auch darauf an, wie weit eine Regierung, eine Finanzbürokratie überhaupt imstande ist, ein Volk durch steuerliche Maßnahmen in Not zu zwingen. Sie kann zweifellos einzelne Personen, Gruppen, ökonomisch, politisch und sozial hilflose Schichten in äußerste Bedrängnis versetzen. Aber die Schichten, die im politischen und wirtschaftlichen Kampfe Mächte darstellen, lassen sich nicht in Not zwingen; sie wehren sich und sie wehren sich mit Erfolg.

Aber, wird man einwenden, dann ist ja das Reparationsproblem aussichtslos, die Erfüllung unserer Verpflichtungen unmöglich. Vielleicht ist sie unmöglich. Niemand kann dies heute mit Bestimmtheit behaupten, niemand mit Sicherheit bestreiten. Mag sein, daß es durch äußerste, organisierte Anstrengung gelingt, die Produktivität der Gesamtwirtschaft so zu steigern, daß diese die Reparation zu tragen vermag, ohne ihren eigenen elementaren Interessen und Bedürfnisse zu opfern. Keinesfalls aber ist das Problem mit den Mitteln zu lösen, mit denen seine Lösung unter Wirth (genau so wie unter seinem Vorgänger Erzberger) versucht wird: mit den Mitteln steuerlicher Vergewaltigungspolitik.

In dem Kriege zwischen Fiskus und Bürgern, der sich mit jeder neuen Steuervorlage verschärft, werden viele Opfer fallen, und die Kriegskosten werden sich schließlich zu einer beträchtlichen Anzahl von Milliarden summieren. Aber den Sieg wird der Staat nicht erringen — höchstens da und dort kleine Pyrrhussiege. Wäre es nicht Zeit, an den Friedensschluß und an neue, fruchtbarere Methoden des Zusammenwirkens zu denken?

Prometheischer Liberalismus / Von Paul Oestreich

Wer vom Nationalsozialismus ausging, Theodor Barths Fähnrich war und mit brennender Seele um die soziale Demokratie warb, um beim demokratischen Sozialismus zu landen, der begleitet mit verständnisvoller Teilnahme jeden Versuch, den sozialliberalen Gedanken zu säubern und zu modernisieren, ihn aus einem Ruinengespenst in den schöpferischen Geist zukünftigen Aufbaus zu sublimieren. Ein nachrevolutionäres Buch — dem Erscheinungstermin nach, obgleich im Gedankengang *vor* dem Kriege geschaffen — heißt mich verlassene, einst ach so gläubig beschrittene Pfade besinnlich wieder zu wandeln. Hermann *Goldschmidt-Faber* hat bei C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin ein ernstes und bedeutsames Werk: „*Sterben und Werden des liberalen Bürgertums*. Ein Bekenntnis", erscheinen lassen, das bisher schwerlich die Beachtung gefunden hat, die es verdient, das jedenfalls als Mahnruf den liberalen Parteien gar nicht zum Gehör gekommen ist, so sehr der für sie zeitgemäß gewesen wäre.

Goldschmidt-Faber schaut zurück in die Vergangenheit des liberalen Bürgertums, seinen mit seinem Emporkommen verbundenen, moralischen und

geistigen Verfall. Die sich um Bismarck scharten, verwandelten dessen Realidealismus in Opportunismus, sie gaben das „wissenschaftlich überwundene" Naturrecht als Waffe ab an den vierten Stand, sie brauchten einen von Wissenschaften und Künsten überzuckerten Relativismus als Schutz für ihre materialistische Gesinnung. Sie verbündeten sich mit Agrariern und Dynasten, um die Massen niederzuhalten, die gerade jetzt, wo man den alten Polizei- und Gewaltstaat langsam abtrug, doppelt empfindlich gegen jede Rechtsverkürzung wurden. So wurden die liberalen Parteien den kapitallosen Arbeitern verdächtig und sie verloren auch durch ihre zweideutige Haltung zur Kirchenfrage nach rechts wie nach links. Ihrer Haltlosigkeit verblieben die Halben und Lauen.

Der Liberalismus hatte die alte Aufgabe, Bauern und Arbeiter zu befreien, noch nicht gelöst, da erwuchs ihm die neue: die wirtschaftlich Unfreien vom Druck des großen Geldkapitals zu erlösen. Aber die neue Herrenklasse hatte sich in seinen eigenen Reihen verschanzt, sie mißbrauchte *seine* Doktrin zur Befestigung ihres Unrechts, sie schädigte die innere Kultur um des äußeren Glanzes willen. Und doch müßte der ehrliche, seinem Persönlichkeitsideal treue Liberalismus alle wahrhaft volksfreundlichen Forderungen sich zu eigen machen, damit aus einer gesunden Volksmasse sich in *anständigem* Wettspiele die Besten führerhaft herausheben. So ergibt sich etwa das alte nationalsoziale Programm, nur durchdringt der wirtschafts- und arbeitsorganisatorische Gedanke den demokratischen. Vorbedingungen der wirtschaftlichen Sozialisierung sind Goldschmidt-Faber die Sozialisierung der menschlichen Gesinnung von der Schule auf und die fortgeschrittene Zentralisierung und Demokratisierung der Betriebe. Er erwartet für Deutschland eine neue weltwirtschaftliche Stellung dadurch, daß es die andern Nationen mitreißt auf den Weg der Gemeinwirtschaft. Wie der Westeuropäer zum Bildner des Liberalismus in seiner individualistischen Werdezeit wurde, so falle dem Deutschen die Erzieheraufgabe in seiner sozialen Entwicklungsphase zu, in keinem Lande habe ja der sozialistische Gedanke sich so vertieft, so die Köpfe erobert wie in dem durch seine religiöse und staatliche Geschichte dazu bereitgemachten Deutschland.

Das soziale Ideal des Liberalismus muß es also sein, daß jeder in der ihm angemessenen Arbeit seine Persönlichkeit finde und frei gestalte und jeder Arbeit ihr Ertrag werde, der deutsche Liberalismus muß „die Arbeitspartei", die Partei der Arbeit überhaupt und an sich, werden, meint Goldschmidt-Faber. Dazu muß die Gesellschaft nach dem Prinzip der Arbeit als solcher neu geordnet werden. Das ist die Aufgabe des Liberalismus, der damit deutsch und weltpolitisch eingestellt wäre. „Die letzten Ueberzeugungen von Sozialismus und Liberalismus sind dieselben; die Menschen sind ungleich und sollen frei werden, um diese Ungleichheiten ihrer Persönlichkeit zu verwirklichen." Deshalb muß sich der Liberalismus die wirtschaftlichen Forderungen der revisionistischen Sozialdemokratie zu eigen machen, denn sie sind nur die liberalen, zeitgemäß und folgerichtig verstanden! Jenseits dieses demokratischen und liberalsozialistischen Kampfes der Gegenwart leuchten Goldschmidt-Fabers *liberalaristokratische* Ziele: aristokratische Höhenideale auf privilegienfreiem Grunde.

Die nationale Einheitsschule soll soziales und nationales Einheitsbewußtsein, soll seelisches Persönlichkeitgefühl erwecken und pflegen, dann erst, wenn sie das tut, erfüllt sie die Aufgabe, sozialer Gleichberechtigung, allseitiger individueller Kulturmöglichkeit den Weg zu bahnen. — Die Frauen müssen erzogen werden zu Bildnerinnen ihrer Kinder *und* zu denen der Männer in allen deren sexuellen Beziehungen. Freie Formen für die immer differenzierteren Liebesgemeinschaften können allein der sexuellen Anarchie steuern. — Die Ideen des Menschen scheitern nur an der Natur des Menschen. Trotzdem ist das Streben nach sozialer Gerechtigkeit unentbehrlich, um die soziale Lage der unteren, aber auch um die moralische der höheren Klassen zu verbessern!

Sehr tief ist, was Goldschmidt-Faber ausführt über den Gegensatz von Liberalismus und Christentum. „Der Liberalismus, der mit seinem Glauben, seiner Liebe, seiner Hoffnung an dem Diesseits hängt, will die Welt durch Kultur vervollkommnen und seine Transzendenz ist innerweltlich. — Entweder hat der Mensch ein liberales, d. h. innerweltliches, autonomes oder ein christliches, d. h. außerweltliches heteronomes Lebensideal." Optimismus gestaltet das Erdenleben, Pessimismus verachtet es. — Der „Liberalismus" hat die Zukunft für sich, wenn er „prometheisch" wird, dem Menschen ein individuelles Ideal reicht und ihn verpflichtet, selbst nach seinem

tiefsten Wesen zu suchen, nicht nur über andere, sondern auch über sich selbst und seine widerstreitenden Triebe hinaufzuwachsen zu einem persönlichsten Menschentum. Ohne die fremde Hilfe von Privilegien, aus eigner Kraft muß dieser Sieg erfochten werden, über einen möglichst großen Kreis von Gleichberechtigten, der das ganze Volk einschließt und seinen Umfang darüber hinaus immer weiter spannt. Diese „prometheische Lebenslehre" kann nur die verlorene Einheit der Kultur in einem neuen höchsten Gut wiederherstellen, wenn sie die Massen gewinnt, ihrem Bedürfnis nach gemeinsamer Beseligung feierliche Symbole bietet, wenn sie den Gottes- in einen Menschheitsdienst und -kultus umwandelt. „Die Sehnsucht nach einem christlichen Jenseits muß von zarten, feinfühligen Händen in die nach einem prometheischen Diesseits umgelenkt werden." Mit der prometheischen Lebenslehre — die den liberalen Menschen ab homine per hominem ad hominem, vom natürlichen Menschen durch die objektive Menschenkultur zum kultivierten Menschen führt. — kann das liberale Lebensideal wieder ein wegweisendes Licht werden.

Goldschmidt-Fabers „prometheischer" Liberalismus hat wohl seinen Ausgang vom liberalen Gedanken, mit der Realität der gegenwärtigen „liberalen" (je nachdem „demokratisch" oder „Volks"-partei genannten) politischen Parteien hat er aber auch gar nichts zu tun. Die „Prometheisch-Liberalen" sind über alle Lager, zum mindesten alle Linksparteien, verstreut: Einspänner, Sinnierer, Opferer, Menschen mit gänzlich andersgerichteter und -geeichter Wertskala. Der „prometheische Liberalismus" ist unsern sozialistischen Parteien, in denen allein er die Vorbedingungen wenigstens stellen- und teilweise vorfindet, die sein Werden verlangt, als — stets beherrschend zu dämpfende — feurig treibende Kraft aus dem Innern unentbehrlich: Neue, wahre Religiösität kann nie aus Verdünnungen oder Destillationen kirchlicher Erstarrtheiten fließen, sie kann nur als Vergeistigung der Zeitnöte und -sehnsüchte lebendig, mitreißend werden. Dieses „prometheische Lebensideal" ist Synthese, noch nicht restlos vollzogene von Nietzsche und Sozialismus. Dieser „Liberalismus" kann nur im Sozialismus leben! Aus Zwischenschichten schafft man weder Prometheidenstolz noch -kraft. Goldschmidt-Faber hat einen schönen Bauplan, aber einen versumpften Bauplatz. Er will seine schöne Idee einem verkrüppelten, blutlosen Körper einhauchen. Er ist solch liebenswerter Ideologe, wie Theodor Barth, wie wir alle es waren. Man muß solche Bücher, solchen Glauben ehren!

Die gefährdete Altersversorgung / Von Dr. Hugo Nathansohn

Seit kurzem kennen wir die geplante Wirthsche Steuerreform wenigstens in den wesentlichen Grundzügen. Aber was bisher über den Inhalt der neuen Steuervorschläge bekannt geworden ist, gibt zu den größten Bedenken Anlaß. Denn man hat sich offenbar mit dem Suchen nach neuen Steuerquellen nicht allzu sehr abgequält, sondern es vorgezogen, aus den alten Quellen mit größeren Eimern zu schöpfen. Das ist einfach und bequem, aber es muß schließlich dazu führen, daß durch die vorzeitige Ausschöpfung der Quellen die deutsche Volkswirtschaft bis zum Verdorren ausgetrocknet wird. Den Kern und das Schmuckstück der neuen Steuervorschläge Dr. Wirths bildet die sogenannte „Veredelung des Reichsnotopfers." Sie läuft im wesentlichen darauf hinaus, daß an die Stelle des Reichsnotopfers eine Reichsvermögensteuer treten soll, die alle drei Jahre in die vorhandenen Vermögen eingreift und einen Teil derselben wegsteuert. Durch die alle drei Jahre aufs neue erfolgende Steuerveranlagung soll erreicht werden, daß auch das sich neu bildende Vermögen immer wieder steuerlich erfaßt werden kann. Werden die Wirthschen Pläne Wirklichkeit, dann werden also in Zukunft zwei Arten von Vermögenssteuern nebeneinanderlaufen: die Zuwachssteuer, die den jedesmaligen Vermögenszuwachs innerhalb eines bestimmten Zeitraumes zu einem guten Teile wegsteuert, und das veredelte Reichsnotopfer, das alle drei Jahre kräftig in die Vermögenssubstanzen eingreift und dieselben vermindert. Kein Zweifel, daß bei einer solchen doppelten Besteuerung der Vermögen die Vermögensbildung zum allergrößten Teil unmöglich gemacht werden wird, und zwar auf Jahrzehnte hinaus.

Man hat das Problem der Vermögensbildung bisher fast ausschließlich vom volkswirtschaftlichen

Standpunkt aus betrachtet, indem man darauf hinwies, daß nur durch die Vermögensbildung unserer Produktion das nötige Kapital zugeführt werden kann, ohne das sie ebensowenig zu existieren vermag wie der menschliche Körper, wenn man ihm das Blut systematisch entzieht. Aber wie der Mensch ein gewisses Maß von Blutverlusten ertragen kann, ohne gleich zugrunde zu gehen, so kann auch die Volkswirtschaft einmal eine Weile zur Not mit weniger Kapital auskommen, besonders dann, wenn eben dadurch der Kapitalentwertung, die ja den Kapitalbedarf fortwährend ins Ungemessene steigert, endlich ein Ende gemacht werden kann. Sieht man jedoch die Dinge einmal nicht ausschließlich vom sachlich-volkswirtschaftlichen, sondern vom menschlich-individuellen Standpunkt aus an, so ergeben sich noch viel schwerere Bedenken gegen das geplante System der Vermögenswegsteuerung. Man hat viel von der Not der Rentner gesprochen, und diese ist tatsächlich infolge der Geldentwertung ungeheuer groß. Schließlich ist man sich aber heute wohl schon darüber klar geworden, daß bei jeder Vermögensbesteuerung auf die kleinen und mittleren Rentner gewisse Rücksichten genommen werden müssen, weil eben der Rentner, wenn man ihm sein kleines Vermögen wegnimmt, vollends verhungern müßte. Viele müssen ja infolge der Papiergeldentwertung ohnedies hungern oder sie zehren ihr Kapital auf. Man hat beim Reichsnotopfer die Not der Rentner durch gewisse Maßnahmen berücksichtigt, die im wesentlichen darauf hinauslaufen, daß man dem Rentner den Teil seines Vermögens, den der Staat haben will, erst nach seinem Tode abnimmt. Aber selbst wenn man alle Rentner bis zu einer gewissen Höhe des Vermögens vom Reichsnotopfer bzw. vom veredelten Notopfer freilassen wollte, wäre damit für die Allgemeinheit der Steuerzahler nicht viel gewonnen.

Viel größer als die Zahl der Rentner ist die Zahl derjenigen, die es einmal werden wollen oder müssen. Das sind die Sparer. Nun gibt es zwar eine sozialdemokratische Theorie, die im Sparen das allergrößte Uebel und in jedem einzelnen Sparer einen Schmarotzer sieht, der sich von der Arbeit anderer nähren will. Aber in Wirklichkeit liegen doch die Dinge ganz wesentlich anders. Jeder Mensch kann nur bis zu einem gewissen Alter arbeiten. Nachher erlahmt seine Arbeitskraft, und doch will und muß er weiterleben. Der Beamte erhält dann seine Pension. Für den Arbeiter sorgen Alters- und Invaliditätsversicherung sowie zahlreiche Pensionskassen. Der Angestellte bezieht Pension aus seiner Reichs-Angestelltenversicherung. Der selbständige Gewerbetreibende aber erhält, wenn seine Arbeitskraft erlahmt, keine Pension, sondern er muß nun von dem kleinen Kapital leben, das er sich in den Jahren seines rüstigen Schaffens erspart hat. Ebenso wie den Gewerbetreibenden geht es den Angehörigen der freien Berufe und noch vielen andern Bürgern. Für sie alle sind die Zinsen des ersparten Kapitals die Alterspension. Nun aber kommt das Reich und kommt der Reichsfinanzminister Dr. Wirth und wollen nicht nur das Einkommen aus diesem ersparten Kapital besteuern, sondern wollen erhebliche Teile der Substanz selbst alle drei Jahre zugunsten des Reichs beschlagnahmen. Und nehmen wir selbst an, daß diese Steuern nicht so groß wären, daß bereits vorhandene mittlere und kleinere Vermögen wirklich zusammenschmelzen müssen, wenn andererseits wieder Zins auf Zins alljährlich zugespart wird. Sicher ist jedenfalls, daß die Neubildung von Sparkapital durch die geplante doppelte Vermögensbesteuerung unmöglich gemacht oder zum mindesten so stark gehemmt wird, daß für eine ausreichende Altersversorgung — und nun gar unter Berücksichtigung der heutigen Geldentwertung! — Millionen von Volksgenossen jede Aussicht entschwindet. Hat man schon einmal daran gedacht, daß durch eine solche regelmäßige Vermögenswegsteuerung in dreijährigen Zwischenräumen allen, die nicht durch staatliche Pensionen oder Renten gesichert sind, die Vorsorge für ihr Alter unmöglich gemacht wird? Man sollte eigentlich meinen, unsere Steuerfabrikanten müßten auch hieran gedacht haben. Denn alle diejenigen, die diese Steuern ersinnen, durchführen und einkassieren, wissen ja ganz genau, daß ihre eigene Zukunft durch eine staatliche Pension gesichert ist, so daß sie allerdings nicht mehr in dem Maße zu sparen brauchen, um im Alter existieren zu können. Sollten wirklich alle unsere pensionsberechtigten Steuerfachleute noch niemals daran gedacht haben, daß bei einer Vermögensbesteuerung, wie der jetzt geplanten, Maßnahmen getroffen werden müssen, um denen, die nicht pensionsberechtigt sind, eine ausreichende Altersversorgung möglich zu machen?

Solange es sich um ein einmaliges Reichsnotopfer handelte, war die Wegsteuerung noch erträglich;

denn die Besitzer der geminderten Vermögen konnten ja aufs neue sparen oder mußten schlimmstenfalls ein paar Jahre länger fronden. Aber bei einer alle drei Jahre sich wiederholenden Besteuerung der Vermögen in der Höhe, wie es notwendig ist, wenn die erwarteten Erträge für die Reparation erzielt werden sollen, wird es ganz gewiß Millionen von Gewerbetreibenden und Angehörigen freier Berufe selbst bei größtem Fleiß, größter Sparsamkeit und Entbehrung unmöglich werden, sich eine ausreichende Altersversorgung zu schaffen. Denn alles, was sie erarbeiteten und zurücklegen, nimmt dann zum weitaus größten Teile der Staat fort. Bei einer Reichsvermögenssteuer oder der sogenannten „Veredelung des Reichsnotopfers" wird also unbedingt dafür gesorgt werden müssen, daß für alle, die kein Anrecht auf staatliche Pensionen und Renten haben, ein bestimmter Vermögensteil, der zum Zwecke der Altersversorgung nach den heutigen Verhältnissen notdürftig ausreicht, steuerfrei bleiben muß. Es wird sich empfehlen, daß diese von der Steuer befreite Summe mit steigendem Alter größer wird, um schließlich mit dem Eintritt der Arbeitsunfähigkeit den Höhepunkt zu erreichen. Eine solche Maßnahme zugunsten aller derjenigen, die sich ihre Altersversorgung auf dem Wege des Sparens selbst schaffen müssen, ist unbedingt notwendig, solange niemand daran denkt, daß etwa die Pensionen der Beamten oder die Renten der Arbeiter und Angestellten der Not des Vaterlandes zum Opfer gebracht werden müßten. Uebrigens fordern wir diese Freilassung durchaus nicht etwa zuungunsten der pensionsberechtigten Festangestellten und Arbeiter, denn auch unter ihnen sind unzählige, deren Pension oder Rente nicht ausreicht, um ihnen ein arbeitsfreies Alter zu sichern. Auch sie müssen sparen und auch ihre Versorgungsersparnisse darf das Reich nicht antasten, solange es die Pensionen und Renten unberührt läßt.

Ein solcher Steuerschutz für die Altersversorgung ist im übrigen auch erforderlich aus ethischen und volkswirtschaftlichen Gründen. Von beiden Gesichtspunkten aus ist der Sparer besser und nützlicher als der Verschwender. Der Sparer entsagt zahlreichen entbehrlichen Bedürfnissen, um sich ein sorgenfreies Alter zu sichern. Er zieht der schöneren Gegenwart die gesicherte Zukunft vor. Zerstört ihm der Staat durch rücksichtslose Vermögenswegsteuerung diese Zukunft, so wird auch der Sparer verschwenden lernen. Schon heute sehen wir, wie manche Volkskreise durch sinnlose Verschwendung die Allgemeinheit schädigen und das Volksgut vergeuden. Keine Luxussteuer kann die verderblichen Wirkungen dieser Verschwendungssucht für die Volksgesamtheit wieder wettmachen. Der Staat, der den Verschwender gegenüber dem Sparer begünstigt, arbeitet an seinem eigenen Untergange. Wenn das Bürgertum erst einmal so weit ist, daß es die sozialistischen Lehren von der Ueberflüssigkeit und Schädlichkeit des Sparens befolgt, dann wird das Reich auch keine Vermögenssteuer mehr einkassieren können. Eine Vermögenssteuer, die das Sparen unmöglich macht, hebt sich selbst auf. Darum muß bei der kommenden Reichsfinanzreform der Umstand berücksichtigt werden, daß das ersparte Kapital für einen großen Teil unseres Volkes das einzige oder das vorzügliche Mittel ist, sich im Alter gegen Hunger und Sorgen zu schützen. Diese Vorsorge für das Alter aber ist schließlich das Ziel aller menschlichen Arbeit. Auch in der größten Not darf der Staat die Altersversorgung seiner Bürger in keiner ihrer gerechtfertigten Formen gefährden, es sei denn, er wollte und könnte alle seine Bürger pensionsberechtigt machen.

Der sabotierte Parlamentarismus / Von Ernst Riemann

Gegen die unsinnigen Kommunalisierungsmaßnahmen sozialistischer Stadtverwaltungen hat der Reichstag im März d. J. mit erheblicher Mehrheit einen demokratischen Antrag angenommen, durch den von der Reichsregierung verlangt wird, „schleunige Maßnahmen zu treffen, daß alle den gewerblichen und kaufmännischen Mittelstand betreffenden Kommunalisierungen unterbleiben." Die demokratische Partei wollte damit zum Ausdruck bringen, daß sie im Gegensatz zu der Kommunalisierungssucht der sozialdemokratischen Parteien aller Richtungen den Mittelstand gegen eine solche systematische Untergrabung seiner Existenzgrundlagen energisch geschützt wissen will. Als trotz des Reichstagsbeschlusses nichts geschah, um die Kommunalisierungen, die in zahlreichen Gemeindeverwaltungen

durch sozialistische Zufallsmehrheiten vorgenommen werden, zu unterbinden, richtete die demokratische Partei von neuem eine Anfrage an die Reichsregierung, welche Schritte sie zur Durchführung des Reichstagsbeschlusses bisher unternommen habe. Der demokratische Reichstagsabgeordnete Kniest, selbst ein Handwerksmeister und einer der Führer der deutschen Mittelstandsbewegung, wies in dieser Anfrage die Regierung darauf hin, daß sie auf Grund des Reichstagsbeschlusses verpflichtet sei, gegen die Bestrebungen, durch Ueberführung der verschiedensten Zweige von Gewerbe und Handel in städtische Regie, gegen die Errichtung von städtischen Anschaffungsämtern und Baubetrieben mit Steuermitteln der Allgemeinheit energisch einzuschreiten, um eine solche systematische Mittelstandsvernichtung überall dort, wo sie versucht wird, unbedingt zu verhindern. Aber die Reichsregierung, innerhalb deren die mehrheitssozialdemokratische Partei heute bekanntlich stark vertreten ist, wagte es nicht, den Kommunalisierungsexperimenten, die auch von den mehrheitssozialistischen Gemeindevertretern eifrig unterstützt zu werden pflegen, einen Damm entgegenzusetzen. Sie gab dem Abgeordneten Kniest auf seine Anfrage die seltsame Antwort, daß man der Entschließung bei der weiteren Bearbeitung des Entwurfs eines Kommunalisierungsgesetzes Rechnung tragen werde. Da aber bekannt ist, daß dieses Kommunalisierungsgesetz in absehbarer Zeit nicht an den Reichstag gelangen wird, so bedeutet diese Antwort nichts anderes, als daß die Reichsregierung n i c h t s getan hat, um den Beschluß des Deutschen Reichstages zu verwirklichen. Ziel des demokratischen Antrages war es doch, zu verhindern, daß bis zum Erlaß des Kommunalisierungsgesetzes in den Gemeinden mit sozialistischen Mehrheiten weiter kommunalisiert werden könne. Dieser eigentliche Zweck des Reichstagsbeschlusses ist durch das Verhalten der Reichsregierung völlig sabotiert worden. Will wirklich jemand behaupten, daß man das, was die Reichsregierung mit dem Antrage des Reichstags zu tun verspricht, als „schleunige Maßnahmen" bezeichnen könne?

Es ist ein eigenartiger Parlamentarismus, der hier seitens der Reichsregierung zur Anwendung kommt. Sache des Reichstags wird es sein, sich über diese Art, einen Beschluß der Volksvertretung auf Einleitung schleuniger Maßnahmen zu behandeln, mit der Reichsregierung auseinanderzusetzen. Da die sozialdemokratischen Parteien aller Richtungen in dem Bestreben einig sind, die Kommunalisierung ohne alle Rücksicht auf die Proteste der geschädigten Gewerbetreibenden und auf den Reichstagsbeschluß vorwärts zu treiben, so ist ein Eingreifen der Reichsregierung unumgänglich. Es ist hier nicht der Ort, um durch Beispiele die Schädigungen nachzuweisen, die die städtischen Finanzen in zahlreichen Fällen durch sinnlose und verfehlte Kommunalisierungsmaßnahmen erlitten haben. Aber es ist unbestreitbar, daß die große Mehrheit der Wählerschaft wie der Volksvertreter darin einig ist, daß durch das bisherige System der Kommunalisierungen der Haushalt der betroffenen Städte völlig zugrunde gewirtschaftet werden muß. Die sozialdemokratischen Parteien aber betrachten auch diese Frage lediglich von politischen Gesichtspunkten aus. Sie wissen, daß die Arbeiter und Angestellten der Kommunalbetriebe ihre getreuesten Wähler sind, und wollen sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, immer noch mehr Anhänger und Parteigenossen an der städtischen Futterkrippe zu versorgen. Einsichtige sozialdemokratische Führer haben längst eingesehen, daß dieses System zum unaufhaltsamen Niedergang der städtischen Verwaltungen, zum Bankerott der städtischen Finanzen führen muß. Aber sie haben nicht den Mut, ihren eigenen Parteigenossen und Wählern hier ein energisches Halt entgegenzurufen. Leider fehlt dieser Mut aber auch der Reichsregierung, die es nicht wagt, durch schleuniges und entschiedenes Eingreifen den verfehlten Kommunalisierungsexperimenten sozialistischer Zufallsmehrheiten in den Stadtverwaltungen endlich ein Ziel zu setzen.

Soll der Schlendrian aber trotz aller Reichstagsbeschlüsse weiter fortbestehen? Der deutsche Mittelstand muß von der Reichsregierung aufs entschiedenste fordern, daß endlich die vom Parlament beschlossenen schleunigen Maßnahmen ergriffen werden, bevor der Kommunalisierungsrummel noch mehr selbständige Existenzen vernichtet, noch mehr sozialistische Parteianhänger an die kommunale Futterkrippe gebracht und sonstiges Unheil, das nicht wiedergutzumachen ist, angerichtet hat. Was würden die sozialistischen Arbeiter wohl sagen, wenn die Reichsregierung einem vom Reichstage zu ihrem Schutze angenommenen Antrage eine solche dilatorische Behandlung zuteil werden ließe? Die Millionen dem Mittelstande angehörender kleiner und

mittlerer Gewerbetreibender müssen endlich verlangen, daß sie nicht schlechter wie die Arbeiter behandelt werden und daß die Regierung die schleunigen Maßnahmen, die der Reichstag zu ihrem Schutze gegen die in zahlreichen Gemeinden ihnen drohende Kommunalisierungsgefahr beschlossen hat, endlich praktisch anwendet, damit der Kommunalisierungswahnwitz wenigstens nicht noch mehr für die Allgemeinheit wertvolle Mittelstandsexistenzen zu Grunde richten kann.

Von Alkohol und Professoren / Von Johannes Gaulke

Der Kampf gegen den Alkoholismus, der im Interesse der Volksgesundheit durchaus geboten ist, hat sich, nachdem Amerika sozusagen mit gutem Beispiel vorangegangen ist, zu einem Kampf gegen den Alkoholgenuß überhaupt zugespitzt. Den bereits seit Jahrzehnten in diesem Sinne wirkenden abstinenzlerischen Vereinigungen, wie den Blaukreuzlern und Guttemplern, haben sich nunmehr auch hervorragende Vertreter der deutschen Medizin, wie die Professoren Gaupp, Kraepelin, Abderhalden und und Strümpel, angeschlossen, um zum letzten Schlage gegen den „Dämon Alkohol" auszuholen. In einem Aufruf an die deutsche Aerzteschaft sind von ihnen in eindringlicher, aber wie von Männern, die sich auf ein Prinzip festlegen, nicht anders zu erwarten, zugleich in übertriebener Weise die Folgen des Alkohol- und Nikotingenusses geschildert worden. Die „Münchener Medizinische Wochenschrift", die denselben Standpunkt vertritt, wendet sich außerdem aus wirtschaftlichen Gründen gegen den Konsum von Alkohol und Tabak. Ebenso verweist Herr Professor Gaupp in seinem Vortrage „Student und Alkohol" auf die entsetzliche Notlage des deutschen Volkes, um damit die Forderung der völligen Abstinenz zu begründen. Die Lebenshaltung unseres Volkes soll überhaupt auf das Unentbehrliche zugeschnitten werden. „Entweder eine Rationierung unserer Lebensführung bis zum letzten Stückchen Brot und zum letzten Schuhbändchen unter Aufrechterhaltung unserer geistigen Kultur oder ein sinnloses und gewissenloses Drauflowirtschaften aller einzelnen in anarchistischer Willkür." Nein, Herr Professor, so liegt die Sache nicht. Noch nie hat ein Volk seine geistige Kultur aufrechterhalten, das auf ein unzureichendes Existenzminimum herabgedrückt worden ist, noch nie hat sich ein Volk aus dem Elend wieder großgehungert.

Wir sträuben uns gegen die unmenschlichen Forderungen der Entente, durch die wir für alle Zeit zu einem Bettlervolk herabgedrückt werden sollen, darum steht es uns schlecht an, wenn wir uns in unserer Lebensführung freiwillig auf das „Unentbehrliche" beschränken. Man versuche es doch einmal, bei Wasser und Brot Qualitätsarbeit zu leisten! Es ist schlimm, wenn uns die Entente zu Zwangsarbeit bei Wasser und Brot verurteilt, aber noch schlimmer ist es, wenn Führer des eigenen Volkes, an deren gutem Willen nicht zu zweifeln ist, die aber von gänzlich verkehrten psychologischen Voraussetzungen ausgehen, uns die Verzichtleistungen auf alle leiblichen Genüsse predigen. Die Zwangsaskese ist noch keinem Volke gut bekommen. Gewiß sind die eigentlichen Nahrungsmittel wichtiger als die Genußmittel, diese aber gänzlich auf den Index zu setzen, hieße das Moment des in jeder Kreatur lebendigen Lustbedürfnisses gänzlich ignorieren, hieße die Bedeutung der Genuß- und Anregungsmittel in diätetischer Beziehung für den menschlichen Organismus verkennen. Denn da überall im Leben neben der Befriedigung der Notdurft der Genuß steht, so kann die völlige Enthaltsamkeit unmöglich als eine allgemeine sittliche Forderung aufgestellt werden.

Auch vor Uebertreibungen und Verallgemeinerungen müssen wir uns hüten. Dadurch, daß wir die Zustände grau in grau schildern und unser Volk gar, wie es täglich von abstinenzlerischer Seite geschieht, als ein Volk von Säufern, das dem sicheren Untergang entgegentorkelt, hinstellen, stellen wir uns ein geistiges Armutszeugnis aus, das seine Wirkung auf das Ausland nicht verfehlen wird. Wahrlich ein miserables Mittel, den Glauben an die deutsche Zukunft zu beleben. Herr Professor Gaupp und seine abstinenzlerischen Mitkämpfer gehören zu jener Gilde von Schwarzsehern, die schon in dem Genuß eines Glases Bieres oder Weines ein Verbrechen an des Lebens Notwendigkeiten des deutschen Volkes erblicken. Er spricht von dem Unverstand der genußsüchtigen und gedankenlosen Massen, von einem Ver-

kommen in niederer Genußsucht und stellt uns die Prognose eines unvermeidlichen Unterganges. Dagegen: „Ein Volk, das, wie Amerika, die Narkose des Alkohols von sich weist, geht einer großen Zukunft entgegen."

Ja, dieses Amerika, dieses Musterland unter den Ländern der Erde! Amerikanische Nüchternheit hat den Sieg über deutsche Versoffenheit errungen. Die große deutsche Frühjahrsoffensive von 1918 mußte scheitern, weil die Front sich einem wüsten Alkoholgenuß ergeben hatte. Diese und ähnliche Gefühlsergüsse schöner Seelen lesen wir in abstinenzlerischen Blättern, die sich als die Heilsbringer des deutschen Volkes gebärden. Eine Polemik gegen eine mit Gift und Galle arbeitende Bewegung erübrigt sich.

Im übrigen hat das amerikanische Volk gar nicht daran gedacht, „die Narkose des Alkohols" von sich zu weisen. Das Prohibitionsgesetz, das die Herstellung, den Vertrieb und den Genuß von alkoholischen Getränken unter schwere Strafen stellt, ist ihm von den Puritanern unter geschickter Ausnutzung der Kriegsstimmung auferlegt worden. Eine Vergewaltigung und eine Bevormundung in der Lebensführung, wie sie noch keinem Volke geschehen ist. Nun wird zwar in vielen propagandistisch zurechtgestutzten Zeitungsnotizen behauptet, daß die Trockenlegung den Amerikanern ganz vorzüglich bekomme, daß die verruchten Alkoholproduktionsstätten, namentlich die Brauereien, über Nacht in Marmeladen-, Fruchtsaft- und selbst in Stiefelfabriken umgestellt, daß die Gefängnisse infolge mangelnder Frequenz in Volkshochschulen umgewandelt worden wären. Eine Behauptung, die der Volkswirtschaftler mit einem Lächeln abtut, die aber auf das große Publikum trotz ihrer plumpen Aufmachung dennoch Eindruck macht. Man braucht im übrigen nur einen Blick in amerikanische Blätter zu werfen, um die wahre Sachlage zu erkennen. In dem Inseratenteil wird unbeanstandet Hopfen- und Malzextrakt zur Herstellung eines „bekömmlichen Getränks" empfohlen; die Gebrauchsanweisung wird jeder Sendung gratis beigefügt. Noch nie haben die Geheimfabrikation und der Schleichhandel mit alkoholischen Getränken gewaltigere Dimensionen angenommen, als unter der Herrschaft des glorioſen Prohibitionsgesetzes.

Eine andere Nebenfrucht der Trockenlegung ist die Ausbreitung der Kokain- und Opiumseuche. „The American Monthly" schrieb darüber im Januarheft: „Noch schlimmer als die Ueberhandnahme des Whiskygenusses ist die wachsende Beliebtheit solcher narkotischen Stoffe, die in physischer wie moralischer Beziehung die schrecklichsten Verwüstungen anrichten. Gewissenlose Händler drängen sich an Männer und Frauen heran, die früher, als ihnen ein leichtes Getränk zugänglich war, gar nicht daran dachten, sich zu betäuben, um ihnen das Narkotikum aufzuschwätzen. Diesem Handel ist überhaupt nicht beizukommen, da die von ihnen vertriebenen Stoffe von so geringem Umfang sind, daß sie mit Leichtigkeit von Ort zu Ort verschoben werden können."

In ähnlichem Sinne äußert sich auf der letzten Jahresversammlung der Vereinigten ärztlichen Gesellschaften Amerikas der Vorsitzende Dr. Wallace Frey: „Das Prohibitionsgesetz lehrt die heimliche Trunksucht, verursacht Spielsucht und Unmoral im häuslichen Kreise und ist schuld daran, daß das Heer der Morphium- und Kokainsüchtigen immer mehr zunimmt. Die Irrenhäuser werden immer voller, und die Scharen von Kindern, die das Opfer selbstgebrauter Getränke sind, nehmen beängstigend zu." Auch der bekannte amerikanische Kirchenfürst, Kardinal Gibbons, der gewiß nicht in dem Ruf eines Trinkers steht, lehnt das Prohibitionsgesetz in einem Interview mit aller Entschiedenheit ab. „Ich bin ein eifriger Befürworter der Mäßigkeit. Aber ich habe mich durch eigne Anschauung davon überzeugt, daß die Prohibition nicht durchgeführt werden kann. Sie ist nur dazu angetan, Heuchler heranzuzüchten, und führt zur gesetzwidrigen Herstellung von Whisky, so daß der gute Stoff durch schlechten ersetzt wird und die Bundesregierung gleichzeitig der gesetzlichen Steuern beraubt wird."

Von einer hohen Warte behandelt Dr. Stephan Leacock, Professor der Volkswirtschaft an der Mc. Gill Universität, Montreal, bei Eröffnung der Toronto-Versammlung als Verteidiger der bürgerlichen Freiheit das Alkoholproblem. Er kennzeichnet die Prohibition als eine Lüge, weil der Prohibitionist sich eine Maske ausgeklügelt hat, die ihn als einen guten und moralischen Menschen ausgibt, während der Gegner unter allen Umständen ein schlechter Mensch ist. „Es ist meine feste Ueberzeugung, daß die Annahme der Prohibition in den Vereinigten Staaten das größte Unglück ist, das über die amerikanische Republik herein-

gebrochen ist seit ihrer Begründung. Die Prohibitionisten vertrauen auf Zwangsmaßregeln, auf Kerker, Peitsche und Geißeln, sie beginnen mit dem Hinweis auf die Moral und enden mit Ueberredungskünsten, aber was sie nicht haben, ist die Autorität." Professor Leacock wendet sich dann aus Gründen der bürgerlichen Freiheit gegen die Einführung der Prohibition in Kanada. „Jedes hysterische Votum der Majorität zwingt uns einen neuen Kodex für unsere Lebensführung auf. Unser Leben, unsere Nahrung, unsere Kleidung, ja unser Vergnügen sollen sich unter Gesetzeszwang stellen lassen, und für den, der sich nicht fügt, steht der Kerker bereit."

Ohne Frage ist die Prohibition auch in der mildesten Form ein Gesetz, das die Lebensführung des ganzen Volkes nach Schema F regelt und auf die Lebensintensität des einzelnen einen unerhörten Zwang ausübt. Sie ließe sich auch nur unter Aufgebot einer ungeheuren Polizeimacht durchführen. Vor einer solchen Vergewaltigung möge uns ein gütiges Geschick bewahren. Eine zwangsweise herbeigeführte Abstinenz ist sittlich nicht zu rechtfertigen. Wer sich einer abstinenzlerischen Lebensweise befleißigt, den soll niemand daran hindern. Es ist aber eine ungeheuerliche Anmaßung und zeugt von einem verworrenen Denken, wenn die Abstinenten den Alkohol als die ausschließliche Ursache aller gesellschaftlichen Schäden, als die Ursache der Entartung der Kulturmenschheit überhaupt hinstellen und in diesem Sinne die Gesetzgebung zu beeinflussen suchen. Was von abstinenzlerischer Seite über Wesen und Wirkung des Alkohols gesagt wird, beruht im großen ganzen auf breitgetretenen Schlagworten. Auch die Wissenschaft hat über den Alkohol das letzte Wort noch nicht gesprochen. Am allerwenigsten sollten sich aber die ein abschließendes Urteil erlauben, die, wie die abstinenzlerischen Propagandisten, im Bann vorgefaßter Meinungen stehen.

Es ist auch überflüssig und selbst schädlich, die Lebenshaltung nach abstrakten Theorien einzustellen. Die Erfahrung am eigenen Leibe ist immer die beste Lehrmeisterin. So kann auch der Alkohol nur dem gefährlich werden, der sich durch ihn beherrschen läßt, wer aber in jeder Lebenslage Selbstzucht zu üben weiß, der wird sich auch im Alkoholgenuß eine weise Mäßigung auferlegen. Unmäßige wird es natürlich immer geben — ob mit, ob ohne Prohibitionsgesetz —, es wäre aber in keiner Weise zu rechtfertigen, wollte man um der wenigen Unmäßigen willen auf alle einen Zwang zu einer abstinenten Lebensweise ausüben. Am allerwenigsten sollte man aber in dieser freudenarmen Zeit dem Volke ein bescheidenes Glas Bier verpönen. Denn trotz aller Schwarzseherei schafft der Alkohol, mit Verständnis genossen, Lebenswerte, indem er die Unlustgefühle unterdrückt und die Stimmung hebt. „Es ist eine Forderung der Natur, daß der Mensch mitunter betäubt werde, ohne zu schlafen, daher der Genuß im Tabakrauchen, Weintrinken, Opiaten", sagt Goethe (Maximen und Reflexionen). Mit anderen Worten: Die Natur drängt uns zeitweise aus dem Alltagsgleise, um die durch des Tages Allerlei abgespannten Nerven wieder spannkräftig zu machen. Oede und bleiern wäre das Leben, das nur auf Theorien eingestellt ist.

Statt uns mit neuen Aengsten zu belasten, sollten wir danach trachten, die Angst vor wirklichen und eingebildeten Gefahren zu überwinden. In dieser Beziehung wird gerade von den Aposteln der Abstinenz entsetzlich gesündigt. Sie haben es durch eine wüste Propaganda fertig gebracht, daß die Alkoholfurcht in verschiedenen Kreisen schon einen epidemischen Charakter angenommen hat. Aber wie wir die Bakterienfurcht, mit der uns die Wissenschaft im ersten Eifer über ihre grandiose Entdeckung infiziert hat, überwunden haben, so werden wir auch die Alkoholfurcht, die uns die Pseudowissenschaft der Abstinenten beschert hat, überwinden. Nicht gegen den Alkoholgenuß, sondern gegen den Mißbrauch alkoholischer Getränke haben wir Stellung zu nehmen. Berücksichtigen Sie das wohl, meine Herren Professoren, sonst führen Sie einen Kampf gegen Windmühlen wie der selige Ritter Don Quichote.

Kulturpolitische Kuriosa / Von Gustav Erényi

Im Rummel der letzten Jahre ist „Kulturpolitik" zu einer schwunghaften Losung geworden. Das will so eine Art verfeinerter Politik sein — Krieg, Diplomatie, Parteihader und Weltwirtschaft von einer höheren Sehwarte, mit dem Augenmaß des Historikers betrachtet! Und selbstverständlich betreibt nun jeder strebsame Zeitungsjüngling, jeder kleine Konjunkturpolitiker zwischen Abendbrot und Redaktionsschluß, auch in Flugschriften, in der Stadtbahn, in Vereinen und trauter Geselligkeit leidenschaftlich „Kulturpolitik". Wir fragen: — wozu der Lärm? Ist die Politik kultureller oder etwa die Kultur politischer geworden? Kultur und Politik! Gibt es einen größeren Widerspruch, eine trotzigere Unvereinbarkeit der Kompetenzen?

Da kramen die Herren Akademiker und hoffnungsvollen Studiosi vom „kulturpolitischen Fach" ihre kümmerlichen Weisheitsbrocken hervor! Soll Deutschland seinen orientierungsfrohen Späherblick in treuer Gefolgschaft Georg Bernhards nach Neufrankreichs katalaunischen Feldern richten, mit gierigem Entzücken dem Liebeslispeln lauschen, das uns die Zärtlichen der Pariser Kammer entgegenraunen, oder soll der in diplomatischen Konversationsmätzchen mit allen Salben geriebene Lloyd George den Taktstock schwingen? Darf Germania, die Busenprächtige, die von den zierlichen Briefmarken wilhelminischer Prägung treulos Verschwindende, nun erleichtert aufatmen, da Graf Sforza, der tatenfreudige Deutschenhasser, durch Bonomi abgelöst wurde, dessen Name Güte strahlt? Winkt uns das Heil vom Westen, Osten oder welcher Himmelsrichtung denn? Müssen die Reparationszahlungen willig oder mit Widerwillen geleistet werden? Sind diese Zahlungen überhaupt Zwang, Pflicht oder Vergnügen? Und um ein zugkräftiges kulturpolitisches Leitmotiv zu fingieren: soll die Ueberschrift dieser Probleme „Untergang des Abendlandes" oder „geistige Auferstehung" heißen?

Dann gibt es freilich auch fesselnde innerpolitische Kulturprobleme. Wie ließe sich der tausendfach geflickte Strick virtuoser auseinanderreißen, durch einen Meisterruck von rechts oder von links? Es gibt eine revolutionär-kommunistische Kulturpolitik des Sechs- und Fünfstundentages, die ihre höchsten Triumphe in den Patzenhofersälen der Hasenheide feiert, und eine vaterländisch-völkische, die den Wiederaufbau Deutschlands vom Siege des reinen Germanentums erwartet. Zwischendurch siegt auch in einer tiefschürfenden Betrachtung der öffentlichen Dinge Einsteins Relativitätstheorie. Da heißt es, aus altpreußischem Schuldrill um der völkischen Genesung willen geraden Wegs in ein idyllisches Durcheinander der Freischulgemeinden und der Schülerautonomie überzugehen, das Gerichtsverfahren tunlichst zu „subjektivieren" und dämonische Mörderseelen nach rührsamer Einfühlung in ihr kompliziertes Seelenleben rüstig freizusprechen, auch die sogenannten „Verbrechen gegen das keimende Leben" in Tugenden umzukrempeln, da es jedem ferneren Bevölkerungszuwachs aus tieferen nationalökonomischen Erwägungen zu steuern gilt. Es braucht wohl nicht besonders darauf hingewiesen zu werden, wieder eine andere „kulturpolitische" Gruppe beweist es mit Chick und Elan, daß solche und ähnliche Auswüchse einzig und allein Schuld der „jüdischen Rasseneinwirkung" sind. Ueberhaupt — die Rasse — das ist des Pudels Kern! Wenn einmal dieser Streitpunkt aus dem Kulturregister verschwände, dann wäre es um die Zukunft der Menschheit geschehen! Zum Glück sorgt wissenschaftlicher Eifer für die fortgesetzte fach-, fach- und stimmungsmäßige Lüftung der Rassenfrage. Nur keine Sorge, eine kleine Atempause, und schon kündet H. St. Chamberlain, der rührige Rassenkenner, sein neues Werk „Gott und Mensch" an, höchstwahrscheinlich eine Verherrlichung des Schutzgottes der arisch-germanischen Rasse!

* * *

Die französische Rasse! La grande nation! Auch das ist ein reizvolles kulturpolitisches Problem für sich! Diese Demokraten von Gottes Gnaden, diese Freiheitsfanatiker in den Fußtapfen der Herren Clemenceau, Briand, Barrès und Foch, die mit so einleuchtender Folgerichtigkeit alle Kulturnationen dieser Welt von der barbarischen Tücke der Boches zu überzeugen wußten, die jene Scheinweihe, von der germanisches Gelehrtentum umwittert war, so gründlich aufdeckten und unsterbliche Atmosphäre ihrer Aka-

demie von dem infizierenden Einfluß deutscher Kunst und Wissenschaft mit solch peinlichem Reinlichkeitsempfinden erlösten, nun zeigen sie, wie echte, rechte „Kulturpolitik" mit einer weitsichtigen Zukunftsperspektive betrieben werden muß. Leben und leben lassen! Das ist so mit eins von den fadenscheinigen Ueberbleibseln einer veralteten Sentimentalethik. Sechzig Millionen zeugungsfähiger Germanensprößlinge jenseits des Rheins leben lassen, käme das nicht einem nationalen Selbstmord gleich? Wie wäre es um die unvergleichliche Strahlungspracht der „grande nation" bestellt, wenn sich diese vermaledeiten Hunnen unerschrocken fortpflanzen? Nein, diesem Uebel muß unverzüglich vorgebeugt werden! Die rettende Methode ist großartig in ihrer Einfachheit: Der Gaul soll eingespannt werden, bis er eben zusammenbricht! Fronarbeit, Reparationszahlungen bis zum Weißbluten, angeregt durch findige Sanktiönchen und das dauernd vorgehaltene Gespenst einer Ruhrgebietsbesetzung! Doch halt, gar so einfach ist die Sache nun doch nicht! Der Boche darf nicht den Erschöpfungstod sterben, bevor er seine Schuldigkeit bis zum letzten Groschen fügsam abgeliefert hat. Auch gibt es noch einige Haken! Um zahlen zu können, muß man produzieren, um produzieren zu können, muß man sich ausreichend nähren. Besteht da nicht wieder Gefahr, daß der deutsche Michel zu üppig wird? Und dann noch etwas! Nationalökonomen behaupten übereinstimmend, ein Land, das seine Leistungsfähigkeit so enorm zu steigern gezwungen ist, würde seine Importbedürfnisse auf ein Mindestmaß reduzieren. Soll das etwa heißen, daß Deutschland auf die Pariser Modeartikel, auf den Import des französischen Luxus verzichten wolle? Traut sich etwa dieser unterlegene Barbar, sich der weltbeglückenden Einwirkung der französischen Kulturproduktion zu entziehen und die Staatskasse um dieselben Werte zu schmälern, die er ihr zuführt? Nein, das darf nicht sein! Aber es ist ein verdammt schweres Rechenexempel, das alles zu reimen: Der Boche soll arbeiten, zahlen, hungern, importieren und noch verrecken obendrein! Auch wird viel beängstigendes Zeug über die Notwendigkeit von wirtschaftlichen Zuflußquellen gefaselt, die Deutschland brauche, um zahlen zu können. Wirtschaftsverkehr mit den Süd-Ost-Staaten? Irgendein mysteriöses Verlangen rumänischer und südslawischer Kaufleute nach deutscher Ware? Auch dem muß abgeholfen werden! Pasitsch und Jonescu mögen das Eisen schmieden, so lange es warm ist. In Budapest aber schadet zeitweise inmitten reaktionärer Illuminationseffekte nicht ein wenig Habsburger Lärm, um den mitteleuropäischen Entzündungsherd auf Kosten einer etwaigen Verständigung mit der deutschen Wirtschaft wacker fortgären zu lassen. Deutschland braucht die oberschlesische Kohle, die oberschlesische Industrie, um auf eigenen Füßen stehen zu können? Unter Polens Verwaltung müßte Oberschlesiens Reichtum verkümmern. Die Volksabstimmung fiel zugunsten Deutschlands aus? Da muß freilich die oberschlesische Frage gegen vitale deutsche Wirtschaftsinteressen und gegen die Ergebnisse der Volksabstimmung im Sinne jenes Gerechtigkeitsempfindens, das die Leitung der „großen Nation" stets ausgezeichnet hat, gelöst werden. Der polnische Aufstand ist im Lichte dieser Art von Gerechtigkeit Folge äußerster Erregung, die deutsche Schutzwehr aber Banditentum. Herr Korfanty unternimmt Lustreisen zwischen seinem Hauptquartier und Paris. Und nachdem so alles nach den Regeln einer höheren Gerechtigkeitsmeisterschaft geglättet wurde, steht eine französische Division marschbereit an Deutschlands Grenze und die „Aufteilungskonferenz" kann losgehen, auf der der widerspenstige britische Schwager mürbe gemacht werden soll! Wenn aber der tückische Feind auch alles erfüllt, und ihm nebenbei alle lästigen Reichtümer in Ost und West abgenommen wurden, wo bleibt die pflichtschuldige Demut? Man hat — auf englischen Druck — in die Leipziger Kriegsprozeßführung doch nur eingewilligt, damit Deutschland die ihm gnädigst auf fertigen Listen namhaft gemachten „Kriegsverbrecher" selbst zu Tode richten könne. Gegenüber einer solchen Siegergnade gibt es noch juristische Bedenken, man wagt, französische Angaben beweiskräftig zu widerlegen? Ein solch unpolitisches Gericht verdient nicht weiter, der Glückseligkeit teilhaftig zu sein, unter der Assistenz französischer Juristen urteilen zu dürfen. Die große Nation zieht sich stolz in die Hochburg ihrer ureigensten Gerechtigkeitssphäre zurück. Wie fatal nur, daß sich da ein Henri Barbusse findet, der von französischen Mordbefehlen gegen deutsche Gefangene in 82 Fällen zu berichten weiß, und daß Romain Rolland, dieser Größte und Gütigste einer „großen Nation", sich plötzlich schämt, ein Franzose zu sein.

* * *

Bisweilen gibt es tragische Schlußakkorde der kulturpolitischen Erregsamkeit. Ein solcher offenbart sich durch den Fall Frauendorfer. Am Schlusse einer glänzenden und arbeitsreichen politischen Laufbahn steht das übelklingende Wort „Münzenfälschung", und nie sah man die schmale Brücke so gespenstig vor sich, die Erfolg und Versuchung, Ruhm und Verbrechen so eng verbindet. Im Schicksal dieses gewesenen Verkehrsministers, der sich aus kleinen Anfängen hochbringt, um dann im selbsterworbenen Wohlstand an den Gefahren der Politik und des Parteihasses zu scheitern, äußert sich ein Stück erschütternder Zeitgeschichte. Bis hierher ist der Fall allgemein menschlich und hat mit „Kulturpolitik" wenig gemein. „Kulturpolitisch" wirkt er erst, wenn man dasjenige, was aus der widerspruchsvollen Laufbahn dieses Politikers offenkundig wurde, mit alledem vergleicht, was „in politicis" unter der sensationslüsternen Kontrolle der Allgemeinheit strafrechtlich unverfolgt und unantastbar bleibt. Kein Zeitalter hat die Grenzen zwischen „strafbar" und „unanständig" so labil gestaltet wie das unsrige und so viele „Ehrenmänner" gezeitigt, deren öffentliche Erfolge lediglich auf der geschickten Propagierung ihrer in gerichtlicher Hinsicht intakten dunkelmännischen Persönlichkeit beruhen. Jeder ehrlich Rechtende weiß es oder ahnt zumindest, wie sich ein kulturbeladenes Menschentum in einer kritischen Epoche der Gewinnsucht und des wirtschaftlichen Faustkampfes auf Leben und Tod zwischen den schmalen Nachbarsphären des Erlaubten und Unerlaubten mühsam durchwindet, wie insbesondere die Führer den Weg in die Höhe mit leichtfertigen Losungen, Lügen und Lässigkeiten pflastern. Wie oft umgeht der Gewiegte sachte das Strafrecht, um es nicht augenfällig verletzen zu müssen, „denn — um mit Hamlet zu sprechen — in dieser feisten, engbrüstigen Zeit muß Tugend selbst Verzeihung flehn vom Laster."

* * *

Zu guter Letzt noch einen „kulturpolitischen" Schwank, der indes auch einen tiefernsten Kern in sich birgt! Der kommunistische Abgeordnete Adolph Hoffmann hat vor kurzem die Anzeige erstattet, daß, während er in einem märkischen Sommerheim weilte, seine Berliner Wohnung erbrochen wurde und aus ihr u. a. Hundertausend Mark in Bargeld, etliche Brillanten und 3—4 Dutzend Bettüberzüge verschwanden. Es ist gewiß keine ehrenrührige Sache, kommunistischer Abgeordneter zu sein, wenn auch der Kommunismus nach etlichen Schlappen und Widerrufungen augenblicklich nicht zum besten im Kurse steht. Daß die kommunistische Idee eine Utopie sei? Daß sich die Menschen nie in treuer Gemeinsamkeit den Ertrag ihrer Arbeit teilen, daß Unternehmer nie zu Vorarbeitern werden und die Söhne auf das väterliche Erbteil nie verzichten werden? Warum denn? Nur auf das erziehende Beispiel der Führer kommt es an, und wenn nur einmal wenige Beherzte durch freiwilligen Vertrieb die Anleitung gegeben, dann folgen schon die überführten Millionen begeistert nach. Es ist also keine Schande, Kommunist zu sein, beileibe nicht. Aber es ist auch keine Schande, Millionär zu sein. Warum das Glück von sich weisen, solange kapitalistischer Gründungseifer die Produktion beschwingt? Man ist auch der Gesundheit, der Familie, dem Milieu so manchen ersparten Groschen schuldig. Und da es um die Banken zeitweilig noch immer empfindlich kriselt und die verschiedenen Steuerabzüge nicht zu den größten Annehmlichkeiten des Daseins gehören, leistet die heimatliche Schublade so manche gute Dienste. Daß Brillanten heute eine relativ sichere Investierung und außerdem noch Balsamtropfen für weibliche Eitelkeit sind, wird jeder Einsichtige gern bestätigen. Und warum man gerade eine so ansehnliche Sammlung an Bettlaken haben müsse? Ja, soll man denn in einem Zeitalter, da von Briefmarken bis zu Zigarrenabfällen alles gesammelt wird, gerade Bettwäsche nicht sammeln dürfen? Man erkundige sich nur bei jeder beliebigen Hausfrau des Mittelstandes, wie kärglich es nach der Produktionsstarre und allgemeinen Teuerung der Kriegsjahre um diesen Artikel bestellt ist, wie unbarmherzig die alten Bestände auf die Neige gehen! Wenn da ein besonders Glücklicher den Wegfall zur richtigen Zeit und mit den entsprechenden Mitteln zu ersetzen und der ungewissen Zukunft vorzugreifen wußte, so muß Neid vor Bewunderung verstummen. Man kann sehr gut Kommunist und auch sehr gut Millionär sein. Beides hat in unserer schwankenden Uebergangsepoche so manches für und gegen sich. Man kann nur nicht gut Kommunist und Millionär zugleich sein. Das ist des Guten zuviel und muß aus diesem Grunde triftige moralische Bedenken erwecken. Genosse Hoffmann hat das irdische Glück zu sehr genossen, aber er hat auch zu vieles aufs Spiel

gesetzt. Und dann verfolgte ihn ein eigenartiges Mißgeschick: Die Sonne brachte alles an den Tag! Das fatalste in der ganzen Affäre scheint zu sein, daß Herr Hoffmann zu seinem eigenen Verräter wurde. Denn jener wissende Genosse, der diesen kapitalistischen Verstoß des in der Sommerfrische verweilenden Führers durch seinen beherzten Einbruch ahnden wollte, war zweifellos ein besserer Kommunist, als Adolph Hoffmann selbst, und hat mit einer Anzeige sicher nicht gerechnet. Als nun Abgeordneter Hoffmann sich entschloß, bei der Polizei sein Recht zu suchen, entschied sich der Millionär in ihm unzweideutig gegen den Kommunisten. Weist dieser Einzelfall nicht auch ins Typische hinüber, und muß der beschauliche Zeitgenosse nicht zwischen Tränen lächeln, da der kulturpolitische Schwätzer hastig registriert?

Kunst und Natur / Von Ludwig Fürst

Die zugänglichste Erscheinungsform des Kulturellen ist die Kunst. Aus mannigfachen unwägbaren Ahnungen und Instinkten ergibt sich der Kulturstand der Nation. Jeder einzelne, der um Kulturdinge besorgt ist, fühlt dumpf, wohin die Zeit weist. Künstler ist, wer solche vielen gemeinsame Empfindung zu gesammeltem, deutlichem Ausdruck bringt. Es hat Zeiten gegeben — die letzte Epoche dieser Art ist noch nicht sehr lange überwunden —, in denen die Künstler sich in vornehm-hochmütiger Isoliertheit gefielen und ihre hohe Bestallung als Träger und Deuter allgemeiner Kulturideen bewußt ablehnten. In der Gegenwart jedoch ist ihr gesellschaftlich-kulturelles Verantwortlichkeitsgefühl endlich wieder lebendig. Die Bewegungen der modernen Kunst — man mag sie preisen oder beklagen — geben ein konzentriertes Bild der gegenwärtigen Kulturtendenzen. Die junge Kunstrichtung scheint sich nun aber von allem vorhergehenden zunächst dadurch zu unterscheiden, daß sie sich zur Natur irgendwie ablehnend, gar feindlich verhält. Wenn dieses Wesensmerkmal eingehender Betrachtung standhielte, so wäre das — gleichgültig, wie man es rein kunstkritisch einschätzen müßte — für unsere kulturellen Aussichten jedenfalls tief erschreckend. Denn eine Abkehr von der Natur hat immer Verfall bedeutet; dann freilich hätten jene Propheten recht, die uns rettungslos dem kulturellen Tod preisgegeben sehen.

Jedoch bei sorgfältigerer Untersuchung wird man finden: Wie so viele Worte im Kampf mit dem Alltag abgenutzt, verflacht und schließlich zweideutig wurden, so deckt jetzt auch das Wort „Natur" zwei grundverschiedene, ja entgegengesetzte Begriffe. Die ursprüngliche, auch heute noch in manchen Fällen angewandte Bedeutung geht dahin, daß die Natur, der Kosmos, das All — wie man's nennen will — schlechthin das Dauernde ist, das, was allein Bestand hat, während Lebewesen sterben und tote Formen zerstört werden können. Dies ist die „unendliche Natur" nach der Faust in seinem Studierzimmer vergebens schmachtet, „die Quellen alles Lebens, an denen Himmel und Erde hängt". Natur so gefaßt, ist ein metaphysischer Begriff.

Aber eine gefährlich „aufgeklärte", äußerst weltlich gesonnene Zeit hat die Tiefe dieser Bedeutung verkannt. Was am Ende des neunzehnten Jahrhunderts „naturalistisch" hieß, war genau das Gegenteil: die Nuance des Augenblicks, das Zufällige also, das Vergängliche. Wandelbare, sterbliche Erscheinungsformen wurden zum einzigen Objekt der Kunst; die ewige Wesenheit der dauernden Natur glaubte man zu erfassen, indem man ihre Oberfläche nachzubilden strebte — nicht ganz unähnlich jenem berühmten Wallensteinschen Wachtmeister, der seinem Herrn Räuspern und Spucken abgelernt hatte — aber auch nicht mehr!

Diese sprachliche Zweideutigkeit mußte eine Begriffsverwirrung zur Folge haben. Wer heute behauptet, die moderne Kunst entferne sich von der Natur, hat recht — wenn er an die genügsame Naturvorstellung der „naturalistischen" Richtungen im neunzehnten Jahrhundert denkt; erklärt aber jemand: „Kunst darf die Natur nicht mißachten", so hat er wiederum und tausendmal recht — sofern er den tieferen Naturbegriff, das dauernde Wesen aller Dinge, voraussetzt. Erklärlicherweise wäre aber ein Schluß aus den beiden anerkannten Prämissen dennoch falsch — weil eben die Richtigkeit beider Sätze nur durch den Unterschied ihrer begrifflichen Grundlagen zustande kommt.

Tatsächlich haben, in alter und neuer Zeit, die Größten als Ideal ihrer Kunst erkannt, das Gültige in der Natur aufzusuchen, unter Vernachlässigung dessen, was sich auf der Oberfläche abspielt — sie haben die Wahrheit erstrebt, auch auf Kosten der Wahrscheinlichkeit. In Oedipus und Orestes, Faust und dem Wanderer nach Damaskus sind Natursymbole von dauernder Geltung gestaltet worden. Sie haben eben darum überzeitlichen Wert, weil sie Grenzfälle darstellen, die im „Leben" niemals so rein zum Ausdruck kommen. Die griechische Plastik suchte dem Wesen des Kosmos, wie sie empfand, nahezukommen, indem sie die Außenformen der Natur harmonisch stilisierte — Rodin (dem einmal gesprächsweise das bedeutsame Schlüsselwort entglitt: „Je suis plus vrai que la nature") erstrebte dasselbe durch übertreibende Intensivierung. Kurz, zu allen Zeiten befolgten die Meister unbewußt das Prinzip, das ein großer Kenner alles Kulturstrebens, Heinrich Rickert, in diese Worte gefaßt hat „ — Es ist der Kunst völlig gleichgültig, ob ihr Werk dieser oder jener individuellen Wirklichkeit „ähnlich" ist. Sie will vielmehr die Anschauung mit Mitteln, welche die Aesthetik festzustellen hat, in die Sphäre einer hier nicht näher zu bestimmenden „Allgemeinheit" erheben."

Es kommt hier nicht auf ein Werturteil für oder gegen irgendeine Kunstrichtung an. Nur das soll festgestellt werden: die Abkehr der modernen Kunst von dem engen Naturideal einer verflossenen Epoche bedeutet keineswegs den tödlichen Abstieg zu naturfremden Gedankenspielen. Denn die neue Kunst strebt nach jenem ersten, wesentlicheren Naturbegriff; das ist ein Symptom mehr für die große metaphysische Sehnsucht aller Kulturträger, für ihren Ueberdruß an einer kargen Diesseitigkeit — was ganz und gar nicht ein Zeitalter der kulturlosen Technik und Wirtschaft — der „Zivilisation" — für die nahe Zukunft vermuten läßt.

Othello in allen Farben / Von Eugen Zabel

Der erste Feldherr der Republik Venedig, der in der Wut der Eifersucht auf deutschen Brettern seine Desdemona erwürgte, war zwar auf dem Theaterzettel als Mohr angekündigt, hatte es aber versäumt, sich das Gesicht schwarz anzumalen.

So zeigte er sich während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Berlin auf dem Hof desselben Grundstücks, wo sich jetzt das Metropoltheater befindet und die Zuschauer für einen guten Sitz bei den Operettenaufführungen einen Fünfzigmarkschein auf das Zahlbrett legen. Das damalige Bühnenhaus war trotz seiner beiden Logenreihen eigentlich nur ein großer Stall, glich ungefähr dem Kinoraum einer entlegenen Provinzstadt und wurde das „Puppentheater" genannt. Trotzdem spielten sich dort bei den ersten Shakespeare-Aufführungen und den Jugenddramen Lessings, Goethes und Schillers mit den ersten Meistern der Schauspielkunst, wie Brockmann und Schröder, Eindrücke ab, wie sie sich in der Entwicklung unserer dramatischen Kunst seitdem nie wiederholt haben.

Der eitle Komödienvater Döbbelin, der den Kampf gegen die Hanswurststücke aufgenommen hatte, aber wegen seiner Prahlereien von Lessing für einen Narren erklärt wurde, griff im April 1775 nach dem bisher noch nie gegebenen „Othello", dessen Titelrolle er mit seinem falschen Pathos und seiner Schmalzstimme ohne Grazie umbrachte. Er fürchtete vermutlich den boshaften Witz seiner Zuschauer, daß er einem Schornstein zu nahe gekommen sei, und entschloß sich daher, wie Rudolph Genée nachgewiesen hat, den Mohren weiß zu waschen, indem er ihn als „Venetianer von geringer Herkunft" auf die Beine stellte.

Seitdem schimmert diese Rolle wie die Auslagen unserer Modehandlungen in allen möglichen Farben, und niemand weiß, welche eigentlich dem Geist der Dichtung entspricht. Wir können bei der Darstellung der Titelrolle in dem berühmten Shakespeareschen Drama ein ganzes Spektrum von Bildern verfolgen.

Am merkwürdigsten trieb es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein waschechter Neger aus dem Senegal, Ira Aldrige, der seine afrikanische Heimat verließ, um, wie sein Vater, Missionar zu werden. Er begab sich zu diesem Zweck nach Glasgow, wo er die Entdeckung machte, daß er sich für

den Komödiantenberuf noch besser als für die Heidenbekehrung eigne. Wir besitzen von ihm ein charakteristisches Bild, das der bekannte kleinrussische Dichter und Künstler Taras Schewtschenko im Jahre 1858 von ihm anfertigte, als er nach seinem ersten Auftreten in einem kleinen Theater in London mit einer eigenen Schauspielergesellschaft in allen Hauptstädten Europas zuerst als Othello, dann aber auch als Macbeth, Richard III., Shylock und Muley Hassan im „Fiesco" ein großes Publikum fand. Er dehnte sein Wanderleben bis nach Ungarn und Rußland aus, wo er besonders den Polen gefiel und dort 1867 in Lodz starb. Die Gesichtszüge, die von ihm aufbewahrt sind, zeigen uns einen muskulösen Mann mit wild aufgerissenen Augen, dem der fast kugelförmige Kopf tief in den Schultern steckt, die Nase platt gedrückt ist und die Unterlippe wollüstig herabhängt, wobei indessen der tierische Ausdruck des Antlitzes durch eine ungewöhnlich hohe Stirn gemildert wird.

Der Wiener Burgschauspieler Heinrich Anschütz behauptet in seinen lesenswerten „Erinnerungen", daß Aldrige ein entsprungener Negersklave war, und erklärt das Aufsehen, das er mit seinen Darstellungen erregte, aus dem Mitgefühl der Europäer mit dieser niederen Menschenklasse im schwarzen Erdteil, der bis dahin niemand einen solchen geistigen Aufschwung zugetraut habe. Im übrigen gibt Anschütz von den Würgeszenen Aldriges mit Jago und Desdemona, seinen gezierten Schmerzausbrüchen als Othello, seinen widerlichen Mätzchen als Shylock, seinen rotgetünchten Händen und dem Kunstreitergefecht als Macbeth eine so abschreckende Schilderung, daß von einer Künstlerschaft im höheren Sinne bei ihm gar nicht die Rede sein konnte. Er folgte offenbar den Neigungen einer Mode, die sich im Theater gewaltsam aufpeitschen lassen und alles anders, als es bisher geboten war, sehen und hören wollte. Schon daß er englisch sprach, machte auf viele einen starken Eindruck, und wenn er als Mungo in widersinniger Weise: „Dich hab ich im Herzen, dich hab ich im Sinn" sang, zerflossen die Zuschauer vor Rührung. Sie ließen sich Uebertreibungen gefallen, die sie einem deutschen Schauspieler niemals verziehen haben würden, weil er im Sinne der bekannten Redensart „nicht von weit her" war.

Der gefeierte Heldendarsteller Fleck, der noch aus der Döbbelinschen Zeit stammt und von dessen Auffassung des Wallenstein unser Ludwig Tieck als eines dämonisch entrückten Träumers eine begeisterte Schilderung entwirft, soll, wie Anschütz mitteilt, den Othello in moderner Generalsuniform den Berlinern vorgespielt haben, wodurch das ganze Bild des Dramas in der Beleuchtung einer Parade auf dem Tempelhofer Felde erschien. Vor hundert Jahren wurde in Wien die Rolle des Othello sowohl im Burgtheater wie in der Oper Rossinis noch in türkischer Tracht, mit Turban, weiten Beinkleidern, krummem Säbel und Reiher mit brillantener Agraffe dargestellt, und die Kostümzeichner waren von dieser Ausstattung entzückt. So hatten wir damals neben dem weißen, dem negerschwarzen und dem preußischen Militär-Statthalter von Cypern bereits einen solchen, der in die Farbe des Bluts getaucht war.

Auch von einem „blauen" Othello ist in der Theatersprache die Rede. Das war der wunderliche Wandermime Otto Lehfeld, der in seinen schauspielerischen Einfällen zwischen Genie und Verrücktheit hin und herpendelte und gerade deshalb in der Erinnerung der Theaterfreunde unvergessen fortlebt. Er wurde nach einem stark verlängerten Frühschoppen aus einer Weinstube auf die Bühne geholt und vom Publikum ausgezischt. Er entschuldigte sich mit den Worten: „Wenn ein so großer Künstler wie ich in einem solchen Nest wie hier auftritt, muß er entweder verrückt oder besoffen sein. Ich habe das letztere vorgezogen." Sein „blauer" Zustand war die fünfte Farbe, in der Othello vor den Zuschauern erschien.

Eine sechste erlebte ich bei einem aufgeregten Anfänger, der sich mit den Händen immer ins Gesicht fuhr und dabei die schlecht aufgetragene Schminke so verwischte, daß er schließlich grasgrün wie ein Frosch aussah. Er war im übrigen ein netter Kerl, der sich selbst zum besten hatte, und auf die Frage, wie er denn in Wien gefallen habe, lachend antwortete: „Sie zischen noch!"

Wenn unsere Spiritisten und Okkultisten doch einmal das Bild des „süßen Schwans von Avon" heraufbeschwören wollten, damit wir ihn fragen könnten, wie er sich die Erscheinung des Othello denn selbst gedacht habe. Sicherlich nicht so, wie er den tückischen Neger Aram in seinem Jugendwerk „Titus Andronikus" geschildert hat. Die Anklagen, die der alte Senator Brabantio gegen den Verführer seiner Desdemona erhebt, und die Worte, die er dabei über ihn fallen läßt, sind doch nur als Aus-

bruch des gekränkten Ehrgefühls zu betrachten. Einem Schwarzen aus dem Innern Afrikas war Shakespeare nur als Packträger und Hafenarbeiter in London begegnet. Er hätte einem Neger niemals die Ueberlegenheit und Ritterlichkeit zuschreiben können, die alle gerade an diesem Charakter hervorheben, bevor ihm Jago das Gift der Verleumdung einträufelt und ihn zum Wahnsinn treibt. Außerdem heißt im Englischen, „black", womit seine Gesichtsfarbe bezeichnet wird, nicht in unserem Sinne „schwarz", wie von unseren Uebersetzern falsch wiedergegeben wird, sondern im allgemeinen Sinne „dunkel", ebenso wie unsere Vettern jenseits des Kanals von einer Theatervorstellung „this night" sprechen und dabei „am Abend" meinen.

Othello rühmt sich seiner Abstammung „aus königlichem Blut" und ist ein getaufter Maure, ein Christ, denn nur ein solcher konnte in der stolzen Republik Venedig ein so hohes Amt wie er erhalten und Erhörung bei einem so holdseligen Wesen wie Desdemona finden, die allein vor dem Geruch eines Negers Widerwillen empfunden hätte. Im letzten Akt erfahren wir außerdem, daß sich beide ins Maurenland, das Vaterland des Feldherrn, begeben wollen. Das verrät uns der Dichter aus dem Munde seines besten Erklärers Alexander Schmidt, dem wir das klassische „Shakespeare Dictionary" verdanken, und der uns Schülern in Königsberg immer wieder mit erhobener Stimme versicherte: „The Moor of Venice heißt nicht der Mohr, sondern der Maure von Venedig".

Der einzige Schauspieler, der dieser Auffassung in Erscheinung, Spiel und Vortrag bis zur Vollendung treu blieb, war der große Italiener Tommaso Salvini, mit dem sich kein anderer, nicht einmal sein Landsmann Ernesto Rossi, vergleichen konnte, und der mit der Tiefe seines Gefühlsausdrucks und der Vollendung seines Vortrags so wirkte, als ob er deutscher Herkunft gewesen wäre. Heinrich Laube verweigerte diese Rolle dem Polen Bogumil Dawison mit der Bemerkung, daß es sich darin um einen Löwen handele, aus dem er einen Tiger machen würde. Von Salvinis großer Szene mit Jago im dritten Akt machte der Engländer Lewes, der bekannte Goethe-Biograph, die feine, zutreffende Bemerkung, daß er ihn packte und schüttelte wie ein Löwe einen Wolf. Bei dieser Darstellung waren von fürstlichem Anstand bis zu wilder Verzweiflung alle Farbentöne wie bei einem Porträt von Velasquez derartig verteilt, daß niemand dabei mehr an Kunst dachte und den Eindruck unmittelbarer Lebenswärme empfing.

Damit hatte diese Shakespeare-Rolle, in der selbst von unseren besten Spielern so viel gesündigt wird, endlich im Inneren wie im Aeußeren ihren richtigen Ausdruck erhalten, den eines hoheitsvoll gestimmten, leidenschaftlich liebenden Mannes aus dem heißen Erdteil, der einer höllischen Versuchung erliegt, zur Erkenntnis seines Wahnsinns kommt und über sich selbst Gericht hält, indem er mit seiner eigenen Waffe als Maure sich den Hals durchschneidet. Das Trauerspiel wird in der kommenden Spielzeit neu einstudiert auf den Berliner Bühnen erscheinen. Aber die heutigen Schauspieler würden zu zittern anfangen, wenn sie Salvini auch nur im Kino auf der stummen Leinewand erblicken könnten. Als er im Frühling 1877 zum ersten und leider auch zum letzten Male im jetzigen Deutschen Theater auftrat, drückte Berthold Auerbach seine Bewunderung mit den Worten aus: „Ich hätte nicht geglaubt, daß ein Schauspieler, auch wenn er die Hände in die Hosentaschen steckt, so vornehm erscheinen kann."

Körperliche und geistige Arbeit / Von Dr. Joachim von Bülow

Die politischen Gegensätze zwischen Kopf- und Handarbeitern, die auszugleichen wir unablässig bemüht sind, und die sehr viel mehr auf der Seite der Handarbeiter betont werden als auf der unseren, beruhen letzten Endes auf einer falschen Vorstellung, die beide Teile von der Arbeit der anderen haben. Es gibt im Grunde genommen, als meßbare Leistung betrachtet, zwischen körperlicher und geistiger Arbeit gar keinen Unterschied. Der Körper ist bei beiden gleichmäßig beschäftigt und der Geist nicht minder. Lediglich nach der Erziehung, die der eine oder der andere genossen hat, wirken

Geist und Körper stärker zusammen, ersetzt der Geist vielleicht fehlende Körperkräfte, umgekehrt körperliche Uebung Mangel der Verstandesbildung.

Ein Beispiel aus dem Leben wird stärker reden, als alle theoretischen Erwägungen:

Ein Schriftsteller, dem die Papierknappheit und der Zeiten Gang den Absatz verkümmerte, sagte sich kurz entschlossen, daß er mit der stets und in allen Fällen, selbst in einem kommunistischem Staatswesen unentbehrlichen Handarbeit, vor allem der zur Gewinnung der Früchte des Bodens genau so gut wie andere sein Brot finden müsse, und daß ihm neben oder nach der Landarbeit Zeit bleiben würde, seiner Feder Gestaltungskraft zu geben. Er nahm Hacke und Spaten, bestellte ein ihm aus besseren Zeiten verbliebenes Landstück recht und schlecht, in Anbetracht seiner mangelnden Kenntnisse des Ackerbaus sogar mehr recht als schlecht und konnte nach Verlauf eines Sommers nicht ohne Befriedigung auf die Erträge seines Gartens zurückschauen. Als er aber gleichzeitig die Bilanz seiner geistigen Arbeit zog, für die er die Abendstunden und die Tage schweren Unwetters benutzt hatte, da sah er, daß sie ungünstig war. Und als er nachdachte, stellte er fest, daß es ihm ganz im Gegenteil zu seinen Erwartungen nicht geglückt war, bei der Handarbeit, die er als etwas ganz mechanisches angesehen hatte, nebenbei geistig zu arbeiten, seinen Gedankengang auf andere ganz von der Arbeit getrennte Fragen zu sammeln.

Selbst in Fällen, in denen er sich hierzu vollbewußt zwingen, in denen er einem vorhandenen Stoff die Ausgestaltung geben wollte, die er sonst in sogenannten Mußestunden, auf Spazierwegen oder im Schaukelstuhl leicht gefunden, ertappte er sich nach kurzer Frist dabei, daß er an ganz etwas anderes dachte, als sein Thema, daß er über die Zweckbestimmung der gerade begonnenen Arbeit Erwägungen anstellte oder auch nur rein mechanisch irgendeinen Satz wiederholte.

Da ihm dies öfter begegnete, da er andererseits, sobald er, etwa auf einer notwendigen Eisenbahnfahrt, wo der Körper ruhen mußte, sofort in sein altgewohntes schaffendes Denken hineinkam, gab er nicht einem Rückgang seiner Fähigkeiten die Schuld, sondern suchte sie in der falschen Einschätzung der Körperarbeit.

Dadurch kam er zu dem Schlusse, daß ein Unterschied zwischen den beiden nicht bestehe. Wie der sogenannte Verstand sich zur Erfindung einer Erzählung gewisser Hirnteile bedient, genau so lenkt er die Faust, die den Hammer schwingt. Nur wo diese Handarbeit in eine rein mechanische durch lange Uebung verwandelt werden konnte, gab es Möglichkeiten, daß der Verstand zwei Dinge zugleich tut. Solcher Fälle sind aber wenige. Ich erinnere mich, daß meine Mutter Strümpfe strickte und dabei vorlas. Das ging aber nur so lange, bis die Nadel abgestrickt, bis der Punkt erreicht war, an dem eine andere Richtung kam, da mußte das Auge helfen, da mußten sich die Gedanken auf diese Umschaltung einstellen. Sobald dann die neue Nadel angefangen, ergab sich mechanisch Masche auf Masche und diese knüpften die Finger dank langer Uebung ohne die unausgesetzte Beobachtung durch den leitenden Verstand.

Bei der Gartenarbeit, die der Schriftsteller gewählt hatte, gab es derart schematische Handreichungen kaum. Selbst das Umgraben eines vorher genau abgesteckten Landstückes ließ sich nicht mechanisch erledigen. Die Tiefe des Spatenstiches verlangte Aufmersamkeit, jedes Hindernis, das sich ihm entgegenstemmte, mußte geprüft und für den Zweck der Fruchtgewinnung abgeschätzt werden. Bei jeder derartigen Handreichung hatte er höchstens die Möglichkeit, an den letzten beabsichtigten Zweck zu denken, Vorgänge in der Natur, die räumlich nahe lagen, zu beobachten.

Nun wies ihn dies zwar bei seiner schriftstellerischen Tätigkeit ganz neue Wege, er fand Geschmack an der Schilderung der Natur, des Landlebens, aber das war Folge nicht Begleiterscheinung der Gartenarbeit.

Andererseits war er sich darüber im klaren, daß der verhältnismäßig schnelle Erfolg seiner Landarbeit darauf zurückzuführen sein mußte, daß er zu systematischer Geistesarbeit geschult, dieses folgerichtige Denken nun auch auf die Handarbeit übertrug und sie dadurch förderte.

Diesen Schluß werden wir als richtig anerkennen müssen. Aus ihm ergibt sich die anfangs betonte Einheit der Arbeit von selbst. Von selbst auch die Berechtigung einheitlicher Vorbildung für jegliche Berufstätigkeit, und zwar einheitliche, nicht einseitige. Genau wie der Handarbeit geistige Schulung förderlich ist, genau so wird der Kopfarbeit eine

körperliche Gewandtheit, die wir im Sport längst anerkannt sehen, auch auf handwerklichem Gebiete nützlich sein. Ein Schriftsteller, der ein Buch zu binden versteht, oder den Buchdruck kennt, wird vielleicht ganz anders arbeiten als einer, der nur weiß, wie man eine Feder ins Faß tunkt.

Aber noch zu anderen Schlüssen gelangen wir. Wie jede Arbeit, so hat auch die künstlerisch-schaffende Vorbereitung nötig. Bei dem Handwerk wird diese dem Arbeiter durch andere abgenommen. Dem Schuster bereitet der Gerber das Leder zu, dem Tischler das Sägewerk das Holz. Der Künstler muß seinen Stoff sich selbst schaffen. Darum liegt ein großer Teil der künstlerischen Tätigkeit vor der eigentlichen Ausführung, und zwar vielleicht der wichtigste. Da er aber nicht unmittelbar Früchte zeigt, wird er von der Umwelt, oft auch vom Schaffenden selbst unterschätzt. Die anderen nennen die Vorarbeiten Müßiggang, Faulheit, weil sie, wie aus oben Gesagtem hervorgeht, notwendig mit einer körperlichen Ruhe, mit der Ausschaltung aller zielsicheren Anstrengungen verbunden sein müssen.

Die meisten Künstler setzen sich über dies Urteil der Welt hinweg und betrachten Faulheit in deren Sinne als ihr gottgewolltes Privileg. Denn sie unterliegen, genau wie andere Menschen auch, der Massenauffassung, daß nur das Arbeit ist, was sich sofort abmessen läßt. Nur die wenigsten werden zu der Erkenntnis von der Notwendigkeit solcher scheinbaren Tatenlosigkeit durchgedrungen sein. Man soll sie aber bewußt pflegen, bei der Zeiteinteilung beachten, die anderen, die vom Künstler etwas geschenkt haben wollen, müssen ihm diese Feierstunden ermöglichen, die nur Feierstunden sind, weil Arbeit die schönste Feier bedeutet. In diesen Augenblicken formt sich aus dem Ungestalteten der Eindrücke langsam das Bild, die Erzählung, das Lied, das nachher nur das Ergebnis kurzer Geburtsstunden erscheint.

Darum soll aber der Geistesarbeiter weder die körperliche Arbeit vernachlässigen noch verachten. Wie den anderen das Lesen eines Buches, das Anschauen eines Bildes — die heutige Liebe der Arbeiter für den Film erklärt und rechtfertigt sich hieraus — körperlich ausruht, so wird den Künstler jede Handarbeit stärken. Andere Hirnteile werden da tätig und die, die er zum Schöpfen braucht, ruhen aus.

Aber er muß das bewußt tun, nicht in der Erwartung, daß während der Werktätigkeit nun seine ihm ureignen Gedanken sich deutlich weiterbauen.

Er wird den Acker bestellen, um davon Frucht zu ziehen, nicht, um währenddessen die Fabel für ein neues Gebild zu wirken.

So kann geistige und körperliche Arbeit nebeneinander hergehen, eine so viel wert wie die andere. Die der anderen gleich hoch zu achten, das muß für beide Teile Ziel des Wollens sein.

RANDBEMERKUNGEN

Schier dreizehn Dienstjahre!

Eine der bedeutendsten Errungenschaften der ungeistigsten aller Revolutionen besteht in der Erkenntnis, daß zur Ausübung eines Amtes im Staats- oder Gemeindedienst keine besonderen Fachkenntnisse gehören. Früher ironisierte man die ererbte Regierungsweisheit derer von Gottesgnaden. Nicht zu Unrecht. Denn man konnte sogar das Amt eines Königs ausüben, wenn man mit den Fähigkeiten eines Nachtwächters begabt war.

Das hat sich nach dem glorreichen 9. November von Grund auf geändert. Die von Gottesgnaden sind nicht mehr, auch die alteingesessenen Nepoten hat die Revolution hinweggeschwemmt. Die Bahn war frei für neue Talente. Aus dem Untergrund des Volkstums tauchten sie plötzlich, wie die Pflanzen aus dem Mistbeet nach einem fruchtbaren Frühjahrsregen, zum Licht empor und setzten sich, wie es ihnen zukommt, auf die vakant gewordenen Regierungssessel. Zweifellos war unter den Vielzuvielen manch fähiger Kopf, der sich für sein Amt so gut eignete wie ein unter akademischen und Regierungswürden ergrauter Bürokrat. Wer wollte den Herren Scheidemann, Leinert, Gräf u. a., die sich nach einem Debüt am Regierungstisch auf den Sessel eines Oberbürgermeisters geschwungen haben, die Qualifikation eines hohen Verwaltungsbeamten streitig machen? Von ihrer Bedeutung als Volks- und Zeitgenossen war selbst die betreffende Stadtverordnetenversammlung

derart durchdrungen, daß sie ihnen mit strammer Majorität, wie man sagt, aus freiem Antriebe 13 Dienstjahre gutschrieb. Böse Zungen zischeln allerdings, daß die Herren Bürgermeisterkandidaten in schöner Selbsteinschätzung ihrer Fähigkeiten die Gutschrift von 13 Dienstjahren als Bedingung für die Annahme der Posten gestellt haben. Das ergibt, wenn man die zwölfjährige Amtsperiode hinzurechnet, eine Gesamtleistung von 25 Dienstjahren, die zum Bezug des vollen Gehalts als Pension berechtigen. Ein glattes ruhiges Geschäft. Ob so etwas in der korrupten wilhelminischen Zeit möglich gewesen wäre? Man kann es den Herren mit den vordatierten Dienstjahren gewiß nicht verdenken, daß sie ihre Interessen in jeder Beziehung wahrnehmen, unverständlich aber bleibt es, daß eine Stadtverordnetenversammlung sich von einem Kandidaten Bedingungen diktieren läßt, für deren Erfüllung die Steuerzahler eintreten müssen. Immerhin sind die Städte dank der Mißwirtschaft in den kommunalisierten Wirtschaftsbetrieben so gestellt, daß sie sich den Luxus eines Bürgermeisters mit voller Pension leisten können.

Amerika als Kunsthamsterer.

Ungeheuerlich mag es klingen, aber es ist kaum noch daran zu rütteln: Amerika, das durch seine Munitionslieferungen der alten Welt den Todesstoß versetzt hat, will nun auch die Zeugen einer großen Vergangenheit an sich reißen und sich damit eine führende Rolle im Geistesleben sichern. Die Yankees haben zweifellos Ambitionen. In einer Newyorker Zeitung stand es kürzlich schwarz auf weiß: Zwischen den beiden Weltmeeren werden sich fortan die geistigen Taten der Menschheit abspielen, und New York, die „Empire city", soll das große Sammelbecken der Kunst alter und neuer Zeit werden. Das sind keineswegs Phrasen, der Yankee ist ein tüchtiger Geschäftsmann und führt durch, was er sich einmal in den Kopf gesetzt hat. In diesen Tagen hat sich in New York ein Konsortium gebildet, das sich den Ankauf alter Kunstwerke in Europa, vornehmlich in Deutschland, zur Aufgabe gestellt hat. Man muß die Konjunktur benutzen! Der Dollar steht auf 80! Eine wahre Bagatelle für den amerikanischen Kunstkäufer en gros. Man vergegenwärtige sich, daß man einen mit 80 000 Mark ausgezeichneten alten Meister für lumpige 1000 Dollar erwerben kann. Die Kunstbanausen und -schieber, die schon während der Kriegsjahre alles, was nicht niet- und nagelfest ist, in schöner Voraussicht einer Hochkonjunktur in Kunst, angekauft haben, werden nicht an einer systematischen Ausplünderung Deutschlands Anstoß nehmen und losschlagen, was sie besitzen. Wäre es da nicht angebracht, ihnen das Handwerk zu legen? Die alten Kunstmäzene hatten Verantwortlichkeitsgefühl, bei ihnen verpflichtete auch der Kunstbesitz. Das gilt heute nicht mehr, das Kunstwerk ist zu einer gewöhnlichen Ware geworden, wie Spazierstöcke und Hosenträger. Eine rechtliche Handhabe gegen den Export von alten Kunstschätzen, wie Italien, haben wir nicht. Ein Gesetz, das die Verschleppung der Kunstwerke ins Ausland und damit auch die maßlose Preistreiberei verhindert, müßte erst geschaffen werden. Wir haben aber einen Reichskunstwart. — Sollte es da nicht angebracht sein, Herr Reichskunstwart, daß Sie dieser Angelegenheit näher treten, ehe es zu spät ist!

Wir winden dir den Jungfernkranz.

War es ein Zufall oder gar ein Scherz, den sich der Dirigent des Opernorchesters geleistet hat, als er die Verfassungsfeier mit Webers Ouverture zum „Freischütz" eröffnete? Oder war es eine zarte Anspielung auf die Jungfern, die nicht dabei waren? Denn — man staune — die Verfassungsfeier hat unter dem Ausschluß des weiblichen Geschlechts, das doch sonst im republikanischen Deutschland überall, wo es etwas zu gaffen gibt oder wo man oratorische Lungengymnastik treibt, zugegen sein muß. Nur einige wenige weibliche Parlamentarier will der Berichterstatter bemerkt haben. Wie dem aber auch sei, man war hübsch unter sich geblieben und lauschte den Klängen des Jungfernliedes, von denen einst das vormärzliche Berlin, wie Heinrich Heine spöttisch schreibt, widerhallte.

Eine Verfassungsfeier ohne die holde Weiblichkeit wäre vielleicht aus einer traditionellen Erwägung zu verstehen, denn auch in wilhelminischer Zeit waren die Frauen bei allen Haupt- und Staatsaktionen ausgeschlossen, aber niemals das Volk, das als Komparserie geradezu unentbehrlich war. Die Republik ist dagegen so stark in sich gefestigt, daß sie auf jedes Brimborium, also auch auf das Volk, verzichten kann.

Eine einzige kleine Zeremonie erinnerte nur noch an das kaiserliche Deutschland, als nämlich Herr Ebert vor Beginn der Vorstellung die Parade über die Sipo abnahm. Im übrigen kümmert sich das Volk auch gar nicht um „historische" Gedenktage, es hat die Geschichte der letzten sieben Jahre so gründlich am eigenen Leibe erlebt, daß es nur noch der Gegenwart, das heißt von der Hand in den Mund lebt. Der Elan ist ihm darüber abhanden gekommen, was sehr zu bedauern ist, denn der Mensch lebt nicht allein vom Brote, er muß sich auch freuen, ja aus vollem Halse lachen können, um das Zwergfell zu erschüttern. Denn solches fördert nach der Erkenntnis der medizinischen Wissenschaft die Verdauung und hebt die Stimmung.

Darum fort mit der Nüchternheit! Wir brauchen Feste, wirkliche Volksfeste und fähige Festarrangeure. An Stätten der Lust und des Übermuts fehlt es uns nicht. Wir müssen sie nur zu nutzen wissen... Wenn abermals nach Jahresfrist das Fest der Verfassung gefeiert wird, dann muß es heißen: Auf, in Reinhardts Zirkus!... Auch an Rummelplätzen ist kein Mangel in Berlin. G.

Unsere Damen.

Wir sind bettelarm geworden! Tausendfach wird es uns versichert, und wir fühlen's, leider! auch am eigenen Leibe, daß es nicht mehr so ist wie in der alten, guten Zeit, als man sich bei Siechen ein saftiges Beefsteak für 75 Pf. leisten konnte. Und dennoch kommt den liebwerten Zeitgenossen, namentlich dem sogenannten schönen Geschlecht, die furchtbare Lage, in der wir uns befinden, kaum zum Bewußtsein. Der Fremde, der einen Bummel am Kurfürstendamm oder in der Tauentzienstraße macht, müßte, sofern er nicht zuvor dem Norden oder Osten einen Besuch abgestattet hat, an den aufgetackelten „Girls" und Zierbengels den Eindruck gewinnen, als befänden wir uns in einer Epoche unerhörten wirtschaftlichen Aufstiegs. Auch nach dem Kriege von 1870/71 setzte ein Luxus in der Mode ein, wie ihn das solid bürgerliche Deutschland der vorkaiserlichen Zeit nur vom Hörensagen kannte. Immerhin konnten wir uns nach einem gewonnenen Kriege die Attitude des Parvenus leisten. Aber heute! Ist es nicht ein Hohn auf all unser Elend, daß die Kleiderfrage in den Mittelpunkt des Interesses gerückt ist? Daß die nunmehr dem Manne auch in politischer Beziehung, als Staatsbürgerin, gleichgestellte „Dame" gar kein Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten nimmt? Wie amüsiere ich mich? wie kleide ich mich? Das sind so ziemlich die einzigen Probleme, die sie beängstigen. Sie fühlt sich erst als vollwertiges Lebewesen, wenn sie sich die Lappen, die der neueste Mode-Ukas als „stilisch" vorschreibt, um das dürre Gebein werfen kann. Vollbusige, gesundheit- und kraftstrotzende Frauen gelten, nebenher bemerkt, als antiquiert und stillos.

Ueber das, was an Geschmacklosigkeit und Stilwidrigkeit im Kostüm geleistet wird, unterrichtet uns die Berliner Modeschau im Stadion und in der Skala. Das Bekleidungsstück ist nunmehr seines ursprünglichen Zweckes, als eines Schutzmittels gegen die Unbilden der Witterung, gänzlich enthoben worden. Es gilt fortan als ein Mittel zur Betonung und Erhöhung der sexuellen Reize. Alles daran ist auf den Männerfang zugeschnitten. Röcke, die schon über den Knien aufhören, Strümpfe, so duftig, als hätte Zephir sie gewoben, der Oberkörper mit Pelzwerk behangen — als Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen. Das unterste zu oberst gekehrt, mit einem Wort: todschick. Wenn das der große Theodor Vischer noch erlebt hätte! Er hatte den Damen seiner Zeit manchmal den Text gelesen, auch über die Psychologie der Mode manch tiefes Wort gesagt. Seine Werturteile sind veraltet; denn was wäre unter der sich vollziehenden Umwertung aller Werte und der fortschreitenden Begriffsverwirrung nicht veraltet! „Mannequin" ist das Schlagwort und: „Tanze, Bajazzo, denn morgen bist du tot!" das Leitmotiv.

Die Mode ist die einzige allgemein anerkannte und angebetete Herrscherin in einer autoritätslosen Zeit, da die Staaten in ihren Grundfesten erschüttert sind. Und was ist sie anders als ein Geschäftskniff kundiger Unternehmer! Möchten sich die geschätzten Damen doch einmal klar werden, welche trostlose Rolle sie als wandelnde Kleiderpuppen (Marke Gelbstern usf.) spielen! Aber leider kommt die Ueberlegung erst, wenn es nichts mehr zu überlegen gibt... Après nous le déluge... J. G.

Geheimes Weh / Von Knut Hamsun

Ich habe nun denselben Menschen zum viertenmal wieder getroffen. Er verfolgt mich überall, ich bin niemals vor ihm sicher, denn er taucht auf und begegnet mir an den verschiedenartigsten Orten. Einmal traf ich ihn sogar in Christiania in meinem eigenen Zimmer an . . .

Aber ich will lieber von Anfang an erzählen.

Das erstemal begegnete ich ihm in Kopenhagen um Weihnachten 1879; ich wohnte irgendwo in Klareboden.

Eines Tages saß ich allein in meinem Zimmer — ich besinne mich genau darauf, daß ich saß und einige Noten abschreiben sollte, und daß mir dies viel Kopfzerbrechen machte, da ich Noten gar nicht lesen kann —, da klopfte es an meine Tür, leicht, gedämpft, wie von einer Frauenhand. Ich rufe: Herein! und ein Mann tritt ein.

Ein Mann von etwa dreißig Jahren, bleich, mit düsterem Blick, schmalen Schultern, auffallend schmalen Schultern; er trug nur an einer Hand einen Handschuh. — In dem Augenblicke, da er hereintrat, nahm er den Hut ab, und seine schwarzen Augen ruhten unausgesetzt auf mir, während er auf mich zuging; ich saß noch und schrieb. Er entschuldigte sich, daß er bei mir eingedrungen sei; er hätte mich ein paarmal in der Pension ein- und ausgehen sehen, und es wäre ihm so vorgekommen, als wenn wir alte Bekannte seien. Ob ich mich seiner nicht von Helsingör, vom Polizeiamt in Helsingör erinnerte?

Ich wäre niemals in Helsingör gewesen? . . . das müsse ein Irrtum sein . . .

Uebrigens wäre möglich, daß es vielleicht in Malmö gewesen sei. — Ich wäre auch niemals in Malmö gewesen. —

Er nannte noch einige Orte, und jedesmal, wenn ich verneinte, sagte er: „Warten Sie ein wenig. Ich bin ganz sicher, Ihnen begegnet zu sein, ich kann mich nur nicht entsinnen, wo." Schließlich nannte er Christiania, und ich gab halbwegs zu, daß wir uns dort vielleicht getroffen haben könnten. Er machte mich ganz unsicher, und ich konnte nicht dafür einstehen, daß ich ihm nicht wirklich einmal in Christiania begegnet war.

„Uebrigens habe ich Ihnen nichts Besonderes zu sagen," meinte er, „es fiel mir nur so ein, Sie als Landsmann und alten Bekannten zu begrüßen."

Wir sprachen noch ein Weilchen von ganz gleichgültigen Dingen, die mir nun aus dem Gedächtnis entschwunden sind. Ich entsinne mich nur, daß seine Worte oft so geartet waren, daß man sie in verschiedener Weise auffassen konnte, es lag stets etwas dahinter, wie überhaupt der Mann auf mich einen geheimnisvollen Eindruck machte.

Als er sich erhob, um zu gehen, bat er noch einmal um Entschuldigung, daß er gekommen wäre, und dann sagte er unter anderem:

„Ich langweile mich sehr, ich habe nichts mehr zu tun. Ich bin sogar schon auf die Idee gekommen, hie und da zum Zeitvertreib die Polizei zum besten zu halten; aber das ist allzu leicht, das beschäftigt mich nicht hinlänglich."

Er sah ganz ernst aus, als er das sagte; aber ich nahm es doch für Scherz.

An der Tür drehte er sich um, als wenn ihm plötzlich etwas eingefallen wäre, und lud mich für den Abend zu einem Ausflug ein, um die alte Bekanntschaft weiter zu pflegen. Zuerst lehnte ich ab, ich weiß selbst nicht, warum; doch einen Augenblick später beschloß ich, mit ihm zu gehen. Das Letzte, was er zu mir sagte, war, daß ich kein Geld mitnehmen sollte. Man könne niemals vorsichtig genug sein, ich sollte mein Geld bei dem Wirt hinterlegen, meinte er. Ich verstand ihn nicht recht, sagte aber „ja" darauf und versprach, ihn um fünf Uhr beim „Pferd"*) zu erwarten.

Nachdem er mich verlassen hatte, dachte ich ein wenig über den Mann und seine Worte nach. Ich fand es sonderbar, daß er zu mir gekommen war. Und warum hatte er das vom Gelde gesagt? Ich wunderte mich anfangs ein wenig, schlug es mir dann aber bald aus dem Sinn; auf Reisen schließt man sich ja so leicht an, ein Fremder wird zum Kameraden und Freund in weniger als einer Stunde. — Um die festgesetzte Zeit war ich beim „Pferde".

*) So nennt man in Kopenhagen das Denkmal Christians V. auf Kongens Nytorv.

Das Wetter war mild, und die Wege waren so aufgeweicht, daß wir fahren mußten; wir hatten das Wagenverdeck aufgeschlagen und die Fenster geschlossen. Wir fuhren westwärts hinaus, am Ladegaard vorbei, den Roligheds weg entlang und am Wasserwerk vorüber. Auf der ganzen Strecke hatten wir fast nicht miteinander gesprochen; der Wagen rasselte auch so fürchterlich. Als wir die Gröndalsbrücke passiert hatten und uns dem Uttersleufelde näherten, zog der Fremde ein Stück Tau aus der Tasche und begann damit zu spielen, indem er mich dabei unverwandt anstarrte. Es war ziemlich dunkel bei uns drinnen, aber ich sah ihn doch gut und sah auch, was er trieb. Wir saßen auf demselben Sitz im Wagen und beobachteten uns. Plötzlich sagte er:

„Sie fürchten sich doch wohl nicht?" Gleichzeitig hielt er mir das Tau gerade vors Gesicht.

Ich lachte und sagte mit zitternder Stimme: „Nein, wovor sollte ich mich fürchten?"

Aber ich bebte vor Furcht und dachte daran, an der Glockenschnur zu ziehen, um den Kutscher herbeizurufen. Es irritierte mich auch, daß er mir das Tauende gerade vor die Augen hielt; ich erhob mich daher und setzte mich auf den Vordersitz.

So fuhren wir eine Strecke weiter. Ein Weilchen später schlug er die Augen nieder und steckte das Tau langsam wieder in die Tasche. Es schien, als ob er über etwas nachdächte. Dann plötzlich richtete er sich auf, zeigte erregt durchs Wagenfenster und rief:

„Sehen Sie — sehen Sie . . . dort!"

Ich drehte unwillkürlich den Kopf herum — und fühlte im selben Augenblick einen kalten Griff an meinem Halse. Der Kerl stand halb aufgerichtet mir gegenüber und drückte mit seinen kalten Fingern meinen Hals zusammen. Ich weiß nicht, ob ich aufschrie, ich glaube es nicht; in diesem Augenblick ging nämlich eine Wandlung in mir vor. Es durchfuhr mich plötzlich der Gedanke, daß dieser Mensch mich nur erschrecken oder sich nur einen Scherz mit mir machen wollte; ich war mir ganz klar darüber, daß er mich nicht erdrosseln wollte. Ich wurde plötzlich wütend und stieß nach ihm. Er hielt aber fest. Ich griff tastend hinter mich nach der Glockenschnur und zog daran. Er hielt mich noch immer fest; er hörte gut, daß die Glocke klingelte, aber er ließ mich nicht los. Wir rangen eine Weile miteinander; er fand Zeit, mir eine Wunde am Halse beizubringen, dicht beim rechten Ohr, seine Unverschämtheit überstieg alle Grenzen; er brachte mir diese Wunde mit einem Haken oder Korkzieher bei, einem Gegenstand zum Bohren, woher sie sehr schmerzte. Endlich konnte ich mich von ihm freimachen, indem ich ihn brutal mit Faustschlägen von mir stieß, wieder und wieder, wo ich nur hintraf. Da öffnete der Kutscher die Tür, und nun bemerkte ich erst, daß der Wagen stillstand.

„Sollen wir umkehren?" fragte der Kutscher. Verwirrt stieg ich aus dem Wagen aus. Mein Reisegefährte blieb ruhig, wie früher, drinnen sitzen.

„Ja, wir wollen umkehren!" erwiderte er.

„Und ich werde zurückgehen," sagte ich; „fahren Sie, wenn Sie wollen, zur Hölle mit dem Menschen!"

„Sie wollen zu Fuß gehen?" fragte der Kutscher.

Der Fremde sagte nichts und sah mich auch nicht an. Da wurde ich ernstlich zornig, rief energisch dem Kutscher zu, weiterzufahren, sprang wieder in den Wagen und schlug wütend die Tür zu. Ich war sehr erregt und fühlte mich sehr stark, ganz außerordentlich stark.

Ich drängte mich ganz nahe an meinen Reisegefährten heran, machte mich breit, um viel Platz einzunehmen und ihn in die Ecke zu drücken; ich stieß auch grob nach ihm mit dem Ellbogen, als ich mich zurechtsetzte. Er ließ mich ruhig gewähren. Erst als wir wieder in die Stadt gekommen waren, sagte er lächelnd:

„Werden Sie mich deshalb anzeigen?"

Ich antwortete nicht.

Er legte seine beiden Füße auf meinen Hut, den ich abgenommen und auf den Vordersitz hingeworfen hatte, um aufrecht im Wagen sitzen zu können; er drückte seine Hacken fest auf den Hutkopf, und ich hörte, daß er entzweiging. Ich war immer mehr überzeugt, daß er mir nur hatte Furcht einflößen wollen, und ich kam mir sehr gedemütigt vor.

„Aber wenn Sie mich anzeigen wollen," fuhr er fort, „müssen Sie es sogleich tun. Ach, ich bin ja längst fort, ehe man mich faßt! Ich versichere Sie, ich werde, vielleicht schon ehe der Tag graut, drüben in Schonen sein. Es hilft niemals etwas!" Er sprach noch mehr davon, wie er in sehr kurzer Zeit fort sein würde; aber schließlich sagte er: „Viel-

leicht rühre ich mich auch nicht von der Stelle; vielleicht werde ich sogar die Ehre haben, Sie morgen in der Ostergade zu grüßen."

Ich antwortete, ich würde die Ehre haben, ihn vollständig zu übersehen, an ihm vorbeizugehen, als wenn er Luft wäre, wenn ich ihn träfe, und ihn zu Boden treten, wenn er jemals wieder in meine Nähe käme. „Ich möchte nicht meinen Mund auftun, um Sie gehängt zu sehen," sagte ich, „ich verachte Sie und will mich nicht damit beschmutzen, Sie zum Wagenfenster hinauszuwerfen!"

Beim „Pferde" stiegen wir aus. Ich ging meines Weges, während er stehen blieb und den Kutscher bezahlte. Ich ging ohne Hut nach Hause . . .

Das war das erstemal, daß ich ihn traf. Die Narbe der Wunde, die er mir damals beigebracht hat, ist noch heutigentags an meinem Halse zu sehen.

II.

Drei oder vier Jahre später machte ich eine kleine Reise durch Deutschland; ich wollte damals von Hamburg nach Bremerhaven. Der Zug sollte in zehn Minuten abgehen, als ich zum Bahnhofe kam, so daß ich noch einige Zeit übrig hatte. Ich ging an dem Zuge entlang, um einen guten Platz zu suchen, und kam fast bis zur Lokomotive. Da sehe ich einen Mann, der mir durch ein Coupéfenster winkt, und bemerke zu meinem großen Erstaunen, daß es mein „alter Bekannter" von der Spazierfahrt in Kopenhagen ist, der Mann mit den schwarzen Augen. Ich erkannte ihn sogleich wieder.

Da durchfährt mich unwillkürlich ein Ruck, ich fühle mich äußerst unbehaglich berührt und gehe an seinem Coupé vorüber. Aber während ich weitergehe, fällt mir plötzlich ein, daß er vielleicht glauben könnte, ich hätte vor ihm Furcht. Da ich überdies um mehrere Jahre älter geworden war, wollte ich diesem interessanten Menschen nicht aus dem Wege gehen. Ich kehre daher um, so, als ob ich noch immer nach einem Platz im Zuge suche, und bleibe gleichgültig und wie zufällig vor seinem Coupé stehen. Ich öffne die Tür und steige ein.

Das Coupé war leer. Außer ihm war niemand darin.

Ich drängte mich an ihm vorbei, als ich einstieg, und er zog die Knie an sich, um mich vorüber zu lassen; dabei blickte er auf, als wenn er mich noch nie gesehen hätte, und ich war doch davon überzeugt, daß er mir vor einigen Minuten gewinkt hatte. Ich nahm sogar unwillkürlich den Hut ab und nickte ihm leicht zu, er erwiderte aber meinen Gruß nicht.

Ich setzte mich in die Ecke. Ich war ärgerlich auf mich wegen dieses Nickens und stachelte mich auf, ihm gegenüber die auffälligste Gleichgültigkeit zur Schau zu tragen. Er schien seit damals nicht im geringsten gealtert, aber seine Kleidung war völlig verändert. Damals war er hübsch, fast elegant gekleidet gewesen, jetzt dagegen trug er einen gewöhnlichen, hellen, groben Reiseanzug. Ein Lederkoffer stand gerade vor ihm auf dem gegenüberbefindlichen Sitz.

Die Glocke läutet und der Zug geht ab.

Ich setzte mich bequem zurecht und legte die Füße auf den Sitz. So saß ich vielleicht eine Viertelstunde. Ich tat, als sähe ich ihn gar nicht. Er schien in Gedanken versunken.

Dann zog er aus der Brusttasche ein Wachstuchfutteral heraus, entnahm demselben einige verrostete Eiseninstrumente, die er zu untersuchen begann. Es waren wunderlich gekrümmte Gegenstände, einzelne flach, andere rund, feine und grobe durcheinander. Ich sah, daß es eine Sammlung Dietriche war. Er verheimlichte auch nicht, was es war, im Gegenteil, er drehte die Instrumente in der Hand herum, als wenn er bereits Schlösser vor sich hätte; er versuchte auch, seinen eigenen Koffer mit einigen von ihnen zu öffnen. Es war, als hätte er mir absichtlich zeigen wollen, wozu die Haken gebraucht würden. Ich saß und sah zu.

„Aufgepaßt!" dachte ich bei mir selbst, „er verhöhnt dich offenbar; es steckt etwas dahinter, er will dich nur zu etwas verlocken!"

Es vergingen einige Minuten. Dann zog er aus der Brusttasche eine kleine, blanke Feile, mit der er die Dietriche putzte. Nachdem er sie blankgefeilt hatte, legte er sie auf den Sitz neben sich hin. Man beachte genau, wie ich saß: mit den Beinen gegen ihn ausgestreckt auf seiner Bank; meine Schuhe berührten fast seinen Rock. Nach einer Weile legte er wie in Gedanken einen Dietrich, mit dem er gerade fertig geworden, auf meine Beine hin und nahm einen zweiten vor.

Der Mensch legt seine Dietriche auf mich, und ich sitze und sehe selbst zu! Ich rührte mich nicht

und wartete, ob er es noch einmal tun würde. Und richtig, er legte einen zweiten und dritten Dietrich auf meine Beine, nachdem er das Reinigen derselben beendet hatte. Schließlich lagen vier oder sechs von diesen gebogenen Dingern in einer Reihe auf meinen Beinen.

Endlich stand ich auf, nicht plötzlich, aber gerade rasch genug, daß sie alle auf den Boden fielen, ohne daß er es hindern konnte. Ich war nur von dem einen Gedanken erfüllt: ihm seine tiefe Geringschätzung mit Gleichem zu vergelten.

Er sagte auch nichts, als die Dietriche zu Boden fielen; er sammelte sie schweigend, einen nach dem andern, wieder auf.

Im selben Augenblick kam der Schaffner. Ich beobachtete mit großem Erstaunen, daß mein Reisegefährte auch jetzt nicht einmal seine Sachen zu verbergen suchte; er ließ alles offen liegen, solange der Schaffner zugegen war, und erst als dieser gegangen war, schob er das Futteral mit seinem Inhalt in die Brusttasche zurück. Es war gerade, als hätte er auf diese Gelegenheit gewartet, um seine verdächtigen Instrumente recht offenkundig zeigen zu können.

Nun fahren wir vielleicht eine halbe Stunde, wir passieren Stationen, halten an und fahren wieder weiter, mein Reisegefährte sitzt noch immer ganz stumm da. Ich benahm mich absichtlich so, als wenn ich ganz allein im Coupé gewesen wäre, ich streckte mich wieder auf dem Sitz aus, gähnte laut und sang von Zeit zu Zeit, alles nur, um ihm meine furchtbare Gleichgültigkeit zu beweisen; aber er schien all das nicht zu bemerken. Ich zündete eine Zigarre an und warf das brennende Streichholz auf seine Hand. Ich warf es so rücksichtslos nach ihm hin, als wenn niemand in seiner Ecke gesessen hätte, und ich sah, daß es seine Hand traf, aber er machte nichts weiter, als eine kleine Bewegung mit dem Munde; er verzog ein wenig die Lippen, als wenn er lächeln wollte, sonst blieb er ruhig sitzen.

Als wir noch eine Weile so gefahren waren, blickte er plötzlich zum Wagenfenster hinaus, als wäre er in der Gegend bekannt, erhob sich schnell und faßte seinen Koffer bei einem Griff; so stand er einige Minuten, bis der Zug an einer kleinen Station anhielt. Dann verneigte er sich ironisch tief vor mir, ungeheuer tief, ohne mich anzusehen und ohne etwas zu sagen, trat einen oder zwei Schritte zurück, verneigte sich wieder mit einem breiten Lächeln auf dem Munde und stieg aus. Er fand sogleich einen Träger für sein Gepäck und ging fort.

Er hatte während der ganzen Fahrt nicht mit mir gesprochen und mir nicht ins Gesicht gesehen.

III.

Nach einigen Jahren traf ich ihn wieder in einer abgelegenen Gegend von New York, in einer Spielhölle.

Ich war vor ihm hingekommen und saß an der Roulette, als er eintrat. Als der Diener kam, um ihm Hut und Mantel abzunehmen, schüttelte er ablehnend den Kopf. Bald darauf nahm er aber doch den Hut ab und behielt ihn in der Hand.

Man machte ihm Platz an der Roulette und er begann sogleich zu spielen. Mir schien es, als verfolgte er meine Sätze mit mehr Interesse, als seine eigenen. Ich verlor die ganze Zeit über. Ich spielte auf Schwarz und verlor jedesmal.

Plötzlich rief er mir auf Norwegisch quer über den Tisch zu:

„Sehen Sie denn nicht, daß man Sie beschwindelt?"

Er riskierte, daß diese Worte auch von anderen, als von mir verstanden würden, und in diesem Falle wäre es ihm sicherlich übel ergangen. Aber dennoch sagte er es, und zwar mit lauter Stimme, indem er mich dabei scharf ansah.

Ich tat, als hätte ich ihn nicht gehört, und spielte unverändert weiter, auf dieselbe Nummer und Farbe. Und ich verlor ebenso regelmäßig, wie vorher. Mir war heiß geworden vor Zorn. Ich nahm mir vor, mich an den Croupier um Schutz zu wenden, falls er sich noch einmal in mein Spiel mischen würde. Ich war unmutig und erregt, denn daß ich wirklich betrogen wurde, sah ich selbst: Der Croupier hielt einen Nagel in der Hand, mit dem er heimlich der Kugel folgte, wenn sie im Begriff war, stehen zu bleiben, und es erschien mir zweifellos, daß der Nagel ein Magnet war. Und trotzdem spielte ich weiter und verlor.

Da sagte mein Fremder zum Croupier gewendet:

„Wollen Sie nicht den Nagel in die Tasche stecken?"

Er sprach kalt und bestimmt, und der Croupier gehorchte sofort; er erwiderte nur: „Es ist der Kassenschlüssel, ich habe ihn nur der Bequemlichkeit wegen in der Hand."

Aber er gehorchte doch augenblicklich. Ich wurde wütend. Es ärgerte mich, daß er ihm gehorcht hatte; ich schob meine zehn letzten Marken auf Schwarz hin und ging wütend fort, ohne den Ausfall des Satzes abzuwarten.

IV.

Im vorigen Winter traf ich meinen Mann wieder in — Christiania. Ich wohnte damals in einem Zimmer hoch oben im vierten Stock. Als ich eines Tages nach dem Mittagessen nach Hause kam, stand mein geheimnisvoller Bekannter mitten in meinem Zimmer; der Schlüssel zur Türe steckte von außen, und daher war er ohne weiteres hineingegangen. Er hielt mir die flache Hand hin und bat mich um sechzehn Kronen; dann dankte er, verneigte sich zweimal und ging zur Tür. Hier blieb er stehen und sagte:

„Du lieber Gott, wie dumm Sie sind!"

Das sagte er, der Tür zugewandt, in äußerst verächtlichem Tone.

Nun erfaßt mich meine alte Erbitterung, und ich mache ein paar Schritte auf ihn zu. Eben als er im Begriffe ist, die Tür zu öffnen und zu verschwinden, kann ich mich nicht enthalten, zu sagen:

„Halt! Sie haben bei mir doch wohl nichts gestohlen?"

Ich sagte das in der Absicht, ihn zu verletzten; ich glaubte selbst gar nicht, daß er etwas genommen hatte, aber ich wollte ihn demütigen.

Meine Worte übten auf ihn keine peinliche Wirkung aus, er wurde auch nicht zornig, er drehte sich nur nach mir um und sagte erstaunt: „Gestohlen?"

Dann setzte er sich ohne weiteres auf einen Stuhl, öffnete den Rock und zog aus der Brusttasche ein kleines, rotes, mit Geldnoten vollgestopftes Notizbuch hervor und hielt mir mehrere hundert Kronen hin.

„Was könnte ich bei Ihnen wohl stehlen?" sagte er und lächelte.

Ich war wieder überwunden. Dieser Mensch war mir in allem überlegen und beschämte mich bei jeder Gelegenheit. Als er aufstand und ging, tat ich nichts dawider, ich machte nicht einmal den Mund auf, um ihn zurückzuhalten. Ich ließ ihn gehen. Erst als ich seine Tritte weit unten auf der Treppe hörte, ein paar Etagen tiefer, fiel mir ein, irgendetwas zu tun. Ich öffnete heftig die Tür hinter ihm und schlug sie wütend wieder zu, so daß es durch das ganze Haus dröhnte. Das war alles, was ich unternahm. Meine sechzehn Kronen hatte er in seiner Verachtung für mich einfach liegen lassen. Ich fand sie auf dem Stuhl, auf dem er gesessen hatte. Und empört und gedemütigt, wie ich war, ließ ich sie mehrere Tage liegen, weil ich hoffte, daß er wiederkommen würde; er sollte dann sehen, daß ich sie nicht eingesteckt hatte.

Nachträglich hörte ich, daß er auch bei meinen Wirtsleuten gewesen war und sich dort sehr seltsam benommen habe. Mein Wirt, der Polizeikommissär war, erklärte, er habe nichts mit ihm zu tun haben wollen und hätte von ihm den Eindruck empfangen, daß der Mensch ein wenig verrückt sei. Unter anderem hatte der aufdringliche Fremde eine antike holländische Kaffeekanne aus Messing kaufen wollen, die auf dem Herde stand, und er hatte sich damit nicht zufrieden geben wollen, daß man die Erfüllung seines Wunsches ablehnte . . .

* * *

Das sind die zerstreuten Züge aus der Geschichte meines Zusammentreffens mit einem eigentümlichen Menschen. In letzter Zeit habe ich gelernt, an ihn ohne Groll zu denken; er interessiert mich sehr; ich bin darauf gefaßt, ihm noch einmal zu begegnen. Mir ist ein Licht aufgegangen, ich glaube, sein Wesen ein wenig zu verstehen und auch sein törichtes Benehmen. Ich bin nämlich vor wenigen Monaten einer anderen Person begegnet, einer dreißigjährigen Frau, die mir einiges von sich erzählte, was mich auf die Spur brachte. Sie habe sich einmal ein Vergehen zu schulden kommen lassen, das ihr eine Gefängnisstrafe eingebracht haben würde, und dieser Umstand habe ihren Geist verwirrt. Nicht aus Gewissensbissen, nicht aus Reue über die kleine Schuld, sondern infolge eines unerklärlichen Verlangens, dafür gefaßt zu werden. Sie hatte eine Zeitlang sogar den Verdacht, die Tat begangen zu haben, selbst auf sich gelenkt, ohne daß dies zur Entdeckung des Sachverhalts geführt hätte.

Ihr Glück machte sie unvorsichtig und waghalsig; es verdroß sie, niemals erwischt zu werden, obgleich sie selbst alles dazu tat. Sie ließ nichts unversucht, um die Leute auf die richtige Spur zu lenken. Aber all das half nichts; es fiel niemand ein, sie anzuzeigen.

Die näheren Umstände ihrer Erzählung veranlaßten mich, an meinen geheimnisvollen Bekannten zu denken, den Mann mit den schwarzen Augen. Er hatte unzweifelhaft wieder und wieder gehofft, daß er durch sein Benehmen mich dazu bringen würde, ihn bei der Polizei anzuzeigen. Und er hatte es nicht erreicht.

Eine überlegene Persönlichkeit, aber eine gezeichnete und seltsam verwirrte Seele. Ein Mensch in psychischer Qual, der vielleicht darunter leidet, daß ein Geheimnis, das ihn ins Verderben bringen könnte, niemals offenbart wird.

NEUE BÜCHER

Dante: Die göttliche Komödie.

Uebertragen von Richard Zoozmann. Mit Einführungen und Anmerkungen von Constantin Sauter. Dritte und vierte Auflage. Mit einem farbigen Titelbild nach Giotto. 8° (X und 694 S.) Freiburg i. Br. 1921, Herder. 31 Mark; geb. 38 Mark und Zuschläge.

Das Lebenswerk des unsterblichen italienischen Klassikers zum Gemeingut des deutschen Volkes zu machen, ist das erhabene Ziel, das sich Richard Zoozmann gesteckt hat und dem er in fast zwanzigjähriger hingebender Arbeit mit jeder neuen Auflage seiner längst als mustergültig anerkannten Uebertragung immer näher kommt. Trotz den selbst errichteten, fast unübersteiglich scheinenden Schranken, die in peinlichem Anschlusse an das Urbild, in Reinheit der durchgehend weiblichen Reime, in Klarheit des Ausdrucks und Wohllaut der Sprache bestehen, hat sich der deutsche Dichter doch seine innere Freiheit und Selbständigkeit gewahrt. „Eine Uebersetzung", hat Goethe gesagt, „ist eine Arbeit, die eigentlich nie fertig wird." So hat Zoozmann denn auch an diese dritte und vierte Auflage seines Dante die unermüdlich bessernde Feile gelegt und die letzten kleinen Unebenheiten beseitigt. Dabei hat er niemals die deutsche Sprache zu unnatürlichen Verrenkungen gezwungen, wie man sie so häufig bei älteren und neueren Uebersetzern zu beklagen hat. Frei und stolz fließt der majestätische Fluß seiner Terzinen dahin; nicht in seichter Glätte, sondern immer Tiefe verratend, rollt wie Welle auf Welle jede einzelne Terzine in ihrer geistigen Geschlossenheit als selbständiges und doch aus dem Ganzen nicht zu lösendes Gebilde dahin. Eine wertvolle Beigabe sind die Einführungen und Anmerkungen aus der Feder von Dr. Constantin Sauter, so daß ein volles Einleben in die großartige Schöpfung Dantes ermöglicht ist. Man kann dieses Dantewerk als den besten, angenehmsten und zuverlässigsten Wegweiser bezeichnen zu dem erhabenen Literaturgebirge, das der italienische Dichter in der Weltdichtung bedeutet.

BÖRSENSPIEGEL

Steuern und Effektenkurse.

Wenn man an der Börse von neuen Steuern hört, ist die erste Wirkung jedesmal eine ungünstige. Was nicht weiter verwunderlich ist. Hat man sich aber von seinem ersten Schrecken erholt und geht nüchtern an die Prüfung der Dinge heran, so ist die Sache gewöhnlich nicht so schlimm. Diesmal hatte man vor allem große und leider nicht ganz unberechtigte Angst vor einer starken Erhöhung der Börsensteuern selbst, die möglicherweise lähmend auf das Geschäft wirken würden. Es wurde alsdann etliche Male halboffiziös versichert, daß eine Erhöhung der Börsensteuersätze durchaus nicht beabsichtigt sei, und nachdem das der Fall war, mußte es jedermann klar sein, daß sie trotzdem kommen werde. So ist es denn auch gewesen, und das unverständlichste dabei ist, daß man gerade die Sätze für die Geschäfte des Privatpublikums an der Börse stark erhöhen will, während es viel richtiger gewesen wäre, die Sätze für die Berufsspekulation, die in der Tat nicht als hoch gelten können, hinaufzusetzen. Aber was bei uns heute gemacht wird, wird immer falsch gemacht; daran ist man schon gewöhnt und wundert sich nicht weiter darüber. Im übrigen ist zu hoffen, daß die neuen Steuersätze nicht allzu hoch ausfallen werden, wnd daß die Verdoppelung, wie sie in dem Entwurf der Regierung geplant ist, nicht in Kraft treten werde. Denn das hieße in der Tat, den Effektenverkehr übermäßig belasten, ihn geradezu unter eine Prohibitivsteuer stellen, und wenn die Herren Regierenden das auch nicht verstehen, wird man es ihnen hoffentlich von sachverständiger Seite klarmachen. Eine Ermäßigung des ungeheuerlichen Satzes von 6 pro Mille muß unbedingt herbeigeführt werden, und es ist Sache der berufenen Organisationen, nach Kräften dafür einzutreten.

Was soll man von den übrigen Steuerprojekten sagen? Im Grunde nur, daß man wieder einmal überzeugend sieht, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird. Aus folgenden Ursachen: Wir haben seit dem November 1918 schon etliche Regierungen gehabt, solche von allen Schattierungen, aber keine einzige, welche es nicht als eine ihrer Hauptaufgaben bezeichnet hätte, einen Preisabbau und ferner eine Einschränkung der Hochdruckarbeit der Notenpresse herbeizuführen. Nun lege man sich als denkender Mensch einmal ganz nüchtern die Frage vor: Wenn die Kohlensteuer auf volle 30% des Wertes der Kohle erhöht wird, wenn die Biersteuersätze vervierfacht werden, wenn die Steuern auf Tabak, auf Leuchtmittel, auf Branntwein, auf Zucker, auf Zündwaren, wenn die Zölle auf Kaffee und Tee erhöht werden, wie soll da ein Abbau des Preisniveaus kommen? Jeder halbwegs logisch denkende Mensch weiß, daß das unmöglich ist; jedermann weiß, daß man das eine erreichen kann, nämlich höhere Steuern, daß man aber in diesem Falle das andere natürlich nicht erreichen kann, nämlich einen Abbau der Preise, aber unsere Regierungs-Sachverständigen wissen das leider nicht, und das ist sehr bedauerlich. Vor allem aber müßten sie auch wissen, daß man in diesem Falle, wenn nämlich alles immer teurer wird, auch höhere Löhne zahlen muß, und daß angesichts dessen der Reichshaushalt durch die unausbleibliche Erhöhung von Beamtengehältern und Löhnen ein immer größeres Defizit bekommt; zumal in einer Zeit und in einem Staate wie dem Deutschen Reich, wo auf jeden achten Staatsbürger ein Beamter kommt. Auch das ist eine glorreiche republikanische Errungenschaft!

Die weitere Folge aber ist eine Erhöhung der Notenfabrikation, daß heißt eine weitere Verschlechterung unserer Valuta. Die großen Männer, die heute in der Regierung sitzen, sollten nur einmal einen Blick auf Oesterreich werfen. Ganz genau so wird bei uns gewirtschaftet, und ganz den gleichen Weg werden wir gehen. Das Defizit im österreichischen Staatshaushalt schwillt immer gewaltiger an, weil die Eingänge den Voranschlägen insofern nicht entsprechen, als bei Ausschreibung der Steuern die Krone einen anderen, daß heißt höheren Wert hatte als bei Eingang der Steuerbeträge, und so wird jeder Voranschlag über den Haufen geworfen. Genau so ist es heute bei uns. Daran, daß infolge der neuen Steuern sowohl die sachlichen als die persönlichen Aufwendungen und Ausgaben außerordentlich steigen werden, denkt in den Ministerien kein Mensch. Wie

sollten sie auch, da der Herr Reichsfinanzminister und der Herr Reichsbankpräsident selbst andauernd verkünden, der Markwert werde sich verbessern? Die ganzen Rechnungen der Herrschaften stehen also auf schwachen Füßen, da sie die weitere Entwertung der Mark grundsätzlich nicht berücksichtigen; nicht einmal als Möglichkeit ins Auge fassen. So hat alles ein Loch, was auf diesem Gebiete an Gesetzentwürfen ausgearbeitet wird, und die arme Mark wird daher weiter sinken. Ein Mittel gäbe es, der uferlosen Defizitwirtschaft zu steuern; nämlich größere Sparsamkeit in den Betrieben, und zwar hauptsächlich durch Erhöhung der Arbeitszeit. Aber es war von jeher so, daß in den valutaschwachen, heruntergekommenen Ländern, etwa der Türkei oder Portugal, am wenigsten gearbeitet wurde, und daß sie andererseits das größte Beamtenheer unterhielten. Soweit haben wir es nun glücklicherweise in Deutschland ebenfalls gebracht. Traurig, sehr traurig.

Was aber wird die Wirkung auf die Kurse sein? Ueberhaupt auf die Börse? Wenn alles im Lande teurer wird, wenn die Preise aller Dinge unsinnig steigen, wie es jetzt wieder unausbleiblich ist, wenn infolgedessen die Landesvaluta immer weniger wert wird, so gibt es nur eine Möglichkeit: daß nämlich die Effektenkurse, soweit sie Sachwerte darstellen, ebenfalls steigen. Wenn man heute einmal Gelegenheit hat, durch ein paar unserer großen und erstklassigen Industriewerke zu wandern, wenn man sieht, welch ungeheure Werte realster Art dort vorhanden sind, wie der ganze Organismus einen gewaltigen Güterproduktionsprozeß vollbringt, so wundert man sich letzten Endes nur über eins: daß man einen Anteil an einem derartigen Unternehmen, an dem wertvollen Grund und Boden, an den Gebäuden und Maschinen, an den Anlagen aller Art, die ständig neue, bedeutende Sachwerte ins Leben rufen und zum Versand bringen, vielfach sogar ins Ausland gegen Goldvaluta, mit ein paar Reichsbanknoten, mit ein paar bedruckten Scheinen, hinter denen eigentlich gar nichts steht als unsere eigene Ueberzeugung, daß sie nicht ganz wertlos seien, erwerben kann. In der Tat, unsere Effektenkurse, soweit es sich dabei um Industrieaktien handelt, sind durchweg lächerlich niedrig, und wenn erst die zu erwartende weitere Markentwertung — als unausbleibliche Folge der neuen Steuern — eintritt, so werden die Kurse noch ganz bedeutend steigen. Es wird sich ein neuer Umwertungsprozeß vollziehen, der natürlich nicht so schnell in Erscheinung treten kann, der aber dennoch mit Naturnotwendigkeit erfolgen muß. Wir haben es in Deutschland augenblicklich in einer Beziehung ganz gut. Wenn wir ein Urteil über unsere Zukunft haben wollen, brauchen wir immer nur nach Oesterreich zu blicken. Wir erleben ganz die gleiche Entwicklung wie die herrliche österreichische Republik, nur mit dem Unterschiede, daß alles, was dort eintritt, bei uns ein paar Monate später ebenso kommt. Ganz die gleichen Phasen machen wir durch, die gleiche Entwertung der Valuta, die gleichen Preissteigerungen, die gleiche Katastrophenhausse an der Börse. Nur daß die Herren Bundesbrüder uns, wie gesagt, immer ein paar Pferdelängen voraus sind, und daß wir hinterherhinken. Aber unsere eigene wirtschaftliche und finanzielle Entwicklung ist gleichsam ein Spiegelbild der österreichischen, und wir machen einige Zeit später am eigenen Wirtschaftskörper alles durch, was man in Wien schon etliche Monate früher durchgemacht hat. Es ist sehr interessant und lehrreich, das einmal zu verfolgen. Aber vor allem wäre es lehrreich für die Leute gewesen, die in Deutschland die finanziellen Geschicke lenken oder wenigstens zu lenken vermeinen. Sie könnten allerlei dabei lernen, und sie würden vor allem erkennen, daß unsinnige Steuersätze im Grunde zu nichts anderm führen als zu neuen entsprechenden Preissteigerungen, zu entsprechenden Lohn- und Gehaltserhöhungen und einer noch immer mehr wachsenden Inflation. Freilich, wer ist in unserer heutigen Regierung so weitsichtig und so sachverständig? Leider niemand, und so gehen wir einer neuen Welle der Inflation, der Marktflucht und der Teuerung aller Dinge, damit aber auch der Effektenkurse entgegen, und der Börse — wenn man einmal die Dinge lediglich von ihrem Gesichtspunkt betrachtet — kann das ja schließlich recht sein.

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. W. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Die Gegenwart

50. Jahrgang — Erstes und zweites Septemberheft — 50. Jahrgang

Hochverehrter Herr Reichskanzler!

Gestatten Sie einem Manne, der schon lange für die Demokratie kämpfte, ehe das große Hemdwechseln vom 9. November 1918 so manchen hochgeschätzten Verwandlungskünstler ans Ruder gebracht, Sie zu der neusten Entwicklungsphase im demokratischen Deutschland zu beglückwünschen.

Diese Entwicklungsphase datiert von der unseligen (noch) ungeklärten) Mordtat, die zwei offenbar noch recht grüne, wegelagernde Fanatiker an Matthias Erzberger verübt.

Aber — Glück im Unglück! — auch diese Mordbuben erwiesen sich zum Heile der deutschen Freiheitsrepublik als einen Teil jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft...

Nun ist ja eigentlich nicht mehr viel Gutes in Deutschland zu schaffen. Sintemal, nachdem die allerletzte erlaubte Revolution in Deutschland gestiegen, alles, was fürderhin als gut und gestattet anzusprechen ist, in der Weimarer Verfassung für alle Zeiten festgelegt, verbrieft und versiegelt ist. Aber Verfassung hin, Verfassung her! Die Hauptsache ist die geistige Verfassung der jeweilig regierenden Herren und Parteien. Und diese geistige Verfassung ist wirklich zur Zeit hoch befriedigend.

Wenn es im Rahmen der bekannten Verordnung des Herrn Reichspräsidenten überhaupt noch erlaubt sein sollte, sich mit Inhabern von Ministersesseln zu befassen, so möchte ich den uns gewordenen Fortschritt dahin charakterisieren, daß, bei durchaus zeitgemäßer Schonung des Begriffes „Kopf", endlich wieder die altbewährte Faustpolitik zu Ehren gekommen ist. Und nichts ist bei diesem Wandel höher zu bewerten als der bemerkenswerte Mut, mit dem Sie, hochzuverehrender Herr Dr. Wirth, in einer Hand die Zuchtrute für alle unbotmäßigen Kritiker, in der anderen die Weimarer Verfassungsakte schwingend, Unterdrückung und Freiheit in geradezu vorbildliche Harmonie gebracht haben.

Man hat Ihnen, sehr hochzuverehrender und verehrter Herr Doktor, und den heute maßgebenden, allerhöchstzuverehrenden Regierungsparteien vorgeworfen, daß die hemmungslose Art, mit der man aus der (noch ungeklärten) Mordtat an Erzberger sofort Kapital geschlagen habe, gegen die primitivsten Regeln des guten Geschmackes verstoße. Gegen die primitivsten Regeln des guten Geschmackes, zumal Sie und die Ihren sich für den Fall, daß einmal ein Deutschnationaler das Opfer eines mordenden Fanatikers würde, sich jeden Hinweis auf die Hetze von links energisch verbitten würden. Nichts unangebrachter als dieser im Rahmen deutscher Parteiideologie ganz unsachliche Ruf nach Anstand, den Herr Dr. Gradnauer, der unerbittlich strenge Erzieher zu einem längst notwendig gewordenen neuen Untertanentyp, ohne weiteres verbieten müßte!

Jeder, der sich auch nur halbwegs auskennt, weiß, daß zielbewußte Parteipolitik in einem Lande, dessen ganzes Heil auf die Segnungen reiner (oder unreiner) Parteiwirtschaft gestellt ist, sich schon aus Konkurrenzgründen bei dem guten Geschmack nicht weiter aufhalten kann. Im Gegenteil! Die Geschäftsträger der von anders Gesinnten unerhörterweise kritisierten Regierungsparteien hätten (parteitaktisch betrachtet) eine Unterlassungssünde erster Ordnung begangen, wenn sie diese traurige Gelegenheit nicht nach allen Windrichtungen für die heute leider so unerläßliche Parteireklame ausgenutzt hätten.

Trotzdem wir Deutschen, wie schon oben bemerkt, die allerletzte erlaubte Revolution bereits mit vollen Zügen genossen haben, gibt es rechts und links noch immer Verdammungswürdige, die von weiteren Revolutionen zu träumen wagen. Diese Hämlinge

sagen, daß das Wort: „Die Republik ist in Gefahr" unter den obwaltenden Umständen nichts anderes heißt als: „Die gerade herrschenden Parteien sind in Gefahr!.." Sie haben sehr recht, Herr Doktor, wenn Sie hierfür nur ein mitleidiges Achselzucken haben. „L'état c'est moi." Wenn Ludwig XIV. dies sagte, war es inkarnierter Herrscherwahnsinn. Wenn aber Neu-Demokraten und Sozialisten, Verbotsedikte und Schweigebefehle um sich schleudernd, nach gleichem Rezept verfahren, so ist das — weisen Sie in Ihrer nächsten Rede darauf hin — selbstverständlich etwas völlig anderes.

Der neue republikanische Absolutismus, der sich jetzt mit so erfrischender Deutlichkeit unter dem Beifallklatschen der Straße herauskristallisiert, ist selbstverständlich nur durchführbar, wenn seine geistigen Vertreter — das wirklich Erhabene erkennt man ja auch sonst immer daran, daß es dicht beim Komischen wohnt — sich auch weiter als ein Konsortium von republikanischen Sonnenkönigen etablieren. Außerdem ist die Hauptsache der Erfolg. Und der Erfolg ist schon jetzt riesengroß. Schwanken doch die Zahlenangaben über die diesem republikanischen Absolutismus geweihte Massenkundgebung im Berliner Lustgarten, ein Heer von Halbwüchsigen mit eingerechnet, in der demokratischen und sozialistischen Presse nur zwischen 500 000 und 50 000!

Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will. Alle rechtsorientierten und vor allem auch alle altdemokratischen Zeitungen und Zeitschriften hören zu erscheinen auf, wenn Herr Dr. Gradnauer, der ehemalige Vorwärtsredakteur, als jetzo Regierender an nicht genehmen Gedankengängen Anstoß zu nehmen beliebt.

Es liegt, wie gesagt, viel Faust und Wille, Ludwig XIV., der selige Metternich und noch viele andere durchaus einwandfreie hohe Herren der internationalen Königsgeschichte in diesem System. Aber es versteht sich von selbst, daß dieser sich so aussichtsreich anlassende republikanische Absolutismus sich selbst aufgeben würde, wollte er bei seinen unterschiedlichen Zeitungsverboten und Schweigebefehlen sich, lediglich, um der sterbenden Altdemokratie noch höchst überflüssige Scheinkonzessionen zu machen, von den Gesichtspunkten der sogenannten Gerechtigkeit behindern lassen. Die Fahne der Republik ist Schwarz-Rot-Gold. Deshalb ist Schwarz-Weiß-Rot, nachdem das Order-Parieren nun endlich wieder eingeführt ist, glatt zu verbieten. Der von Unbotmäßigen vorgebrachte Hinweis, daß man gleichzeitig die massenhafte Aufrollung der staatlich auch nicht approbierten roten Kommunistenfahne ruhig duldet, ist, wenn ich Ihnen, verehrter Herr Dr. Wirth, aus der Verlegenheit helfen darf, im Sinne eines sozialistisch aufgeklärten Despotismus mit dem Kaiserwort: „Sic volo, sic jubeo!..." zu beantworten.

Selbstverständlich, Republikanisch-Byzanz ist nicht in einem Tage erbaubar. Und so wird noch viel zu verbieten und zu erdrosseln sein, bis das neue Deutschland, das unzweifelhaft wieder einmal herrlichen Tagen entgegengeführt wird, von einer wirklich stubenreinen Untertanenschaft bewohnt wird. Es ist von sozialistischer Seite geraten worden, gegen die Hauptnörgler einfach mit Ausweisbefehlen vorzugehen. Trotzdem möchte ich anheimstellen, auch diese Maßregel — des Beifallklatschens der Straße wäre man unter allen Umständen sicher — ernstlich zu erwägen.

Wie sehr übrigens die mutigen Anhänger einer solchen Ausweisungspolitik an die besten Traditionen anknüpfen, beweist die Tatsache, daß schon Wilhelm II. — wie gut republikanisch dieser Mann im Grunde war, begreifen wir erst jetzt — auch seinerseits immer dafür war, daß „mißvergnügte Nörgler den Staub von ihren Pantoffeln zu schütteln hätten..."

Sehr bedenklich stimmt mich, als unbedingten Anhänger des neuen Kurses, die Tatsache, daß der Ausschuß des Reichsrats das Verbot von sechs rechtsstehenden Zeitungen nachträglich als ungesetzlich bezeichnete und wieder aufhob. Und es zeigt, daß der neue republikanische Absolutismus tatsächlich schwer bedroht ist, wenn die solchermaßen wiedererstandenen Blätter, anstatt nun ehrerbietigst ihre Opposition an den Nagel zu hängen, sich allen Ernstes erkühnen, die hochweise Reichsregierung auf Schadenersatz zu verklagen.

In diesem Zusammenhang sei zum Besten der neuartigen Freiheitsrepublik darauf hingewiesen, daß der Schrei nach restloser Ausmerzung wilhelminisch orientierter Richter das Problem der allernächsten Zukunft doch nicht ganz richtig einschätzt.

„Die ganze Richtung paßt mir nicht..." Weshalb, wie bei dem Verbot der „Deutschen Zeitung",

zaghaft von „Tendenz" reden, nachdem doch ebenfalls Wilhelm II. das heute durch Ihr Verdienst wieder zu Ehren gekommene System schon in so mustergültiges Deutsch gebracht hatte? „Die ganze Richtung paßt mir nicht..." Ein wirklich demokratisch orientierter Richter wird in seines Herzens Einfalt nie begreifen, daß der königliche Absolutismus eine verdammungswürdige Ueberhebung, der Neuberliner republikanische Absolutismus hingegen die letzte und süßeste Frucht freiheitlicher Entwicklung ist. Aber der wirklich wilhelminisch orientierte Richter beherrscht für die nun dringend notwendig gewordene Uebersetzung des ancien régime ins Republikanische wenigstens den Urtext und wird sich sicher ein besonderes Vergnügen daraus machen, bei den Klängen sozialistischer Kampfesweisen ins alte Fahrwasser zurückzusteuern.

Der Voll-Sozialist Konrad Häniſch, weiland Revolutionsminister für Volksbildung, Salvarsan und andere bittere Medizinen, fordert kurz und bündig die Absetzbarkeit der Richter. Ein guter, ein vorzüglicher Gedanke! Ein Gedanke, zu dem das feige Geschlecht der konstitutionellen Könige bezeichnenderweise nie den Mut gehabt hat. Wer als beamteter Richter in politischen Prozessen fürderhin nicht urteilt, wie es den allerhöchst regierenden Parteien genehm ist, fliegt zum Tempel hinaus! Sollte zum Schluß Personalmangel eintreten, so rate ich unter der Devise: „Die Republik ist in Gefahr", zumal die Zahl der Ministerposten für die große Masse der sozialistischen und neudemokratischen Stellenanwärter sowieso nicht im entferntesten ausreicht, endlich den Rest der noch immer nicht untergebrachten Parteisekretäre heranzuziehen und den ebenfalls jetzt stellungslos gewordenen tatenlustigen Konrad zum kaiserlich republikanischen Generalstaatsanwalt zu machen.

Gott schenke Ihnen und uns recht bald das angezeigte Spezialgesetz zum Schutze der „Volksmajestät"!

Im übrigen wieder alleruntertänigst und allergehorsamst, wie nur je zur Zeit Ludwigs XIV.

Ihr

Illo.

Zur Frage der Kommunalisierung

Von Wirkl. Geh. Rat Hauß, Präsident a. D.

Der „Vorwärts" veröffentlichte kürzlich den abgeänderten Programmentwurf, der dem sozialdemokratischen Parteitag in Görlitz im September d. J. vorgelegt werden soll. Der frühere, Mitte Juli ausgegebene Entwurf hatte im allgemeinen keine günstige Aufnahme gefunden; selbst die sozialistische Presse bemängelte die aufgestellten Leitsätze als unklar, widerspruchsvoll und unzureichend. Auch ein Kommentar, der in Gestalt einer neunzig Druckseiten umfassenden Broschüre diesem älteren Entwurf folgte, hatte zur Klärung der offen gebliebenen Fragen wenig beigetragen; er verzichtete auf eine Erläuterung der einzelnen Vorschläge, brachte vielmehr neben einigen einleitenden Bemerkungen des Herausgebers Adolf Braun eine Sammlung mehrerer selbständiger Abhandlungen, die ruhig und teilweise in versöhnlicher Tonart gehalten waren. Untereinander stimmten sie nicht oder nicht überall überein. Einverständnis schien aber darin zu bestehen, daß das im Jahre 1891 aufgestellte und bisher maßgebende Erfurter Programm mit allen seinen Schärfen und Uebertreibungen verlassen werden müsse. Nach den Umwälzungen der letzten Jahre kann — wie der Herausgeber des Kommentars sagt — die Einstellung politischen Denkens und Forderns, wirtschaftlichen Strebens und kulturellen Suchens jetzt nicht mehr dieselbe sein wie 1891. Demgemäß war von Klassenkampf nirgends mehr die Rede. Die Verelendungstheorie wurde ausdrücklich preisgegeben; der Kampf gegen die Kleinbetriebe ebenfalls, wenn auch nicht mit der gleichen Bestimmung. Es wurde anerkannt, daß im Wege einer großen Klassenverschiebung der kleine und vielfach auch der sogenannte bessere Mittelstand (Gelehrte, Kleinrentner, Beamte) in der Lebenshaltung unter den Durchschnittsarbeiter herabgedrückt ist.

Diesen versöhnlichen Standpunkt hat „nach nochmaliger Beratung des ganzen Fragenkomplexes" der neue Entwurf in betonter Absichtlichkeit verlassen. Er zeigt die offenkundige Tendenz, den Klassenkampf und die Sozialisierungsabsichten schärfer herauszuarbeiten. Bezeichnend ist gleich der erste Absatz:

„Die Sozialdemokratische Partei . . . . . hat zur Grundlage ihres Wirkens den Klassenkampf der Arbeiterklasse . . . . . sie will das Proletariat reif machen für seine Aufgaben in der sozialistischen Gesellschaft."

Der Kampf gegen den kapitalistischen Privatbesitz wird in verschärfter Form proklamiert. Von den Einschränkungen, die der Kommentar zugunsten des einzelnen Haushaltes und der Produktionsmittel des kleinen Handwerkers gelten lassen wollte, ist jetzt keine Rede mehr. Auch ist das Bekenntnis, daß die heutige Wirtschaftslage wenig geeignet sei, den Ruf nach einer allgemeinen Sozialisierung der Industrie und der Landwirtschaft zu erheben, offensichtlich fallen gelassen. Große konzentrierte Wirtschaftsbetriebe sollen nicht nur — wie es früher hieß —, „soweit sie zu Privatmonopolen geworden sind oder eine das Wirtschaftsleben beherrschende Machtstellung erlangt haben", sondern unabhängig von dieser Einschränkung, also ganz allgemein, durch Sozialisierung der kapitalistischen Produktion in die sozialistische Gemeinwirtschaft übergeführt werden. Was bedeutet „konzentrierte Wirtschaftsbetriebe", und wo liegt die Grenze gegenüber nicht konzentrierten und gegenüber mittleren und kleinen Betrieben?

Neben der Sozialisierung ist die Kommunalisierung das Pracht- und Paradestück, mit dem die Sozialdemokratie den minder einsichtigen Teil ihrer Anhängerschaft zu blenden hofft.

Hier hat der neue Entwurf nichts geändert. Man verlangt gesetzliche Bestimmungen, die den Gemeinden freie Hand geben. Paul Hirsch, früher preußischer Ministerpräsident, jetzt zweiter Bürgermeister in Charlottenburg, gibt hierzu in dem Kommentar nähere Erläuterungen, die er dem seit April 1920 beim Reichsrat ruhenden Gesetzentwurf entnimmt. Dieser Gesetzentwurf ist bekannt, ebenso die grotesken Verschärfungen, welche die Sozialisierungskommission vorzuschlagen für gut befunden hat. Es ist ferner bekannt, daß der Reichstag sich kürzlich scharf gegen die den gewerblichen und kaufmännischen Mittelstand schädigende Kommunalisierung ausgesprochen hat, die schon jetzt in zahlreichen Gemeinden in Angriff genommen ist (vergl. Anschaffungsämter, Baubetriebe). Herr Paul Hirsch findet nun, daß die Sache nicht schnell genug geht: Es sei höchste Zeit, daß das Gesetz zustande komme; aufhalten lasse sich der Gedanke der Kommunalisierung nicht, die Gemeinden dürften nicht durch eine Lücke des Gesetzes daran gehindert werden, die in ihrem Interesse liegenden wirtschaftlichen Maßnahmen zu ergreifen usw.

Man kann die Wirklichkeiten der Sachlage nicht ärger verkennen, als es hier geschieht. Heute kommunalisieren, bedeutet ein wirtschaftliches Experiment von höchster Gefahr! Gefährlich für die Kommunen, deren Finanzen hierdurch — wie zahlreiche Beispiele beweisen — zugrunde gerichtet werden. Gefährlich für die Verbraucher, die schaudernd an die Zwangswirtschaft zurückdenken. Gefährlich für Hunderttausende selbständiger Existenzen des gewerblichen Mittelstandes. Hält die Sozialdemokratie hier an überlebten und durch die bittere Praxis der Kriegsjahre widerlegten Theorie fest, so zeigt sie sich als unentwegte Feindin aller derer, die mit großen oder kleinen Mitteln in der Produktion und im Handel selbständig tätig sind. Sie will offenbar die verderblichen Wege weiter wandeln, welche die Majorität des Berliner Stadtparlamentes seit einigen Jahren eingeschlagen hat.

Die bevorstehenden Neuwahlen zur Stadtverordnetenversammlung werden allen, die es angeht, Gelegenheit bieten, ihr Urteil über diese Richtung abzugeben.

Die Milliardennöte der Reichsverkehrsanstalten

(Alte und neue Rettungsvorschläge)

Von Arved Jürgensohn (Friedenau)

Gemäß den Bestimmungen der neuen Reichsverfassung sind auf Beschluß der Nationalversammlung die Staatseisenbahnen der deutschen Bundesländer und die bisher selbständigen Landesposten Bayerns und Württembergs in den Besitz des Reiches übergegangen, und zwar schon im April 1920. Für die Staatsbahnen ist ein Kaufpreis von nicht weniger als 43 Milliarden Mark aus der Reichskasse bezahlt worden, für die bayerische Post 620 Millionen und für die Württembergs 250 Millionen. Preußens Staatsbahnen mit ihrem Anlagekapital von etwa 12 Milliarden erzielten dabei allein 30,6 Milliarden Papiermark. Sämtliche Eisenbahnschulden der Einzelstaaten beliefen sich vor dem Kauf etwa auf 25 Milliarden, so daß sie durch Abtretung der Bahnen fast alle schuldenfrei geworden sind. Eine gewaltige neue Schuldenlast aber hat sich das Reich aufgebürdet, das jetzt etwa 53 000 Kilometer an Bahnstrecken besitzt und ein Eisenbahnpersonal von etwa einer Million Menschen (997 721) übernommen hat. Die Reichspost zählt 385 170 Seelen an Beamten und Arbeitskräften. Aber nicht genug mit der Schuldenlast, die neu erworbenen Verkehrsanstalten sind eigentlich auch ein bankrottes Unternehmen, welches das Reich erst wieder in ein wirtschaftlich lohnendes umwandeln soll. Die preußischen Staatsbahnen allein warfen 1912 noch einen Betriebsüberschuß von 843 Millionen Goldmark ab, das war eine Verzinsung des Anlagekapitals von 7,18 Hundertstel. Das neue gewaltige Reichseisenbahnnetz aber wirtschaftete schon bei der Uebernahme mit einem Fehlbetrage von 12 Milliarden Mark (Papier). Im neuen Reichseisenbahnhaushalt für 1921 rechnet man mit 27 608 Millionen Mark Einnahmen, doch mit 34 311 Millionen an Ausgaben. Ein Reichszuschuß von 6703,8 Millionen ist zum Abschluß nötig, doch die bereits bewilligten Gehaltserhöhungen sind dabei noch nicht mit berücksichtigt. Ein Fehlbetrag von insgesamt 15 Milliarden wurde später angekündigt. Einen Teil, vielleicht die Hälfte davon, sollen die neuen schweren Tariferhöhungen beseitigen.

Bei der vergrößerten Reichspost, die schon 1920 einen Fehlbetrag von 1400 Millionen entgegensah, rechnete man im Frühling 1921 mit einem Defizit von 4 Milliarden. Die Einnahmen sind im Haushalt auf 4722,6 Millionen veranschlagt, die Ausgaben aber auf 8286 Millionen Mark, ungeachtet neuer kommender Zulagen und Gehaltserhöhungen. Sachausgaben und Personalausgaben sind wegen der Teuerung und Lohnerhöhungen ins Ungemessene gewachsen. Der Achtstundentag allein machte bei Post und Eisenbahn eine Personalvermehrung um ein Viertel notwendig. Um das Fünf- bis Zehnfache sind Gehälter und Löhne gestiegen.

Die vorjährigen Tariferhöhungen haben den Fehlbetrag jedoch nicht beseitigt, obwohl sie schon eine ungeheure Ueberspannung der Gebührenbemessung darstellten, da doch große Volkskreise auch nicht annähernd in gleicher Weise eine Einkommensvermehrung aufweisen können.

Wie sollen unsere riesigen Reichsverkehrsanstalten nun aus diesem Bankrott, aus diesen beispiellosen Milliardenfehlbeträgen gerettet werden? Schon in den Verhandlungen der Versammlungen vom April 1920 wurde diese Lebensfrage ausgiebig erörtert. Die ewigen Tariferhöhungen allein führen nicht zum Ziel und richten den Verkehr zugrunde. Man dachte deshalb an eine umfassende Neuorganisation des Eisenbahnwesens, wodurch die Ausgaben vermindert und große Ersparnisse erzielt würden. Dazu sollten nicht bloß die besten Fachmänner des Eisenbahnwesens, sondern die allerbesten Köpfe und Kräfte des wirtschaftlichen Lebens überhaupt herangezogen werden, auch ausgeschiedene Eisenbahnbeamte und tüchtige Sachverständige außerhalb der Beamtenschaft, um in den Beiräten, die schon die Verfassung vorsieht, mitzuwirken. So äußerte sich insbesondere Dr. Becker (Hessen) als Berichterstatter der Vorlage über den Erwerb der Staatsbahnen für das Reich.

Für die Reichspost wurde, fast übereinstimmend, von den Abgeordneten Fischer (Berlin), Ruschke, Dr. Most und Zubeil ebenfalls ein Neuaufbau des

ganzen Betriebes mit möglichster Vereinfachung und mit neuen praktischen, privatwirtschaftlich erprobten Arbeitsweisen gefordert, um Ersparnisse und höhere Einnahmen zu erzielen, damit den fast alljährlich wiederkehrenden Gebührenerhöhungen mit ihren verkehrsvernichtenden Folgen ein Ende gemacht werden könnte. In den lebendigen Kräften der Verwaltung von oben bis tief nach unten, so sagte ein Redner, Dr. Most, würde der Herr Minister die beste Hilfe dazu finden.

Ein anderer Redner, der Abgeordnete Ruschke, machte freilich eine anders gerichtete, recht beachtenswerte und zugleich Heiterkeit erweckende Mitteilung. Er sagte: „Ich weiß, das innerhalb des Postbetriebes bereits eine Stelle für Reformen besteht, aber ein Bekannter von mir, der geglaubt hat gute Vereinheitlichungsvorschläge zu haben, ist neulich dort gewesen, und dem hat man gesagt: diese Stelle ist unsere Abwehrkanone, ganz besonders gegen Leute, die mit neuen Erfindungen kommen." Gewiß war es ganz tröstlich, was der Postminister Giesberts hernach erwiderte, er wäre jeden Tag bereit, die Herren mit guten Reformgedanken zu empfangen. Sie sollten diese aber auch dem Verkehrsbeirat und Beamtenbeirat unterbreiten.

Aber trotz all dieser schönen Anregungen vom April 1920, trotz aller Ausschüsse und Beiräte von Fachmännern und Nichtfachmännern, war binnen Jahresfrist der ungedeckte Fehlbetrag der Reichspost bis auf 4 Milliarden und der der Reichseisenbahnverwaltung bis auf etwa 15 Milliarden angeschwollen, wie Zeitungsberichte meldeten.

Im Reichstag wurden im April d. J. wieder durchgreifende Reformen für die Reichspost und Vertreter aller Parteien für den Verkehrsbeirat gefordert. Die beiden Verkehrsverwaltungen aber beglückten uns jetzt wieder mit neuen, unerhörten Gebührenerhöhungen, die aber auch nur einen Teil der Fehlbeträge decken sollen, obwohl der Postminister schon im Vorjahre erklärt hatte: „So kann die Wirtschaft nicht weiter gehen!" Postkarten kosten jetzt gegenüber dem Friedenspreise das 8½fache, Briefe das 6fache. Gegenüber dem Jahre 1906 sind Ortspostkarten sogar 17½ mal, Ortsbriefe 8 mal teurer geworden. Die alten kilometrischen Eisenbahnfahrpreise der vier Wagenklassen, früher 2 — 3 — 4½ — 7 Pfg., sind auf das Sechs- bis Neunfache emporgesprungen, auf 13 — 19½ — 32½ — 58½ Pfg., während die Schnellzugszuschläge dazu 8- oder 12- oder 16fach höher geworden sind. Und neue vernichtende Tariferhöhungen im nächsten Jahr werden schon vielfach befürchtet.

Nun möchte man sich im stillen doch gern fragen: Haben denn all die Ausschüsse und Beiräte bisher wirklich gar nichts genützt? Sind sie vielleicht gar nicht so geartet und zusammengesetzt, um viel nützen zu können? Vor allem aber: sind denn auch ideenreiche und erfinderische Köpfe, sind außer den Beamten und Fachmännern, die nur zu oft an altgewohnten Gedanken und Vorurteilen hängen, auch sonstige Forscher, Kenner und Reformer des Verkehrswesens und Tariswesens herangezogen worden? In größeren Versammlungen von Beiräten und Ausschüssen wird man gewöhnlich wohl nicht über ziemlich allgemeine Anregungen, die bestens protokolliert werden, hinauskommen. Und wird etwa nach der Mehrheit der Anwesenden statt nach der Mehrheit der guten Gründe abgestimmt, die vielleicht von geringer rednerischer Begabung vorgetragen wurden, so wird man nicht viel erwarten dürfen. Der Reichspostminister sagte durchaus treffend: „Meine Herren, glauben Sie nicht, daß die Reformen dieser Art aus dem Aermel geschüttelt werden können." Eine gute Idee für Betriebsänderungen und Neuerungen bedarf natürlich ebenso, wie eine mechanische patentfähige Erfindung, erst sehr gründlicher Durcharbeitung, die oft nicht nur Monate, sondern unter Umständen Jahre in Anspruch nehmen kann. Ich glaube schon, daß es sowohl in den Betrieben wie sonst im Lande, unter Fachmännern wie Laien, ideenreiche Köpfe gibt, manche vielleicht in ganz untergeordneter Stellung. Aber Beamte, die tagsüber ihre Berufstätigkeit nach vorgeschriebenen Regeln und Ordnungen ausgeübt haben, werden nur selten viel Neigung verspüren, sich auch noch in den Mußestunden mit mühevollen Facharbeiten zu beschäftigen, die Monate Zeit nehmen können, nicht das mindeste einbringen, vielleicht nur ein Mißfallen vorgesetzter Stellen oder, wenn es sich etwa um den Nachweis unnützer Arbeits- und Beamtenkräfte handelt, die Feindschaft von Amtsgenossen und Arbeitern hervorrufen.

Nun besteht ja bei unseren Verkehrsverwaltungen die Gepflogenheit, für „nützliche Erfindungen" Geldpreise zu verteilen. Im Haushalt der Reichspost (Kap. 1, Titel 99) sind zur „Belohnung nützlicher Erfindungen auf dem Gebiete des Post- und

Telegraphenwesens" — 10 000 M. angesetzt. Der Haushalt des Reichsverkehrsministeriums weist im Kap. 3 den Titel auf: „Geldpreise für nützliche Erfindungen auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens an eigene Bedienstete und dritte" — 60 000 M.

Aber leider wissen wir nicht, wie viele solcher „nützlichen Erfindungen" denn gemacht worden und wieviele Personen belohnt und gekrönt worden sind und mit wie großen Beträgen. Ebenso unbekannt ist es, worin der Nutzen dieser Erfindungen bestand, wie er sich etwa in jährlichen Ersparnissen der Verwaltung ausdrücken läßt, und ob es Werkzeuge, Maschinen oder neue Verfahren und Methoden der Erzeugung gewesen sind. Das Wort „Erfindungen" läßt leider nicht annehmen, daß auch neue, wertvolle Verwaltungsanordnungen, neue gute Ideen zur Bewältigung der Arbeit mit weniger Kräften, zur Vereinfachung und Verbesserung des Betriebes u. dgl., durch die oft Millionen erspart werden können, unter diese Belohnungen und Geldpreise fallen. Und dann möchte es einem scheinen, als ob die ausgesetzten Summen von 10 000 und 60 000 Papiermark für unsere beiden riesenhaften Reichsbetriebe mit einem Personal von nahezu 1½ Millionen Menschen und einem Jahreshaushalt der Ausgaben von mehr als 42 Milliarden eine so lächerlich winzige Summe sind, zumal wenn sie noch unter viele verteilt werden, daß sie im Durchschnitt keinen wesentlichen Anreiz für erfinderische und ideenreiche Köpfe zu mühsamen Ausarbeitungen und Aufzeichnungen bilden können. Dazu kommt nun noch, daß bei patentierten Erfindungen das sinnlose Erdrosselungssystem der Jahresgebühren, dieser Krebsschaden unseres industriellen Lebens, die Erfinder ohnehin abschreckt oder ruiniert, und daß die vom Abgeordneten Ruschke geschilderte „Abwehrkanone" oft genug dazu beitragen mag, daß sehr wertvolle Erfindungen unbeachtet und unbenutzt bleiben. Nicht bloß in Staatsbetrieben, auch in privaten Industriebetrieben kommt das vor. Nicht bloß bei der Reichspost wird der Erfinder oft vergeblich anklopfen; auch bei den Eisenbahnen kann das geschehen, selbst wenn es sich um wichtige gute Dinge handelt. Das mag begreiflich sein, angesichts der heutigen Fülle von Erfindungen, guter und schlechter, aber es kann doch ein großer Schade, ein schwerer entgehender Gewinn für den Staats- oder Reichsbetrieb sein. Mir erzählte ein alter erfahrener Ingenieur aus Berlin, dessen Erfindung eine Kohlenersparnis der Lokomotiven von etwa 15 Prozent bedeutete, wie es ihm im Zentralamt der preußischen Staatsbahnverwaltung nicht gelang, die Herren auch nur zu einigen Versuchen mit der Sache zu veranlassen, obwohl es bloß einer ganz leicht anzubringenden, billigen (20—30 M.) Vorrichtung an den Lokomotiven bedurfte; wie er dann bei Privatbahnen auf mehr Verständigkeit stieß, wie die dänische Staatsbahnverwaltung seine Sache gut befand und ihm freiwillig, ohne daß er dort ein Patent hatte, eine Belohnung von etwa 10 000 M. zuschickte und wie er erst später, hinten herum, bei ein paar preußischen Eisenbahndirektionen, wo er Bekannte hatte, einige Versuchsfahrten durchsetzen konnte. Dabei gebrauchten die preußischen Staatsbahnen etwa 13 Millionen Tonnen Steinkohlen im Jahre und verfügten über mehr als 20 000 Lokomotiven; bei jeder wären etwa 1000 M. jährlich zu sparen gewesen. Es hat ja sonst freilich an Versuchen zur besseren Ausnutzung der aus Kohle gewonnenen Wärme nicht gefehlt, auch wurden 1912 über 9½ Millionen Mark an Prämien verteilt für Materialersparnisse, Entdeckung von Rad- und Achsbrüchen u. dgl.

Daß das neue Gute nicht sogleich erkannt wird, ist ja nun eine häufige alte Erfahrung. Als Alfred Krupp 1843 die ersten aus Gußstahl hergestellten Gewehrläufe von besonderer Haltbarkeit dem preußischen Kriegsministerium zur Prüfung einsandte, da bekam er sie alsbald mit dem Bemerken zurück: die preußische Waffe sei so vollkommen, daß sie keiner Verbesserung mehr bedürfe, auch seine erprobten Gußstahlkanonen warteten noch ein Dutzend Jahre lang auf Bestellungen.

Oft liegen gute, zu großen Ersparnissen führende Verbesserungen bei Verkehrsverwaltungen so nahe, daß es fast wunderbar erscheint, wenn sie nicht gemacht werden. Aber es ist eine alte seltsame Erfahrung, daß Beamte und Fachmänner, die im Betriebe selbst stehen, vieles nicht sehen, was ein Außenstehender, ein Benutzer des Verkehrswesens, ein Laie wohl bemerkt. Lehrreich ist in dieser Beziehung die Geschichte des englischen Postwesens.

In England wurde früher die Post meist noch durch Reiter befördert. Aber es gab auch öffentliche Postkutschen (stage coaches) für den Personenverkehr, nur liefen sie verzweifelt langsam, knapp drei englische Meilen in der Stunde. Deshalb richtete eine Gesellschaft von Kaufleuten in Manchester die so-

genannten fliegenden Kutschen (flying coaches) ein, die bis zu fünf Meilen stündlich zurücklegten, was damals für fabelhaft schnell galt (8 Kilometer). Da kann ein viel reisender Theaterunternehmer John Palmer († 1818) um 1783 auf den Gedanken, die Briefpost nicht mehr durch Reiter, sondern mittels schneller verbesserter Postkutschen befördern zu lassen, trat in Flugschriften dafür ein, unterbreitete den Plan dem leitenden Staatsmann Pitt, der ihn befürwortete; und schon im August 1784 ging die erste „Mail coach" von London nach Bristol ab. Sie brauchte für diese 190 Kilometer „bloß" fünfzehn Stunden. Die Vorzüge der Neuerung leuchteten allgemein so ein, daß die Regierung den Reformer Palmer selbst zur Durchführung seiner Ideen in ihre Dienste nahm, ihn zum Generalpostkontrolleur ernannte und ihm vertragsmäßig neben einem Jahresgehalt von 1500 Pfund noch eine Provision von 2½ Prozent der erzielten Ersparnisse, nämlich 2½ Prozent des über den alten Reingewinn von 240 000 Pfund hinausgehenden Ueberschusses, zuerkannte. Die Schnelligkeit dieser Postkutschen wurde bald bis auf zehn Meilen und mehr gesteigert. Diese Palmersche Neuerung wurde 1855 in einem geschichtlichen Rückblick des englischen Generalpostmeisters als „eine der größten Reformen der Postverwaltung" bezeichnet. Die Ersparnisse wuchsen bis auf 800 000 Pfund jährlich, so daß Palmer eine Jahresprovision von 20 000 Pfund (400 000 Goldmark) zukommen mußte. Das Parlament aber verweigerte ihm diese Summe. 1792 wurde er seines Amtes enthoben und mit 3000 £ jährlich zu Ruhe gesetzt. Palmer apellierte an das Schatzamt und führte langjährige Prozesse, bis ihn das Parlament schließlich mit einer einmaligen Summe von 50 000 Pfund (eine Million Goldmark) abfand. Ob diese Kaltstellung eines verdienten findigen Kopfes klug war, darüber läßt sich natürlich streiten. Aber von Neid und Mißgunst abgesehen, ist nicht zu leugnen, daß seine hohen Einkünfte im Hinblick auf andere Beamtengehälter Schwierigkeiten geschaffen haben mögen.

Recht lustig ist es zu lesen, daß 1783, als Palmer seine Pläne entwickelte und ihre Vorteile darlegte, ein Vertreter der Regierung sein Bedauern darüber aussprach, „daß der Urheber jener Vorschläge sich vorher nicht wenigstens über die Natur solcher Geschäfte unterrichtet habe"; sonst hätte er gesehen, daß das Postwesen infolge der stetigen Bemühungen der Verwaltung um Verbesserungen „gegenwärtig unbedingt so vollkommen wäre, als es, ohne die Posteinnahmen erheblich zu schmälern, nur irgend sein könne."

Gewiß ist der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß es auch gegenwärtig Möglichkeiten gibt, bei unseren deutschen Verkehrsverwaltungen zu großen Ersparnissen und Vereinfachungen zu kommen. Es muß nur der rechte ideenreiche findige Kopf da sein, der sie nicht bloß anregt, sondern auch Gelegenheit findet, sie durchzuführen.

Das billige Einheitsbriefporto verdankt die Welt dem englischen Postreformator Rowland Hill (1840). Auch der war, obwohl Laie, ein findiger Kopf. Er hat, nachdem sein Volk unter ungeheuerlich hohen 14stufigen verkehrshinderlichen Posttarifen lange Jahre geschmachtet hatte, durch sein Pennyporto die Post erst für jedermann zugänglich gemacht und „demokratisiert" und den Verkehr gewaltig gehoben. Als Hills Reformbroschüre (1837) erschienen war, sagte der damalige englische Generalpostmeister abfällig und erregt: von allen ihm bekannt gewordenen wüsten und phantastischen Reformplänen sei der Hillsche wohl der außergewöhnlichste. Und sein Unterstaatssekretär hielt ihn überhaupt für gar nicht durchführbar. Das Wunderbarste war nur, daß Hill selbst trotzdem, dank der öffentlichen Meinung und einigen Abgeordneten, mit der Ausführung dieser seiner Pläne betraut und als Nichtfachmann mit sehr hohem Gehalt (15 000 £) und in hoher leitender Stellung zur Arbeit herangezogen wurde. Wenn die Regierung seine Pläne annehme, sagten verschiedene Abgeordnete, so müsse sie ihn auch selbst mit annehmen. Daß das Pennyporto längere Zeit Ausfälle brachte, ist bekannt. Doch hat es den Briefverkehr in 30 Jahren verzehnfacht, in 60 Jahren verdreißigfacht und Handel und Wandel unabsehbar genützt. Aber auch unzählige andere Verbesserungen und Reformen hat Hill damals ausgeführt. Als er beim Wechsel der Regierungspartei zeitweilig ohne Stellung war, da bewies die Brighton-Eisenbahngesellschaft einen entschiedenen Weitblick, wenn sie ihn, den radikalen Tarifherabsetzer, aber findigen Kopf, zu ihrem Generaldirektor machte. Er hatte ihre Aktien denn auch in kurzer Zeit um 100 Prozent zu heben gewußt. Es war sehr klug von ihm, wenn er damals auf seiner Eisenbahnlinie, ohne Engherzigkeit, mit jedem Zuge die Post unentgeltlich mitnahm und damit rechnete,

daß der Briefverkehr auch den Güter- und Personenverkehr steigernd beeinflußt.

Diese Beispiele sind lehrreich. Sie zeigen, wie außenstehende ideenreiche findige Köpfe, die die Dinge mit unbefangenen Augen ansahen, von keiner Fachgewohnheit getrübt, oft von den Fachmännern nicht erkannt und abgelehnt werden, auch wenn die ernannten leitenden Minister selbst nicht vom Fach stammten. Sie zeigen, wie ohne Hilfe der unbefangenen öffentlichen Meinung solche Köpfe aus dem Schoße des Volkes ungenutzte Kräfte bleiben würden, wie das bei uns wohl stets der Fall gewesen ist. Wir haben im Laufe der letzten Menschenalter manchen Verkehrsreformer erlebt, der sich durch anregenden Ideenreichtum in Literatur und Presse verdient gemacht hat. Schon seit 1869 wirkte durch viele Schriften und Preßaufsätze Dr. J. Perrot lange Jahre als Vorkämpfer der Eisenbahnverstaatlichung, des zweizonigen Paketportos und Personentarifs, des Sammelladungsverkehrs und Wagenraumtarifs. Er mußte, soviel ich weiß, ungenützt und arm sterben (1891), als Inhaber eines kleinen Ladengeschäfts in Wiesbaden. Dr. Ed. Engel, der unermüdliche geistvolle Vorkämpfer einer dreizonigen Fahrpreisreform und zahlloser anderer Verkehrsverbesserungen, die in seiner Zeitschrift „Zonentarif" angeregt und sehr zahlreich auch schließlich durchgesetzt wurden, fand wohl eine stützende öffentliche Meinung, wurde aber nie von der Eisenbahnverwaltung als Mitarbeiter herangezogen, obwohl er fast ein Vierteljahrhundert für die Sache wirkte und sicherlich den Anstoß für die Zonentarifreformen in den Nachbarländern gegeben hat. Noch mancher andere Reformer wäre zu nennen, dessen Schriften, auch wenn man vieles nicht unterschreibt, doch den selbständig und schöpferisch denkenden Kopf verraten, z. B. der Stationstarifbefürworter M. D. Olaf. Solche Männer sind wohl auch nicht einmal zur Mitwirkung in den Beiräten und Ausschüssen, wo vielleicht niemand ihr Wissen besaß, eingeladen worden. In dem trockenen, brotlosen, große Zeitopfer erfordernden Fach des Tarifwissens hat es stets nur wenige außenstehende Wisser und Könner gegeben. Es ist daher doppelt bedauerlich, wenn solche Kräfte der Nation ungenutzt verloren gehen, wiewohl die Tarife von Post und Eisenbahn die Schlüssel zur Verkehrsmöglichkeit des ganzen Volkes bedeuten, die Gesundheit des Verkehrswesens aber ein Hauptmittel zur wirtschaftlichen Genesung des ganzen Landes ist.

Die im Reichstag angeregte Heranziehung der allerbesten Köpfe und Kräfte zum Neuaufbau des Verkehrwesens wäre gewiß sehr dankenswert. In der Tat, „das darf keine Geldfrage, keine Parteifrage, keine politische Frage sein!" Aber wird es auch gelingen? Bisher merkt man nichts davon. Wenn die Preßnachricht sich bewahrheitet, daß die Eisenbahn im August mit einem täglichen Fehlbetrage von 40 Millionen arbeitete, trotz oder vielleicht wegen der ungeheuren Tariferhöhungen, so ist das höchst beunruhigend.

Die Belohnungen und Geldpreise beider Verkehrsverwaltungen für „nützliche Erfindungen" bedeuten zweifellos einen richtigen Weg zum Ziel. Sie sind kaufmännisch richtig gedacht. Wer dem andern einen Gewinn zuführt, hat Anspruch auf eine angemessene „Provision". Daß die Winzigkeit der Summen eine angemessene Vergütung zuläßt, außer für sehr geringwertige Dinge, ist jedoch zu bezweifeln. Vor allem aber müßten diese Preise nicht bloß auf „Erfindungen", sondern auch auf Vorschläge und aller Art Wege, die zu Ersparnissen und Mehreinnahmen führen, ausgedehnt werden. Das Palmersche Beispiel in England könnte Anlaß zu Erwägungen über die angemessenste Vergütungsweise geben.

Vielleicht würde es sich aber auch empfehlen, auf Reichskosten eine Zeitschrift für Reformen in beiden Verkehrsverwaltungen, aber unabhängig von ihnen, zu gründen, in welchen sowohl Beamten wie Nichtbeamten Gelegenheit gegeben wird, finanziell wertvolle Betriebs- und Verwaltungsreformen, Vereinfachungen, Ersparnisvorschläge u. dgl. in Kürze darzustellen und der Oeffentlichkeit und Volksvertretung zu unterbreiten, nötigenfalls auch anonym, während die etwa dazu gehörigen ausführlichen Denkschriften einem angeschlossenen Archiv einverleibt werden und eingesehen werden können. Diese Zeitschrift dürfte nur solche Fragen bringen und müßte eben eine Sammlung des Reformmaterials darstellen. Vorschläge, die durchgeführt werden, müßten nach Maßgabe ihres finanziellen Wertes belohnt werden, ohne Rücksicht auf die Person. Es ist nicht unmöglich, daß dieser Weg bald viele denkende Köpfe in Tätigkeit setzen würde und Hunderte von Millionen erspart werden könnten, damit das deutsche Volk allmählich wieder zu erschwinglichen Verkehrsgebühren zurückzukehren vermag, die uns so nottun wie das tägliche Brot und mit eine Vorbedingung lohnender wirtschaftlicher Arbeit sind.

Gotteswissenschaft / Von Dr. Joachim v. Bülow

Mit Gotteswissenschaft bezeichnet die deutsche Richtung der christlichen Wissenschaft deren Bestrebungen. Mit Theologie hat das nichts zu tun. Kaum mit Gott. Denn die christliche Wissenschaft kennt kein Gottesbekenntnis im Sinne der eigentlichen Theologie, sie ist keine Religion, sie ist eher ein philosophisches System, aufgebaut auf einigen Grundsätzen, die des Beweises bedürften, aber nicht beweisbar sind, ebensowenig, wie die Theologen Gott beweisen können. Aber die Voraussetzungen der Gotteswissenschaft haben mehr Wahrscheinlichkeit für sich als die Annahme, daß ein Gott ist. Wollte man die Gotteswissenschaft einordnen, so könnte man sie ebenso gut mono-, wie pan-, wie atheistisch nennen; von allem hat sie etwas.

Grundgedanke ist: Was ist, ist von Gott. Gott ist der Inbegriff der Ordnung, des Guten, des Richtigen, des Wahren. Nur ein Sammelname gewissermaßen hierfür. Gott ist kein materieller Begriff, nur Gott ist, und darum ist Materie das Gegenteil von Wahrheit, sie ist unwirklich, ein Irrtum. Darum sind auch alle ihre Aeußerungen unwirklich, also auch die nicht der Ordnung, dem Guten, dem Richtigen entsprechenden. Die volle Erkenntnis dieser Tatsache allein genüge, den Irrtum von Sünde und Krankheit zu zerstören und damit deren Aeußerungen, bei sich wie bei anderen.

Für diese Behauptung bleiben die Anhänger der Gotteswissenschaft den Beweis nicht schuldig. Die, die wirklich bis zu der vollen Einsicht der Irrtümlichkeit der Materie vorgedrungen sind, vermögen den Irrtum, der dem Menschen lästig fällt, zu zerstören, d. h. Krankheiten zu heilen.

Dieser Beweis ist geführt. In hunderten, in tausend Fällen. Es ist keine Suggestion, keine magnetische oder sonstige medizinisch erklärbare Heilung. Es ist einfach Aufhebung des Krankheitszustandes durch die Richtigstellung eines falschen Begriffs. So erklären es die „Heiler" der Gotteswissenschaft. Die Erklärung ist, nimmt man die Voraussetzungen als richtig an, genügend.

Und wir müssen das, wohl oder übel, denn wir stehen vor unleugbaren Tatsachen. Ich habe selbst am eigenen Leibe Beweise erfahren. Ich bin ein ganz nüchterner, zu keinen Phantastereien neigender, vor allem höchst skeptischer Mensch. Seit Jahren leide ich an einem Gallenleiden. Schmerzen habe ich nicht anders wie durch Morphium lindern können. Allopathie hat mir ebensowenig wie Homöopathie geholfen. Da kam ich mit der Gotteswissenschaft in Berührung. Man versprach mir Behandlung. Ich sträubte mich nicht, weil ich mir sagte, daß eine geistige Beeinflussung keinesfalls schaden könne. Weil ich an nichts glaubte, an Gott nicht und nicht an den Teufel, brauchte ich wenigstens einen vorhandenen Glauben nicht durch einen neuen ersetzen, gab ich den Anregungen der Gotteswissenschaft Raum. Was von mir gefordert wurde, war ein ernsthaftes, kritisches Lesen der Schriften, die sich mit Gotteswissenschaft befassen. Das tat ich, ohne wesentlich davon berührt zu werden. Das Grundsätzliche darin kann ein jeder rechtlich und normal Denkende gutheißen, die sittlichen Forderungen sind keine neuen, irgendwie von den allgemein anerkannten und zum erstenmal in den zehn Geboten Moses niedergelegten abweichende.

Eine Aufforderung, in die Versammlungen der Gotteswissenschafter zu gehen, lehnte ich ab, einmal aus Zeitmangel, dann aus grundsätzlichem innersten Widerstreben gegen jede Kirche und kirchenähnliche Einrichtung.

Dennoch, seit nunmehr zwei Jahren habe ich einen jeden Anfall meines Leidens, das zweifellos niemand als nervös bezeichnen kann, „behandeln" lassen und jedesmal sofortige Linderung der Schmerzen erfahren, und zwar behandeln in der denkbar einfachsten Weise. Ich ließ, sobald ich eine Kolik kommen fühlte (im ganzen zehnmal), dem Heiler telephonisch sagen, ich bäte um eine Behandlung. Dann hörte der Schmerz jedesmal wie abgerissen auf, und zwar immer zu der durch spätere Vergleiche festgestellten Zeit, in der ich behandelt wurde, ein Zeitpunkt, den ich vorher nicht wissen konnte, weil der Heiler bei dem Anruf gewöhnlich abwesend war. Nur einmal war mir gesagt worden, daß er um 8 Uhr nach Hause käme. Um ¾8 Uhr aber hörten die Schmerzen plötzlich auf. Ich schrieb dies meinem eigenen Willen, besser zu werden, zu, hörte

jedoch den nächsten Tag, daß die Behandlung schon vor 8 Uhr hatte stattfinden können.

Mag beim Erwachsenen noch immer irgendeine Mitarbeit, Autosuggestion oder sonst etwas von skeptischen Medizinern eingewendet werden, so muß dies beim Kinde fortfallen. Mein eigenes vierjähriges Mädchen lag mit starker Angina, Halsbelag, hohem Fieber zu Bett. Ich erreichte den Heiler um 1 Uhr. Meine Frau, die nichts von meiner Absicht, eine solche Heilung herbeizuführen, wußte und den Arzt gerufen hatte, stellte um ½2 Uhr eine plötzliche Besserung fest, am Abend, als ich nach Hause kam, war das Kind fieberfrei und am nächsten Tage verlangte es aus dem Bett.

Ich habe diese von mir selbst geprüften tatsächlichen Heilungen durch die Vertreter der Gotteswissenschaft so weitläufig erzählen müssen, um eine Grundlage für die weiteren Ausführungen zu gewinnen.

Ich würde nicht an diese Tatsachen geglaubt haben, wenn ein anderer sie mir erzählt hätte. Ich bin auch heute noch geneigt, an zufällige Besserungen in den genannten Fällen zu glauben, aber doch bereit, in jedem kommenden Krankheitsfall wieder die Hilfe der genannten Personen zu erbitten.

Vor allem aber suche ich nach einer den unbefangenen, nüchternen Menschen befriedigenden Erklärung solcher Fälle, und die liegt letzten Endes am einfachsten in der Lehre der Gotteswissenschaft. Wir sind eins mit Gott, das heißt der das Weltall durchdringenden Ordnung, dieser Gott ist das Gegenteil von Krankheit des Geistes und des Körpers. Die Erkenntnis unserer Einheit mit Gott genügt, um Abweichungen von der göttlichen Ordnung auszuschalten, bei uns und anderen.

Es fehlen nur zwei Glieder in der Rechnung: Warum läßt die göttliche Ordnung überhaupt Abweichungen zu? Und warum sind bisher geistige Heilungen nachweislich nur Anhängern der christlichen Wissenschaft geglückt?

Den ersten dieser Fehler in der Rechnung einwandfrei zu beseitigen, ist bisher zweifellos nicht gelungen. Hier stehen wir vor einem Rätsel, aber wir können auf seine Auflösung verzichten, wenn die praktischen Ergebnisse auch ohne diese Lösung eintreten. Es gibt eine Menge „Wunder" in der Natur, die wir nicht leugnen können, aber auch nicht erklären, angefangen von der Kraft der Zeugung, aufhörend mit der Unmöglichkeit, sich einen unendlichen Raum vorzustellen.

Wir können uns das wie jenes nicht erklären, und doch ist es unzweifelhaft vorhanden. Es gibt eben Erkenntnisgrenzen unseres Menschenhirns. Das ist keine streng wissenschaftliche Erklärung, aber sie muß uns genügen, bis unsere Erkenntnisfähigkeit sich bessert, bis wir imstande sind, zu erkennen, warum Ordnung, die allmächtig sein muß, Abweichungen einführt, die vielleicht nur uns als solche erscheinen.

Die zweite Unklarheit in der Rechnung ist leichter zu beseitigen.

Es haben eben andere als christliche Wissenschafter sich noch nicht mit der Angelegenheit beschäftigt, alle, die bisher erfolgreich geistig heilten und geheilt wurden, sind über die christliche Wissenschaft dazu gekommen. Einwände erheben sich nur, wenn behauptet wird, allein der Weg über die christliche Wissenschaft führe zu der geistigen Heilung. Das kann man getrost als Anmaßung bezeichnen, als einen Rest eben jener zu bekämpfenden menschlichen Irrtümer, die dem Aufbau aller Religionsgemeinschaften zugrunde liegen. Man müßte gerade jene häufig behaupteten, zweifelsfrei aber noch nicht belegten Fälle von Heilungen durch Magnetiseure, Wunderdoktoren, Medizinmänner der Wilden, die Besprechungen der alten Dorfweiber als wahr annehmen und jenen Personen eine vielleicht instinktive Erkenntnis der in der Gotteswissenschaft enthaltenen Wahrheit zubilligen. Eben dahin mag man die vorchristlichen biblischen Wunder rechnen.

Denn — und das will ich weiter unten beweisen — die Erfolge der Gotteswissenschafter hängen nicht von Christus ab.

Wenn man auch zugeben kann und muß, daß die Erkenntnis der Möglichkeit geistigen Heilens durch die Person der Mrs. Eddy neu belebt wurde, daß allein Christus und seine Jünger diese Heilfähigkeit in früherer Zeit bekundet haben, so erscheint es mir doch ein falsches Vorgehen, geistige Heilungen und Christentum ursächlich zu verquicken. Es bedarf keiner Beteuerung, daß die sittlichen Lehren Christi, die ja nicht seine eigenen sind, sondern nur unter seinem Namen zusammengefaßt werden, hohe und schöne sind, es bedarf

keiner besonderen Anerkennung, daß Christus, so wie ihn die Evangelien uns überliefert haben, ein Idealmensch war.

Das alles zwingt uns aber nicht dazu, nun die Tatsache eines geistigen Heilens durch Erkenntnis der wahren Weltordnung ganz unauflöslich mit der Person Christi zu verbinden. Einmal ist Christus eine mehr oder weniger mythische Persönlichkeit. Dann ist unter Anrufung seines Namens in der Welt mehr Unheil gestiftet worden, als je vergessen werden kann.

Das Christentum als Religion, die christliche Kirche als Institution hat so viele Feinde gefunden, daß schon allein hieraus der Versuch scheitern muß, die Gedanken des geistigen Heilens durch die christliche Wissenschaft weiteren Kreisen nahe zu bringen.

Das ist ein rein praktischer Einwand gegen die unlösliche Verbindung mit dem Namen Christi, aber auch vom gotteswissenschaftlichen Standpunkt — will man die Bezeichnung Wissenschaft für diese Betätigung anerkennen — ist die Verbindung unnötig, ja schädlich.

Denn die Gotteswissenschaft, die Krankheit und Sünde gleichstellt und bekämpft, ruht auf dem Gedanken der Menschenliebe, und dazu gehört, daß sie ihre segensreichen Errungenschaften allen Menschen nicht nur bietet, sondern ihnen auch den Erwerb erleichtert.

Das Gegenteil aber geschieht durch die Beharrung bei dem Namen: christliche Wissenschaft. Zahllose Christen wie Nichtchristen, vor allem aber alle Gegner jener christlichen Einrichtungen werden dadurch von vornherein in die Abwehr, in das Mißtrauen gedrängt. Gerade die, die innerlich am reifsten für die Einsicht und die Grundsätze der Gotteswissenschaft sind, werden durch diese Verwurzelung im Christentum abgeschreckt. Das ist der rein praktische Grund gegen die Beharrung bei Namen und Beteuerung des Zusammenhanges mit Jesus. Aber auch logisch ist diese Betonung ein Fehler. Denn ist der Grundgedanke richtig, so ist er ewig, so war er schon vor Jesus da, und er wäre auch ohne Jesus einmal erkannt worden. Das Verdienst Jesu, als erster nachweislich die Gesetze der Gotteswissenschaft erkannt und ohne persönlichen Ehrgeiz betätigt zu haben, wird dadurch natürlich in keiner Weise verkannt oder geschmälert. Tatsache ist nur, daß sein Name, vor allem mit dem Zusatz Christus, in zwei Jahrtausenden mißbraucht und damit zu einem festen Begriff geworden ist für alle, die Gegner der Kirche, des Priestertums, der Verweltlichung des Gottesgedankens sind. Daß der — schließlich doch nur sagenhafte — Jesus daran gänzlich unbeteiligt ist, ändert an der Tatsache nichts, daß jene Einrichtungen in der christlichen Kirche genau so bestehen und abstoßen wie in der jüdischen oder sogenannten heidnischen. Wir dürfen Jesus dankbar sein, daß er uns die Gotteswissenschaft gezeigt hat, wie wir der Mrs. Eddy dankbar dafür sind, sie uns neu vermittelt zu haben, wir verkennen aber die Bedeutung der Gotteswissenschaft, wenn wir sie weiter die christliche nennen, wir machen aus dem Ewigen ein Endliches, aus dem Göttlichen etwas Menschliches, geben dem Geistigen eine materielle Form.

Jesus ist Leib gewesen, Materie, und nennen die Bekenner der Gotteswissenschaft auch zehnmal das Bleibende in ihm Christus, so wird doch erst der tausendste das richtig verstehen. Christus ist der Allgemeinheit ein fester Begriff, das Christentum ein Anfechtungspunkt für Millionen.

Es ist menschlich, nach Konkretem zu suchen, sich an feste Punkte zu klammern, das Wesentliche der Gotteswissenschaft ist gerade das Gegenteil. Will man ihr die weltumfassende Bedeutung gewinnen, die ihr zukommt, die sie zur Gesundung, körperlichen wie sittlichen Gesundung der Menschheit haben muß, dann wird man sie zunächst von Christus trennen müssen und allmählich auch vom Gottesbegriff, der den meisten noch immer nicht anders als materiell verständlich ist, aus der Religion, ohne die sie, nennt man sie nun Christian Science oder Gotteswissenschaft, heute noch zweifellos dank der Unklarheit ihrer Bekenner, dank den ihrer Ansicht nach anhaftenden menschlichen Schwächen ist, zu einer wirklichen Wissenschaft, zu einem System der Weltweisheit machen und damit zu einer Weltanschauung, die, betätigt, unermeßliche Folgen haben müßte. Denn dies Sich-Einsfühlen mit der Weltordnung, dem Allbewußtsein, muß nicht nur zur Besserung irdischer Leiden führen, nicht nur zur Aufhebung von Negationen, sondern auch positiv wirksam sein. Allmacht, Allgegenwart, Allwissen der Weltordnung ist dann auch Besitz des einzelnen — der sich als ihr Teil fühlt und auf ihr zu spielen weiß als seinem Instrument.

Mit diesem vorstehenden Versuch ist allerdings noch nicht alles erklärt, was die Gotteswissenschaft Erstaunliches mit sich bringt. Denn es steht fest, daß die Erkenntnis allein, Krankheit und Sünde sei gegen die Weltordnung, noch nicht genügt, um die Ordnung wiederherzustellen, d. h. Krankheit zu heilen.

Das gelingt nur besonderen „Heilern", die Heilerfolge zu verzeichnen haben. Sie sind in der Erkenntnis besonders weit „vorgeschritten". Sie werden als Heiler erst anerkannt, wenn sie die Eignung hierzu nachgewiesen haben. Darin walten zweifellos Erinnerungen an das alte Priestertum vor, das widerspricht dem klaren Grundgedanken der von der Mrs. Eddy gelehrten Wissenschaft. Dennoch ist unbestreitbar, daß da gewisse, für den Uneingeweihten nicht erkennbare mystische Kräfte mitreden. Diese schöpft der Gotteswissenschafter aus der Bibel, aus dem alten wie neuen Testament, zugleich auch aus dem für ihn grundlegenden Werk der Mrs. Eddy: Science and Health. Es ist ebensowenig verständlich und erklärlich wie unleugbar, daß in beiden Schriften eine ordnende, d. h. heilende Kraft liegt. Ihre Lektüre, aufmerksames Lesen, auch ohne den Nebengedanken, daß solch Lesen heilen soll, hilft tatsächlich oft über leichtere Störungen hinweg. Es unterstützt außerdem die Arbeit des Heilers. Dabei haben gewisse Abschnitte eine stärkere Wirkung als andere. Am eindringlichsten wirkt das Gebet „Vater unser", und zwar in der Auslegung, die sich aus der Gotteswissenschaft ergibt. Ich habe diese Wirkung mehrfach einwandfrei an mir selbst erprobt, hauptsächlich dann, wenn ich mich mit scharfem Nachdenken bemühte, über den wahren Sinn der einzelnen Sätze Klarheit zu gewinnen. Dadurch verliert sich allerdings das Mystische, und mystisch wird die Wirkung anderer Bibelstellen für uns auch nur so lange bleiben, wie wir sie nicht verstehen.

Die Erklärung des Vaterunser ist etwa die folgende:

Da es keinen persönlichen Gott gibt, ist auch Beten zu ihm, wie überhaupt Beten im herkömmlichen Sinne, falsch. Beten kann nach dieser Einsicht nur heißen: sich unter Verwendung bestimmter eigener oder fremder Worte in die Wahrheit der Gotteswissenschaft vertiefen und allenfalls dem guten Willen Ausdruck geben, ihre Grundsätze zu erkennen und zu befolgen. Hiervon ausgehend bedeutet das Vaterunser:

Der du bist im Himmel: Wo Gott, das Allbewußtsein, ist, ist der Himmel. Da das Allbewußtsein allgegenwärtig ist, so folgt daraus auch die Allgegenwart des Himmels, des Zustandes absoluter Ordnung, Glückes, Gesundheit. Wenn wir also sagen: Zu uns komme dein Reich, so heißt das: Wir wollen uns bemühen, die Feststellung des vorigen Satzes derart klar zu erkennen, daß wir uns nicht anders als gesund und glücklich, Teil des Allbewußtseins zu fühlen, d. h. im Himmel zu sein vermeinen. „Dein Wille geschehe" ist nichts weiter als die Feststellung, daß uns der Ordnungsgedanke Wahrheit ist. Dies wie auch die Erkenntnis der Allgegenwart der göttlichen Ordnung ist zugleich die Heiligung ihres Namens, zu der wir uns durch diese Bitte, die ein Gelöbnis darstellt, bereit erklären.

„Unser täglich Brot gib uns heute" ist ebenfalls nur Ausdruck der Gewißheit, daß die tägliche Notdurft des Leibes und der Seele von selbst kommt, wenn wir nur richtig denken.

Die übrigen „Bitten" erklären sich leicht in derselben Weise. Erkenntnis der Wahrheit hilft schon allein Irrtümer zu beseitigen, also auch den Irrtum der Krankheit. Gebete in der vorgezeichneten, d. h. erprobten Form fördern diese Erkenntnis.

Aber — das ist das Merkwürdige, das tatsächlich Feststellbare — schon der gute Wille zur Erkenntnis hilft. Es genügt, wenn die Erkenntnis latent vorhanden ist, uns selbst noch nicht deutlich. Da schlummert irgendwo noch ein Geheimnis, da ist irgendwo noch ein Unterbewußtsein, das wir nicht beherrschen, das aber durch fremde Einwirkungen zu beeinflussen ist, wenn der Heiler sich um uns bemüht oder wenn wir nach Erkenntnis streben. Dann hat dies Unterbewußtsein schon den Schritt zur Herstellung der Ordnung getan, den mangelnde Erkenntnis des Oberbewußtseins ihm erschwerte. Vielleicht sollte man nicht von einem Ober-, sondern einem Oberflächenbewußtsein reden. Das Unterbewußtsein ist zweifellos das stärkere, denn es läßt nicht über sich bestimmen. Man kann lediglich aus seinen Aeußerungen auf seine Art Schlüsse zu ziehen versuchen. Man beobachtet, wie es, zu einer Zeit bereits, wo von einem Oberflächenbewußtsein noch nicht die Rede sein kann, den menschlichen Körper

im Mutterleibe aufbaut, ihn dann in Gang hält, Blutlauf, Verdauung regelt, dann allmählich dem Oberbewußtsein Befehle erteilt, Nahrung verlangt, Ekel vor Schädlichem, Schmerz zur Abwehr hervorruft. Wir können vielleicht sagen, daß dies Unterbewußtsein, dessen Vorhandensein, wie man es auch nennen mag, niemand leugnen kann, den Zusammenhang des Einzelwesens mit der Weltordnung aufrechterhält und lediglich durch uns unerklärliche Zusammenhänge das Oberflächenbewußtsein von sich abgespalten hat, vielleicht um einen Schutz zu haben gegen äußere Beeinflussung. Beim Tier, beim Kind ist dies Unterbewußtsein, auch vielleicht mit Instinkt zu bezeichnen, noch der Oberfläche näher. Wahrscheinlich gab es einmal eine Zeit in der Menschheitsentwicklung, wo beide noch nicht getrennt waren — die paradiesische —, eine Zeit, von der wir jedenfalls das wissen, daß die Menschen über erstaunliche, uns verlorengegangene Kenntnisse verfügten, wie die Babylonier, die Aegypter, Kenntnisse, die bei so uralten Kulturvölkern wie den Chinesen, den Indern noch teilweise bestehen und sorgfältig gehütet werden. Die Fähigkeit eines Fakirs läßt sich leicht, aber auch kaum auf andere Weise erklären wie durch solchen Zusammenhang zwischen Oberflächen- und Unterbewußtsein, die verbürgten Weissagungen, die telepathischen Erscheinungen, die Fernheilungen der Gotteswissenschafter ebenfalls. Denn das Unterbewußtsein als Teil der göttlichen Ordnung kennt weder Raum noch Zeit. Was dem Oberbewußtsein vergangen oder zukünftig erscheint, ist dem Unterbewußtsein Gegenwart. Es sieht vorher den Stein vom Dache fallen und stellt den Körper, wenn er ihn nicht treffen soll, den erforderlichen Schritt beiseite. Dadurch erklären sich die gotteswissenschaftlich verbürgten wunderbaren Errettungen zwanglos.

Auf diesem Wege kann man auch zu der Erklärung kommen, weshalb bestimmte Formeln der Bibel, selbst ohne sofortige Erkenntnis der inneren Bedeutung, auf das Unterbewußtsein wirken, ihm die Regelung der menschlichen Maschine erleichtern. Die Bibel ist die älteste Niederschrift der Welt, ihre Anfänge reichen in jene Zeit hinein, in der Unter- und Oberbewußtsein noch nicht getrennt waren. Jesus, der höchstwahrscheinlich in buddhistischen Klöstern gewesen ist, hat von dort die Fähigkeit, das Unterbewußtsein zu beeinflussen, mitgebracht, eine Fähigkeit, die verloren ging und nun auf dem Wege der Gotteswissenschaft wieder erworben werden kann. Diese Erklärung der sonst unfaßbaren Heilungen seitens der Gotteswissenschafter und ihres Meisters Jesus schaltet wenigstens jede Mystik aus, sie erklärt auch und macht glaubhaft zahlreiche Wunderbehauptungen. Es bedarf eben gegenüber dem Unterbewußtsein nur der Kenntnis jenes Zauberwortes, jenes Sesam öffne dich!, das nicht ein Wort zu sein braucht, sondern ein Verstehen. Dahin kann man gelangen auf dem Wege über die Gotteswissenschaft, aber dieser Weg ist nicht der unbedingt einzige; zweifellos haben die indischen Fakire, hatten die alten Priesterorden eine feste Ueberlieferung dieser Erkenntnis. Sie hüteten sie aus persönlicher Eifersucht, aus Machtwillen, aus Geldgier und weil sie durch solche Fehler des Oberflächenbewußtseins gehemmt wurden, so ging die Erkenntnis verloren, sie reichte nicht hin, um das Unterbewußtsein so weit zu beeinflussen, daß das ursprüngliche Verhältnis auch nur annähernd wiederhergestellt wurde, vor allem, weil all diesen die für die Weltordnung grundlegende sittliche Empfindung fehlte. Sie mißachteten die Wahrheit, sie kannten die Nächstenliebe nicht. Beides ist aber wesentlicher Bestandteil der Weltordnung. Dadurch, daß Jesus das erkannte und danach handelte, beherrschte er das Unterbewußtsein bei sich und anderen und konnte jene sogenannten Wunder vollführen, die keine mehr sind, gibt man die Stichhaltigkeit der hier versuchten Erklärung zu.

Der sterbende Andrejew / Von Iwan Faludi

Der Dichter des Grauens flüchtete ins „unbekannte, graue Land", nachdem er an der Grenze des weißen Finnland und des roten Rußland vergebens um ein menschenwürdiges Dasein gekämpft hatte.

Ist dies eine Tragödie?

Andrejew kennt ja keine tragischen Lösungen. Er schreibt nur über die marionettenhafte Schicksalskatastrophe des Menschen; er macht uns nur mit der unbarmherzigen Nemesis bekannt, wenn er seine

Menschen ihrem Schicksal gegenüberstellt. Das tragische Problem für ihn ist die Geburt, die sich windende Willenlosigkeit des in den Kampf gezwungenen Menschen. Man darf gegen das „Unsichtbare" nicht kämpfen, man vermag das „große Unsagbare" mit Dokumenten einer schwachen Menschlichkeit nicht zu überzeugen — sagt Andrejew. Der hoffnungslose Kampf des Individuums — das ist die griechische Tragödie der Gestalten des Dichters; der ideelle Kampf des vereinsamten Ich gegen den Willen der Massen — das wäre der russische Dornenweg des Dichters.

Er starb, er wurde vernichtet, als ihn bei seinem plötzlichen Erwachen der Sturm anfiel; der Sturm, den nicht das Individuum, nicht der egozentrische Wille des kleingläubigen Bürgers aufpeitschte.

Mit Andrejew wurde auch das grüblerisch-gläubige, das „intellektuelle" Rußland zu Grabe getragen. Als in dem kleinen finnischen Dorfe die Glocken für Andrejews sündige Seele läuteten, galt dies Geläute auch einem großen russischen Glauben (oder Aberglauben): dem Oblomowismus, der Träumerei des 19. Jahrhunderts.

Man hat Andrejew gesehen, man hat ihn reden hören, seine dämonische Verzweiflung hat einen jeden unwillkürlich mitgerissen; doch heute — nach zwei Jahren — denken seine Freunde an ihn, nicht wie an einen Menschen aus Fleisch und Blut, sondern wie an das Schicksalssymbol einer dahinsiechenden Epoche. Die Dekadenz, die nihilistische Willenlosigkeit verschwand mit ihm von dem kriegerischen Boden des neuen Rußland.

War er gegenrevolutionär gesinnt? Ich glaube kaum. Aber die neue Melodie der Revolution war für ihn eine furchtbare Kakophonie, die sein Gehör nicht vertragen konnte. Das große Jahr 1905 überlebte er mit zerrütteten Nerven, obwohl ihn mit der in Tränen und Blut erstickenden ersten Revolution nichts verband. Er konnte aber die in ihm wühlenden Tragödien nicht in die Kette von äußeren Erlebnissen hineinschmieden; so flüchtete er vor dem „Aufruhr", der, wie er hoffte, von dem „großen Unbekannten" mit Leichtigkeit überwunden werden sollte.

Doch der „große Unbekannte" — nicht die Gegenrevolution, auch nicht die Fürsorge der Altgläubigen, sondern das unpersönliche, unbarmherzige Schicksal im „Leben des Menschen" — wollte nicht erscheinen, und Andrejew mußte an seinem eigenen Pessimismus verzweifeln. Er „verfolgte" das Schicksal, welches doch jedem seiner Helden Grauen einflößt, und wollte sich vom Bösen überzeugen, nachdem er an das Gute keinen Glauben mehr hatte.

Und in diesem rhapsodischen, nervenpeitschenden Zweikampf wurde der zerhackte, fieberhafte, letzte Roman des Sterbenden geboren: „Das Tagebuch des Satans".

Andrejew wählt das kriegsschwangere Jahr 1914 zum Zeitpunkt, in dem sein Roman spielt, eine Epoche, in der — nicht besonders „romantisch" — die Technik der müden Menschheit fabelhafte Bequemlichkeiten zu versprechen schien; wo der „unbekannte Graue" frei unter den menschlichen Gütern wählen und wühlen durfte.

1914. Der Satan kriecht aus seiner höllischen Residenz empor und will der Menschheit „eine anständigere Gesinnung" beibringen. Bisher hatten ihn seine Jungen mit ihren erlogenen Geschichtchen ziemlich gut unterhalten, doch waren diese Lügen für den alten Satan (und für Andrejew!) immerhin typisch gewesen: es fehlte ihnen der Reiz der Neuheit. Satan will den Menschen einen Bären aufbinden, wie ihn noch keiner aufgebunden hat. Er tötet den Milliardär Vandergood, verkriecht sich in seine Haut und setzt seine schmutzigen Geschäfte fort. (Das Faustsche Motiv darf niemand irreleiten; Andrejew ist kein Nachahmer: was in ihm auch der Abglanz der Genialität anderer Dichter bedeuten mag, wird er doch meistens durch seine Veranlagung für das Typische befördert.)

Was geschieht aber? Nicht nur, daß Satan den Menschen nichts vorgaukeln kann, sondern diese betrügen ihn dermaßen, daß er sich nur mit großer Mühe retten kann. Dem Höllenfürsten gelingt nicht, was von dem „großen Unpersönlichen" (in Andrejew) besser erledigt worden wäre.

In abgehackten, kurzen Sätzen beschreibt dies Andrejew. So sprach er stets; es war der Stil seines Lebens: der rechte Stil für ein „Tagebuch", welches das Rußland des 19. Jahrhunderts zum letztenmal vor uns erscheinen läßt.

Andrejew lebt ja sehr tief im Russentum des vorigen Jahrhunderts. Sein Konservativismus fließt aus den gleichen Quellen des Pessimismus wie die Düsterkeit eines Dostojewskij.

„Das Leben wäre ja an und für sich schön, doch grausam ist das Geborenwerden, das dem Kind mehr Qualen kostet als der Mutter." Von diesem gequälten Kind erzählte auch Iwan Karamasow seinem Bruder Aljoscha. Dieses Kind ist Andrejew selbst, das ewig mißhandelte, verprügelte Kind des Schicksals.

Er ist ein Gegensatz von Gogols Tschitschikow, welcher den „toten Seelen" nachging. Andrejew wollte sich von seinen toten Seelen losmachen, doch das Dorf, das ewige russische Dorf ließ ihn nicht frei. — Er konnte Rußland nur auf einige Meilen hinter sich lassen. (Der Europäer Mereschkowski und der „Politiker" Awartschenko zogen weiter nach Westen.)

Andrejew, der Dichter des Grauens, flüchtete ins „unbekannte, graue Land", nachdem er an der Grenze des weißen Finnland und des roten Rußland vergeblich um ein menschenwürdiges Dasein gekämpft hatte.

Der schauspielerische Nachwuchs / Von C. F. W. Behl

Eine Pause zwischen zwei Theaterwintern, die zum Ueberblick über das Geleistete und zu einer Vorschau auf das Kommende klärend genutzt werden könnte, gibt es jetzt gar nicht mehr in Berlin. Die letzte Saison wußte kein Ende zu finden; mitten im Sommer noch ward die Kritik in die hitzedurchglühten Spielhäuser entboten, und gleich darauf hat schon der hastige Wettlauf nach dem neuen Start eingesetzt (den inzwischen die Rotterbühnen mit allen drei Häusern gewonnen haben). Dennoch sollte die alte Sitte, im Sommer die vielfältigen, in verwirrender Fülle empfangenen Eindrücke des letzten Winters zu sichten und einigermaßen zum Ganzen zu ordnen, nicht völlig in Wegfall geraten. Die wichtigste Theaterfrage zumindest, die nach dem schauspielerischen Nachwuchs, erheischt unbedingt dieses überschauende Verfahren. Gerade heute, wo es eigentlich kaum noch Ensembles gibt und die schauspielerischen Kräfte durch das Austauschsystem bunt durcheinandergewirbelt werden, erscheint solche Orientierung unerläßlich. Ist sie doch vor allem anderen wegweisend in die Zukunft des Theaters!

Der Winter 1920/21 hat uns in Berlin zwei Schauspieler großen Formats endgültig geschenkt, von deren gereifter Kunst und sicherem Können auch künftig höchste Leistungen erwartet werden dürfen. Längst nicht mehr unbekannt, haben sie sich, kraft ihrer künstlerischen Persönlichkeit, unter die Ersten gereiht: Käte Dorsch und Eugen Klöpfer. Beide „Naturen" in eigentlichem Sinne dieses Wortes, gewachsen und echt, dabei die technischen Mittel schauspielerischen Ausdrucks unbedingt beherrschend.

Aber auch neben ihnen keimte allenthalben Zukunftsträchtiges empor — besonders unter den Frauen... Im Staatstheater war es Johanna Hofer, eine etwas robustere Schwester der Lossen, die als Godiva in Hans Francks gleichnamigem Schauspiel durchleuchtende Beseelung ihrer Rolle gab, und Annemarie Seidel, deren Innigkeit des Tones Aufmerksamkeit beanspruchte. Naturalistische Kraft der Darstellung offenbarte in zwei beachtenswerten Leistungen Elsa Wagner als Frau des Chauffeurs Martin und vor allem als anklagende Mutter eines geblendeten Bauern im „Florian Geyer", wo sie eine Käthe Kollwitz-Gestalt von unvergeßlicher Haltung und erschütterndem Tonfall formte. Naturalistisch in derberer Art ist Leonie Duval, die als junge Frau Hilse in den „Webern" durch die Echtheit weiblichen Jakobinertums auffiel. Auch Else Bäck zählt zu jenen Talenten, deren realistisches Ausdrucksvermögen bemerkenswert ist. Als Dirne im „Reigen" ragte sie weit aus der Schar der übrigen Darstellerinnen hervor. Mehr zur Stilkunst weist der Weg der Hermine Sterler, die schon im Winter 1919 in Kessers „Summa summarum" die kühle Selbstverständlichkeit freifräulichen Hochmuts überzeugend vermittelte und jetzt in den Kammerspielen Andrejews Löwenbändigerin Sinida in ihrer am Eros leidenden Begehrlichkeit eindrucksvoll charakterisiert. Sie wird bei starken Ausbrüchen der Leidenschaft eine gewisse Neigung zum betonten Heroinentum bekämpfen müssen — ebenso

wie Johanna Koch-Bauer, die von der Volksbühne nach ihrem Gastspiel als „Lange Jule" engagiert wurde, wo sie ein reichliches Maß technischen Könnens bewies, sich jedoch vielfach ins Unnatürliche steigerte.

Frische, muntere Art offenbarte Liselotte Denera als Hofmannsthals Christina; die unbekümmert mutwillige Sinnlichkeit des jungen Landmädchens lag ihr besonders gut. Sie ist — in gewissen Grenzen — ein starkes Talent und fand auch als Königin in Tagores „König der dunklen Kammer" jenen innigen Gefühlston, den die lyrische Eigenart des indischen Dichters erfordert. In dem selben Stücke bot sich Charlotte Hagenbruch günstige Gelegenheit, der Premierenkritik ihr großes Können zu zeigen. Dieser Schauspielerin, der man viel zu selten in Erstaufführungen begegnet, gab damals eine der stärksten Leistungen des Abends als Surangama durch die sichere Behandlung des sprachlichen Ausdruckes und die Beseelung des Wortes von innen her. Als sie in der dunklen Kammer das Nahen des Königs verkündete, ging ein Klang durch das Haus, der aufhorchen machte und in dem der geheimnisvolle Zauber der ganzen Dichtung beschlossen lag. Sie spielt — der großen Kritik leider verborgen — das Gretchen in den laufenden Faust-Aufführungen des Deutschen Theaters mit einer künstlerischen Formungskraft und mit Höhepunkten des Darstellerischen, die nicht gewöhnlich sind und sie für neue und wichtige Aufgaben prädestinieren. Hier ist eine ePrsönlichkeit, die Entwicklung verheißt und vor allem auch über ein reiches Können verfügt, das ihr selbst wesensfremde Gestalten wie Wedekinds Lulu gelingen läßt.

In dem pseudoshakespeareschen „Perikles" gab Rosa Liechtenstein die Thaisa, und die Anmut wie der phantastische Ton ihrer Darstellung ließ ein starkes Talent entdecken, dessen Grenzen freilich nicht allzu weit gezogen werden dürfen. Schließlich sei zweier zarter Begabungen gedacht, deren Entfaltung sich noch nicht sicher umrissen verzeichnet. Helene Körner vermochte einmal als Kassandra im Großen Schauspielhaus durch visionäre Entrücktheit unmittelbar zu fesseln, und Lucie Mannheim verstand es, als sterbender Knabe in Tagores „Postamt" an die Herzen zu rühren. Ihr eignet etwas Blumenhaftes, Verwehendes, leichthin das Bläßliche streifend. Als Ismene wirkte sie neben der heroischen Kraftgestalt der Mary Dietrich wahrhaft wie ein schwankes Rohr. Sie wird sich vor der Gefahr der Monotonie zu hüten haben.

Unter den Männern war im vergangenen Winter der aus Wien nach Berlin verschlagene Karl Ettinger, dessen barocker Humor aus der Tiefe schöpft, eine gute Ueberraschung. Er spielte den Dichter in Schnitzlers „Reigen" und blieb neben Else Bäck der einzige schauspielerische Gewinn des Abends. Als Bearbeiter der „Perikles" hat er sich übrigens auch literarisch in anerkennenswerter Weise betätigt. Raul Lange, den gute Sprechtechnik und ein klangvolles Organ auszeichnen, kommt mimisch noch immer über eine gewisse Hölzernheit nicht hinweg. Sein Faust ist im Darstellerischen farblos. Daß er jedoch innerhalb der Grenzen seiner Natur Vortreffliches leisten kann, bewies in Rößlers „Pathetischem Hut" die Gestalt des Ministers Stern, die er in ihrer idealistisch linkischen Art sicher traf. Auch Wilhelm Dieterle, der viel zuviel beschäftigt und dadurch in seiner Entwicklung gehemmt wird, bringt es zuweilen (wie im Rollandschen „Danton") zu starkem Gelingen. Er verfällt in gewissen Kraftrollen leicht etwas ins Bramarbasieren. Hier ist gutes Material, das noch der endgültigen Formung harrt. Auch Hans Schweikart verdient, in Langes und Dieterles Gesellschaft genannt zu werden. Eine naturwüchsige Begabung ist Fritz Kampers, der Woyzecks Gefährten Andres und in den „Webern" den roten Becker mit realistischer Sicherheit umriß und den Otto Brahm zweifellos seinem Ensemble eingefügt hätte — ebenso wie Fr. W. Kaiser, der den alten Vater Helmbrecht in der „Griselda" zu einem Bäuerlein ganz aus dem Geiste der Grimmschen Volksmärchen heraus schuf. In gewissem Abstande gehört auch Max Nemetz hierher, dem der rebellische Trotz des wilden Schmiedemeisters in den „Webern" gelang und der im „Urfaust" als eisengepanzerter Valentin wuchtige Verse sprachlich meisterte. Die Reihe darf nicht geschlossen werden, ohne schließlich des jüngsten Nachwuchses zu gedenken, der in dem kleinen Peter Eysoldt einen den Durchschnitt überragenden Vertreter aufweist. Sein zehnjähriger Ptolemäus war einer der stärksten schauspielerischen Eindrücke der „Cäsar und Cleopatra"-Aufführung.

Diese Ueberschau will auf unbedingte Vollständigkeit keinen Anspruch machen. Sie versuchte

nur, aus den vielerlei Erfahrungen verschiedener Theaterabende das Wesentliche über den schauspielerischen Nachwuchs herauszuheben. Es hat sich dabei ein buntes Mosaik von Begabungen und Hoffnungen ergeben. Ob auch die Ernte der Erfüllungen an Reichtum ihm gleichen wird, läßt sich nicht prophezeien. Aber die Gewißheit, daß über alle sozialen Nöte und technischen Mißstände, über alle Modetorheiten und organisatorischen Zwistigkeiten hinaus die Zukunft der deutschen Schauspielkunst gesichert erscheint, darf doch als freudiges Ergebnis mit Genugtuung angenommen werden.

Was bedeutet Dante für uns? / Von Dr. Hans Benzmann

Eine Verwunderung mag den heutigen Erdenbürger, dem Religion zur Privatsache geworden ist, dessen Interessen zwischen Politik, Lebensmittelnot und Teuerung geteilt sind, dem die unheilvolle Zeit eine neue sittliche und religiöse Erhebung der Völker kaum vorauszusagen scheint, bei dem wachsenden Enthusiasmus für Dante — aus Anlaß der 600. Wiederkehr des Todestages des Dichters — überkommen. Und noch mehr mag diese Begeisterung dem Kundigen, dem Kenner des Dichters, Verwunderung einflößen. Worin ist diese Begeisterung begründet? Vielleicht in der Sehnsucht der europäischen Menschheit, der Zeit, der selbst alle Größe mangelt, nach Größe, nach einem Ideal, dem man wieder ehrfürchtig dienen kann, nach einer einheitlichen positiven Weltanschauung, nach religiöser Erhebung. Vielleicht ist der ganze Enthusiasmus doch nur auf die Bewunderung der wenigen zurückzuführen, die den Dichter kennen und lieben, die in der Oeffentlichkeit mit dieser Feier einer Ehrenpflicht genügen wollen. Was bedeutet Dante dennoch für uns? Ganz abgesehen von der Volkstümlichkeit, die der Dichter ja heute ebensowenig genießt wie zur Zeit Goethes; denn Dantes Werke kennen nur wenige. Schon Goethe, dessen Urteil, wie es hier und dort in Versen und Gesprächen zum Ausdruck kommt, nur ein gelegentliches und vielleicht einseitiges, kein abschließendes ist, hebt die Dunkelheit der Dichtungen Dantes hervor, die Schwierigkeit, sie zu lesen und zu genießen. Auch die Breite, der große Umfang der Dichtung wird diese ebensowenig wie etwa Klopstocks „Messias" für den gewöhnlichen Sterblichen anlockend zu geistiger Unterhaltung erscheinen lassen. Unzweifelhaft wird das unsterbliche Werk Dantes — eine menschliche Energieleistung ohnegleichen — nur immer wenige fesseln und begeistern, erheben und erschüttern. Aber diese wenigen bedeuten für Kultur und Menschheit mehr als die vielen. Die Frage muß also weiter so gestellt werden: Welche Werte ruhen in Dantes Dichtungen für den geistigen Menschen, den Genießenden und Schaffenden, den Denker und Dichter, für diejenigen, die eigentlich die Kultur einer Zeit bedeuten?

In diesem Sinne muß nun bekannt werden, daß in Dantes Persönlichkeit und in seinem Lebenswerke ungeheuere Werte und Energien ruhen und sich auswirken, Energien einer alten Zeit, des Mittelalters, und der anbrechenden Neuzeit. Religiöse, sittliche, rein menschliche, rein persönliche und künstlerische Energien. Germanentum, Gotik und uralte südeuropäische, lateinische Kultur, das freiere individuelle Seelenleben südlicher Völker, durch Wort und Form gebunden zwar, aber um so freier, um so intensiver das Seelische erfassend. Die „Göttliche Komödie" ist der gewaltigste Minnegesang, der jemals gesungen, der universalste Hymnus auf die triumphierende katholische Kirche, der jemals erklungen, eine Darstellung jenes Zeitalters mit seinen Menschen, seinen Kämpfen, seinen Sünden und Erhebungen, wie sie nirgends realistischer und drastischer unternommen wurde. Und dieses gewaltigste Lied einer Zeit taucht doch in die unzeitliche Tiefe alles Menschlichen, in die Hölle der menschlichen Seele hinab und führt diese in immer neuen, herrlicheren Visionen zur Erlösung, zum Angesicht des Höchsten, zur Heiligung, an der Hand der irdischen und himmlischen Liebe. „In Dante", sagt Carlyle, „haben zehn schweigende christliche Jahrhunderte eine Stimme gefunden", und man kann in gewissem Sinne sagen: sechs Jahrhunderte haben, nachdem diese Stimme erklungen war, darauf geschwiegen. Denn diese Dichtung ist schlechthin einzigartig.

Sie schließt das Mittelalter mit einer riesenhaften Zusammenfassung seiner religiösen, geistigen und kulturellen Kräfte und Erscheinungen ab. „In der „Göttlichen Komödie" ist alles Wissen und Fühlen des Mittelalters, seine irdische Leidenschaft dunkel und brausend, klingend und zerstörend, und seine überirdische Sehnsucht nach Gottvereinigung noch einmal und endgültig zu einem ungeheuren Dome getürmt. Im „Neuen Leben" aber erhebt sich die Seele des Menschen, voll Staunen erwachend, zum Jubel über ihren eigenen Reichtum und über die innige Schönheit der Welt" (Ludwig Gorm in einem Danteaufsatz im „Liter. Echo" vom 1. September 1921). Hierin beruht aber noch heute die Bedeutung Dantes für den gläubigen Katholiken. Nichts ist verfehlter, andere philosophische Systeme als die von der Kirche gebilligten der Scholastik in der Dichtung Dantes zu suchen. Und so kann denn auch — in demselben Hefte des „Literarischen Echo" — ein katholischer Mitarbeiter, Max Fischer, Frankfurt a. M., freudigen Herzens mit Recht bekennen: „Was in diesem Werke einen so imposanten Eindruck auf mich macht, das ist die gewaltige Einheit und Geschlossenheit des seelischen Bewußtseins, aus der dieses Werk hervorging, und die Monumentalität und Zucht der künstlerischen Form, in der dieses Bewußtsein sich objektivierte. In der „Divina Commedia" sehe ich, während ringsum die Keime der Zersetzung gesät worden sind, noch einmal am Ausgange des Mittelalters die Weltanschauungen und Weltwerdung der christlichen Kirche zu starker Form sich gestalten." „Dantes Kraft strömt in die künstlerische Formgebung des übernommenen Glaubensschatzes. Und es ist begreiflich, daß Fischer sich um dieses objektiven Weltbildes willen mit Dante beschäftigt, nicht um seiner Individualität willen. Hierbei sei bemerkt, daß auch der rein allegorische Charakter mancher Figuren der Komödie, z. B. auch der Beatrice, abgesehen von ihrer einst wirklichen irdischen Erscheinung, gerade von katholischer Seite bestritten wird. Beatrice ist dem Dichter vielmehr tatsächlich eine wesenhafte Erscheinung, eine Selige, wenn man will, eine Heilige, die ihn aus Lebensnot und Sünde zum Paradies kraft ihrer Liebe, kraft der Gnade Gottes geleitet. Man muß diesen eigentlichen Sinn des großen Gesichts festhalten, der für den Katholiken aller Zeiten ein ewig lebendiger bleibt. Gerade von katholischer Seite her ist auch Uebersetzung und Erforschung der Lebenswerke Dantes in neuester Zeit besonders gefördert worden. Zoozmanns volkstümliche sinngemäße Uebertragungen der Dichtungen Dantes einerseits (herausgegeben im Verlage Hesse und Becker, Leipzig, hier ist gerade jetzt auch eine schöngedruckte Jubiläumsausgabe der Komödie erschienen) und andrerseits seine wortwörtlichen Uebertragungen der Komödie und anderer Werke (Verlag Herder, Freiburg; auch hier erscheint jetzt eine wortgemäße Neubearbeitung der Komödie) sind künstlerisch und sprachlich hochzubewertende Leistungen, Werke von einer erstaunlichen Hingebung und Energie. Wobei auch auf eines anderen verdienstvollen Uebersetzers und Forschers Leistungen hingewiesen sei, auf Konstantin Sauters Uebersetzung von „Dantes Gastmahl" und „Dantes Monarchia" (Herder Verlag) und ferner auf Jakubszyks vortreffliche Einführung in das Leben und in die Werke Dantes (derselbe Verlag). Auch die Verdienste der deutschen Dante-Gesellschaft seien hierbei gebührend anerkannt. Ihr letztes (5.) Jahrbuch bringt eine Reihe neuer beachtenswerter Einzelerscheinungen und Proben vortrefflicher neuer und älterer Uebersetzungen (Verlag Eugen Diederichs, Jena). Ganz besonders möchte ich auf die beiden Aufsätze über das Beatrice-Problem von Federn und Krebs aufmerksam machen.*)

Auf der Schwelle zweier ringenden Epochen steht Dantes Werk. Wie er alle geistigen und realen Erscheinungen des Mittelalters, diese symbolisch und zu höchster Anschaulichkeit visionär gestaltend, in sich aufgenommen hat, so ist doch andererseits in der bis dahin unerhörten Heraushebung des Einzelmenschen und in der Gestaltung aller seiner seelischen Regungen durch eine gerade in der Gebundenheit der Form sich unmittelbar auswirkende Kunst des Wortes die andre, nunmehr allgemeine neuzeitliche Bedeutung Dantes zu suchen. Ein persönliches Menschenleben verkündigt sich hier zum erstenmal mit allen seinen Ausstrahlungen, mit seinen geheimsten Regungen in einer ganz individuellen Form, in einem ewig modernen Stil. Und weiter: es ist nicht nur dieser einzige und ein-

*) Hervorzuheben von älteren Uebersetzungen die von Kannegießer, Streckfuß, Philalethes (König Johann von Sachsen), Pochhammer (in Stanzen). In Neubearbeitung erscheint soeben die altbewährte Uebersetzung von Gildemeister (Verlag Coka).

malige Mensch, der sich restlos, mit seinem ganzen Sein, mit allen seinen Erlebnissen, inneren Kämpfen, mit seinen Erhebungen offenbart: es ist auch der Mensch an sich. Die göttliche Komödie ist wie „Goethes Faust" ein Sinnbild alles menschlichen Irrens und Strebens. Der Vergleich mit dem „Faust" soll hier nicht näher beleuchtet werden, er ist ja oft Gegenstand von ästhetischen Erörterungen gewesen. Hugo Daffner hat im Dante-Jahrbuch einen lehrreichen Aufsatz veröffentlicht, in welchem eindringlich auf die Verschiedenheit beider Dichtungen in Anlage, Struktur usw. hingewiesen wird. Faust handelt selbst (Drama), Dante läßt das ungeheure Weltbild in Symbolen kontemplativ an sich vorübergehen (Epos). Auch eine unmittelbare Einwirkung durch Dante auf Goethe fand gewiß nicht statt. Aber beiden Dichtungen ist gemein: die künstlerische Veranschaulichung realer Erscheinungen (als Sinnbild des Lebens) und andererseits die Versinnbildlichung großer leitender Ideen durch eine erlebte Handlung (anders z. B. Klopstock im „Messias").

Endlich aber die dritte große Bedeutung Dantes: die unmittelbare Gefühlseinwirkung auf den, der ihn künstlerisch und seelisch zu genießen weiß. Ihm wird das göttliche Gedicht Erhebungen weihevollster Art gewähren: Ueberwältigung, Erschütterung durch die Macht des Gefühls, des Leidens, durch die Gewalt des hinreißenden Wortes, der großen tragischen Stimmungen der menschlichen Passion und des menschlichen Triumphes, der menschlichen Größe. Und er wird die gleichen, aber feineren Erhebungen erleben bei allem jenen Wunderwerk der intimeren Offenbarungen der menschlichen Seele. Denn heroisch und zugleich unendlich fein und zart ist diese Dichtung, und ihr Stil und Wesen bedeutet seraphische Erhebung durch Seele und Kunst aus Not und Elend, bedeutet schlechthin: Erhebung!

In dieser unmittelbaren, ersten und letzten Auswirkung, die von Seele zu Seele spricht, beruht die unendliche Bedeutung der Dichtungen Dantes; aus diesem unerschöpflichen Reichtum an seelischen Formungen und Vergeistigungen des Wortes, aus dieser wahrhaften hymnischen und seraphischen Melodik, in der zitternd und vibrierend die menschliche Seele lebt und ihr Geheimstes durch Klang und Bild, durch Wohllaut und Vision offenbart, floß ein unermeßbarer, geheimnisvoller ätherischer Strom in die neuzeitliche Poesie. Von den Romantikern und Präraphaelisten (in England), von Chamisso, Rückert, Platen, Immermann (Merlin) bis zu Liliencron (einzelne Poggfred-Gesänge), Stefan George, Theodor Däubler, Reinhart Johannes Sorge usw. Bewußt und unbewußt den Dichtern. Aus diesem Stil ward enger und weiter, in mancherlei Tönungen und Abstimmungen ein Weltstil. Unerreicht aber blieb das Urbild selbst in seiner universalen und individuellen Kraft und Größe.

Beschließen möchte ich diese Skizze mit ein paar Strophen aus einer neuen Uebersetzung, die dieser Tage erscheint*). Die Uebersetzung ist in der Sprache schlicht, klar und wohlklingend gehalten.

Virgils Abschied.

Als wir erklommen nun die letzte Stiege
Und auf der allerhöchsten Stufe stehen,
Heftet Virgil den Blick auf meine Züge

Und sprach zu mir: „Mein Sohn, du hast gesehen
Des zeitlichen und ew'gen Feuers Kreise,
So weit durch eigne Kraft ich konnte gehen.

Durch Geist und Kunst gelang bis hier die Reise.
Nimm nun zum Führer deinen freien Willen.
Denn überwunden sind die steilsten Gleise.

Sieh deine Stirn der Sonne Licht umspielen!
Sieh Gras und Blumen ihre Strahlen trinken,
Die diesem Grund aus eigner Kraft entquillen.

Und bis dir froh die schönen Augen winken,
Die weinend mich entsandten zum Beginn,
Ruh oder wandle, wo die Auen blinken.

Erwarte Wort und Wink nicht fürderhin.
Heil ward dein Geist, daß er sich selbst befrei,
Und Fehler war's, nicht folgen seinem Sinn.

Fortan dir selber Fürst und Bischof sei!

Purgatorio, Gesang XXVII, 94—142.

*) „Aus Dantes Göttlicher Komödie" eine Auswahl von Gesängen, übertragen von H. Federmann (München, C. H. Beck).

Operetten / Von Prof. Dr. Wilh. Altmann

Viele Jahre hat Wien die führende Stelle in der Operette behauptet, sie aber neuerdings an Berlin abgegeben, woselbst fast ein Dutzend Bühnen ausschließlich der heiteren Muse dient. Sogar Wiener Tonsetzer sehen es jetzt gern, wenn ihre Operetten in Berlin zur Uraufführung gelangen. Suchte man früher einer Operette erst in der Provinz sicheren Boden zu verschaffen, ehe man es wagte, sie in Berlin einzuführen, so scheut man sich jetzt gerade vor reichshauptstädtischen Uraufführungen gar nicht mehr. Hatten früher auch bei uns die Wiener Operettenkomponisten das Uebergewicht besessen, so sind schon seit einer Reihe von Jahren ihnen die Berliner als Konkurrenten recht gefährlich geworden, trotzdem sie in ihrer Musik weit derber, um nicht zu sagen gewöhnlicher, sind.

Läßt sich auch nicht leugnen, daß manche sogenannte Operettenkomponisten es lieben, in die niederen Regionen der musikalischen Posse herabzusteigen, so wäre es doch sehr verfehlt, wollte man die Musik der modernen Operetten ohne weiteres für minderwertig erklären. Im Gegenteil, wer vorurteilslos an sie herantritt, wird oft über die reizenden Melodien und die wohlklingende, gelegentlich auch durch feine Kontrapunktik ausgezeichnete Instrumentation (z. B. bei Eduard Künnekes „Wenn Liebe erwacht" oder „Der Vetter aus Dingsda") ganz erstaunt sein, allerdings auf ein Uebermaß von Sentimentalität sehr oft (nicht bei Künneke) stoßen, das zuweilen unerträglich wird, weil es nicht echt ist.

Ein gar zu großer Spielraum ist aber in den letzten Jahren dem Tanze eingeräumt worden; insbesondere seitdem die exotischen Tänze, die Foxtrotts, Jatz usw. üblich geworden sind, haben diese Art Tänze, die melodisch sich dem Gassenhauer sehr nähern und stets in lärmender Instrumentation geboten werden, ein Uebergewicht gewonnen, daß sie einem eine sonst recht hübsche Operette direkt verleiden können. Durch sie wird die Operettenbühne direkt zum Varieté erniedrigt. Von den Darstellern, die wenigstens zu einem Teile auch Gesangskunst zeigen sollen und müssen, werden akrobatische Kunststücke wie im Zirkus verlangt.

Weit mehr Bedenken wie gegen die Musik müssen gegen die Libretti der modernen Tanzoperetten erhoben werden. Statt der Heiterkeit dienen sie leider nur zu oft einer schwülen Sinnlichkeit; meist sind die Helden Lebemänner, die nur im Genuß und Nichtstun aufgehen, denen man es nicht glaubt, daß sie noch tieferen Gefühlen, echter Liebe zugänglich sind. Die Heldinnen neigen meist stark zum Kokettentum. Die Handlungen sind freilich oft recht spannend, aber meist sehr ausgeklügelt; die einzelnen Musikstücke erscheinen darin oft nur als recht lose Einlagen. Das schlimmste aber ist, daß die Handlung ganz typisch am Schlusse des zweiten Akts einen Zwiespalt des Hauptliebespaares bringt und vor falscher Sentimentalität meist geradezu trieft.

Eine rühmliche Ausnahme in diesen Hinsichten bildet das Buch zu Jean Gilberts Die Braut des Lucullus, einer vortrefflichen Operette, die überhaupt das Ideal eines heiteren musikalischen Bühnenwerks erfüllen würde, wenn sie das Sexuelle etwas weniger betont und den Tanz mehr eingeschränkt hätte. Rudolf Schanzer und Dr. Ernst Welisch haben einen wirklich heiteren Stoff mit echtem Humor und feinem Witz behandelt. Die Figur des Schlemmers Lucullus hat übrigens schon einmal zu einer merkwürdigerweise wenig beachteten Operette von Meyer-Helmund den Stoff geliefert. Jetzt ist eine Liebesgeschichte mit einer politischen Intrige in Verbindung gebracht und der antike Stoff wie seinerzeit bei den berühmten Operetten Offenbachs mit satirischen Hinweisen auf die Gegenwart durchsetzt. Gilbert (der Berliner Max Winterfeld), der bereits in seinem Singspiel Die Dose Sr. Majestät und in der sich stark der Oper nähernden Operette Die Frau im Hermelin mitunter neue Bahnen gewandelt, jedenfalls von der üblichen Operettenmusik stark abgerückt war, hat zu dem sehr gelungenen Texte köstliche feine Lyrik, eingerahmt in einen reichen Kranz humorvoller echter Lustspielmusik geliefert. Seine reizvolle Melodik vermeidet aufs glücklichste die Trivialität. Recht wirkungsvoll sind seine großen Ensembles. Die ganze musikalische Arbeit, vor allem die stets wohlklingende, durchsichtige und oft eigenartige Instrumentation würden auch anerkannten

Opernkomponisten nur zur Ehre gereichen. Das Theater des Westens brachte das Werk in einer schlechtweg ausgezeichneten Wiedergabe und mit einer prunkvollen, dabei aber doch sehr geschmackvollen Ausstattung heraus.

Aeußerlich durchaus den modernen Tanzoperetten gleicht Leo Blechs Die Strohwitwe; geht man aber der Musik etwas näher zu Leibe, so merkt man doch, daß sie nicht bloß äußerst fein gearbeitet und von erlesenem Wohlklang ist, sondern eine mit wirklicher Innigkeit und Innerlichkeit verbundene vornehme Anmut aufweist. Das Buch August Neidhardts, eine köstliche Serenissimusgeschichte, würde bei knapperer Fassung wohl noch wirkungsvoller sein. Merkwürdig bleibt, daß bisher in Berlin nur ein Gastspieldirektor, der leider seinem eigentlichen Beruf untreu gewordene Tenorist Gustaf Bergman, ein sehr geschickter Inszenator, sich dieser Strohwitwe angenommen hat; zuerst im Vorjahre sechs Sommerwochen hindurch im Staatlichen Schauspielhause, jetzt während des Juli im Staatlichen Opernhause und im September in der Komischen Oper. Die Anziehungskraft des Werks ist damit aber noch in keiner Weise ausgenutzt. Die Aufführungen im Juli waren hervorragend, recht gelungen auch die im September mit einem größtenteils anderen Personal.

Einen sehr starken Erfolg erzielte der Wiener Oskar Straus, dem in den letzten Jahren außer mit seiner Ballnacht das Glück nicht gerade gelächelt hatte, im Wallner-Theater mit seinem Nixchen (Uraufführung). Es ist dies auch eine ausgesprochene Tanzoperette, die in bezug auf musikalische Erfindung dem Walzertraum und dem Tapferen Soldaten desselben Tonsetzers nicht nachsteht. Vor allem sind ihm diesmal langsame Walzer von einschmeichelndster Melodik in größerer Anzahl eingefallen, außerdem recht frische, kecke, schmissige Rhythmen, die uns in wohlklingender Instrumentation vorgesetzt werden. Der geschickte Aufbau des Werks zeigt den in Max Brucks Schule erwachsenen, feingebildeten Musiker. Der stark erotisch gewürzte Text ist von Dr. A. M. Willner und Rudolf Oesterreicher so recht für die Lebemännerwelt zugeschnitten worden. Daß die meisten der vorkommenden Personen französische Namen tragen, daß das Pariser Leben als das herrlichste geschildert wird, muß den gewiegten Librettisten direkt zum Vorwurf gemacht werden.

Das Sexuelle spielt leider auch eine gar zu große Rolle in des Berliners Walter Bromme Operette Schäm Dich — Lotte!, zu der das Buch in der üblichen Schablone, aber doch recht wirkungsvoll von Georg Okonkowsky und Will Steinberg geschrieben worden ist. Es schließt mit der Bekehrung eines gerissenen Frauenjägers zur wirklichen Liebe. Das Werk (Uraufführung im Thalia-Theater) fand so andauernd stürmischen Beifall, als ob die Musik von ungewöhnlichem Werte wäre. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Bromme, der nur unterhalten will und keine höheren Aspirationen hat, versteht es, leicht nachsingbare Weisen zu erfinden, die er schlagermäßig den modernen Tänzen anpaßt und knallig instrumentiert. Doch begegnet in seinem neuesten Werk uns bisweilen auch geschmackvolle Lyrik, deren feinsinnige Instrumentation sicherlich dem ausgezeichneten jungen Kapellmeister Dr. Grzyb zuzuschreiben ist.

Franz Schmidts Oper Notre Dame / Von Prof. Dr. Wilh. Altmann

Wiederaufnahme in der Staatsoper

Franz Schmidt (geb. 1874), der in Wien einer der anerkanntesten Klavierlehrer ist, hat bisher nur zwei Symphonien und die Oper Notre Dame veröffentlicht, drei Werke, die aber bleibenden Wert haben und nur infolge ihrer großen technischen Schwierigkeiten bisher noch nicht allgemein bekannt geworden sind. Nicht weniger als 11 Jahre hat die Oper Notre Dame warten müssen, bis sie endlich 1914 in der Wiener Hofoper die längst versprochene Uraufführung gefunden hat. Wir Berliner lernten sie im Jahre 1918 kennen. Allerlei Umstände brachten es mit sich, daß in der ganzen vorigen Spielzeit Notre Dame nicht gegeben werden konnte. Jetzt hat der Intendant von Schillings erfreulicherweise das Werk wieder aufgenommen, nachdem er Schmidts zweite, der Vollendung entgegengehende

Oper Fredegundis (nach Dahns Roman) erworben hatte, ein Beweis, wie sehr er von der Bedeutung dieses Tonsetzers überzeugt ist.

Schmidt ist kein hypermoderner Wolkenstürmer. Durchaus deutsch in seinem Erfinden bekennt er sich zur Romantik. Aus dem dickleibigen kulturgeschichtlichen Roman Victor Hugos, der schon vor ihm zu den verschiedenartigsten Bühnenwerken benutzt worden war, hat er sich mit Hilfe eines Freundes ein Operntextbuch gezimmert, das nicht gerade ein Kunstwerk ist, aber eine klare, leicht verständliche Handlung hat und für die Vertonung eine treffliche Grundlage abgibt. Er ist in erster Linie Melodiker und in der Erfindung ebenso glücklich als Lyriker wie als Dramatiker. Von Wagner hat er die Technik der Leitmotive übernommen und von ihm auch den berauschenden Klang und die Farbenpracht des Orchesters gelernt. Von der ersten bis zur letzten Note weiß er unser Interesse dauernd zu fesseln, ja zu steigern. Den musikalischen Höhepunkt bedeutet unstreitig das auf der Plattform zwischen den beiden Türmen der Notre-Dame-Kirche spielende fünfte und letzte Bild. Hervorheben möchte ich vor allem noch die Einleitung zum ersten Bilde, das gleich eine wunderbare musikalische Charakteristik des Archidiakonus bringt, ferner das auf dem ungarisch (zigeunerisch) gefärbten Esmeralda-Motiv aufgebaute großartige symphonische Zwischenspiel zwischen dem ersten und zweiten Bilde, das Liebesduett zwischen Phoebus und Esmeralda, die Szene im Kerker zwischen dieser und dem Archidiakon, in dessen Gebete sich immer das Esmeralda-Motiv einmischt zum Zeichen, daß die sündigen Gedanken an die Zigeunerin den Priester nicht loslassen. Ich kenne wenige Opern aus neuerer Zeit, die ich für so wertvoll halte wie diese Notre Dame, in der übrigens Gelegenheit zu herrlichen Bühnenbildern geboten ist.

Wie sich der erste Kapellmeister Dr. Stiedry für dieses Werk wieder eingesetzt hat, bewies offenkundlich seine große Begeisterung dafür. Diese wohnte auch dem Orchester und den Solisten inne, vor allem Elfriede Marherr-Wagner (Esmeralda) und Karl Armster (Kardinal). So kam eine Aufführung zustande, wie sie herrlicher nicht gedacht werden kann.

RANDBEMERKUNGEN

Was wir uns leisten können.

Die Reichspost und die Reichseisenbahnen haben im letzten Wirtschaftsjahr mit einem Defizit von annähernd 20 Milliarden abgeschlossen. Die Ursachen dieser Finanzkalamität sind wohl weniger in dem Rückgang der Bruttoeinnahmen zu suchen als in der gewaltigen Zunahme des Bureau- und Arbeiterpersonals. Die Reichspost- und Telegraphenverwaltung hat ihren Beamtenstab — man weiß nicht, aus welchen Gründen — um annähernd 50 000 Köpfe erhöht, die Reichseisenbahnverwaltung um 200 000. Immerhin ist von diesen fiskalischen Erwerbsbetrieben, die von Sozialisierungspolitikern als Embryo der sozialistischen Gemeinwirtschaft gepriesen werden, eine Sanierung zu erhoffen — vorausgesetzt, daß die Tarifschraube, die auf den Geldbeutel des Publikums drückt, auch fernerhin kräftig angezogen wird.

Was soll man aber dazu sagen, wenn die vollkommen leer mahlenden Betriebsmühlen der Reichsbehörden ihren bureaukratischen Apparat ständig erweitern, statt ihn abzubauen. Zum Exempel die Reichskanzlei (einschließlich Reichspräsidenten-Bureau), die zur Ueberwältigung ihrer Aktenbündel 89 Beamte braucht, während das früher ein Zwölf-Männer-Kollegium besorgte. Das Auswärtige Amt, das sich in vorrevolutionärer Zeit mit 600 Beamten begnügte, hat sein Personal verdreifacht. Die Presseabteilung der Reichsregierung beschäftigt mit der Reichszentrale für Heimatdienst, von der man eigentlich nicht weiß, wozu sie da ist, 415 Angestellte. Im Reichsarbeitsministerium sitzen 936 Beamte, im Reichswirtschaftsministerium nur 781 Beamte und

Angestellte. Dazu gesellen sich dann noch Tausende von Dienststellen in den nachgeordneten Behörden. Der gesamte Beamtenapparat der Reichsbehörden hat sich, wenn man die neugeschaffenen Reichsämter hinzuzählt, verdreifacht. Was würde Bismarck, der schon weidlich gegen die Geheimratswirtschaft vom Leder zog, zu diesem gigantischen Ausbau der Bureaukratie sagen?

Immerhin sind wir dank einem genial ersonnenen Steuersystem so gestellt, daß wir uns einen ins Phantastische gesteigerten Beamtenapparat leisten können. Wir brauchen ja nur die Notenpresse in rotierende Bewegung zu setzen, um uns die Mittel zur Balancierung des Reichsetats zu verschaffen. Aber wie lange noch? Wie lange wird noch der Glaube an die Kaufkraft der Papiermark vorhalten? Was nützen alle guten Vorsätze, was alle Ermahnungen zur Sparsamkeit, wenn das Reich nicht mit gutem Beispiel vorangeht? Es scheint das Verhängnis der Papiergeldwirtschaft zu sein, daß sie geradezu zur Verschwendung anreizt. Die französische Republik wühlte auch im Gelde, im Papiergelde, und beschäftigte ein Heer bevorzugter Müßiggänger, bis eines Tages das Kartenhaus zusammenbrach. Es wird die höchste Zeit, daß wir den toten Apparat hinwegfegen, um nicht von ihm verschlungen zu werden. Alle Anzeichen deuten darauf hin. Arbeitet doch die Verwaltung der Reichsfinanzen mit einem Stabe von 55 000 Beamten. Ein ganz miserables Geschäft, wenn man bedenkt, daß diese einen gewaltigen Teil der Steuereingänge glatt verzehren!

Volksbeglücker Klante.

Die Römer müssen doch, wenn man sie mit den Menschen von heute vergleicht, ein Volk von einfältigen Sitten gewesen sein, selbst noch in einer Zeit, da man die große Masse mit Brot und Zirkusspielen von Staats wegen abfütterte. Das römische Volk, das wie jedes Volk zur Rebellion neigte, wenn der Magen nicht gefüllt war, fühlte sich bei dieser staatlichen Fürsorge sehr wohl und lebte, wie das heute noch im Süden der Fall ist, lustig in den Tag hinein, ohne sich sonderlich um die Zukunft zu kümmern. Das moderne Großstadtvolk ist weniger harmlos. Es will nicht nur essen, was sein gutes Recht ist, sondern auch genießen, und mehr noch: aus dem Genuß noch flatterndes Papiergeld — früher sagte man klingende Münze — herausschlagen. Der Sport, in erster Linie der Rennsport, ist wirklich kein Vergnügen mehr, weder für den aktiv noch für den passiv Beteiligten, sondern eine verdammt ernste Angelegenheit, ein ehrenwertes Geschäft, das seinen Mann ernährt. Wer's nicht glauben will, kann sich bei den Herren Köhn, Klante und Genossen Bescheid holen. Diese Herren, die genau wissen, wo den armen Mann der Schuh drückt, haben den edlen Rennsport aus der niederen Sphäre der systemlosen Gelegenheitswette zu dem Range einer hohen finanziellen Transaktion erhoben. Herr Klante, ein Mann von hohen Ambitionen, der sich aus eigener Kraft vom Friseur zu der höchst respektablen Position eines Direktors des größten Wettkonzerns emporgearbeitet hat, hatte sich selbst gelegentlich einer Ansprache an seine Gemeinde als eine Art Volksbeglücker gepriesen. Nicht um des schnöden Mammons willen übe er sein Metier aus, sondern um denen zu helfen, die in den Niederungen des Lebens für Müßiggänger Dividende schwitzen. Und er hat den staunenden Zeitgenossen bewiesen, daß man auch ohne das vertrackte Börsenspiel Millionen aus dem Nichts hervorzaubern kann. Wer ihm lumpige tausend Mark anvertraut, erhält nach zwei Monaten die doppelte Summe zurückerstattet. Wer aber so gewitzigt ist, sein Kapital bei Herrn Klante weiterarbeiten zu lassen, kann am Ende des ersten Wirtschaftsjahres nahezu 30 000 Mark abheben. Mein Liebchen, was willst du noch mehr! Bei konsequenter Uebertragung des Klanteschen Prinzips auf alle Wirtschaftszweige eröffnen sich uns ungeahnte Perspektiven. Herr Klante arbeitet noch schneller und noch solider als die Notenpresse. Voraussetzung aber ist, daß man seine Kreise nicht stört und ihn wirtschaften läßt nach eigenem Ermessen, ganz wie es sein Ingenium ihm eingibt.

Das ist nun leider nicht geschehen. Der Staatsanwalt ist mit plumper Faust dazwischengefahren, auch die Finanzämter haben den Wettkonzernen eine Rechnung präsentiert, die zu begleichen auch das solideste Unternehmen nicht in der Lage ist. Ueberdies sollen auch, wie es heißt, die Banken, die nach der glänzenden Geschäftsabwicklung der Köhn, Klante und Genossen um ihre Existenz fürchten, Gegen-

minen gelegt haben, um das lustige Geschäft in alle Windrichtungen zu sprengen. Jedenfalls ist die Lage der Wettkonzerne eine höchst kritische geworden, was im Interesse der Finanzämter, denen sich eine unerschöpfliche Einnahmequelle damit verschließen würde, sehr zu bedauern ist. Auch die Volksgenossen, die ihre mühselig erworbenen Arbeitergroschen den Wettkonzernen anvertraut haben, um sich gesund zu wetten, sind derselben Meinung. Man hat Herrn Klante in Dresden wie in Berlin, wo er vor versammeltem Volk seinen großzügigen Finanzierungsplan entwickelte, eine Art Vertrauensvotum, das den Neid jedes deutschen Finanzministers erregen könnte, ausgestellt. Auch in dem von Herrn Klante gegründeten Café „Gallipoli" ist es gelegentlich zu begeisterten Ovationen für den neuen Volksbeglücker gekommen. Darum sei einem Finanzminister, der sich auf Volkspsychologie versteht, der weitere Ausbau der Wettkonzerne und ihre schließliche „Sozialisierung" auf das wärmste empfohlen. J. G.

Tod und Reklame.

Josef Mann †

Der erste Tenor der Berliner Staatsoper ist während der Aida-Aufführung am 5. September cr., die ihm reiche Ehrungen einbrachte, plötzlich verschieden. Mit ihm ist einer der besten und beliebtesten Tenöre aus dem Leben gegangen.

Seine wundervolle Stimme ist auf zahlreichen Odeon-Musikplatten für die Ewigkeit festgehalten. Josef Mann sang **nur** auf Odeon-Schallplatten.

Odeon-Musik-Haus, Berlin W 8
Friedrichstraße 65a Ecke Mohrenstraße

Josef Mann hatte kaum die Augen geschlossen, als dieses Inserat, das die ganze Ruppigkeit und Geschmacklosigkeit des modernen Reklamewesens vorzüglich veranschaulicht, im „Berliner Tageblatt" erschien. Der Inseratenchef des Odeon-Musik-Hauses mag sich nicht wenig auf eine Leistung, die den Tod als eine gute Geschäftskonjunktur bewertet, einbilden.

Welch ein Glück für das Odeon-Musik-Haus, daß Josef Mann so liebenswürdig war, aus diesem Leben zu scheiden, bevor er noch Gelegenheit fand, seine wundervolle Stimme zugunsten einer Konkurrenzfirma für die Ewigkeit zu präparieren!

Mit Sentimentalitäten soll man sich im Geschäftsleben nicht aufhalten, wer etwas vor sich bringen will, muß unter allen Umständen die Konjunktur ausnutzen. In dieser Beziehung können wir immer noch von den Amerikanern lernen. Wer drüben etwas verbrochen hat, das nach Ewigkeit riecht, wie zum Exempel Herr Wilson mit seinen vierzehn Punkten, wird auf den Film und auf die Platte gebracht. Man kann dann die ganze Persönlichkeit, wenn sie schon längst den Erdenballast abgeschüttelt hat, jederzeit der staunenden Nachwelt in bewegtem Bilde und in der ganzen Klangfülle ihres Organs antanzen lassen. Einfach fabelhaft. Eine ganz neue Industrie erschließt sich da dem weitblickenden Geschäftsmann. Ich weiß nicht, ob nicht auch ein deutscher Spekulant mit Ewigkeitswerten schon auf diesen sozusagen in der Luft liegenden Geschäftstrick gekommen ist. Unserer Zeit fehlt es ganz gewiß nicht an reizvollen Darstellungsobjekten. Man vergegenwärtige sich doch einmal, welchen Eindruck eine für die Ewigkeit präparierte Wahlrede Scheidemanns auf die Nachwelt machen würde! Oder eine kinematographische Aufnahme Eberts in dem Augenblick, wo er die Parade über eine im Stechschritt marschierende Ehrenkompagnie abnimmt! Auch eine Prügelszene in der Berlinerr Stadtverordnetenversammlung wäre als kulturhistorisches Dokument nicht ohne Reiz — vorausgesetzt, daß die Odeon-Schallplatten für die Reproduktion einer so gewaltigen Aufgabe ausreichen. Immerhin ist es ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß wenigstens die Film- und Schallplatten-Industrie sich auf Ewigkeitswerte einstellt, nachdem die deutsche Intelligenz auf allen Gebieten so ziemlich versagt hat.

Der Tod / Von Ilse Fischer-Klotzsche

Es war fast dunkel in der muffigen Kammer. Die kleine Oellampe verbreitete einen ekelhaften, brenzlichen Geruch. Sie stand auf der Kiste, neben dem Bett der Mutter.

Rudi konnte das schwelende Flämmchen sehen, wenn er sich auf seinem Strohsack aufrechtsetzte. Aber er wagte das nicht, weil er mit einer Bewegung den Karli hätte wecken können, der neben ihm schlief. O, der würde dann anfangen zu schreien! Der würde seine Angst nicht hinunterschlucken können. Die Angst vor dem gräßlichen Rasseln, das die Brust der Mutter erschütterte, Angst vor dem lauernden Schatten in der Zimmerecke. Angst vor dem Aufeinanderschlagen von Vaters Zähnen, das minutenlang so furchtbar in das Rasseln hineinhämmerte, als wenn wilde Tiere einander zerfleischten.

Der Schatten in der Ecke kam vom Vater, der bei der Mutter hockte und ihr von Zeit zu Zeit aus einer braunen Flasche etwas zwischen die trockenen Lippen träufelte. Rudi sagte sich das immer wieder und konnte doch nicht hindern, daß der Schatten zu einer fürchterlichen Gestalt wurde, die sich näher und näher an das Bett der Mutter heranschob.

Er kannte diese Gestalt genau. An der Anschlagetafel sah er sie jeden Abend, wenn er beim Zeitungstragen über den Dorfplatz kam. Der schwarze Helm war tief in den grinsenden Knochenschädel gedrückt. Aus den flatternden Falten des schwarzen Mantels drohte eine knöcherne Faust. Es stand etwas mit roter Schrift darunter geschrieben wie eine Blutspur. Rudi konnte das nicht lesen, obwohl er schon das zweite Jahr zur Schule ging.

Zunächst war der Junge neugierig vor dem Bilde stehengeblieben, bis ein Schauer ihm eisig die dürren Glieder herunterrann und fliegende Röte auf seinen blassen Backen brannte. Das war der Tod, von dem Mutter immer redete! Der ihr nachts die Brust würgte, der den Großvater geholt hat, als er im Steinbruch verunglückte, der das Kindchen mitnahm, nachdem die Mutter es eben aus ihrem Leibe gestoßen hatte — — —

Damals war es auch so zum Ersticken hier in der Kammer gewesen, er hatte sich auch nicht rühren dürfen. Mit entsetzten Augen war er den Bewegungen des Vaters gefolgt, der kaltblütig das graue Körperchen in ein Tuch wickelte und es hinaustrug. Wahrscheinlich um es irgendwo auf der Wiese zu verscharren. Rudi hatte sich nie getraut, danach zu fragen.

Als der Vater wieder hereinkam und Rudi am ganzen Leibe zitternd auf seinem Strohsack sitzend fand, schrie er den Knaben an: „Verfluchter Bengel, wirst du schlafen!" Rudi kroch in sich zusammen, „daß du mir's Maul hältst, du Schuft, du Schweinigel, sonst — — — ! ! !" Und der Vater stieß ihm seine schmutzige Faust unter die Nase. Rudi hatte noch fragen wollen, ob die Mutter auch sterben würde, weil ihr Wimmern gar so entsetzlich klang — aber jeder Ton war in seiner Kehle erstickt.

Mutter war nicht gestorben. Sie hatte sich noch viele Wochen jeden Tag von der Kammer in die Küche geschleppt und von der Küche wieder zurück in die Kammer. Ihr röchelnder Husten hatte das ganze Haus erfüllt, und überall hatten schmutzige Lappen mit Blutstropfen, die sie aus ihrer Lunge spuckte, herumgelegen. Seit gestern morgen war sie nicht mehr aufgestanden. Die fünf Kinder hatten den ganzen Tag auf der Straße bleiben müssen. Rudi war zweimal nach der Apotheke am Markt geschickt worden. Da war er jedesmal an dem Tode vorübergekommen. Der hatte gegrinst und den Arm geschwenkt.

Beim Einbruch der Dunkelheit waren die Kinder in die Küche geschlichen, hatten ein paar kalte Kartoffeln hinuntergeschluckt und dann zusammen geduckt den Geräuschen gelauscht, die aus der Kammer herüberdrangen.

Dann war der Vater gekommen: „Marsch in die Betten! Und daß ihr schlaft! Verstanden?!"

Da hatten sie die Sachen vom Leib gezogen und waren mit bloßen Füßen hinüber auf ihre armseligen Lager geschlüpft. Der älteste achtjährige Hans, in das Bett neben der Mutter, wo er zusammen mit dem

Vater schlief; Franz und Otto in das nächste Bett, Liesel auf den einen Strohsack und Karli und Rudi auf den andern. Sie hatten sich alle tief unter die Decken verkrochen, um das Röcheln nicht zu hören, und waren bald eingeschlafen.

Nur Rudi lag immer noch wach. Seine Augen starrten auf den Schatten in der Zimmerecke. Er wollte sich zwingen, den Umriß von Vaters Kopf zu erkennen, aber wenn sein zitternder Zeigefinger gerade die Stirnwölbung des Schattens überfahren hatte, wuchs jedesmal der Helm darüber hervor, und aus leeren Höhlen grinste der Tod grauenvoll zu ihm herüber.

Der Schweiß trat dem Knaben auf die Stirn. Seine mageren Hände krampften sich um die Knie, die er in Verzweiflung gegen die Brust preßte: Der Tod! Der Tod! Er stand da, um Mutter zu holen! Sein Arm war schon ganz dicht an Mutters Bett. Rudi sah deutlich, wie sich die Knochenfinger gierig ausstreckten. Gleich würden sie Mutters Kehle packen . . . . . .

Schreien können! Einmal aufschreien! Rudi riß den Mund auf. Die Muskeln seines Gesichts verzerrten sich. Atemlos rang er um den Ton, der ihn von dem Grausen erlösen sollte. Er wollte die Decke über den Kopf zerren, aber seine Finger lösten sich nicht aus ihrer krampfhaften Verkettung. Er wollte die Augen zumachen, aber seine wunden Lider, die sich bei Tag so oft schmerzhaft zusammenzogen, waren wie auseinandergerissen.

Da! — jetzt krallte sich die Schattenhand zusammen! Die Mutter stieß einen gurgelnden Schrei aus, der stärker und stärker anschwoll. Zuletzt war war es ein tierhaftes Brüllen.

„Vater, sie stirbt!" Rudi schrie es in den Todeskampf hinein. Da fühlte er des Vaters Faust an seiner Schulter. Der Mann zerrte den bebenden Jungen in die Höhe und schob ihn — am Bett der Mutter vorbei — zur Kammer hinaus. „Da bleibst du, wenn du's Maul nicht halten kannst! Wirst mir noch die andern alle wach schreien, du Jammerfritze, elendiger!"

Nein, er schrie nicht mehr. Wie ein lebloser Haufen lag er auf der kalten Küchendiele. Sein Herz schlug so wild gegen die knarrenden Holzplanken, daß er fürchtete, Vater würde es drüben hören.

Das Brüllen hatte immer noch nicht nachgelassen. „Nimm sie doch nur mit, Tod! Nimm sie doch nur mit! Mach' doch schnell!"

Aber der Tod kümmerte sich nicht um das Gestammel des Kindes. Rudi schob den Leib dicht an den unteren Türspalt, seine Augen sogen gierig den schwachen Lichtstreifen auf, der da von drüben hereinfiel. Sie glitten an ihm entlang — vorwärts und rückwärts — ungezählte Male, in derselben regellosen Schnelligkeit, mit der er sein Herz im ganzen Leibe hämmern fühlte. Für Augenblicke vergaß er das grausige Gebrüll der Mutter. Er wußte dann nur noch, daß da der Lichtstreifen war, an dem sein Blick herauf und herunter fuhr. Sein Kopf machte die hetzende Bewegung der Augen mit, bis er heftig gegen den Boden schlug. Dadurch kam er zum Bewußtsein seiner sinnlosen Beschäftigung und mühte sich nun, genau auf die Geräusche von nebenan zu achten. Aber da war nichts als das Brüllen! — Jetzt, jetzt, jetzt, — — — fünf, sechs, sieben, acht, neun, . . . fünfzehn . . . dreißig, hundert, tausend, million — — — Unsinn, er konnte doch richtig zählen. Nochmal: eins, zwei, drei, vier, — — —! Bis fünfzig etwa kam er, dann verirrten sich die Zahlen ins Uferlose. Ihm fehlte die Kraft, noch einmal von vorn anzufangen. In blindem Durcheinander stammelten seine Lippen Zahlen, deren fremdartige Größe ihm neue Furcht einflößte. Nicht mehr zählen — nicht mehr! Er biß die Zähne ineinander und horchte: drüben das Brüllen und hier das Klopfen seines Herzens. Als er das wieder spürte, mußte er genau wie vorhin im gleichen unregelmäßigen Takte mit seinen brennenden Augen den Lichtstreifen am Türspalt abtasten.

Auf einmal merkte er, daß das Brüllen drüben in ein langgezogenes Stöhnen überging, das schwächer und schwächer wurde. Jetzt hatte der Tod die Mutter losgelassen, er wollte sie doch nicht haben. Rudi fühlte das mit einer jähen Erleichterung, aber fast gleichzeitig schüttelte ihn gesteigertes Entsetzen. Der Lichtstreifen war verschwunden, durch den Spalt drang etwas zu ihm herüber, kalt und schwer schob es sich an ihn heran, kroch auf seinen zitternden Leib und blieb so über ihm hocken. Rudi hatte die Augen zugepreßt, um den Knochenmann nicht sehen zu müssen, der ihn nun holen wollte. Er drückte das Gesicht gegen den Boden, daß es schmerzte. Aber

er fühlte die Krallenfinger in seinem Genick, und den schwarzen Mantel über seinen nackten Beinen. Da rettete er sich aus seiner Todesangst zu stammelndem Gebete: „Lieber Gott, ich bitte dich, sag' ihm, — — sag' ihm doch, daß er doch fortgehen soll! Lieber Gott, ich bin doch noch so klein. Ich — — — Ich habe solche Angst vor ihm. Ich will nicht mit ihm gehn, lieber Gott, bitte lieber Gott. — — bitte bitte nimm ihn weg von mir! Hörst du mich denn nicht? Hör' doch, hör' mich doch! — — —

Und der liebe Gott hörte ihn und schickte den Tod wieder hinüber in die Kammer zur Mutter. Rudi merkte es an dem Röcheln und Brüllen, das wieder lauter wurde. Er atmete auf. Seine gekrampften Glieder entspannten sich. Langsam drehte er sich herum und lag nun mit geschlossenen Augen glatt auf dem Rücken. Je wilder die Mutter mit dem Tode rang, um so ruhiger wurde Rudi. Es war ja klar, daß der Tod sich jetzt drüben wieder zu schaffen machte. Da konnte Rudi wohl ein bißchen schlafen. Er gähnte, und weil er plötzlich merkte, daß er fror, kroch er nach der Küchenbank, um die Kleider herabzuziehen, die dort lagen. Ein paarmal streckte er den Arm aus, tiefer, höher — — mehr nach der Seite — Jedesmal tastete er ins Leere. Er getraute sich nicht, die Augen aufzumachen. Dann hätte er ihn vielleicht doch wieder gesehen mit dem schwarzen Helm und der drohenden Faust. — So blieb er im Dunkeln liegen, klappernd vor Frost und Furcht. Kein Schlaf umfing ihn mitleidig. Die ganze Nacht lauschte er dem erbarmungslosen Spiel, das der Tod nebenan mit seiner Mutter trieb. Die ganze Nacht wachte das Kind, gepeinigt von immer den gleichen Vorstellungen und wechselnder Verzerrung. —

Als der Morgen graute, kamen die Geschwister herüber — — schlaftrunken — — ein wenig verstört von dem Grausigen der Nacht, das sich dumpf auf ihre Träume gelegt hatte. Sie zogen, ohne zu reden, die Kleider an, auch Rudi tat es.. Dann aßen alle ein paar Scheiben Brot, und Hans und Liese machten sich mit ihren Büchern auf den Schulweg. — — „Na", sagte Liese im Fortgehen zu Rudi — als der keine Anstalten zum Mitkommen machte — „du willst wohl zu spät kommen?"

Da raffte er sich auf. Hastig legte er sein Ohr an die geschlossene Kammertür. Ja, Mutter stöhnte noch. Ganz leise nur — — aber in einer Weise, die Rudi erkennen ließ, daß der Tod noch immer bei ihr war — — —

Rudi wußte nicht, wie er in die Schule gekommen war. Er saß auf seinem Platze, ganz hinten in der Klasse und klammerte sich an das kalte Holz der Bank. Seine Augen stierten schräg nach der Seite —; denn dort stand der Tod. In Rudis Ohren brüllten die fürchterlichen Schreie der Mutter.

Er wußte, daß er nun auch bald anfangen würde, zu stöhnen, zu schreien, zu brüllen . . . . . Jetzt würde der Tod ihn nicht wieder fahren lassen! Jetzt war er an der Reihe!

Wie aus weiter Ferne hörte er seinen Namen rufen. Er duckte sich. Rief so der Tod? Der Lehrer ja doch! Das war ja der Lehrer, der vorne am Pult stand! Aber Rudi konnte seine Augen nicht nach ihm richten, sie lagen im Banne des Todes, der da schräg vor ihm grinste.

„Willst du nicht wenigstens aufstehen, fauler Bengel! Warte, ich werde dich aufpassen lehren!" Rudi wollte aufspringen, wollte vorlaufen zum Lehrer, sich an seine Hand klammern, den Kopf in seinen Rock verstecken, betteln, er möchte ihm helfen, ihn retten vor dem Tode da an der Seite.

Doch der Tod ließ ihn nicht los. Er streckte seinen Arm vor, ballte die Knochenfinger wie in der Nacht über Mutters Bett und grinste . . . grinste . .

Aber das war ja nicht der Tod! Das war der Lehrer, der die Hand streckte, um Rudi aus der Bank herauszuziehen. Rudis Augen glasten auf die geschwollenen Adern über den Schläfen, den wütend aufgeworfenen Mund, in den grauharten Blick.

Ein Arm hob sich drohend zum Schlage auf.. „Jetzt schreien! . . . jetzt brüllen"! fühlte Rudi. „Jetzt . . ." Kein Laut kam über seine Lippen. Sie wurden ganz weiß und schlaff, die Hände auch. Sie rutschten von der bekleckten Tischplatte ab, der Rücken brach zusammen, der Kopf fiel hart hintenüber.

Da ließ der Tod an der Wand seinen Arm sinken, schlang den Mantel um die dürren Knochen und überließ die Kindesleiche grinsend dem Lehrer.

Das Rosenfest / Von Martin Feuchtwanger

Auch die Stadt Lorchingen sollte ihr Künstlerfest haben.

Im Verein Museum fanden erregte Debatten über dieses Künstlerfest statt, das etwas noch nie Dagewesenes darstellen mußte. „Meine Herren, wenn Sie ein paar Girlanden und einige Tannenbäumchen aufstellen wollen", sagte Herr A., „und weiter nichts, dann fangen wir besser gar nicht an. Das haben wir auch in Lorchingen alle Tage. Nein, ich denke mir ein Künstlerfest, das selbst die Veranstaltungen von Berlin, Wien und München in den Schatten stellt. Die Herrschaften in Lorchingen sollen einmal erleben, daß unsere Stadt etwas kann, daß man nicht in die Hauptstädte reisen muß, wenn man ein großzügiges Fest mitmachen will."

„Ich denke vor allem an die künstlerischen Veranstaltungen", sagte Herr B. „Wir müssen das beste Orchester der Stadt für die Ballmusik verpflichten. Dann soll das Fest in sämtlichen Räumen des Hotels Europa stattfinden. Im Hauptsaal etwa ist der Ball. In einem Saal finden Kabarettvorstellungen statt. Ein Saal wird in Weinlauben eingeteilt, einer ist ein chinesischer Teeraum, hier ist eine gemütliche Bierstube, dort ein intimer Tanzraum, ein Sektlokal. Hier sind Buden, in denen Marionettentheater gespielt wird, in denen gewürfelt, geschossen wird. Ueberall spielt Musik, hier Marschmusik, dort ein Streichorchester, ein Klavier, ein Geigentrio. Die ersten Solisten spielen Theater. Schauspieler aus aller Welt wirken im Kabarett mit."

„Die Hauptsache ist die Idee", meinte Herr C. „Wir müssen dem Ganzen einen Rahmen geben. Ich denke mir Rosenfest. Sämtliche Räume sind geschmückt mit Rosen, weißen, gelben, roten Rosen. Die Herren erscheinen im Frack, die Damen in Balltoilette, im Domino, im Kostüm. Alles übersät mit Rosen. Eine Schönheitskonkurrenz unter den Damen . . ."

Dieselbe Erregung im Verein Helios, im Literaturverein, im Kunstverein, in der Gesellschaft der Freude. Die ganze Stadt war in Aufregung. Was einen Namen in Lorchingen hatte, wirkte an dem Fest mit.

Aber schon 14 Tage zuvor stritten sich Dutzende von Menschen um den Ruhm, die Erfinder der großen Idee zu sein, um den Ruhm, den eigentlichen Urheber des Ganzen darzustellen, stritten sich Dutzende um die Frage, auf wessen Schultern die gewuchtige Veranstaltung ruhe, wem die Stadt den Glanz dieses Sensationsfestes danke.

Die fünf Herren, die die Vorstandschaft des Vereins Helios bildeten, liefen in höchster Erregung durch die Stadt. Den leisesten Zweifel am Gelingen des Festes nahmen sie als persönliche Beleidigung. Die drei Herren vom Vorstand des Museum-Vereins schrieben Briefe, Einladungen, Pressenotizen, Entschuldigungen zu Hunderten und Tausenden und waren empört über jeden, der nicht voll Begeisterung von dem Fest sprach. Die Herren vom Literaturverein korrespondierten mit Sängern, Sängerinnen, Dichtern, Komponisten, Schauspielern, Schauspielerinnen in aller Welt und verpflichteten Dutzende von Künstlern für das Fest. Die Gesellschaft der Freude ließ von berühmten Professoren Plakate entwerfen, engagierte einen Troß von Dienern, Büfettdamen, jagte alte und junge Damen, Studenten, Beamte und Kaufleute herum, schuf Ehrenkomitees, vereinbarte mit 200 Damen der Gesellschaft den Verkauf von Blumen, Karten, Albums, Festzeichen, Erinnerungsblättern, Sektbons während des Festes und ernannte Festordner und Patronessen. Der Kunstverein aber hatte die Ausschmückung der Säle übernommen. Gobelins wurden herbeigeschleift, Bühnendekorationen, Teppiche, Podien, Bilder, Pappstatuen mit Gipsverschalung wurden entworfen. Eine künstliche Decke wurde konstruiert, aus der es Rosen regnen sollte. Scheinwerfer, die rotes, grünes, rosafarbenes, lila Licht ausstrahlten, wurden aufgestellt.

Es war höchste Zeit, daß das Fest vor sich ging. In den Kaffeehäusern, in den Restaurants, beim Mittagstisch, beim Spaziergang, beim Abendtee stritt man sich wegen des Festes. Die Damen und Herren waren so nervös geworden, daß die kleinste Anspielung genügte, um einen Streit herbeizuführen. „Es ist erstaunlich, mit welcher Energie Herr A. für das Gelingen des Festes arbeitet." — „Herr A.?

Aber ich bitte Sie, wissen Sie denn nicht, daß einzig und allein Herr M. die Fäden dieser Riesenveranstaltung in der Hand hält? Ohne ihn wäre das Fest unmöglich. Ihm allein ist das Fest zu verdanken." — „Die größten Verdienste hat sich der Verein Helios erworben." — „Das ist ein Irrtum. Die Literaturgesellschaft ist die eigentliche Veranstalterin." — „Nein, der Kunstverein."

Auf acht Uhr war der Beginn festgesetzt. Um halb acht Uhr waren die Logen, die Korridore, die Säle, die großen und die kleinen Appartements gefüllt mit Menschen. Nicht nur ganz Lorchingen war anwesend; zu Hunderten hatten sich die Herrschaften aus den umliegenden Städten eingefunden. Tausende und Abertausende von Rosen, Rosenguirlanden, Rosenstöcke zierten die Räume. Die Musik frohlockte, flüsterte, sang und schwoll, rauschte und hauchte. Mattes, verkleidetes Licht in einem Salon, grelle Beleuchtung in einem anderen. Jahrmarktsrummel auf einem Korridor, Zigeunerorchester in einer Weinstube. Die parfümierte Luft, die erlesenen Toiletten, der Blumenreichtum, die sich jagenden Darbietungen und der Tanz . . . Mitunter schien ein Taumel zu entstehen, den Lorchingen bis dahin nicht geahnt hatte.

Mit einem Male gab es einen Mißton. Alles strömte plötzlich nach dem sogenannten blauen Salon, in dem lebende Bilder nach Recznizek vorgeführt werden sollten. Auf den Treppen und in den Hallen staute sich das Publikum. „Was ist los? Was ist los?" Man hörte erregtes Schreien. „Erst muß ich mein Geld haben!" rief eine heisere Stimme. „Gebt mir mein Geld! — Schwindel . . . Bande . . ." Die Stimme gab sich durchaus keine Mühe, gedämpft zu wirken. Im Gegenteil, es war augenscheinlich, daß sie die Absicht hatte, die ganze Gesellschaft von einer Tatsache zu unterrichten, von der bislang noch niemand gewußt hatte.

Einige Komiteemitglieder und Vereinspräsidenten schoben sich mit roten Köpfen durch die Menge. Man holte eine Kassette herbei und schließlich verliefen sich die Menschen und im blauen Salon wurden die lebenden Bilder vorgeführt.

Die älteren Herrschaften aber, die nicht mit dem Herzen an den Genüssen des Festes teilnahmen, die vielmehr zur Begleitung von Töchtern oder Anverwandten gekommen waren, hatten nun zahlreich zu tuscheln. Da stimmte etwas nicht! Die Geschäftsleute waren allesamt noch nicht bezahlt! Man rechnete die Ausgaben nach. Ein Bankier kalkulierte: Die Ausgaben beliefen sich auf Hunderttausende und wenn man die Einnahmen noch so hoch veranschlagte, ergab sich ein Defizit von beträchtlicher Höhe.

Am nächsten Tag, der die halbe Stadt verkatert sah, sonnten sich Dutzende von Künstlern und Vorstandsmitgliedern der Vereine im Glanze des Rosenfestes.

Und dann brach der Krach mit elementarer Wucht herein. Eine Dekorationsfirma weigerte sich, die Arbeiter zu bezahlen, da sie selbst für ihre Aufwendungen beim Rosenfest noch nicht entschädigt worden sei. Eine Ansichtspostkartenfirma klagte gegen den ersten Vorsitzenden des Vereins Helios auf Zahlung, eine Druckerei forderte vom Museumsverein ihr Geld; sämtliche Vereine wurden bestürmt und die Zeitungen wurden überhäuft mit Zuschriften, in denen die Worte „Schwindel", „Aufklärung", „Stellungnahme", „Gericht" die gebräuchlichsten waren.

Aber niemand konnte es herausbringen, wer der Urheber des Rosenfestes war und wer den sträflichen Leichtsinn, dieses Fest zu veranstalten, das Hunderte von kleinen Leuten um ihr Geld gebracht hatte, begangen hatte. Der Verein Museum betonte immer wieder, daß er wohl die Anregung zu einem großen Künstlerfest gegeben, daß er aber alles Uebrige den anderen Vereinen und den Künstlern überlassen habe. Als er die Vorbereitungen zu einer derart umfangreichen Veranstaltung gesehen habe, sei er von vornherein überzeugt gewesen, daß dies ein schlechtes Ende nehmen müsse; aber die andern seien vernünftigen Erwägungen nicht zugänglich gewesen. „Ich?" sagte Professor Plüh. „Was habe ich mit diesem Fest zu tun? Ich habe den Leuten Plakate entworfen. Die Kunst geht nach Brot. Leider."

Man beraumte eine Sitzung an, an der von jedem Verein einige Herren teilnehmen sollten. Da im ganzen nur zwei Herren erschienen waren, mußte die Konferenz ausfallen. Die den Schaden hatten, schimpften, die Mitglieder der acht beteiligten Vereine taten als gehe sie die Sache nichts an, die Unbeteiligten lachten.

Trotzdem nach einer Reihe von Terminen jeder der Vereine tief in die Kasse hatte greifen müssen, hat man es nie herausgebracht, wer die Seele dieses Rosenfestes war, das Dutzende als ihre Schöpfung betrachtet hatten, bevor der Krach erfolgt war.

BÖRSENSPIEGEL

Die Banken und der Valutasturz.

Es ist immer das gute Recht dessen, der sich im Unrecht befindet, gewesen, zu schimpfen, und man darf es also wirklich dem Herrn Reichsfinanzminister nicht allzu übelnehmen, wenn er, nachdem der Dollar unter seiner Amtsführung einen geradezu beispiellosen Sprung nach oben gemacht hat, sich furchtbar blamiert vorkommt, nicht zuletzt auch wegen seiner kühnen Prophezeiungen wegen der „Groschenmark"; aber andererseits darf man darum doch nicht ohne weiteres krampfhaft nach einem Sündenbock suchen und Leute und Kreise für diese Dinge verantwortlich machen wollen, die nicht nur vollkommen unschuldig an diesen Zuständen sind, sondern im Gegenteil die deutsche Mark und damit ganz Deutschland in mehr als einem Falle vor dem vollkommenen Zusammenbruch bewahrt haben.

Was Herr Dr. Wirth wörtlich gesagt hat, steht noch nicht ganz genau fest. Man hat drei oder gar vier verschiedene Lesarten vernommen, aber ganz gleichviel wie die Worte des Herrn Reichskanzlers und Reichsfinanzministers gelautet haben, soviel steht jedenfalls fest, daß sie zum allermindesten nicht gerade anerkennend wohlwollend für die Leistungen unserer Bank- und Finanzwelt gewesen sind. Dabei ist die Bankwelt es nicht etwa seit heute und gestern, sondern vielmehr seit Jahren schon gewesen, die in dieser kritischen Zeit Deutschlands ihre ganze Organisation in den Dienst des Vaterlandes gestellt hat, von dem Augenblick an, wo die Zeichnung auf die erste Kriegsanleihe erfolgte, bis zu dem Tage, wo die Reichsbank überhaupt nicht mehr ein noch aus wußte, und wo das Bankhaus Mendelssohn & Co. ihr einen Kredit in Holland besorgte, ohne den die Zahlung der Reparationsmilliarde in Frage gestellt war. Und nun wirft man der Bankwelt vor, sie wolle durch „Devisenspekulation" gewissermaßen Riesengewinne auf Kosten des Reiches erzielen! Das ist der „Dank vom Hause Oesterreich".

Es ist nicht das einzige Mal, daß die Bankwelt der Regierung zu Hilfe gekommen ist. Auch in den letzten Tagen des Jahres 1918 sah es geradezu trostlos aus, das Reich bekam nicht den geringsten Kredit im Auslande, was auch der damalige Reichsfinanzminister Dr. Schiffer offen zugab. Nur die Wechsel, nur die Unterschriften der Großbanken wurden im Auslande honoriert. Die deutsche Republik als solche hatte überhaupt nicht den mindesten Kredit. Wohin wären wir geraten, wenn die Bankwelt damals überängstlich gewesen wäre? Wohin hätte es geführt, wenn man auch dort gestreikt oder die Tätigkeit auf den allernotwendigsten Inlandsverkehr beschränkt hätte? Die Banken waren es, die damals Deutschland gerettet haben. Nicht die Leute, die durch die Straßen zogen und ihre Begeisterung für die Republik durch Lustgarten-Versammlungen und Nichtstun bekundeten, allenfalls durch Reden und das Zertrümmern von „reaktionären" Standbildern.

Dank dafür haben die Banken und ihre Leiter nicht verlangt und auch nicht geerntet. In der Kriegszeit bekamen sie wenigstens noch ein schwarzweißes Bändchen als Knopflochzier, aber diesmal fiel auch das fort, und sie haben sich deswegen wahrhaftig nicht beklagt. Aber andererseits können sie doch wohl einen gewissen Anspruch darauf erheben, daß man ihnen nicht vorwirft, sie hätten aus Egoismus und Gewinnsucht die Ablieferung der Devisen für Reparationszwecke verzögert. Der Herr Reichskanzler hat zwar, als sich Herr Geheimrat Rießer mit einer Anfrage über diese Worte an ihn wendete, erklärt, sie nicht gebraucht zu haben, aber wen hat hat denn eigentlich der Kanzler mit seinen Angriffen gegen „Hochkapitalismus" gemeint? Das ist nicht recht aufgeklärt, und in den Redaktionen der Berliner Zeitungen, um auch das zu erwähnen, hat man sehr verwundert den Kopf geschüttelt, als man den Brief des Kanzlers an Geheimrat Rießer las. Denn es hatte ein paar Wochen vorher eine Konferenz der Presse in der Reichskanzlei stattgefunden, und in dieser Konferenz hat Herr Dr. Wirth etliche Wendungen in der gleichen Frage gebraucht, die einige Herren mitstenographiert haben. Was ihr gutes Recht war. Und wenn man dieses Stenogramm heute nachliest, so muß man sagen . . . Nun, im

demokratischen Deutschland sagt man besser nicht alles. Denn . . .

Aber von diesen mehr persönlichen Dingen abgesehen, muß man doch sagen, daß es geradezu naiv ist, wenn man die Zerrüttung unserer Valuta als eine spekulative Erscheinung ansehen will. Gewiß, es ist auch in Devisen spekuliert worden. Es ist auch in bezug auf Devisen etwas Hamsterei getrieben worden. Aber einen Zusammenbruch, wie wir ihn jetzt erlebt haben, einen Niedergang der Valuta, wie er jetzt der Fall gewesen ist, mit Devisenspekulationen erklären zu wollen, selbst nur zum Teil, ist allenfalls einem vollkommenen Laien erlaubt, aber doch nicht dem Leiter der deutschen Finanzen. Freilich, was diesen Punkt betrifft, so ist das ein weites Feld. Man wird sich erinnern, daß Herr Havenstein, leider Leiter der deutschen Reichsbank, vor Monaten schon erklärte, der Goldpreis würde fallen, und das deutsche Publikum solle schleunigst sein Gold abliefern, solange es noch 320 Mark für ein Zwanzigmarkstück erhielte. Diesmal waren die Leute freilich nicht mehr so vertrauensselig wie in den Jahren 1916 und 1917, wo sie ihre Goldwerte gegen „volle Zahlung des Wertes", — notabene in Papier — ablieferten. Immerhin, damals war es patriotische Pflicht, aber heute ist es doch wahrhaftig keine vaterländische Notwendigkeit mehr, daß ein kleiner Besitzer einiger Goldstücke, die er aus dem großen Währungszusammenbruch noch gerettet hat, sie unter Kurs der Reichsbank abliefert.

Auch vom „wilden Börsentaumel" hat der Reichskanzler gesprochen, als er eine seiner Reden hielt, die demnächst in vierundzwanzig Bänden der Mit- und Nachwelt überliefert werden sollen. Auch das ist eine etwas schiefe Betrachtung, wenn man die Dinge von der höheren Warte sieht. Man hat es erlebt, wie die Valuta eines Landes, mehrerer Länder sogar, vollkommen zusammengebrochen ist. Die Russen haben den Anfang gemacht und haben heute überhaupt keine Valuta mehr. Dafür sind sie auch eine reine Republik ohne Reaktionäre. Die polnische Republik ist ebenfalls nahe am Zusammenbruch der Valuta. Nicht viel besser sieht es mit der österreichischen Republik aus, und im Zusammenhang damit ist es ganz erklärlich, daß man auch bei uns ängstlich wird, daß sich das Volk in immer weiteren Kreisen eine andere Anlage seines Besitzes sucht als in Papiergeld und Papierwerten. Die Verhältnisse sind hier stärker als die Menschen. Wir stehen in einer Periode des Niedergangs der Valuta, weil eben die Reparationsbedingungen unerfüllbar sind, und das ist im übrigen an dieser Stelle schon vor ein paar Monaten zahlenmäßig belegt worden, als noch alle Welt von der Erfüllbarkeit der Verpflichtungen redete. Man muß nun einmal derartige Fragen zu übersehen in der Lage sein, aber wenn man sich geirrt hat, gewiß im besten Glauben geirrt hat, und wenn sich dann alles, was man vordem gesagt und getan und prophezeit hat, als falsch erweist, so ist es nicht allzu heldenhaft, nachher anderen Leuten die Schuld daran geben zu wollen; und zumal solchen, die für Deutschlands Weltgeltung und Finanzen immerhin etwas mehr geleistet haben als die Leute, vor denen der Kanzler seine Rede hielt. Mit den schönsten Reden und den schönsten Beschuldigungen gegen irgendwelche Kreise läßt sich eine solche Katastrophe wie der Zusammenbruch der Währung eines großen und ehemals reichen Landes nicht erklären und auch leider nicht ungeschehen machen oder aufhalten. Man erzielt in Volksversammlungen allenfalls einen billigen Triumph damit, aber damit ist niemand gedient. Der Umwertungsprozeß an der Börse aber wird sich ebenfalls fortsetzen, gleichviel ob Herr Dr. Wirth von Börsentaumel spricht. Nicht die Börse taumelt nämlich, sondern die Papiermark, und wer lange taumelt, kommt dabei schließlich zu Fall.

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Die Gegenwart

50. Jahrgang — Erstes und zweites Oktoberheft — 50. Jahrgang

Wie es möglich war.

„Und wenn wir heute eine für Deutschland günstige Lösung der oberschlesischen Frage erhoffen dürfen, so verdanken wir das dem Umstande, daß unsere früheren Feinde immer mehr Zutrauen zu dem neuen demokratischen Deutschland fassen . . ." So hat Herr Dr. Wirth in der langen Reihe seiner für so kurze Regierungszeit ungemein zahlreichen Reden mehr als einmal darauf hingewiesen, daß der demokratische Westen mit einem ehrlich demokratisch regierten Deutschland doch einigermaßen glimpflich verfahren wird. Der Schiedsspruch von Genf hat diese Hoffnung zunichte gemacht. Alle Gefügigkeit, aller ehrlich betätigte Zahlungswille, alle noch so laute Bekenntnis zur Demokratie, veredelt durch eine nicht mehr zu überbietende Waffenlosigkeit, ist umsonst gewesen. Man hat, an den Tatsachen gemessen, vor einem im Sinne des Herrn Dr. Wirth regierten Deutschland keinen Deut mehr Respekt als vor einem Deutschland im Zeichen des verlästerten Dr. Simons. Ob demokratisch, ob rein sozialistisch regiert, ob morgen im Sinne der Unabhängigen oder übermorgen im Sinne der Deutschnationalen betreut, das deutsche Volk ist und bleibt in den Augen der Alliierten ein Objekt, demgegenüber jeder Wortbruch, jede Erpressung, jede Schamlosigkeit und Gemeinheit erlaubt ist.

* * *

Nicht nur in den Augen der Alliierten. Wie der Genfer Schiedsspruch in Sachen Oberschlesien zeigt, auch in den Augen der Welt. Gewiß: was vor Fällung dieses Schiedsspruchs hinter den Kulissen des völkerbündlichen Komödienhauses den Vertretern der kleineren Mächte gegenüber zwecks Stärkung des richterlichen Unabhängigkeitssinns geschachert, gehökert und gedroht worden ist, geht sicher auf keine Kuhhaut. Aber daß man so ungeniert allen demokratischen Grundsätzen ins Gesicht schlug, das Abstimmungsergebnis und selbst den klaren Wortlaut des Versailler Friedens so als quantité négligeable behandelte, trotz der pathetischen Firmierung „Völkerbund" nicht einmal die Dehors primitivsten Gerechtigkeitssinnes wahren zu müssen glaubte, das ist, um einmal das Ding beim Namen zu nennen, psychologisch nur durch die grandiose Geringschätzung zu erklären, deren sich deutsche Wesensart trotz allen imponierenden Gewerbefleißes und trotz allen Willens zur Wiedergutmachung heute in der Welt erfreut. Lloyd George wird vielleicht doch noch ein Machtwort sprechen? Wird er wirklich? Aber wenn er's täte, wahrlich nicht aus Sympathie. Nur aus irgendwelchen rechnerischen Erwägungen. Auch dieser unwahrscheinliche Fall änderte nichts an der Tatsache, daß das neue Deutschland weder in Genf, noch in London, nicht in Washington und nicht in Tokio, überhaupt nirgends, wo Machthaber und maßgebende politische Geschäftsführer sitzen, jenes Maß von Zutrauen und Sympathie zu erwerben verstand, das sonst bei aller Hundeschmäuzigkeit in politicis auch einem aus eigner Schuld unglücklichen Volke zuerkannt wird.

* * *

Kommt davon, daß es neben der großen, vorwiegend selig machenden sozialistischen Partei, den Demokraten und dem Zentrum im Deutschland von heute immer noch eine deutschnationale Partei gibt, die unter Ablehnung der demokratischen Neuorientierung von der Wiederaufrichtung entschwundener Herrlichkeiten träumt? Unsinn! In welchem Lande gibt es rechts und links keine oppositionellen Minderheiten? Tatsache ist, daß noch nie eines Landes

Regierung, an Taten und Geschehnissen gewogen, ein so ehrlich demokratisches Antlitz trug und sich dem waffenlosen Pazifismus so rückhaltlos verschrieben. Trotzdem Erpressung, Knebelung, Wortbruch und Mißachtung als Antwort! Aber so wahr im Falle Oberschlesien diese Mißachtung unseres primitivsten Rechtes zum Himmel schreit, so wahr tun wir gut daran, uns weniger über die Gemeinheit eines von Japanern und Chinesen witzig assistierten Europäertums zu entrüsten, als den Gründen nachzuforschen, weshalb dem deutschen Volke selbst im Zeichen des Demokraten Dr. Wirth nicht einmal ein Mindestmaß an respektvoller Behandlung ward. Diesen Gründen nachforschen, heißt allerdings die Männer sich zu Feinden machen, die gestern, heute und morgen des neuen Deutschland Staatsgeschäfte betreuen.

*

* *

Die Männer, die Deutschlands Staatsgeschäfte . . . Wahrlich, die Lloyd George und Briand sind alles andere als Männer von imponierendem Format. Aber ihre Völker sind nicht von Heimsuchung betroffen. Sie können sich in Gottes Namen Führergestalten auch dieser anrüchigen Art leisten. Wir aber hatten nach außen und innen Würde zu wahren, weil wir im Unglück sind. Haben wir immer Würde gewahrt? Gewiß, Staatsumwälzung und Revolution am Ende eines verlorenen Krieges sind naturgewollte Erscheinungen. Nicht naturgewollt, schon fast naturwidrig war das noch nie dagewesene Schauspiel eines Volkes, das im Augenblick der Niederlage feierlich die Fahne abschwor, zu deren Schutz Hunderttausende von Volksgenossen eben verblutet. Nicht naturgewollt und würdelos in des Wortes ganzer Bedeutung der Hexensabbat des alle Not des Landes mißachtenden Parteigezänks, das seit dem Tage der Niederlage das deutsche Leben für alle Welt sichtbar beherrscht. Erst Versailles. Dann Spaa. Dann das Ultimatum von London. Und wie sonst die Stationen westeuropäischen Siegerübermuts und deutscher Erniedrigung heißen. Die Welt sah nur, daß weder Versailles, noch Spaa, noch London dies gottverlassene Volk der Deutschen von der Lust an innerem Hader und innerem Zwiespalt abbringen konnte. Je einiger die Welt gegen Deutschland, je uneiniger und raufluſtiger die Deutschen unter sich. Wir mußten bis hinab zu den grotesken Kriegsverbrecherprozessen alle Erniedrigungen hinnehmen? Daß es aber deutsche Volksgenossen und sogar deutsche politische Führer gab, die ungestraft hierzu Beifall klatschen durften, hat von Rechts wegen auch bei denen, die auf diese Schaugerichte der Heuchelei bestanden, die Achtung vor deutscher Art untergraben.

*

* *

„Klaren Auges müssen wir der Zukunft entgegensehen, unser Recht kann man vergewaltigen, weil Deutschland ohnmächtig ist: aber auch unser schlimmster Feind kann uns nicht unser Volkstum rauben. Ihr alle, die Ihr deutsch denkt und fühlt, schließt Euch zusammen! Schart Euch um Eure Führer! Laßt fallen die Parteiunterschiede und den Parteihader! Denkt an Eure deutschen Brüder in Posen, Westpreußen und Polen, die schon jetzt in ihrer Einigkeit eine Macht bilden. Sie werden Euch freudig die Hand reichen mit ihren tausend schweren Erfahrungen . . .“ Mit diesen Worten wendet sich der hochverdiente Dr. Lukaschek als Vorsitzender des deutschen Ausschusses für Oberschlesien an das deutsche Volk. Es wird vergeblich sein. Nicht das Vaterland, die Partei ist heute deutsche Parole. Ob mit, ob ohne Oberschlesien: Wir Deutschen kennen vorläufig nur einen Ehrgeiz. Der Welt das politische Getriebe eines Volkswesens vorzuleben, in dem, aufgehetzt und aufgeputscht von machtlüsternen Parteipäpsten, die Volksschichten gegeneinander dauernd Sturm laufen und der Begriff des Volksganzen mit Füßen getreten wird. Imponderabilien? Gewiß! Aber aus solchen Imponderabilien und aus der Tatsache, daß das unglückliche, von endlosem und kleinlichem Parteihader zerklüftete Deutschland noch immer nicht durch des Landes Unglück geadelte Diener am Volke, sondern nur mehr oder minder betriebsame Interessenvertreter ihrer höchst eigenen Parteien und Klassen fand, setzt sich jene Stimmung zusammen, die nun wieder zu Genf in der respektlosen Behandlung deutschen Rechtes seinen Niederschlag fand.

Illo.

Wiesbaden / Von Dr. Erwin Steinitzer

Rechnerisch stellt sich das Ergebnis des Wiesbadener Abkommens etwa so dar: Nach dem Ultimatum haben wir fürs erste eine jährliche Reparationslast von drei bis dreieinhalb Milliarden Goldmark zu tragen. Davon entfällt rund die Hälfte, also eineinhalb bis eindreiviertel Milliarden, auf Frankreich. Nun haben wir uns in Wiesbaden verpflichtet, für den französischen Wiederaufbau binnen viereinhalb Jahren Waren im Werte von sieben Milliarden Goldmark zu liefern, was ungefähr der Gesamtsumme entspricht, die Frankreich in dieser Zeit von uns zu beanspruchen hat. Diese sieben Milliarden werden uns aber vorläufig — weil die Franzosen auch noch beträchtliche Barzahlungen haben möchten — nur bis 35 bis 40 Prozent auf unsere Verbindlichkeiten aus dem Ultimatum angerechnet, bestenfalls also mit knapp drei Milliarden. Die vier Milliarden, die bleiben, müssen wir den Franzosen „vorschießen", das heißt, wir müssen sie noch über das Maß der Ultimatumsverpflichtungen hinaus aufbringen und bezahlen. Später werden sie uns freilich „zurückgezahlt", nicht in bar natürlich, sondern dadurch, daß sich unsere laufenden Reparationsverbindlichkeiten um die uns gutgeschriebenen „Rückzahlungsraten" ermäßigen. Aber das ist von untergeordneter Bedeutung, denn die wirklich praktischen Sorgen der Reparationspolitik sind die der kommenden Jahre. Nach einem Lustrum wird die Frage vermutlich bereits ein ganz anderes Gesicht zeigen; weder das Londoner Ultimatum wird dann in seiner heutigen Form mehr bestehen, noch das Wiesbadener Abkommen. Wir können diese spätere Periode mit ihren Erleichterungen zunächst ruhig außer Betracht lassen. Der Versailler Vertrag und das Ultimatum mögen auf dreißig Jahre im voraus Bestimmungen treffen; Politik gemacht wird in Wahrheit doch höchstens für drei.

Alle Verträge, die uns bisher von unseren Gegnern aufgezwungen wurden, arbeiten mit Fiktionen. Die große Fiktion des Wiesbadener Abkommens liegt nicht in der Wertsumme von sieben Milliarden Goldmark für die Sachleistungen; die ist möglich, wenn es auch keineswegs sicher ist, daß sie tatsächlich erreicht wird. Die Fiktion liegt in der Annahme, daß Deutschland außer diesen Sachleistungen in viereinhalb Jahren noch etwa fünfzehn bis sechzehn minus drei, also zwölf bis dreizehn Milliarden Goldmark in anderer Form, das heißt, in der Hauptsache durch Devisenleistungen aufbringen könne. Diese Annahme liegt dem Wiesbadener Abkommen zugrunde, das ja weder das Ultimatum ändern noch den Reparationsanteil Frankreichs auf Kosten seiner Verbündeten erhöhen will und kann. In Wirklichkeit wird durch Wiesbaden das Ultimatum revidiert und die Reparationsverteilung innerhalb der Entente verschoben — oder das Abkommen bleibt zum größeren Teile unausgeführt.

Sachlieferungen von sieben Milliarden Goldmark in viereinhalb Jahren bedeuten durchschnittliche Jahreslieferungen von eineinhalb Milliarden. Das entspricht etwa einem Viertel unserer gegenwärtigen und mehr als einem Siebentel unserer Vorkriegsausfuhr. Es entspricht der gesamten deutschen Ausfuhr des Jahres 1913 nach Großbritannien — das damals unser bester Abnehmer war — oder dem gesamten deutschen Export des gleichen Jahres nach Frankreich und den Vereinigten Staaten von Amerika. Man sieht — es handelt sich um keine Kleinigkeit Für eine Ausfuhr in solchem Umfange wird die Produktion zwangsläufig in bestimmten Richtungen gebunden. Eine Ausfuhr in solchem Umfange fällt aus der deutschen Zahlungsbilanz heraus, — denn wir erhalten ja keinen Pfennig für sie. Und eine Ausfuhr solchen Umfanges muß schließlich vom Reiche aus Mitteln der Allgemeinheit finanziert werden.

Die Wirkungen der Bindung eines Teils der deutschen Produktion für die Sachleistungen lassen sich heute noch kaum übersehen. Im Auslande erwartet man von ihr eine immerhin fühlbare Ausschaltung der deutschen Konkurrenz auf dem Weltmarkte, und diese Hoffnung ist es ja in erster Linie, die den Engländern das Wiesbadener Abkommen einigermaßen schmackhaft macht. In Deutschland meinen manche Volkswirte, daß die Schwächung der allgemeinen freien Erzeugungs- und Exportkapazität

durch die Sachleistungen bis zu einem gewissen Grade durch Steigerung der industriellen Produktivität wieder wettgemacht werden könne. Die Massen- und Serienproduktion, zu der die Sachleistungen den Anstoß geben würden, werde ganz von selbst und in einem heute noch gar nicht vorauszubestimmenden, wahrscheinlich aber recht erheblichen Maße den Ergiebigkeitsgrad der Erzeugungswirtschaft erhöhen. Sie werde auch die Unkosten herabsetzen und damit den übrigbleibenden freien Export den Wettbewerb erleichtern.

Wie weit sich diese Erwartungen erfüllen, bleibt ungewiß; man darf nicht vergessen, daß sich diese Massenlieferungen für den Wiederaufbau immerhin nur auf begrenzte Bezirke der deutschen Produktion erstrecken werden. Jedenfalls wird auch im günstigsten Falle die Hemmung der deutschen Ausfuhrexpansion, mit der die Engländer rechnen, nicht ganz ausbleiben. Von der Ausfuhrexpansion aber ist die Entwicklung unserer Zahlungsbilanz zur Aktivität abhängig. Wenn eine Ausfuhr im Werte von eineinhalb Milliarden Goldmark unbezahlt bleibt, so muß der Ausfuhrüberschuß über eineinhalb Milliarden betragen, wenn auch nur ein einziger Pfennig für weitere Tribute (in Gold) zur Verfügung stehen soll. Nimmt man an, daß die eineinhalb Milliarden Sachleistungen mit 0,6 Milliarden angerechnet werden und daß die Gesamtjahresleistung des Ultimatums sich auf 3,5 Milliarden stellt, so müßte der Ausfuhrüberschuß einschließlich der Sachleistungsausfuhr $1{,}5 + (3{,}5 - 0{,}6) = 4{,}4$ Milliarden Goldmark erreichen, damit rein zahlungsbilanzmäßig die Verpflichtungen des Ultimatums vollständig erfüllt werden können. Der Exportüberschuß müßte also fast halb so groß werden, wie unser ganzer Friedensexport.

Die Sachleistungen im Werte von jährlich eineinhalb Milliarden Goldmark zu finanzieren, ist vielleicht möglich; Voraussetzung ist dabei, daß durch die Massen- und Serienproduktion die Produktivität so gesteigert wird, daß (mit Hilfe von Preisabzügen, steuerlichen Sonderauflagen oder ähnlichem) ein Teil der Finanzierung aus dieser Erhöhung der Produktivität selbst bestritten werden kann. Ganz ausgeschlossen aber ist es, daneben noch weitere 2,9 Milliarden Goldmark aufzubringen. Der Versuch würde steuerlich genau so hoffnungslos scheitern, wie der Versuch der Übertragung dieser Wertsummen an der Zahlungsbilanz scheiterte. Das Wiesbadener Abkommen macht tatsächlich die ohnedies von vornherein problematische Erfüllung des Londoner Ultimatums vollends unmöglich. Wenn die Reparationskommission dies Abkommen genehmigt, so weiß sie ganz genau — obwohl sie es wahrscheinlich zunächst nicht zugeben wird —, daß sie damit das Ultimatum völlig oder doch zum großen Teile preisgibt, und daß sie praktisch Frankreich eine Reparationspriorität über die 52 Prozent der Londoner Vereinbarungen hinaus einräumt.

Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß sich die übrigen Alliierten mit dieser reparationspolitischen Begünstigung Frankreichs abfinden. Ausschlaggebend ist dabei natürlich die Haltung Englands; Italien und Belgien besitzen nicht die Macht, um ihre eigenen Ansprüche ohne britische Unterstützung wirksam zu schützen. England aber zieht mehr die politischen und wirtschaftlichen Nebenwirkungen der Reparation in Betracht als die Reparation selbst. Politisch wünscht es vor allem, Frankreich von ständiger Bedrohung der Ruhe und des Friedens des Kontinents abzuhalten. Dazu scheint ihm das Sachleistungsabkommen ein taugliches Mittel; denn wenn Frankreichs Wiederaufbau an die intensive Arbeit der deutschen Wirtschaft gebunden wird, kann Paris diese Wirtschaft nicht, ohne sich selbst zu schädigen, durch gewaltpolitische Exzesse stören. Ökonomisch erwartet England von den Wiesbadener Vereinbarungen vor allem, wie bereits erwähnt, eine gewisse Zurückdrängung des freien deutschen Wettbewerbs auf dem Weltmarkte. Die Beeinträchtigung der Geldleistungen durch die Sachleistungen fürchtet man nicht, weil man an große Devisenzahlungen Deutschlands seit einiger Zeit überhaupt nicht mehr glaubt. Die Valutakrise, die aus der Überweisung der ersten Goldmilliarde entsprang, hat in der Londoner City doch sehr großen Eindruck gemacht. Man entdeckte, daß ein Tribut, der nur durch Valutaderoutierung und Ausfuhrforcierung aufzubringen war, dem (industriellen) Gläubigerlande mindestens den gleichen Schaden zufügte wie dem Schuldner. Man verkündete, daß es besser sei, auf die ganze Entschädigung zu verzichten, als durch dies System der Reparationen die Wiederkehr normaler Beziehungen des Handels in Europa zu verhindern.

Diesen Verzicht hat England ohne Zweifel bereits in seine Rechnung eingestellt. Aber die britische Regierung wird sich hüten, ihn auszusprechen. Denn einmal weiß sie nicht, bis zu welchem Grade es nötig sein wird; das hängt ja von der Entwicklung der deutschen Produktion und des deutschen Außenhandels ab. England wird schwerlich bereit sein, Deutschland offiziell auch nur von einem Teile der Ultimatumsverpflichtungen zu befreien; es wird ihm bloß von Fall zu Fall die erforderlichen Stundungen und Nachlässe gewähren. Jedenfalls wird es von dieser Methode rein praktischer Einzelzugeständnisse kaum abgehen, wenn und solange es für einen grundsätzlichen Verzicht nicht von seinem Hauptgläubiger, Amerika, schadlos gehalten wird. In der englischen Presse wird der Gedanke der internationalen Schuldenstreichung jetzt fast täglich erörtert. Dieses Projekt läuft darauf hinaus, daß die Vereinigten Staaten ihre Forderungen an England und Frankreich preisgeben, daß dafür England auf die Rückzahlung der Vorschüsse verzichtet, die es im Kriege europäischen Alliierten gewährt hat, und daß England und Frankreich ihre Ansprüche an Deutschland ermäßigen. Wenn ein Vorschlag in der englischen Presse so eifrig besprochen und so unermüdlich empfohlen wird, so weiß man, daß seine Verwirklichung ein Ziel der britischen Politik ist. In der Tat liegt Grund zu der Annahme vor, daß Downing Street in Washington über die Schuldenkassierung verhandelt hat, und daß die amerikanische Regierung den Gedanken nicht mehr so energisch zurückweist wie früher.

Die Franzosen haben nach der Unterzeichnung des Wiesbadener Abkommens triumphierend erklärt, daß sie jetzt den Wiederaufbau ihrer verwüsteten Provinzen in fünf Jahren durchführen könnten. Die französische Industrie wollte bisher von solcher Beschleunigung durch deutsche Arbeit nichts wissen. Der Druck der „Sinistrierten", die nicht lange warten wollen, hat ihren Widerstand für den Augenblick überwunden. Aber dieser Widerstand wird sich von neuem organisieren; die französischen Unternehmer werden Stauungen in den deutschen Lieferungen, die zumal in der ersten Zeit leicht eintreten können, benutzen, um ihrerseits ins Geschäft zu kommen. Es wird bei der Durchführung des Abkommens Spannungen und Zwischenfälle geben, und niemand kann heute sagen, ob die volle Wertsumme von siebeneinhalb Goldmilliarden in viereinhalb Jahren wirklich erreicht wird.

Das neue Ungarn / Von Gustav Erényi

Das Ungarn von heute ist im Sinne des Vertrages von Trianon auf ein Drittel seines früheren Territoriums zusammengeschrumpft, und die Zahl seiner Bevölkerung ist von 22 auf 7½ Millionen gesunken. Tschechen, Südslawen und Rumänen teilen sich am Besitz der abgeschnürten Teile, und da bekanntlich eine saubere Scheidung der Staaten nach dem Nationalitätenprinzip allein nicht gut möglich ist (siehe Oberschlesien!), fielen nun 3 Millionen Magyaren der Fremdherrschaft anheim. Das Problem der südosteuropäischen Völkergliederung wurde also mit den Friedensverträgen der Jahre 1919 und 1920 nicht gelöst, nur verschoben, und der alte Hader wirkt unter veränderten Bedingungen fort.

Es gibt heute, sofern es sich um Straf- und Retorsionsmaßnahmen von Land zu Land handelt, im Südosten keinen einzigen Rechtsstaat. In Ungarn tobt leicht erklärlicherweise eine erbitterte Irredenta, der jähe Umsturz der gewohnten Lebensbedingungen stellt eben alles auf den Kopf. Rachegelüste, die sich nach außen nicht betätigen dürfen, verschlagen nach innen und führen zu sinnlosen Regierungsmethoden von links und rechts und zu Gewalttätigkeiten der einen Schicht gegenüber der anderen. Aber Tschechen und Rumänen, die in der glücklichen Lage sind, ihr Staatswesen dank fürsorglicher Behandlung der Sieger auf einer solideren Grundlage einzurichten, treiben es dem „feindlichen Ausländer" gegenüber auch nicht um vieles besser, wenn es angebliche Anschläge gegen die neue Staatsform abzuwehren gilt. Es wurden hier wie dort eine Unmenge von magyarischen Lehrern und Beamten ihres Amtes enthoben, interniert oder des Landes verwiesen. Massenprozesse gegen „Aufrührer" sind in den annektierten Gebieten ständig im Gange, und es er-

eignete sich erst unlängst in Preßburg der bemerkenswerte Fall, daß ein dort durchreisender, in Berlin ansässiger ungarischer Pressevertreter eines bei ihm vorgefundenen, für die tschechische Politik nicht eben freundlich gestimmten Zeitungsartikels wegen verhaftet wurde und nun, von seiner Berliner Existenzquelle abgeschnitten, einem hochnotpeinlichen Strafverfahren entgegensieht.

Man darf, durch Ungereimtheiten beeinflußt, die für das gegenwärtige Ungarn bezeichnend sind, nicht einseitig zuungunsten der ungarischen Staatsberechtigung urteilen. Es muß beachtet werden, daß Ungarn in seiner neuen Prägung, trotzdem es im Verhältnis ein größeres Exportkontingent an landwirtschaftlichen Produkten aufweist als der frühere Großstaat, in ökonomischer Hinsicht nicht lebensfähig ist. Es steht mit einer ungenügenden Kohlenerzeugung, ohne Nutzholz, ohne Öl, ohne Metalle da, umgeben von scheelsüchtigen Nachbarn, die es wirtschaftlich niederhalten. Das Ungarn von ehemals, das sich innerhalb seiner natürlichen Grenzen mit mehreren Unterbrechungen durch tausend Jahre behauptet hat, war einer geographischen Sinnfälligkeit durchaus nicht bar. Karst, Save, Donau und der sich von Nord nach Süd windende mächtige Karpathenkranz stellten ein abgeschlossenes, fast symmetrisch ovales, mit allen Lebensbedingungen reichlich ausgestattetes Gebiet dar, das zu einer innervölkischen Verlötung gerade an der heikelsten Stelle unseres Kontinents, an der Grenzscheide zwischen Ost und West, berufen schien. In der Tat erfüllte das magyarische Element während der Jahrhunderte eine solche Sendung des Zusammenfassens, durch die der Tataren- und Türkenflut Einhalt geboten und den jeweiligen Vorstößen des östlichen Eroberungsdranges gesteuert wurde.

In diesem Sinne zur Repräsentation und Standhaftigkeit erzogen, vernachlässigte das amtliche Ungarntum die Tugenden der kulturpolitischen Biegsamkeit und des Sich-Abfindens mit kontinentalen Gegebenheiten. In ein ständisches Gefüge hielt der westliche Liberalismus, nicht so sehr als ein bewerkstelligender Faktor der inneren Staatserneuerung oder als ein beschwingender Moment für die kulturell zurückgebliebenen Gesellschaftsklassen seinen Einzug — denn als ein politischer Schachzug im Konkurrenzkampfe mit Österreich und als ein Palliativmittel für die herrschende Grundbesitzerschicht, auf daß sie ihre ererbte Macht behalten könne. Die in der Politik führenden Grafen und Kleinedelleute blieben, welcher Parteistellung sie auch angehörten, starr in ihrem erprobten Verhalten den beherrschten Fremdnationen und dem absichtlich in Unwissenheit gehaltenen Bauernstande gegenüber. Diese regierende Erbkaste, so weltgewandt sie sich auch in Gesellschaftszirkeln der internationalen Aristokratie aufzuführen wußte, war höchst unerfahren in Dingen der internationalen Wirtschaft und hielt es unter ihrer Würde, auf Handel und Wandel nach eigenen Erwägungen einzuwirken oder ihre riesenhaften Latifundien nach Grundsätzen der modernen Bodenbestellung selbst zu bewirtschaften. Dazu sollten eingewanderte Elemente herhalten: der vom Westen zugezogene Fabrikant und der jüdische Kaufmann und Pächter. Sie sorgten für die wirtschaftspolitische Stoß- und Spannkraft des Landes, ihnen gegenüber galt es, „liberal" zu sein.

Auf diese Weise war für ein weltkundiges, oft allzu konjunkturfreudiges Gebaren im internationalen Verkehr vorgesorgt; Geschäftsleben, Publizistik und Kunst nahmen — allerdings mit einem gelinden orientalischen Anstrich — westeuropäische Formen an. Aber der Zunftpolitiker versäumte bei aller Routine in der Parteitaktik die rechtzeitige Aufrüttelung der inneren Schichtungen und die Umwandlung des steifen, starren Nationalstaates in einen fügsamen Nationalitätenstaat. An wuchtigen Mahnzeichen zu einer solchen Umgestaltung fehlte es nicht. Es grollte während der letzten beiden Jahrzehnte vom Osten und Nordosten in einem fort, der russische Imperialismus streckte seine Fühlhörner aus, die kleinen Nachbarn aber blickten, durch den russischen Gönner aufgewiegelt, verlangend herüber. Unter solchen Umständen von den strammen Magyarisierungsbestrebungen in den Grenzgebieten nicht abzulassen, den Verwaltungsehrgeiz rückständiger Obergespane nach wie vor zwölf Millionen Fremdsprachigen aufzuoktroyieren, war eine Verblendung, die an der Katastrophe des Kontinents Mitschuld trug.

Der Schlüssel zur Abwehr der russischen Gefahr lag zu bedeutendem Teile in Händen der ungarischen Staatsverwaltung. Das Projekt, das als staatsfeindlich geltende, von allen offiziellen Stellen verbannte Sozialreformer in bezug auf eine „ungarische Schweiz", auf eine weitgehende Autonomie

der einzelnen Volksstämme verfochten haben, hätte man bloß in abgeschwächter Form, im Einklang mit gewissen untilgbaren Regierungsambitionen verwirklichen müssen, um der unheilvollen Grenzagitation für lange Zeiten vorzubeugen. Der entscheidende Einfluß innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie war — obschon er in dem Budapester parlamentarischen Staatsbrauch anders hieß — der ungarischen Volksvertretung sicher. Jene sprachlich-kulturelle Eingüssigkeit, durch die der magyarische Verwaltungsapparat beseelt war, ging dem vielsprachigen Gemütstempo der österreichischen Behörden ab. Das amtliche Ungarn war in der Lage zu diktieren. Wenn es, anstatt zum Heile des Ganzen zu handeln, alle Schuld dem Wiener Regime in die Schuhe schob und seine Machtstellung zur Konservierung vorhandener Übel mißbrauchte, so war es unwillkürlich in hohem Maße Kriegserreger und Schmied seines eigenen Schicksals.

Mit seiner gewaltigen Kraftumschaltung war der Balkankrieg von 1913 ein letzter, erhobener Mahnruf an die ungarische Oligarchie. Er verhallte ungehört. Als dann der Weltkrieg vom Zaune brach und Naumanns „Mitteleuropa" zur vielleicht nicht in allen Punkten taktvoll behandelten, doch im Wesen unabweislichen Lösung wurde, war den ungarischen Machthabern wieder die Möglichkeit eingeräumt, im Rahmen eines großangelegten, die wirtschaftspolitische Zusammengehörigkeit weiter Flächen berücksichtigenden Systems ihre natürliche Machtsphäre zu wahren. Heftiger als alle anderen Staaten, die am Plane mitinteressiert sein sollten, lehnte Ungarns Repräsentanz „Mitteleuropa" als ein Attentat gegen staatliche Souveränität ab. Man fühlte sich noch in vollem Belange als Selbstzweck, war traditionsbejahend, Opponent gegen Freund und Feind, als die Gefahr des Zusammenbruches schon vor der Türe stand und man in strenger Einkehr die Gebote der Staatserhaltung hätte erwägen müssen.

Das Land, das nach der Waffenstreckung von Entente-Gnaden übrigblieb, war gleichbedeutend mit einer diametralen Umkehr der Zustände von ehedem, mit der Verschiebung der Schwerpunkte vom Zentrum nach den Peripherien, und zwar derart, daß dieser übriggebliebene Rumpf infolge mangelnder Vorbereitung neuer Schichten zur Mitarbeit an der Regierung in verkleinertem Format dennoch die nämliche Staatsbildung darstellt wie das frühere Gesamtungarn. Ein unterlegener, eingeschnürter Staat kann aber nur um den Preis der radikalen Umwertung seiner Schichten und Überlieferungen genesen. In den Kataklysmen des ersten Verfalls stand freilich diese Radikalerneuerung von innen auf dem Programm. Aber die Gesellschaft, die die Bürde dieser Reorganisation auf sich nahm, hatte nicht die Schultern, um sie zu tragen. Es fehlte ihr an Schulung und Kraft. Das Ergebnis war das Hinabgleiten in die Abgründe einer linksradikalen, sich „bolschewistisch" nennenden Freischärlerei, aus der dann zwangsläufig nur die Entthronten des alten Systems das Land erretten konnten.

Die „Rettung" ging nicht ohne Blut und Schrecken vor sich und deutet nun in fratzenhafter Verzerrung auf die Auswüchse der alten Ordnung. Was nämlich früher im Gefüge einer Großmacht ungestraft geschehen durfte, kann im Kleinungarn von heute nicht ohne Zuckungen des Gesamtorganismus praktiziert werden. Also Torsostaat, mit wirtschaftlichen Nöten und Stockungen kämpfend, vom Weltmarkt und vom ungehinderten Nachbarverkehr abgeschnitten, könnte Neuungarn nur bei gleicher, demokratischer Kräfteverteilung, bei einer gerechten, freizügigen Steuer- und Bodenpolitik sich aus der Isolierung emporringen. Irredentismus, Waffenklirren, das Bramarbasieren von Adel, Klerus und ihres bäuerlichen Anhanges schaden nur. Dasjenige, was man außerhalb des Landes „weißen Terror" nennt, war eigentlich nur die Übernahme der Regierungsgewalt durch die alten Schichten, die von innen und außen auf Widerstand stießen und sich im Rahmen des Gegebenen nicht zurechtfinden konnten. Da galt es, alte Konzessionen abzuschaffen, unbequeme zu beseitigen, Ueberzählige zu entrechten. Die Angesiedelten der letzten Jahrzehnte, die aufbauenden Wirtschaftsschichten der Vorkriegszeit mußten daran glauben.

So gelang es, äußerlich vieles wieder in den alten Stand zu setzen, die übervölkerte Hauptstadt wieder zum Zentrum eines durch Scheinproduktion beseelten Treibens zu gestalten. Ein Finanzminister aus der alten, „liberalen" Aera verbrüdert sich mit dem „christlich-nationalen" Regime des neuen Kurses, um bei schonender Behandlung der „historischen Vermögensschichten" aus den restlichen

Energiequellen dennoch hervorzuholen, was zu Sanierungszwecken unerläßlich ist. Während so die Zersetzungsmasse vorübergehend von einem Firnis scheinbarer Gesundung überzogen wird, geht im Politischen und Sozialen alles drum und drüber. Die einzelnen Stände und Gruppen finden nebeneinander kein Auskommen mehr, und innerhalb der amtlichen Maschine rennt die eine reaktionäre Gilde, die eine „Königspartei" gegen die andere an.

Merkwürdigerweise sind von derselben Ententeseite, in deren Interesse es lag, Altungarn zu zerhacken, Anstrengungen zur Versteifung der gegenwärtigen reaktionären Strömung wahrzunehmen. Dasselbe Frankreich, das das westungarische Problem aufrollte, läßt nun ungarische Militärbanden gegen die ursprüngliche Entscheidung Sturm rennen und die in Ungarn unter dem Stichwort „Legitimismus" tobende Bewegung zur Wiedereinsetzung der Habsburger ist auch manchen Kreisen der französischen Machtpolitik als ein Gegenmanöver gegen Deutschlands Wiedererstarkung genehm. Die „Kleine Entente" scheint in diesem Belange als ein neuerstandenes Erbe der Naumannschen mitteleuropäischen Konsolidierungspläne, die ja mit Ausschaltung des reichsdeutschen Wirtschaftseinflusses nicht denkbar sind, keine Gewähr zu bieten. Mitteleuropa gärt fort, — und Ungarn ist — trotz der mit so vieler Geschicklichkeit vollzogenen Amputation — aus dem Wettkampf um die Herrschaft in jenen Zonen noch immer nicht ausgeschaltet.

Der dritte Bismarck-Band / Von Erich Everth

Der Jahrzehnte lang entbehrte und seit der Revolution erwartete Schlußband der Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen" ist endlich da und bringt nun keine Ueberraschung mehr. Man kannte den Inhalt schon in letzter Zeit zu großen Teilen, und man hatte sich früher eigentlich auf „Schlimmeres" gefaßt gemacht. Die Ausbeute an Gedankenkapital erscheint nicht ganz so schwer wie in den beiden ersten Bänden, aber das mag eine optische Täuschung sein, da wir damals das Werk viel gläubiger gelesen haben, als wir es heute tun. Das Buch kommt jetzt auch insofern zu spät, als der zeitliche Abstand zwischen seiner Entstehung und seiner Veröffentlichung recht fühlbar wird. Vieles interessiert, zumal nach der Revolution, nicht mehr so sehr, weil es keine praktische Bedeutung mehr hat; an anderen Stellen wieder empfinden wir die historische Bedingtheit und das uns Fremde des Bismarckschen Denkens, auch in seinen Grundzügen. Die Lektüre hätte vor 20 Jahren natürlich ganz anders gewirkt, damals war Kritik an dem Kaiser in solcher Tonart, noch nicht erhört, jetzt ist sie uns etwas Alltägliches geworden. Und soviel hat der Kaiser mit seiner Verzögerung der Veröffentlichung immerhin erreicht, daß der psychologische Eindruck auf das Volk heute nicht mehr so einseitig zu seinen Ungunsten ausfällt, weil er überhaupt nicht mehr so stark ist, aber auch weil wir infolge der größeren Distanz und infolge des Krieges und Zusammenbruchs auch zu Bismarck ein anderes, kritischeres Verhältnis gefunden haben. Diejenigen also, die etwa noch ein ganzes Arsenal voll scharfer Waffen gegen den letzten Kaiser erwarten, werden vielleicht enttäuscht sein. Wir haben inzwischen ganz andere Enthüllungen über ihn vernommen und was Bismarck ihm vorwirft, ist schließlich nur mangelnde Vorbildung, Eitelkeit, Eifersucht, Untreue gegen treue Diener, die er „Felonie" nennt, natürlich auch politische Fehler, doch in deren Beurteilung, wenigstens auf dem Gebiete der inneren Politik, weichen wir heute von Bismarck erheblich ab und seine schwersten politischen Fehler hat der Kaiser erst nach Bismarcks Tode gemacht. Der historische Prozeß Bismarck contra Wilhelm II. wird auch durch dieses Buch nicht endgültig oder gar einseitig entschieden. Wie in jeder echten Tragödie ist auch in dieser das Recht auf beiden Seiten gewesen.

Der dritte Band zeigte eine andere Blickeinstellung als die ersten beiden. Er ist weniger sachlich, mehr persönlich. Er behandelt im Grunde den letzten Kampf um die amtliche Stellung des Verfassers. Und das beeinträchtigt etwas den hohen geistigen Stil des Werkes. Man vermißt den Abstand, den geschichtlichen Weitblick und ruhigen Ueberblick der früheren Bände. Das vom Zorn funkelnde Auge sieht zuckende und schiefe Linien. Die früheren Bände waren mit großartiger Gelassenheit geschrieben, da

sie von den Erfolgen dieses Heldenlebens handelten und dem Verfasser trotz seiner Verstimmungen eine Ablenkung in erfreulichere Gefilde seiner Erinnerung boten. Die Erlebnisse dagegen, die den Inhalt des letzten Bandes bilden, lagen bei seiner Niederschrift noch nicht lange zurück, hatten den Schreibenden aufs Heftigste erregt und quälten ihn noch unmittelbar. Kein Wunder, daß die große Form des Buches Schönheitsfehler zeigt. Dagegen ist der Sprachstil geschliffen wie nur je, eine Freude für den literarischen Gaumen, ohne Spuren der Ermüdung, durchglüht von Leidenschaft, von Groll und Haß, von der Absicht, zu verletzen und womöglich lächerlich zu machen, — und zwar eine ganze Reihe von Persönlichkeiten, nicht bloß den Kaiser, namentlich auch Herrn von Böttticher. Die Art, wie der alte große Mann seine Widersacher behandelt, bleibt zwar immer elegant und bietet gerade an den boshaftesten Stellen schriftstellerisch betrachtet einen Genuß, aber sie zeigt auch den monumentalen Hasser gelegentlich gehässig.

Schon Kapitelüberschriften wie Prinz Wilhelm, Kaiser Wilhelm II., Graf Caprivi, Großherzog von Baden, Böttticher oder Herrfurth lassen den persönlichen Charakter der Auseinandersetzung erkennen. Was ist uns aber heute z. B. Herrfurth, der hier angeprangert werden soll, und wie wenig hat Bismarck gegen ihn vorzubringen. Manches, was er erzählt, ist ihm durch Zuträgereien bekannt geworden. Die Berichte von Intrigen, die gegen ihn angezettelt worden seien, nehmen immer wieder sein volles Interesse in Anspruch. Indem er die Kleinlichkeit der von ihm Befehdeten durch gewisse Einzelzüge anekdotisch belegt, passiert es ihm, daß er sich selber dabei etwas unter seinem Niveau bewegt. Gewiß, zu der einmaligen, grimmigen Größe dieser Persönlichkeit, der kleinliche Züge doch niemals gefehlt hatten, gehört auch das, nur in ihren letzten Worten an die Menschheit hätte man dergleichen vielleicht lieber nicht gefunden. Wenn Bismarck z. B. von Böttichers Hoffnung spricht, preußischer Ministerpräsident an seiner Statt zu werden, und dabei den Satz einfließen läßt: „damit wäre er und seine Gemahlin in die erste Rangstufe, die sogenannte Feldmarschallsklasse aufgerückt", so erscheint dieses Kaliber etwas klein für ein historisches Denkmal großen Stils, das dieses Buch sein soll und in vielen Teilen, auch des dritten Bandes noch, ist. Oder wenn er die Frage weitererzählt, die derselbe Böttticher unmittelbar nach der Mitteilung von seinem Rücktritt als Ministerpräsident ihm stellte, nämlich ob er nun als sein Nachfolger auch bei Hofe den Rang vor dem alten Generaloberſten von Pape haben würde, so entbehrt das Vorkommnis gewiß nicht der Tragikomik im großen historischen Sinne, aber auch der Bericht darüber ist ein wenig tragikomisch, und in dem Vermächtnis eines Staatsmannes von hohem geschichtlichen Rang, das ausdrücklich „den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft" gewidmet ist, wären solche Züge vielleicht entbehrlich gewesen.

Die Frage, ob Böttticher sein Adlatus, dem er vorwirft, er habe seiner Aufgabe und seinen Instruktionen zuwider eigene Politik mit dem Kaiser und gegen den Kanzler gemacht, dabei nicht wenigstens *auch* sachliche Gründe *neben* der Absicht, sich bei dem Monarchen in Gunst zu setzen, gehabt haben könne, wird gar nicht aufgeworfen. Ebenso wenig denkt Bismark daran, ob Herrfurth nicht am Ende sachliche Motive für seinen Plan gehabt habe, „auf dem Gebiete der Landgemeindeordnung eine allgemein empfundene Bedrückung durch Reste feudaler Einwirkungen zu beseitigen"; Bismarck war gegen diesen Gedanken, aber die Reform der Landgemeindeordnung — Gutsbezirke usw.! — war schon damals nach der Überzeugung aller nicht rein konservativen Politiker dringend. Er sah die Dinge zuletzt eben vorwiegend persönlich, empfand das Vorgehen jener beiden Männer als einen Abfall von ihm selbst und ließ nichts anderes gelten.

Aber der leidenschaftlichste Haß seines Lebens — und das will etwas sagen — traf Wilhelm II. Welch schneidender Spott schon in der Danksagung des Scheidenden an den Kaiser für die „mich so hoch ehrende militärische Beförderung" zum Generaloberſten! Ebenso wenn er bei derselben Gelegenheit das lebensgroße Selbstbildnis des Monarchen erwähnt, das dieser ihm zum Abschied verliehen hat, — ein unbegreiflicher Mißgriff des Kaisers, der wie absichtlicher Hohn hätte gedeutet werden können, sicher aber nicht so gemeint war — und wenn er darüber sagt: „ich fühle mich hochbeglückt durch die Verleihung des Bildes, welches für mich und die Meinigen ein ehrenvolles Andenken an die Zeit bleiben wird, während deren Euer Majestät mir gestattet haben, dem allerhöchsten Dienste meine Kräfte zu widmen." Aber wenn er dann wieder

kurz darauf, noch in der Zeit des tiefsten Grolles an den Kaiser schreibt: „in tiefster Ehrfurcht ersterbe ich Euer Majestät alleruntertänigster Diener", so ist das ernst gemeint und merkwürdig.

Doch nun zu einer sachlichen Betrachtung. Der Außenpolitik sind nur zwei kurze Schlußkapitel gewidmet; sie handeln von dem Vertrag über Helgoland und Sansibar und vom Handelsvertrag mit Österreich. Von innerpolitischen Themen künden ebenfalls nur die Überschriften von zwei Kapiteln, nämlich „Der Thronrat vom 24. Januar" und „Die Kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar 1890". Und diese beiden Kapitel sind sachlich sehr interessant. Sie zeigen die ganze tiefgehende Meinungsverschiedenheit zwischen Kaiser und Kanzler, die zugleich eine Verschiedenheit der Auffassung und Stimmung zweier, und nicht einmal aufeinander folgender Generationen bedeutet. Es handelt sich um Arbeiterpolitik, und der Kaiser ist hier unzweifelhaft im Bunde mit Gedanken und Gefühlen der Zukunft, Bismarck dagegen mit der Anschauungsweise einer schon damals zurückliegenden und heute uns innerlich weit entfernten Vergangenheit.

Der Fürst sah im Arbeiterschutz, in der Beschränkung der Frauen-, Kinder- und Sonntagsarbeit eine „von England ausgehende humanitäre Phrase" und „veranlaßte, daß die Resolutionen des Reichstages im Bundesrate unbeachtet blieben, weil die Maßnahmen, die in Sachsen schon damals durchgeführt waren, von verschiedenen Industrien unbequem (!) empfunden wurden". Er meinte, die geplanten Neuerungen griffen in die Unabhängigkeit des Arbeiters und in seine Rechte als Familienhaupt zu tief ein, er wollte von „Arbeiterzwang" statt Arbeiterschutz sprechen und warnte, die Arbeiter würden natürlich verlangen, daß sie auch nach der Einschränkung der Sonntags- und Kinderarbeit soviel wie bisher verdienten. Er hatte also kein Verständnis dafür, wie wünschenswert es in der Tat war, daß jene Errungenschaften gesichert wurden, ohne daß die wirtschaftliche Lage des Arbeiters dadurch gedrückt wurde, und daß die Eltern eben belehrt werden mußten über die gesundheitliche Schädlichkeit der Kinderarbeit. Sie brauchten freilich das Geld, das ihre Kinder verdienten, aber es konnte ja bei der damaligen Wirtschaftslage anders beschafft werden. Bismarck fürchtete indessen, „die niemals zu befriedigende Begehrlichkeit der sozialistischen Klassen werde das Königtum auf abschüssige Bahnen treiben". Um dieses Wort „Begehrlichkeit" richtig zu würdigen, darf man nicht an die Lage der Arbeiter, wie sie in den letzten Jahren vor dem Kriege war, denken, sondern muß sich die Situation des Jahres 1890 vorstellen. Bismarck war in diesen Dingen sonderbar „liberal". „Unabhängigkeit des Arbeiters", auch wenn sie zur Selbstausbeutung und zum Unheil der Volksgesundheit ausschlägt, der physischen und der geistigen! Die Erziehung des Volkes zu höherem Menschentum war für ihn nicht Aufgabe des Staates. Von der Sozialdemokratie aber, die mehr und mehr sein ganzes innerpolitisches Denken beherrschte, meinte er, daß sie „in höherem Grade als gegenwärtig das Ausland, eine Kriegsgefahr für Monarchie und Staat involviere und als innere Kriegs- und Macht-, nicht als Rechtsfrage von staatlicher Seite angesehen werden müsse". Aus diesem Gedankengang heraus empfahl er zu seinem Nachfolger in Preußen einen General — und zwar Herrn von Caprivi —, weil liberale Zivilminister gegen die Sozialdemokratie zu weich sein würden. Da wollte er von Liberalität nichts wissen. Nun, der Erfolg seiner inneren Kriegs- und Machtpolitik ist bekannt: Stärkung der Sozialdemokratie und vollkommener Mißerfolg der Ausnahmegesetzgebung.

Die Schutzgesetzgebung in ihrer Tragweite hat Bismarck ganz verkannt. Er hielt sie „nicht für bedeutend genug, um 1889 dem Kaiser gegenüber eine Kabinettsfrage daraus zu machen". Er sah in der Unterstützung, die der kaiserliche Gedanke im Staatsrat fand, nur Servilität. Bei einer Abstimmung im Staatsrat blieb er unter vierzig bis fünfzig Personen allein mit einem Hüttenbesitzer aus Bochum und dem Generaldirektor von Krupp. Trotzdem glaubte er, objektiv im Recht zu sein. Es ist jedoch verblüffend, wie er, der erst von englischen Humanitätsphrasen gesprochen hat, nachher, bei der Erwähnung einer internationalen Konferenz, die den Arbeiterschutz auch anderen Staaten nahelegen sollte, um die Konkurrenz-Verhältnisse für die deutsche Industrie zu erleichtern, entrüstet ist, bei Engländern und Franzosen — nicht genügend Humanität zu finden! Nun, gerade England ist dann unter Lloyd George Deutschland auf diesem Wege in schnellen Schritten gefolgt.

Auch der allgemeinere Gedanke des Kaisers, innerpolitische Gegner zu gewinnen, statt sie zu

bekämpfen, was Bismarck für vollkommenen Unsinn hielt, war gut. Der badische Großherzog bestärkte den Kaiser darin und zog sich dadurch Bismarcks Abneigung zu. Wir wissen, wie gerade der Herrscher des „Musterländles" zu der Empfehlung solcher Versöhnungspolitik kommen konnte, und welche Erfolge diese Politik in jenem kleineren Kreise seit langem gehabt hat. Wenn Bismarck dem Kaiser vorwirft, sein Ideal scheine damals populärer Absolutismus gewesen zu sein, so könnte man sagen, das seinige scheine damals unpopulärer Absolutismus gewesen zu sein. Wenn auch Wilhelm II., infolge eigener Ungeschicklichkeit und vor allen Dingen wegen seines Mangels an Konsequenz, die Arbeiter nicht gewann, wie Bismarck ihm prophezeit hatte, so ist doch durch jene Schutzgesetzgebung und die weitere deutsche Sozialpolitik der Arbeiter dem Staate in dauernd zunehmendem Maße gewonnen worden. Ohne das Gefühl der deutschen Arbeiterschaft, schon an dem bestehenden Staate der Vorkriegszeit ein eigenes Interesse zu haben, wäre die Haltung der Sozialdemokratie 1914 wohl nicht möglich gewesen. Daß der Krieg dann die sozialdemokratische Arbeiterschaft wieder in heftige Opposition zu dem Staate trieb, kann an dieser Wahrheit nichts ändern.

Freilich, — dieser Krieg wäre mit Bismarckschen Methoden der Außenpolitik zu vermeiden gewesen.

Börsenhausse und „Moral" / Von Ernst Neckarsulmer

Was hat die Börsenhausse mit der „Moral" zu tun?" Eigentlich nicht das Allermindeste, und darum ist es auch eine der absürdesten Erscheinungen, daß manche Leute diese beiden Dinge irgendwie miteinander in Zusammenhang bringen und gewaltsam verquicken wollen, obwohl, wie gesagt, nicht der mindeste Zusammenhang zwischen ihnen besteht. Was ist eine Börsenhausse? Eine Höherbewertung von Wertpapieren, die sich aus allerlei Ursachen herschreiben kann. Zum Beispiel aus einer steigenden Konjunktur. Es ist klar, daß, wenn die Butter teurer wird, auch die Kuh mehr kostet, wenn die Maschine teurer wird, auch die Maschinenfabrik und ihre Aktien im Preise steigen, daß bei wachsendem Kohlenabsatz bei einem Bergwerk auch der Preis des Bergwerks selbst ein höherer wird. Es gibt auch noch andere Ursachen für eine Aufwärtsbewegung der Kurse. Zum Beispiel die Verschlechterung des Geldes eines Landes. In den guten alten Zeiten, wo die Fürsten, wenn sie sich in Geldverlegenheit befanden, einfach die bisherige Legierung ihrer Metallmünzen ein wenig oder auch ziemlich viel veränderten, zogen in solchen Fällen die Preise aller Artikel des betreffenden Landes an. Denn wenn auch auf der Landesmünze immer noch der frühere Nennwert, die alte Bezeichnung aufgeprägt stand, so war es doch nicht mehr derselbe Metall- und vor allem Edelmetallgehalt. Es ist allerdings in jenen Tagen niemandem eingefallen, die Preisbewegung, die aus der Münzverschlechterung eines Landes herrührte, als „unmoralisch" hinzustellen. Diese Entdeckung blieb vielmehr unserem erleuchteten Zeitalter vorbehalten, wo man von den verschiedensten Seiten die infolge der Valutaverschlechterung — „Münzverschlechterung" kann man ja bei uns leider nicht mehr sagen, da wir keine Münzen von Wert mehr haben — entstandene Höherbewertung von Sachwerten und besonders von Industrieaktien als „unmoralisch" bezeichnet. Immerhin ein hoher volkswirtschaftlicher Standpunkt.

In alten Zeiten kehrte sich der Zorn der Bürger gegen die Urheber des teuren Preises, gegen die Münzverschlechterer, in unseren Tagen aber möchten manche Leute diejenigen brandmarken, die infolge der Valutaverschlechterung höhere Preise für Sachwerte bezahlen. Sonderbar. Aber es ist so, und es ist eine große, große Heuchelei. Natürlich fehlt es dabei auch an allerlei Schlagworten nicht, und zwar vor allem der schönen Phrase vom „Börsentaumel" und der „Spekulationswut". In Wirklichkeit ist niemand „wütend" außer den Leuten, die aus der steigenden Bewegung der Effektenkurse keinen Nutzen gezogen haben, weil sie entweder die falsche Tendenz hatten, oder weil es ihnen an dem nötigen Mut fehlte, auch einmal ein par tausend Mark zu riskieren, wenn die Bewegung nicht anhalten würde, oder weil es ihnen sogar — auch das kommt vor — an dem nötigen Bankierkredit fehlt, um auch nur dreitausend

Mark Phönix-Aktien zu kaufen, abgesehen von dem sonst herrschenden Mangel an den erforderlichen Mitteln.

Und damit trifft man eigentlich schon den Kern der Sache. Daß an der Börse ziemlich große Gewinne in den letzten Monaten erzielt worden sind, ist wohl nicht zu leugnen. Wer aber abseits gestanden hat, läßt sich von dem edlen Gefühl des Neides und der Mißgunst leiten und stellt fest, daß diese Gewinne „unmoralisch" seien. Sind Konjunkturgewinne überhaupt „moralisch" oder „unmoralisch"? Man operiert hier mit Begriffen, die gar nicht am Platze sind. Solange es ehrenhaft ist, es als Bergwerksbesitzer zu einem Vermögen von 50 Millionen zu bringen oder als Maschinenfabrikant oder als Herausgeber großer Tageszeitungen oder als Besitzer eines Warenhauses, muß es auch als ehrenhaft gelten, durch den Handel mit Wertpapieren in durchaus legalen Formen reich zu werden, und es steckt eine ungeheure Heuchelei darin, wenn man nur die eine oder die andere Art des Erwerbs als durchaus einwandfrei bezeichnet. Das heißt immer diejenige, die man zufällig selber ausübt, und da die sogenannte „öffentliche Meinung" nicht von den Börseninteressenten oder von den Lokomotivfabrikanten oder den Bergwerksbesitzern gemacht wird, sondern von den Zeitungsbesitzern, so wird natürlich in der Öffentlichkeit die Sache so hingestellt, als seien die Börsengewinne etwas weit Unanständigeres als die Gewinne, die durch Ausnutzung anderer Konjunkturen erzielt werden, und das Publikum liest und glaubt manchmal sogar solche Dinge. Ohne zu wissen, daß so etwas unter Umständen von jemand geschrieben wird, der es seinerseits nicht für „unmoralisch" ansieht, sogar den berüchtigten Differenzeinwand zu erheben. Wenn nämlich ein Geschäft einmal nicht so ausgegangen war, wie man es erhofft hatte. Das ist ein weites, ein sehr weites Feld . . . .

„Der Mensch ist gut." Wie bekanntlich einer unserer jungdeutschen Dichter sagt. Er regt sich darum auch nur immer über die Gewinne auf, die einer seiner Mitmenschen erzielt hat, niemals aber über die Verluste. Als im vorigen Jahre nach dem Kapp-Putsch und nach seiner Überwindung durch den glorreichen Generalstreik die Preise aller Waren rapide stürzten, fand es kein Mensch „unmoralisch", daß beispielsweise auf den Reisladungen, die damals im Hamburger Hafen ankamen, manchmal bei einem einzigen Schiffe ein Verlust von 8 Millionen Mark lag; denn um soviel war der Reis seit dem Tage der Verschiffung in Singapore im Preise gefallen. Wenn aber umgekehrt ein Reisimporteur durch die von ihm gewiß nicht verursachte und herbeigeführte Aufwärtsbewegung der Reispreise einen solchen Nutzen oder auch nur von einer oder zwei Millionen Mark erzielt hätte, so wäre der Entrüstung über „unmoralische Konjunktur- und Spekulationsgewinne" kein Ende gewesen. Denn Verluste infolge sinkender Konjunktur sind etwas ganz Selbstverständliches, eine Sache, mit der der Kaufmann sich abfinden muß, Konjunkturgewinne aber eine höchst unmoralische Sache, eine Gemeinheit direkt: wenn sie nämlich ein anderer erzielt hat und nicht man selbst.

Es hat wirklich nichts mit der „Moral" zu tun, ob Phönix-Aktien 500 oder 10000 stehen. Ob sie den einen oder den andern Stand einnehmen, das hängt ganz von der Konjunktur in Eisen und Kohle und ferner davon ab, ob man sie mit hochwertigem oder minderwertigem Gelde kauft. Die deutsche Währung ist zusammengebrochen, aus einem Goldwährungslande haben wir uns innerhalb weniger Jahre in ein Land mit einer ganz minderwertigen Papierwährung verwandelt, nachdem man bezeichnenderweise die Fiktion der Goldwährung so lange aufrechtgehalten, wie es nur ging, und sogar das Zahlen eines Agios auf Goldmünzen mit schwerer Strafe bedrohte; noch zu einer Zeit, wo das Papiergeld schon weit unter seinem Nennwert stand. Es ist die größte Währungskatastrophe, die jemals ein Land betroffen hat, Hand in Hand damit geht als unabweisbare Folge eine nominelle Höherbewertung aller Sachwerte und natürlich auch aller Industrieaktien. Aber bei uns wird diese ungeheure Wirtschaftsrevolution von den meisten Leuten nur unter dem Gesichtswinkel betrachtet, ob Herr Meier oder Herr Müller Geld dabei verdient haben, und ob das „moralisch" sei. R.

Wyneken / Von C. F. W. Beh

Die Strafkammer des Landgerichts zu Rudolstadt hat Gustav Wyneken wegen Sittlichkeitsverbrechens verurteilt. Sie hat der Oeffentlichkeit jeden Einblick in die Beweisaufnahme versagt und auch den eigentlichen Prozeß der Rechtsfindung, die Verkündung der „Gründe", vorenthalten. Weniges, das dennoch nach außen drang, genügt indessen für die Erkenntnis der Tatsache, daß hier — bei sicherlich redlichem Bemühen um eine schematisch aufgefaßte Objektivität — gerade jene höhere und einzig wirkliche Objektivität nicht erreicht wurde, die erst aus dem Eindringen in die subjektive Bedingtheit des besonderen Falles, aus dem Gefühl für das Atmosphärische sich ergeben kann. Rechtsfindung darf ja niemals aus bloß rechnerischer Suche nach einem Resultat bestehen. Sie ist erst dann wahrhaft erfüllt, wenn sie — schöpferisch — die Gesetze des individuellen Falles zu den festen (nicht etwa starren) Rechtsnormen in das richtige — und immer nur einmal richtige! — Verhältnis gesetzt hat. Das aber kann bei der Verurteilung Wynekens nicht geschehen sein; denn schon zu Beginn der Verhandlung wurde zum Ausdruck gebracht, daß es auf die Psyche hier gar nicht ankomme, und der Versuch Wynekens, seine Persönlichkeit und sein Wollen dem Gerichtshof zu offenbaren, wurde nach etwa zweistündigem Zuhören als „Abhaltung eines Kollegs" vereitelt.

Die Öffentlichkeit und insbesondere das höheren Zielen zustrebende geistige Deutschland hat demgegenüber die Pflicht, der Persönlichkeit des von einem Formelurteil Betroffenen anders gerecht zu werden und die Revision, deren prozessuale Verfolgung Sache der Juristen bleibt, von sich aus im Menschlich-Geistigen vorzunehmen. Die Broschüre „Eros", die Wyneken in klarer Voraussicht und ohne Illusion über das in Deutschland Mögliche vor der Verhandlung schrieb und am Tage der Urteilsfällung im Verlag Adolf Saal (Lauenburg a. d. Elbe) erscheinen ließ, weist hierzu den Weg. Sie ist Ausdruck einer starken, einheitlichen und darum mit Recht selbstbewußten Persönlichkeit, der sich niemand — sei er auch noch so indolent — leichthin entziehen kann. Es kommt dabei gar nicht darauf an, wie man sich theoretisch zu den Grundideen des Erziehers Wyneken stellt, ob man etwa die Koedukation fordert oder nicht, ob man mit ihm die Jugend der in bürgerlicher Dumpfheit stagnierenden Familie möglichst entzogen oder vielmehr das Verhältnis zwischen Jugend und Familie erneut sehen möchte. Es kommt nur darauf an, ob man nach Maßgabe seines Wollens, seines Schaffens und seines Werkes den Mann Wyneken als bedeutende Erscheinung bejaht und die besonderen Gesetze seiner Persönlichkeit jener Ehrfurcht für wert hält, die alles Ungewöhnliche unbedingt zu beanspruchen hat. Darüber kann im Falle Wyneken auch für den, dem der Umriß seiner Erscheinung nicht schon von seinen früheren Werken „Der Kampf für die Jugend", „Schule und Jugendkultur" u. a. her im Gedächtnis haftet, nach der Lektüre des Heftes kein Zweifel mehr bestehen.

Diese siebzig Seiten von einem leidenschaftlichen Gefühl getragener Prosa wollen sicherlich keine Verteidigungsschrift sein, sondern ein Selbstbekenntnis und eine Abgrenzung gegen feindliche und sinnlos waltende Mächte des äußeren Lebens. Ihre Haltung erinnert unwillkürlich und aus einem gewissen Konnex des Seelischen heraus an die Apologie des Sokrates. Ein Mensch in Not um das Schicksal seiner Schöpfung erhebt Klage gegen die „Herzensträgheit der Zeitgenossen".

Die Broschüre ist erfüllt vom suggestiven Wunder der starken Persönlichkeit: als ein Selbstverständliches ergeben sich die von der Strafjustiz blindlings verfemten Handlungen, Umarmung und Kuß zweier Knaben seiner Kameradschaft bei nacktem Spiel, folgt man nur willig der Spur seines pädagogischen Strebens, wie es in der Freien Schulgemeinde Wickersdorf sich auswirkte. Grundzug ist die Idee, daß Jugend nicht als Vorbereitungsstufe zum Alter hin, sondern als ein Eigenes, um seiner selbst willen Existentes verstanden sein müsse. Es folgt daraus Negation jeden Zwanges und jeder Autorität (deren Mißbrauch der § 174 StrGB. im Auge hat). An ihre Stelle tritt freie Bindung zwischen Führer und Geleitetem, eine höchst veredelte Form des Führertums (die zu bilden freilich

immer nur Auserwählten gelingen kann!). Es wird wirksam zwischen Mann und Knaben der einzige, große, schöpferische Grundtrieb — Eros. Ihm sich vertrauend, vermag der Erzieher im Sinne Wynekens allein seine Sendung zu vollbringen, deren Bedingung die Fähigkeit zur Intuition ist. Und aus ihm, dem Eros (dem nichts vom Begriffe der niederen sexuellen Sinnlichkeit im bürgerlichen Sinne anhaftet) ergibt sich von selbst in besonders erhöhten Augenblicken jene liebende Handlung zwischen den Kameraden, dem Führer und dem folgenden, gewissermaßen als ein wirklichkeitentborenes Symbol, als Sakrament (wie es in verwandtem Sinne die hellenische Knabenliebe kannte, deren hohe sittlich-seelische Werte schaffende Kraft von Wyneken zum Zeugnis angerufen wird).

Man mag sich nun zu diesem im tiefsten Wesen künstlerisch-bildnerisch orientierten Erziehungsbekenntnis stellen, wie man will — der Einsicht, daß Wynekens Streben rein und von dem hohen Ideale der Kalokagathia, jener letzten geistig-körperlichen Harmonie der Persönlichkeit, beseelt ist, dieser Einsicht kann sich nach der Lektüre des Heftes wahrlich nur der Pharisäer und der — mechanisch Schriftgelehrte noch entziehen. Traut man aber der Echtheit seines Bekenntnisses — und zu solchem Glauben zwingt nicht nur Ton und Haltung der Wynekenschen Broschüre, sondern auch die Bestätigung durch den in fast zwei Jahrzehnten in Wort und Tat vermittelten Ideenkreis! —, so muß man auch glauben, daß die Hingerissenheit einer beschwingten Stunde von einem solchen Menschen nie als „die Vornahme einer Handlung an einem Objekt" gewollt oder auch nur im entferntesten empfunden sein kann. Und vollends unbegreiflich muß es erscheinen, wie der landläufige, aus dem angeblich „normalen" Bürgerinstinkt hergeleitete Begriff der Unzüchtigkeit auf Vorfälle angewendet werden konnte, die nach den besonderen, durch eine ungewöhnliche Persönlichkeit bedingten Umständen gerade höchste Steigerung eines als edel empfundenen und auf Edles gerichteten Gefühls bedeuteten.

Nimmt man das Zeugnis früherer Schüler Wynekens für seine unbedingte Reinheit und das Bekenntnis zu ihr hinzu, das selbst der Vater des einen beteiligten Knaben unumwunden ablegte, so muß die Öffentlichkeit — ganz unabhängig vom Gerichtshofe — von sich aus zum selbstverständlichen Freispruch gelangen. Es sind zweifellos viele, ganz sinnlose Momente von außen her in diese betrübende Angelegenheit hineingetragen worden, die der Gerichtshof in seiner sichtlichen Bemühung um Objektivität pflichtgemäß ausschied — so z. B. die willkürliche Verquickung mit dem politischen Kampfe, die gewisse Zeitungen nach dem Urteil zu einem Triumphgeheul wider — Haenisch veranlaßte. Aber einem konnte und durfte man nicht aus dem Wege biegen, ohne das Bild des Ganzen ins Schiefe zu rücken: der Psyche des Angeklagten, der Eigenart des in jedem Sinne besonderen Falles und seiner psychologischen Wertung, die allein der juristischen Subsumption den richtigen Weg zu weisen vermochte.

Die Vereinfachung der Herrenmode / Von Dr. J. v. Bülow

Das Grundsätzliche des Gedankens, die Herrenkleidung zu vereinfachen, ist angesichts der augenblicklichen Wirtschaftslage zweifellos richtig. Nur muß man sich über eins von vornherein klar sein: Vereinfachung führt noch mehr zur Einförmigkeit, als wir sie bisher schon in der Herrenbekleidung haben und mit einem gewissen Recht beklagen. Denn solche Einförmigkeit belebt nicht das Straßenbild, verschönt nicht die Geselligkeit.

Man kann allerdings die Notwendigkeit bestreiten, die Allgemeinheit durch die Kleidung, zunächst die hier in Frage stehende Männergewandung zu erfreuen. Dennoch ist auch sie ein Stein im Mosaik des Gesamtbildes unseres Daseins, und das zu einem angenehmen zu gestalten, ist zweifellos Pflicht. Es wird sich also der Streit darauf zu beschränken haben, in welchem Umfange bei der Herrenkleidung auf das Gesamtbild Rücksicht zu nehmen wäre — oder wie sich dieses Mindestmaß mit der Forderung nach Vereinfachung verbinden läßt.

Die Antwort auf diese Frage lautet sehr klar: Vereinfachung: ja, Vereinheitlichung: nein! Die Gefahr der Vereinheitlichung bei der Vereinfachung der Kleidung ist aber eine so große, daß man ihr in erster Linie entgegentreten muß.

Diese Gefahr zeigt sich nicht nur in der Vereinheitlichung des Straßen- oder Gesellschaftsbildes, sie besteht auch auf sittlichem und wirtschaftlichem Gebiet.

Die sittliche Bedeutung der Kleidung wird noch immer unterschätzt. Wir müssen deshalb bei ihr eine Zeitspanne verweilen. Wir behaupten: Wer sich sorgfältig, sauber und geschmackvoll anzieht, wird in seinem ganzen, zunächst einmal äußeren Verhalten, weiter wirkend aber auch innerlich, diesem Anzug Rechnung tragen. Wie man aus der Art, wie einer sich trägt, auf seine Weise zu schließen vermag, so wird umgekehrt der Zwang zu sorgfältiger Kleidung den Menschen günstig beeinflussen, ihn zu einem ordnungliebenden, ordnungfördernden erziehen, von Handlungen abhalten, die im Gegensatz zu seiner Kleidung stehen, und wäre es nur von solchen, die diese Kleidung beschädigen könnten.

Der wohltätige Zwang, der in der ordentlichen Kleidung liegt, ist von den Herren aller Länder erkannt und erprobt worden. Die Uniform der Soldaten ist nicht nur Unterscheidungsmerkmal vom Bürger, sie ist auch Erziehungsmittel. Aus diesem Grunde hat man bei ihr früher nie das Hauptgewicht auf das Zweckmäßige gelegt, sondern auf die Straffheit, auf das Schmucke.

Das letztere soll den Mann, besonders bei dem Söldnerheer, locken, die Straffheit aber der Kleidung ihn stets daran erinnern, daß er unter einem Zwange steht. Wer Soldat war, weiß, wie mit dem Augenblick, in dem man den hohen Kragen zuhakte, das Koppel umschnallte, ein ganz anderes Gefühl bei uns einkehrte.

Das gleiche gilt von jeder sorgfältigen Kleidung. Mit dem Frack zieht man eine festliche, feierliche Stimmung an, mit dem Sportgewand legt man den Zwang zu abgemessenen Bewegungen ab. Der „Bummelanzug", den man früher wählte, wenn man sich abseits von den üblichen gesellschaftlichen Vergnügungen unterhalten wollte, gehört auch mit zu den Beweismitteln, die wir verwerten können.

Die wohltätige Wirkung einer guten Kleidung hat nämlich nichts mit ihrer Einfachheit zu tun. Man kann sich sehr wohl einfach und doch gut anziehen. Das Wie, wollen wir weiter unten erörtern. Hier wollen wir zunächst nur gegen die Gefahr der Vereinheitlichung uns wenden. Wir sahen schon, daß der Zweck der militärischen Uniform neben der Unterscheidung vom Bürgersmann die Erziehung ist. Bei der bürgerlichen Kleidung wird man deshalb vor allem zu berücksichtigen haben, daß nicht durch Uniformung gewollte, oder ungewollte neue Gegensätze im Volke erzogen werden, Klassen sich dann äußerlich abgrenzen, die heute wenigstens dem Augenschein nach eins sind. Es wird gleichzeitig mit der Vereinfachung der Kleidung an sich das Bestreben gehen, immer die Kleidung persönlich zu gestalten, mannigfach werden zu lassen und jedem Geschmack Raum zur Betätigung zu öffnen. Es kann gar nichts schaden, wenn die Männerwelt zu größerer Sorgfalt in der Kleidung erzogen wird.

Das mit Einfachheit zu vereinen, ist allerdings eine Aufgabe, an der das Unternehmen scheitern muß, wenn nicht ein genialer Kopf den gordischen Knoten löst oder wenn nicht auf diese Forderung verzichtet wird. Das letztere ist allerdings das Wahrscheinliche; man wird es in Kauf nehmen müssen mit der Hoffnung, daß das Genie, wenn es da ist oder kommt, auf der neu zu schaffenden Basis sicher den Weg zur Vielfältigkeit findet.

Denn diese ist, was zu guter Letzt noch hervorgehoben werden soll, wirtschaftlich notwendig. In der Modeindustrie ist eine sehr große Zahl Menschen beschäftigt. Die Herstellung der Stoffe und Zutaten, ihre Verarbeitung bedingen ein Heer von Arbeitern, die durch eine Vereinfachung der Mode, soll diese Förderung und Gegenliebe weiterer Kreise finden, nicht geschädigt werden dürfen. Das würde aber sofort der Fall sein, wenn sich die Vereinfachung zur Vereinheitlichung auswächst. Das würde der fabrikmäßigen Herstellung der Modeerzeugnisse in noch weiterem Umfange als sie heut besteht, zugute kommen, und damit würden zahllose selbständige Existenzen vernichtet, die Erfindungs- und Schaffenskraft des kleinen Handwerkers unterbunden und damit der kulturelle Wert einer Vereinfachung illusorisch werden. Nur auf diesen wird es letzten

Endes ja ankommen, und darum müssen wir uns darüber klar sein, daß Vereinfachung zugleich Veredlung bedeuten muß, aber, wie die Verhältnisse heut liegen, nicht auch zugleich Verbilligung. Denn diese führt notgedrungen zur Vereinheitlichung, zur Verschlechterung in Stoff wie Ausführung.

Man wird einwenden, daß die Vereinfachung eine Minderverarbeitung an Materialien zur Folge haben muß und damit eine Schädigung der Industrie. Solche Einwände sind jedoch nur dann berechtigt, wenn dadurch Arbeiter brotlos werden, wenn den betreffenden Industrien es nicht möglich ist, ihre Betriebe auf Erzeugnisse einzustellen, die notwendig sind, oder die Verringerung der Produktion durch eine Qualitätssteigerung wettzumachen.

Unberechtigt ist der Einwand vor allem aber dann, wenn die auszuschaltenden Materialien fremden Ursprungs sind, denn dann wird man der Vereinfachung sehr stark das Wort reden müssen, wenn sie dazu führt, die deutsche Ware der ausländischen vorzuziehen. Vorzuziehen nicht bloß aus einem bloßen Wortpatriotismus, sondern aus dem festen Willen heraus, durch Bevorzugung deutscher Erzeugnisse den deutschen Fabrikanten zu fördern, ihn dahin zu bringen, daß er eine Qualitätsarbeit leistet, die der fremdländischen wenigstens gleichkommt, ja, sie möglichst übertrifft.

Geht man dabei von dem Grundsatz aus, der dem deutschen Kunstgewerbe als Richtschnur zu seinem Erfolge gedient hat, so wird man auch in der Mode zu dem gewünschten Ergebnis kommen: Die Zweckmäßigkeit voranstellen, die klarste, sinngemäße Form suchen, und die große Linie festhalten.

Die erste Frage wird die nach der Form sein. Was zweckmäßig ist, wird entscheiden.

Vielleicht antwortet man am besten darauf: was ist heut unzweckmäßig in der männlichen Kleidung??? Fangen wir beim Fuß an.

Unzweckmäßig ist das Lackleder, denn es erhitzt, die verzierte Kappe, denn sie zerschneidet den Fuß, ohne Rücksicht auf dessen Form. Unpraktisch ist die lange Hose, denn sie stößt sich unten durch, sie schützt, unten offen, den Schenkel nicht gegen Staub, sie ist auch, architektonisch betrachtet, unorganisch. Nur in der Ruhelage sind die beiden Säulen, die sie bildet, tragfähige Stützen für das Auge, im Gange, im Sitzen hängen diese Säcke zwecklos vom Knie abwärts herum.

Die Kniehose wird also in Zukunft immer mehr zu betonen sein, bzw. die Stiefelhose, wobei allerdings für die städtische Bevölkerung der Schaftstiefel keine Notwendigkeit darstellt und Luxus wäre.

Der Unterschenkel wird mit dem langen Strumpf oder statt seiner der Wickelgamasche geschützt werden müssen. Bei Strümpfen und der Unterhose kann eine Vereinfachung im Material eintreten. Man wird der Wolle aus Gesundheitsrücksichten und deshalb den Vorzug geben, weil Wolle im Inlande gewonnen werden kann.

Die Bekleidung des Oberkörpers ist das Hemd. Der Rock, den wir tragen, ist auch nichts anderes als ein modifiziertes Hemd. Daß man dieses Hemd vorn ganz öffnen kann, daß man es bei der Jacke ringsum, beim Smoking und Frack vorn verkürzt hat, ändert nichts an dem eigentlichen Grundgedanken. Zur Vereinfachung wird man deshalb auf die ursprüngliche Hemdform zurückgehen müssen; die Bluse, die der Russe, der französische Landmann tragen, sind vorbildliche Formen. Ihre Zusammenfassung durch einen Gürtel ist bereits Luxus, sobald dieser Gürtel nicht dazu notwendig ist, um Gegenstände, z. B. ein Schwert daran zu hängen.

Wir werden, da wir keine schroffen Gegensätze zur heut üblichen Männermode anstreben sollen, um nicht Widersprüche zu wecken, bei dem Rock bleiben müssen, den wir jedoch seiner überflüssigen Bestandteile entkleiden. Wir können ohne Bedenken auf die Aermelaufschläge, die Revers verzichten, der hochgeschlossene Rock, die militärische Bluse ist organisch und kleidsam zugleich. Sie läßt sich individuell gestalten, indem man den Kragen hochstellt oder als Umlegekragen macht, beide Formen sich rechtfertigend durch die Möglichkeit des Hochklappens bei schlechtem Wetter. Durch Aufsetzen von Taschen, die sich durch ihre Zweckmäßigkeit verteidigen lassen, erreicht man einen abwechslungsvollen Schmuck.

Als Uebergewand ist der Umhang zu empfehlen. Er schützt gegen Regen, wärmt bei Kälte und ist historisch begründet durch seine Entwicklung aus der Schlafdecke.

Hemdkragen und Manschetten erklären sich aus Sauberkeitsgründen. Beide müssen fest am Hemd

sein, eben aus diesem Reinlichkeitsbedürfnis, zu dem der Träger erzogen wird, wenn die sichtbaren Teile seiner Unterwäsche schmutzig werden. Auf Stärkwäsche kann man unbedenklich verzichten. Eine Krawatte wird man tragen, sobald der Rock offen bleibt, so im Sommer bei großer Wärme, im Winter, wenn man zum Schutz gegen die Kälte eine Weste unterzieht, die aber in Zukunft auch hochgeschlossen sein kann. Eine farbige Bindeschleife wird den Männeranzug beleben. Wir dürfen solche kleinen Nuancen nicht verbannen, sie geben der Persönlichkeit Gelegenheit, sich auszudrücken, und Vereinfachung soll nicht zur Einförmigkeit, ebenso wenig aber zur Eintönigkeit führen.

Die Kopfbedeckung sei der breitkrempige Hut, der gleichmäßig gegen Sonne und Regen schützt. Der Stoff, den ein Männeranzug wählt, soll je nachdem man diesen im Freien oder im Hause tragen will, derb und wasserdicht, oder leicht und anschmiegend sein.

Der Phantasie, der man in der Form wenig Gelegenheit zum freien Spiel lassen kann, wird man in der Farbe Raum geben. Man wird im Interesse der Textilindustrie der Farbenfreude das Wort reden dürfen, die Einfachheit der Kleidung wird dadurch nicht berührt, es sei denn, daß man schmutzempfindliche Farben wählt, die zu einem häufigen Wechsel des Anzuges zwingen. Notgedrungen wird noch Jahre hindurch die deutsche Männerkleidung in dem militärischen Feldgrau bestehen. Doch auch dies läßt sich ändern oder durch Zusammenstellung des grauen Rocks mit einer dunklen Hose, einer farbigen Krawatte kann Abwechslung geschaffen werden.

Wir fassen zusammen: Vereinfachung soll Veredlung sein, nicht Verödung, nicht Vereinheitlichung der Kleidung. Vereinfachung soll den Reiz der Kleidung in der Form und der Farbe suchen, nicht in den Zutaten; Vereinfachung soll aber nicht Qualitätsverschlechterung sein, sondern Qualitätssteigerung, nicht Schädigung der Industrie bedeuten, sondern ihre Umstellung auf das Nützliche, das Beste.

Dann wird die Vereinfachung keine Gegner finden.

Absolute Dramatik / Von Otto Suchland

Als es sich, mit einer neuen Zeit, im Reiche der Kunst neu zu rühren begann — der Expressionismus aus tiefstem seelischen Gehalt, unter Ausschaltung aller überlieferten Formen, seine neuen Werke schuf, war unter dem Einflusse dieses Geistes in der Bühnenkunst die Frage nach absoluter Bühnenrichtung tiefer, als es bisher geschehen konnte, die Ausdruckskraft der Bühne erweisen wollte!

Es zeigte sich bald, daß man sich hier, in Überschwänglichkeit des Gefühls, das — gewiß — den Formgehalt unserer Kunst außerordentlich bereichert hat — in einem Irrtum befand, indem man „absolute" Formen einer Kunst schaffen wollte da, wo noch keine geschlossenen Formen dieser Kunst vorlagen, die Formen des „Theaters" nur benutzte für den Geist, der nichts mit Theater zu tun hatte, und tat, als ob reinster Ausdruck des Gefühls, das hier nach Klarheit rang, „absolute dramatische Dichtkunst" sein, oder werden könnte!

Nun, dramatische Dichtkunst ist von Theater begrifflich überhaupt nicht zu trennen; und was die Frage „absolut" hier betraf, so widersprach die Stilmischung: „dichtendes Theater", oder „theatralische Dichtkunst", wie man die neue Geistbetätigung hätte nennen können, allein schon dem Begriffe „absolut"! Denn „absolute" Kunst lehnt sich nie und nirgends an die Formen einer anderen Kunst an, läßt kristallklar nur ihren eigenen Geist — transparent gewissermaßen — durch ihre Formen durchleuchten. Absolute Dichtkunst steht so im Gegensatz zu „malender" Poesie; absolute Malerei zu „begrifflich" darstellender Malkunst, — absolute Musik — von der wir diesen Begriff hernehmen zu „beschreibender", „illustrierender" Tonkunst, Programmusik...!

Neuschöpferischer Geist einer Kunst kann also wohl neue Formen einer Kunst schaffen, doch nimmermehr eine neue Kunst! Da die neue Kunst-

richtung nun die Formen unserer Kunst vielfach verwischt hat, die Bühnenkunst schon einmal, freilich nicht durch ihre Schuld auf diese Weise in eine Sackgasse geraten war, aus der sie sich mit geraumer Not nur wieder herausgefunden hat, wollen wir hier auf die Frage „absoluter Bühnenkunst" näher eingehen; durch Klarstellung der Begriffe, Absteckung der Grenzen ihr zu dienen suchen; denn jede Kunst trägt in sich ihre unwandelbaren Formen, die beachtet sein wollen, soll aus unserer Geisteskultur eine Kultur der Formen unserer Kunst sich entwickeln, in diesem Falle eine „absolute" Bühnenkunst...

Kann es absolute Bühnenkunst überhaupt geben? Gewiß nicht: wenn wir absolut nur im abstrakten Sinne absoluter Musik verstehen wollen; denn die Mittel der Bühne, die mit festumrissenen Anschauungen arbeiten muß, die verdichtet nicht nur, sondern verkörpert sogar in Erscheinung treten, widersetzen sich von Grund aus diesem Begriffe . . . doch wenn wir ihn in seiner weiteren Bedeutung fassen: indem wir unter absoluter Kunst die reine Formerfüllung des Geistes einer Kunst erblicken — stellt die Frage nach ihr eine Forderung dar, der die Bühnenkunst in ihrer höchsten Form, der Dramatik, bis jetzt noch nicht nachgekommen ist! Denn Dichtkunst und Schauspielkunst, die beide aus sich den Begriff erzeugten, den wir „Dramatik" nennen, haben aus ihren beiden Formen die einheitliche Form der Dramatik noch nicht schaffen können, die im Angesicht des Geistes dieser Kunst „absolut" genannt werden könnte!

Es wird der Jammer unserer ganzen Theaterkunst bleiben, daß ihre ersten, primitiven Anfänge durch den dreißigjährigen Krieg — der mit ihnen so manche andere Blüte am Stamme unserer Geisteskultur im Keime erstickt hat, vernichtet wurden! . . . Denn Dichtkunst und Schauspielkunst, die sich soeben stark zu gemeinsam schöpferischen Werk (Hans Sachs) verbunden hatten, verloren einander wieder. . . . Da die Dichtkunst viel zu schwach war, die Gastfahrten der englischen Komödianten etwa, die Deutschland durchzogen, als Anregung für den Wiederaufbau einer eigenen volkstümlichen Bühne zu benutzen, ließ sie die Schauspielkunst wieder ihrer Wege ziehn und die Schauspielkunst, die sich soeben erst aus den Banden der kirchlichen Spiele (Passionsspiele, Mysterien) freigemacht hatte — tauchte, vom Geiste der Dichtkunst verlassen, nachdem sie eine Weile im verwüsteten Walde der deutschen Dichtkunst umhergeirrt war, wieder unter in den Boden, dem sie entstammte — der Gaukler, der „ioculatores" . . .

Nicht genug damit, daß Dichtkunst und Schauspielkunst auf diese Weise lange Zeit überhaupt keine Früchte auf dem Felde des Theaters zeitigen konnten — verzweifelte deutscher Geist an sich selber (während Shakespeare unterdessen in seinem Lande der Dramatik aus den heimatlichen Formen seiner Bühne ein mächtiges Reich errichtet hatte) und übernahm für sein Theater aus der großen Zeit der „Renaissance" nichts als die traurigen Ueberbleibsel der italienischen Opfer auf seinem Boden — die Formen der sogenannten Renaissancebühne, die bis heute der Krebsschaden unserer ganzen Theaterentwicklung gewesen ist . . . der Schauspielkunst sowohl, die in ihren natürlichen Formen („Volkstheater") vom Geist der fremden Formen (Gelehrtendrama, Jesuitenkomödie) bald überwuchert wurde, als auch der dramatischen Dichtkunst, da unsere Dichter seitdem nur für sie dichteten!! So nur kann man die ebenso erstaunliche wie traurige Tatsache sich erklären, daß ein deutscher Dichter je eine volkstümliche Figur wie Till Eulenspiegel oder Münchhausen, Typen deutscher Volksart, für die deutsche Volksbühne „volkstümlich" gestaltet hat; denn, was wir an Stücken hier besitzen, sind nur spätere Versuche, diese Typen für die „Renaissancebühne" zu dramatisieren. . . !

So bewegte sich unser Geist — über den Trümmern einer eingestürzten Kunst — zwischen „fremden" Formen ewig hin und her . . . ! Die Dichtkunst, die sich ganz an fremden Geist anlehnte, die deutsche Sprache selbst zum Teil aus ihren Uebungen ausschaltete, verlor das Bewußtsein ihrer dramatischen Sendung, der Schauspielkunst, die sich an den ihr wesensfremden Formen nicht aufzuranken vermochte, Stütze zu sein; der Geist der Dramatik lebte, unerkannt und formlos in diesen Zeiten, im Schutz nur der „fahrenden Leute", immer auf den „Dichter" wartend, der ihn erlöste . . . Goethe versuchte nachher die genialste Tat dieses Großen ein gutes Stück unserer „Volkskultur" des Theaters im „Faust" zu retten — das einfache Brettergerüst der Gaukler —, so wie es Shakespeare in England getan hatte, auch bei uns zur „Weltbühne" zu erweitern, die Tradition des Theaters mit der ge-

samten dramatischen Literatur über Hans Sachs hinauszuführen . . . der Versuch blieb bei allen Nachfolgenden ohne Ergebnis — er selbst wandte sich ab, ging — ein ander Land als das des deutschen Theaters mit seiner Seele suchen; der deutsche Geist war zu schwach geworden, jetzt noch durch das Wirrsal fremder Formen sich hindurchzusetzen! Man verzichtete nun zumeist von vornherein darauf, eine Tradition deutscher Theaterformen noch zu begründen. Die Kluft, die der dreißigjährige Krieg in die Entwicklung unserer Kunst gerissen hatte, wurde selbst durch unsere Stürmer und Dränger nicht überbrückt! Selten einmal „gipfelte" deutsche Dramatik in einem ursprünglichen Bühnengenie wie Kleist, Hebbel, Grabbe oder Büchner . . . eine Tradition aber der Bühnenkunst — aus unseren eigenen Formen der Dramatik, besitzen wir nicht . . . !

Ein tiefer Riß zwischen Volkskunst des Theaters und Literatur, die ganz in den Händen der deutschen Bildungsgelehrten lag, hatte sich aufgetan. Es galt, noch bis in die neueste Zeit, wer sich den höchsten Dichterlorbeer verdienen wollte, mußte zum tiefsten Born aller fremdländischen Formen, dem Geist des Altertums selber, hinabgestiegen sein. . . . Da niemand sie so leicht wie Goethe in unserer Sprache zu meistern verstand, wurden die „Symbole" des Altertums wenigstens verwandt. . . . noch in Gerhart Hauptmanns deutschem „Jahrhundertfestspiel" wird die „Germania" zum Schluß in eine „Pallas Athena" verwandelt. — Bei solchen formalen Uebungen der deutschen Dichtkunst mußte eine Zersetzung des Geistes der Dramatik früh vor sich gehen.

Die Dichterkunst, die sich um die Schauspielkunst nicht kümmerte, nur von der Warte ihres Geistes auf sie herabsah, mißbrauchte zu ihren Stilübungen die äußeren Formen des Theaters, verlor sich in leere Lufträume der Dramatik (sogenannte Lesedramen). Die Schauspielkunst, die jede Verbindung mit dem Volke zu verlieren fürchtete, revoltierte, soweit sie vom Geist der fremden Formen noch nicht infiziert war, schuf sich auf eigene Faust künstlerische Formen ohne den Geist der Dichtkunst, indem sie deren äußeres Mittel, das „Wort", zu ihren Zwecken benutzte (sogenannte Improvisationskomödien). . . .

Schon die Haupt- und Staatsaktionen der deutschen Wandertruppen, deren Technik sie den verwilderten englischen Komödianten ablernte, können als solche „rebellischen" Versuche der Schauspielkunst, zu ihrem Recht der Wirkung beim Volke wieder zu gelangen, aufgefaßt werden; doch erzielte sie mit diesen „Mordspektakeln" nicht annähernd die gleichen Erfolge wie mit ihren Späßen der „Hans Wurst" der „lustigen Person", mit der sie während der Fahrt der „hohen" Komödie mit ihrer ernsten und heiligen Handlung aufsprang . . . ! Diese „Hans-Wurstiaden" wuchsen sich unter der Hand zu eigenen Stücken aus, mit denen die Schauspielkunst der sogenannten Literaturkomödie Konkurrenz machte, „Possen", Amüsierstücke niedersten Geschmacks, belebt von „schauspielerischem", freilich nicht „dramatischem" Geist, die auf derselben künstlerischen (oder unkünstlerischen) Höhe standen wie die gleichen Komödien „moderner" Fassung, da eine verderbte Literatur mit ausgereifter Technik sich der sogenannte „Volksbühne", nach der der Deutsche zeitlebens jammerte, zur Verfügung stellen kann!

Der Sinn nicht nur für dramatische Formgebung aus deutschem Geist — die Ahnung vom Sein und Wesen dramatischer Kunst überhaupt, das Gefühl der Zusammengehörigkeit von Dichtkunst und Schauspielkunst im Geist der Dramatik war verloren gegangen. Wie Feuer und Wasser zischten die beiden Elemente, die sich in ihrer „Legierung" nicht mehr zu finden vermochten, die „Dichtkunst" unrein von fremden Geist, die „Schauspielkunst" besudelt vom Kot der Straße, die sie in den Niederungen der deutschen Kunst ziehen mußte, einander entgegen — da, wo sie sich berührten, auf dramatischem Gebiet! Ein grenzenloser Haß zwischen Dichtkunst und Theater war aufgewacht. So ließ sich von einer „Reinigung" des deutschen Theaters von seiten der deutschen Dichtkunst, die eine Reformation der ganzen Theaterkunst in die Wege leiten sollte, nicht viel erwarten, sie brachte die endgültige Trennung des volkstümlichen Elementes dramatischer Bühnenkunst von „dramatischer Literatur". . . .

Das war die große Täuschung, in der Gottsched sich befand, daß er meinte, eine Höherentwicklung der deutschen Theaterkunst dadurch herbeiführen zu können, daß er einen wesentlichen Bestandteil des deutschen Theaters einfach eliminierte, die allmähliche Ueberleitung des volkstümlichen Elementes in den Geist der Dramatik ausschaltete und

so eine natürliche Formwendung der deutschen Dramatik unmöglich machte. Denn „Harlekin" — der alte deutsche „Hans Wurst" — der auf der Bühne der Neuberin zum Zeichen ernsthaften „Wollens" dramatischer Kunst, zu einer großen Theaterkunst wieder zu kommen, in feierlichem Akt (1737) als „Störenfried" jeder ernsten dramatischen Handlung „verbrannt" — oder wie die neueste Forschung angenommen wissen will, von ihr nur „verbannt" worden ist (was praktisch auf dasselbe hinausläuft): war die Seele des eigentlich schauspielerischen Elementes der deutschen Theaterkunst, die Seele des deutschen Theaters selber! In Wirklichkeit stellt dieser Vorgang, mit dem der deutsche Gelehrte der Dichtkunst gewaltsam Raum auf der Bühne zu schaffen suchte, nichts, als die lange angesammelte Rache der Literatur am volkstümlichen Element des Theaters dar, in solcher Bedeutung ein Akt tieferer Symbolik: denn wie eingewurzelt die Abneigung gegen deutsches Theater (und hiermit haben wir das Problem der Zersplitterung dramatischer Kunst und Bühnenkunst im tiefsten gepackt) immer noch, bis heute noch, bei uns ist, dafür gibt ein so hervorragendes Wirk wie Friedrich Gundolfs: „Shakespeare und der deutsche Geist", das nicht allein für die Wissenschaft von Bedeutsamkeit ist, sondern auch unsere Erkenntnis, wie schwer deutscher Geist darum gerungen hat, in die Geheimnisse Shakespeareścher Kunst einzudringen und mit seinen „Gelehrten" doch nicht mehr, als dessen Geist — nicht ein Theater erfaßte — ein bedeutsames Zeichen Gottschedescher Ahnungslosigkeit und Unduldsamkeit. . . .

Bei unserer „Verachtung" deutscher Kunst, deren überlebender Vertreter auf der Bühne „Harlekin" gewesen war, in dem alle Literaturbeflissenen nur den Inbegriff aller „schlechten" Elemente des deutschen Theaters sahen . . . der schon in den heiligen Mysterien sein Unwesen getrieben — dann aus religiösem Kult, in dem es nur einen dieser heiligen Handlung widerstrebender Geist bekundet hatte, — in den Geist der großen dramatischen Dichtung (Hans Sachs) eingegangen war, nachher müßig umherlungerte, verrohte, bis er jetzt ganz aus ihr vertrieben wurde, sich außerhalb der dramatischen Dichtung sein eigenes Reich erbaute . . . nur wenige große Dichter nahmen ihn nunmehr in ihre Dichtung auf. . . . es ziemte sich nicht . . . und bei dem alle Vernunft besiegenden „Ergötzen" an fremden Geist und fremden Formen . . . „Verzeiht! — ich hör Euch deklamieren; Ihr last gewiß ein griechisch Trauerspiel!", — wurde nach der „Verurteilung" dieses Harkelin das allgemeine Urteil von der Minderwertigkeit der deutschen Schauspielkunst in die Aesthetik der Bühnenkunst auch übertragen — und die notwendige Folge war eine verschiedenartige „Beurteilung" beider Elemente dramatischer Kunst und Bühnenkunst auch vor dem Geiste der Dramatik, das heißt: eine völlig sinnlose Zurücksetzung des rein schauspielerischen Elementes vor dem dichterischen setzte ein: in der „Pflege" und zugleich damit im Schaffen unserer Theaterkunst. . . . Gaukler und Gelehrte rissen von der Seele der Dramatik aus einer „Teilform" dramatischer Kunst und Bühnenkunst in die andere. . . .! Das ist der Grund, weshalb wir heute so viel „Dramen" von hoher literarischer Bedeutung und „Artistik" der Bühnenkunst in überreichlichem Maße besitzen — doch keine Tradition von Formen, die eine fortlaufende Entwicklung des Geistes dramatischer Kunst und Bühnenkunst zu „absoluter" Kunst bedeuten könnte!

Wie gelangen wir nun zu einer absoluten Kunst der Bühne? Indem wir den Abgrund schließen, der zwischen unseren Anschauungen klafft! Nicht durch ein „Genie", auf das wir in unseren „Theorien" immer warteten . . . das uns als die einzig mögliche Lösung aller Problemfragen unserer Bühnenkunst erschien! Ein „Genie" selbst kann nur die Formen aufnehmen, „neu" schaffen in seinem Geist, die wir ihm hinterlassen haben. Shakespeare ist ohne die Tradition seiner Bretterbühne undenkbar. Nicht — daß er diese einfachen Formen in seinem Werk gestaltete —, macht seine Größe aus; doch, daß er sie vorfand, setzte ihn instand, sein großes Werk zu schaffen. Weil Goethe keine Formen unseres Theaters, die seit Hans Sachs völlig abgebrochen lagen, für sein Werk gegeben waren, wurde „Faust" kein Theaterstück — vermochte sein Genie aus den zersplitterten Formen der Renaissancebühne nur die fremdländisch schönen Werke: „Iphigenie" und „Tasso" als Dramatiker vollkommen zu gestalten. Es ist nicht — Zufall nur, auf welchem Gebiet der Kunst einem Volke ein großer „Schöpfer" kommt. Die Größe seines Geistes ist unabhängig von seiner Zeit, doch nicht von seiner — Kunst!

Wir rufen nach dem „Dichter", der uns „Shakespearesche" Komödien schafft — das ist falsch! Schaffen wir den Geist, aus dem „unsere" Komödie wächst, dann bereiten wir den Weg, dem — der kommen wird!

Alle große Kunst wuchs seit je aus dem Volksgeist; diese Entwicklung wurde bei uns durch die Übernahme der „Renaissancebühne" unterbrochen! Wir werden uns zu entscheiden haben —, ob wir diese Formen, mit denen der „Bruch" innerlich längst vollzogen ist, aus unserem Schaffen endlich abwerfen wollen oder nicht; nicht, daß wir zu unseren Anfängen zurückkehren . . . unser Geist ist unter der fremden Hülle herangereift! Er wird sie von selber abstoßen — wenn wir dem Geist folgen, der aus unseren „Kämpfern": dem jungen Goethe, Kleist, Grabbe, Büchner zu uns spricht . . . ! Wir stritten zu viel bisher um die — Formen, achteten zu wenig des Geists! Der Geist nur bringt die Höherentwicklung einer Kunst. „Theater" wächst so organisch aus seinen Formen wie jede Kunst! „Kunst" ist die Entwicklung der im Geiste einer Kunst schlummernden, von allem Anfang an in ihr beschlossenen „Formen". Wie wir diese Formen „entwickeln", darauf kommt es an! Kultur heiß die „Pflege" dieser Formen! . . . ! Wir müssen unser Gefühl nur dem Theater wieder öffnen, das Theater wieder als eine heilige Handlung betrachten, als eine Angelegenheit — die „uns" betrifft — dann werden wir auch zu einer — „volkstümlichen" Handlung wieder kommen, zu einer Tradition von Formen unserer Bühnenkunst, die „unseren" Geist atmen, zu geschlossenen — und damit „absoluten" Formen unserer Bühnenkunst und uns bewußt bleiben, daß dramatische Kunst und Bühnenkunst die künstlerische Synthese zweier Künste darstellt — des Geistes von Dichtkunst und Schauspielkunst im Geiste der „Dramatik", in schöpferischer Bühnendichtkunst! Das war es, was nach dem Niedergang unserer Theaterkulturformen eine folgerichtige Entwicklung dramatischer Kunst verhinderte — eine Kristallisation beider Formen, der Schauspielkunst und Dichtkunst, im spezifischen Geiste der Dramatik nicht zustande kommen, daß das Bewußtsein der Einheit beider im Geiste der Dramatik nicht tief genug in uns verwurzelt war, so daß eine Trennung beider Elemente zum Segen unserer Theaterkunst uns überhaupt — möglich erschien . . . und das ist die Gefahr, die uns droht, daß jetzt, da ein neuer Geist aufgestanden ist, der unsere Kunst aus den Tiefen aufwühlt, der uns hoffen läßt, daß endlich jetzt eigene Formen aus diesen Tiefen aufsteigen, in denen unsere Kunst sich ganz erfüllt, daß diese Formen wieder in die Einzelelemente unserer Kunst zersplittern, wenn wir nicht stark genug das Bewußtsein dieser Einheit aufrecht erhalten. . . .

Das neue Russentum / Von Iwan Faludi

Sie haben eine unverständlich kühne Geste, diese Ostländer: ein fanatischer Eigensinn leitet sie auf allen ihrer entlegenen, abseitigen Pfaden, bei allen ihrer haarsträubenden Versuche. Es ist kein Unterschied zwischen der unpolitischen Individualität eines Gorkij und der vaterländischen Paragraphenüberzeugung eines Kerenskij; es gibt nur leise Schattierungen zwischen dem hundertmal geschlagenen Koltschak und seinem tausendfach verspotteten Gegner, Lenin. Die Breschko-Breschkowskaja bezaubert heute noch, nach der grauenvollen Jahrzehnten ihrer sibirischen Verbannung, ihre Zuhörerschaft, wenn sie aus Rednerpult tritt. Und Großfürst Nikolaj Nikolajewitsch träumte in seiner südrussischen Gefangenschaft von einer glücklichen Zeit, wo er mit der Zarenkrone aller orthodox-griechischen Völker gekrönt wird.

„Das sind Träumer", — so sahen wir die Russen, als sie in den Dielen eleganter Schweizer Pensionen wortlos, düsteren Blickes vor sich hinstarrten. „Das sind Träumer", — sagten wir mit Ueberzeugung von dem Verfasser und von den Herden der „Auferstehung", als West- und Mitteleuropa den literarischen Nachlaß längst begrabener Petersburger Revolutionäre noch nicht nach den mörderisch-umstürzlerischen Ideen durchforschte. „Das sind Träumer", —dachten wir mit einem Mitleid und Haß gemischten Gefühl, als wir aus den Taschen gefallener Generalstäbler die Karte der Mark Brandenburg hervorholten. . . .

Und doch war die Eroberergeste des Zaren nur ein Sich-Strecken des ausgeruhten, erwachenden Riesen, ebenso wie es später die Ermordung eines Rasputin oder die selbstlose Revolution eines Kerenskij waren; die weltzerstörenden und -aufbauenden Tendenzen eines Lenin werden vom selben russischen Herzen genährt wie die psychiatrischen Versuche des Professor Bechterew. Den durch Jahrzehnte verkündeten pangermanistischen Gedanken überrannte im Nu das Moskowitenvolk in seinem „Drang nach Westen".

Umsonst suchen wir in unserem Gedächtnis und in unseren Büchern nach dem heutigen russischen Typ; umsonst möchten wir im „Krieg und Frieden" jenes anarchistischen Grafen die handelnden Helden des heutigen Petersburg entdecken. Eine Romangestalt könnte wohl als Vorläufer der Menschen von heute gelten: Iwan Karamasow. (Vielleicht nur deswegen, weil Dostojewskij aus ihm keinen Helden schuf.)

Iwan Karamasow, der Georgsritter der Anarchie des Willens, der den siebenköpfigen Drachen der religiösen und familiären Determination tötet, reitet und kämpft und unterliegt heute in vielen Gestalten im Lande des Schnees und des Gefühls. Iwan Karamasow (und Uljanow-Lenin und Maxim Gorkij) sind die kräftigste Verneinung des stillen Tolstojschen Anarchisten. Menschen dieser Art vermögen die Menge nicht in Bewegung zu setzen, wohl aber ihre Passivität geschickt zu verwerten. Das Vorrücken eines Wrangel hat für sie weniger Bedeutung, als die Frage, wie man die Petersburger in ihrer Lethargie erhält. Nicht die eigene willensgepanzerte Brust stemmen sie dem Ansturm äußerer Kräfte entgegen, sondern sie bereiten den Weg für die Stoßkraft des Willens der Hunderttausende. Auch den General Judenitsch drängte weniger die eigene Ohnmacht von Zarskoje Selo zurück, als die unermüdliche Anstrengung der Lenins.

Aber den andern Typ, die nur innerlich lebende, gleichgültige Menschenvariante des europäischen Fakirs wird man im heutigen Petersburg wohl auch auffinden können. Man darf nur eine Kneipe besuchen, wo die weißen Hände einer Fürstin N. den Tee ohne Zucker verteilen; man muß nur einen Spaziergang über den Newskij machen, wo Graf W., der Leibgardist des Zaren, sein Droschkenpferd putzt. Sie sind uns keine Ideale, aber sie sind unsere Mitmenschen, die wir verstehen und bemitleiden in ihrem entschlossenen Lebenskompromiß, in ihren vernachlässigten, abgeschliffenen Lebensformen.

Den neuen Typ schob nicht die Revolution von 1905 in den Vordergrund. Damals zeichneten noch Träumer, Schwärmer die grenzenlose, einfarbige Karte der großen, einheitlichen Welt. Kleine Gymnasiastinnen und Militärschüler, die sich an Romanen begeisterten, wollten damals Väterchen die irdische und himmlische Konstitution diktieren. Durch die Hand anderer wollten sie die in ihrem Geist entstandenen Schönheiten verwirklichen. Aber die Herrscherhand Nikolajs fegte sie hinweg samt ihren Landkarten, Gedichten und Wunderhoffnungen.

Doch — das Wunder mußte ja kommen. Der Boden des zerfallenden, zerrütteten Zarenreichs war für das Wunder reif. Man glaubte, daß der neue Mensch — der Muschik — dem sammetweichen Strandboden der Wolga oder dem unkultivierten Humus des fernen Turkestan entspringen werde. In Moskau hatte man schon Vorbereitungen getroffen zum Empfang des volkstümlichen Kulturwunders. Man bereitete schon die literarische Krippe vor, in die die Herren Professoren jeden talentierten Bauernburschen hineinzulegen willens waren. Es harrte des Wunderkindes die Krippe der Kunst, aus der der begabte Schukow tatsächlich Großes gestaltete. Aber in der politischen Krippe konnte man Rasputin, den Wunderpopen, nicht festhalten; denn dieser richtete in der für ihn bestimmten Krippe ein Fressen an für ganz Petersburg. Auch er war nicht der neue Mensch, weil er mit seinem bezaubernden Mannestum nicht auf bestimmte (menschlich bewertete) Ziele losging. (Das einzige, was er erreichte, war der Triumph des geschlechtlich Ueberlegenen über die dekadente Sinnlichkeit am Zarenhofe.)

Und doch schritten über die Leiche des Rasputin die ersten Verkündiger des kaum erhofften Wunders, nicht der erwartete barfüßige Sprosse des entlegenen Bauernhofes, sondern die Kinder degenerierter Magnatenfamilien: die vier fürstlichen Mörder des Grischka Rasputin.

Das war der erste Stoß gegen die alten, verrotteten Staatsdämme, über die bald der Sturmvogel Kerenskij mit seinen Reden in der alten Duma hinfegte. Ist es wahr (man erzählt etwas Aehnliches!), daß dieser moderne Salonpolitiker nach dem Sieg der bolschewistischen Revolution sich eine Zeit-

lang als Arbeiter in einer schwedischen Zuckerfabrik anstellen ließ? Nein. Die rechts- und linksstehenden Feinde der Kerenskijs können alles von ihrem gefährlichsten Gegner erzählen, nur das eine nicht, daß er mit unbeholfenen Gesten gegen politische Windmühlen angekämpft hat, oder daß er Zucker zum Tee der Fürstin N. hätte liefern wollen?! Das Lager dieser Kerenskijs wird auch in Paris ein erbitterter Feind des fremden oder alten Kurses werden; es protestiert gegen die Bevorzugung eines Koltschak, agitiert für die demokratische Freiheit und führt keinen Pressekrieg — im Interesse längst erledigter, vernichteter Gegner.

Man muß in einer Spätsommernacht die Wolga hinabreisen, auf dem Deck eines öden, gespenstigfinsteren Schiffes, um den unverwüstlichen Glauben, das felsenstarke Selbstvertrauen der Ausgestoßenen verstehen zu können. Wer so den russischen Fluß, die „Matuschka" hinabgleitet, empfindet in allen Nerven die zum starken Glauben werdende fixe Idee, daß dieses Schiff sein Schiff sei, das er durch Wind und Sturm zu fernen Meereshäfen steuert. Da ist kein Fatalismus der Emigranten, kein Rausch des keuschen Erdbodens, sondern das „Ich"-Bewußtsein des modernen Europäers. In ganz Rußland ist die Wolga das einzig beunruhigende, erschütternd erhabene „Element". (Und Maxim Gorkij absolvierte seine Lehrjahre auf einem Wolgadampfer!)

Das Zeitalter der Dekadenz ist für Rußland — vielleicht endgültig — vorüber. Die neue Richtung ruft das Vermächtnis der tatkräftigen Wareger ins Leben. Mag das goldene Zeitalter der Kommissare mit einem Kompromiß oder mit einem schändlichen Sturz enden, dennoch steht eines fest: daß die neuen russischen Götter das Herzschlagen ihrer Völker nicht aus Büchern zu vernehmen trachten; es steht fest, daß die neuen Götter vom hohen Olymp ihres Bücherschrankes herab auf diesen unglücklichen, doch lockenden, Probleme versprechenden Erdball zurückkehren werden. Die neuen Götter (ob Lenin, ob Kerenskij?) müssen ihre göttlichen Titel ablegen, um ihren stolzen Olymp zu erhalten.

Es war vor vier Jahren. . . . Wir standen an einem späten, kalten Herbstabend auf der Schiffsbrücke im Hafen von Samara. Strenge, düstere Soldaten des Väterchen Zaren bewachten uns mit aufgepflanzten Bajonetten. Neben uns arbeiteten wortlose, kräftige Matrosen. Und von ihnen trat ein bärtiger Genosse — er war aus der revolutionären Schwarzmeerflotte — zu uns. Er wollte mit uns sprechen, aber die Wache erlaubte es nicht. Unser Matrose trat einen Augenblick zurück, dann jedoch schob er den Wachsoldaten beiseite: „Laßt mich, ich will zu ihnen reden, wie ein Mensch zu seinen Mitmenschen!"

Er reichte uns seine gefurchten, ausgearbeiteten Hände, und schrie uns wild zu: „Brüder, meine Brüder!"

Ich glaube, auch er hatte Teil an der neuen russischen Göttlichkeit.

Ich glaube, auch ihn werden nicht Lenin, auch nicht Kerenskij, sondern der in ihm ringende Glaube und die Liebe vom ohnmächtigen russischen Pessimismus retten.

RANDBEMERKUNGEN

Sehn Sie, das ist ein Geschäft.

Groß-Berlin hat mit seinen kommunalisierten geschäftlichen Betrieben ebensowenig Glück wie das rote Neukölln, wo die sozialdemokratische Mehrheit in der Gemeindeverwaltung schon vor einigen Jahren nach sozialistischen Rezepten großzügige geschäftliche Unternehmungen von Stadt wegen ins Leben rief. Natürlich durfte das neugeschaffene Groß-Berlin hinter Neukölln nicht zurückbleiben, und es wurde auch hier im Frühjahr 1920 ein städtisches Anschaffungsamt ins Leben gerufen. Es begann mit einer Abteilung für Textilwaren, für die der Magistrat einen Kredit von drei Millionen Mark bewilligte. Webwaren und Strickwaren wurden in großen Mengen eingekauft. Bald mußten weitere Kredite bewilligt werden, so daß schließlich zwölf Millionen Mark in das städtische Geschäft hinein-

gesteckt worden sind. Besondere Abteilungen für Schuhwaren, Lebensmittel und Chemikalien wurden dem Textilwarengeschäft angegliedert. Obwohl aber in den städtischen Anstalten, Verwaltungen usw. eine Abnehmerschaft zur Verfügung stand, denen der Bezug ihres Bedarfs aus dem städtischen Anschaffungsamt einfach aufgezwungen wurde, ist das nunmehr vorliegende Ergebnis des ersten Geschäftsjahres überaus kläglich. Rein rechnungsmäßig ergibt sich ein Verlust von nicht weniger als 284 557 M., und zwar in einem Geschäft, daß nach sozialistischen Versicherungen der Stadt erhebliche Gewinne bringen sollte. Andererseits ist selbst von seiten der städtischen Verwaltungen oft genug geklagt worden, daß die vom städtischen Anschaffungsamt bezogenen Waren nicht billiger, sondern nicht unerheblich teurer seien, als sie in gleicher Güte durch den freien Handel hätten bezogen werden können. Der Handel muß doch aber mit Verdienst arbeiten. Wo ist der nun beim städtischen Anschaffungsamt geblieben? Die kostspielige Verwaltung und das unkaufmännische Geschäftsgebaren hat sie offenbar restlos verschlungen und dazu noch das erhebliche Defizit verursacht. Nicht weniger als 601 600 M. sind als Konjunkturverlust in Baumwollstoffen gebucht worden. 89 000 Mark sind in Schwesternkleidung, 164 000 M. in Windeln, 52 100 M. in Winterkonfektion verwirtschaftet worden. Insgesamt wurden bei dem Textilwarenvertrieb 1 034 700 M. zugesetzt. Als Grund dieser Verlustabschreibungen werden die hohen Arbeitslöhne angegeben, die für die Anfertigung in den eigenen Betriebswerkstätten hätten gezahlt werden müssen. Aber hohe Löhne muß heute bekanntlich auch die Privatindustrie bezahlen. Es mag freilich sein, daß die städtischen Betriebswerkstätten vielfach als parteigenössische Versorgungsanstalten betrachtet werden und daß dort deshalb bei höheren Löhnen weniger gearbeitet wird als in der Privatindustrie. Aber das ist doch gewiß auch kein Ruhmesblatt für das kommunale Wirtschaftssystem. Auch scheint es, daß in den kaufmännischen Betrieben des städtischen Anschaffungsamtes die Zustände nicht viel besser sind, als in den Betriebswerkstätten, denn es ist ausdrücklich festgestellt worden, daß ein einwandfreier Bericht über den Stand des Geschäfts deswegen unmöglich sei, weil die Buchführung nur behelfsmäßig war und erst seit dem Herbst 1920 in kaufmännischer Weise erfolgt ist. Was würde man wohl sagen, wenn in einem privaten Geschäft mit solchen Millionenumsätzen ähnliche Zustände enthüllt werden würden. Doch das ist einfach unmöglich, denn der Unternehmer würde schon in Wahrnehmung seines eigenen Interesses und um sich nicht evtl. strafbar zu machen, dafür sorgen, daß solche Mißstände nicht einreißen können. In einem kommunalen Betriebe aber besteht dieses Interesse an der Ordnung offenbar nicht. Jedenfalls können die erheblichen Mängel in der Lagerbuchführung und die Fehler, die in dieser nachgewiesen worden sind, keinesfalls, wie es seitens des Anschaffungsamtes geschieht, mit Personalmangel und wiederholtem Personalwechsel entschuldigt werden. Damit muß heute jeder Kaufmann rechnen, und wir möchten das Gericht sehen, das z. B. bei einem geschäftlichen Zusammenbruch in diesen Umständen auch nur einen Milderungsgrund erblicken würde. — —

Das städtische Anschaffungsamt freilich braucht eine solche Kritik nicht zu scheuen, denn das Defizit wird natürlich aus dem städtischen Säckel gedeckt. Die rote Stadtverordnetenmehrheit aber wird ihrem heißgeliebten Kommunalbetriebe natürlich nicht wehe tun, sondern für alle Fehler die nötigen Entschuldigungsgründe finden. Nur wenn etwa am 16. Oktober die Wählerschaft dafür sorgen sollte, daß die jetzige rote Mehrheit im Groß-Berliner Stadtparlament und Magistrat wieder beseitigt wird, ist es möglich, daß auch im kommunalen Anschaffungsamt einmal gründlich aufgeräumt wird. Außerhalb Berlins aber wird das Bürgertum gut tun, rechtzeitig dafür zu sorgen, daß ein so unhaltbarer Zustand, solche Zuschußwirtschaft durch die kommunalisierten Betriebe nicht erst einreißt, denn alle Erfahrungen, die man mit der Kommunalisierung bisher gemacht hat, beweisen, daß mit ihr zugleich die Unordnung und die Finanznot in den städtischen Haushalten ihren Einzug hält.

Bühne und Kleiderfetischismus.

Früher ging man ins Theater, um sich einen künstlerischen Genuß, meinetwegen auch ein künstlerisches Erlebnis zu verschaffen, heute sträubt man sich gegen jedes innere Erleben, man braucht Sen-

sationen, um sich über die Ödigkeit des Alltags hinwegzutäuschen. Um dieser Zeitstimmung Rechnung zu tragen, hat sich die Bühne in bemerkenswerter Analogie mit dem Kino in eine Schaubude umgewandelt. Das historische Stück zieht schon lange nicht mehr; das Publikum will den Menschen in seiner modischen Aufstakelung sehen, elegante Männer wie schicke Frauen, es treibt, ohne daß ihm dieser Vorgang klar zum Bewußtsein gelangt, einen unerhörten Kleiderfetischismus. Und die Bühnenkünstler — vice versa — einen Kleiderluxus, der ein Hohn ist auf das Elend und die Dürftigkeit unserer Zeit.

Wir haben es bereits so weit gebracht, daß nicht mehr das Talent, sondern die Garderobe das Schicksal der Schauspieler und mehr noch der Schauspielerin bestimmt. Hieß es früher: „Was kann er?", so heißt es nunmehr: „Was hat er (bzw. sie) anzuziehen?" Im Bühnenvertrag werden die Künstler zu einem Kleiderfundus verpflichtet, der ungefähr zur Deckung des Kleidungsbedürfnisses für ein Lebensalter ausreicht. Die Damen müssen außer verschiedenen Straßenkleidern zwei Gesellschaftskleider, ein Ballkleid, ein Negligé, einen Sommer- und einen Wintermantel mit den dazugehörigen Schuhen, Strümpfen und Hüten für den Bühnengebrauch besitzen. Von den Herren wird gefordert: ein Frack, ein Smoking, ein Cutaway, mehrere Straßenanzüge und mehrere Mäntel. Welchen Wert diese „Bühnenrequisiten", gemessen an unserer elenden Valuta, heute darstellen, bedarf keiner besonderen Erörterung. Immerhin sind dies die unumgänglich notwendigen Kleidungsstücke für die Bühne. Was jedoch ein Bühnenstar — sagen wir eine Operettendiva — für die würdige Kreierung ihrer Rolle braucht, geht einfach ins Fabelhafte. Nach einer Zeitungsnotiz benutzte die Hauptdarstellerin einer Operette acht verschiedene Kostüme. Kostenpunkt: 120 000 Mark. Die Bekleidung von vier Solistinnen und zwei Chordamen in derselben Operette kostete das runde Sümmchen von 130 000 Mark. Selbstverständlich waren alle Kostümstücke aus bestem und echtem Material hergestellt, mit reichem Spitzenbehang und kostbarem Rauchwerk verziert. Ein Schauspieler, der in einem modernen Gesellschaftsstück auftritt, berechnet seinen jährlichen Kleideretat mit 90 bis 100 000 Mark. Wie unter diesen Verhältnissen das Budget des Künstlers balanciert werden kann, wird manchem rätselhaft erscheinen. Kein Wunder, daß die Eintrittspreise der Theater ständig in die Höhe klettern und das Theater zu einer Schaubude für eine Gesellschaft von Schiebern wird, die immer nur auf der Jagd nach Sensationen ist.

Mußte es dahin kommen? Mußten die Theaterdirektoren den bösesten Instinkten und dem Kleiderfetischismus eines minderwertigen Publikums Rechnung tragen, um den Thespiskarren im Gleichgewicht zu halten? Genügt es nicht, daß in den Straßen von Berlin WW. der Kleiderluxus sich in herausfordernster Weise breitmacht? Es ließe sich noch manche Frage zur Diskussion stellen, leider hat es wenig Wert, da den geschätzten Zeitgenossen jedes Verständnis für die Lebensnotwendigkeiten unseres Volkes abhanden gekommen zu sein scheint.

Zum Kellnerstreik.

Der Kellner steht bei aller Anerkennung seines sehr ehrenwerten und häufig auch sehr aufreibenden Berufs in Berlin nicht in hohem Ansehen. Das mag auf einem Vorurteil aus der alten vorrevolutionären Zeit beruhen, als der Kellner seine Entlöhnung für geleistete Dienste in Form von Trinkgeldern fand und sein Benehmen gegen den Gast nach der Höhe des Bedienungsgeldes einstellte. Schon das Wort „Trinkgeld" hatte einen despektierlichen Beigeschmack angenommen, wie etwa das Almosen, das man in einer Laune dem Bettler zuwirft. Die organisierten Gastwirtsgehilfen, die die Besten ihres Standes umfaßten, kämpften jahrelang vergeblich gegen diesen entwürdigenden Zustand an, bis auch ihnen die Stunde der Befreiung schlug. In den Tagen der Revolution war es, als die Kellner ihre alte Forderung, das Trinkgeld durch einen zehnprozentigen Aufschlag auf Speisen und Getränke abzulösen, durchsetzten. In einem zu dem Zweck veranstalteten Demonstrationszuge wurden Plakate getragen mit der Inschrift: „Es ist eines deutschen Mannes unwürdig, Trinkgelder in Empfang zu nehmen." Das Publikum stand in diesen Angelegenheit durchaus auf seiten der Kellner, und man kann sagen, daß sich die Ablösung des Trinkgeldes reibungslos vollzog. Aber wie lange! In kürzester Frist schlich sich das alte Übel wieder ein. Publikum wie Kellner konnten

trotz besserer Erkenntnis von dem alten Brauch nicht lassen: die einen im Trinkgeldgeben, die anderen im Trinkgeldnehmen. Es wurde gewissermaßen ein Trinkgeld auf das andere gepfropft. Der Gast bezahlte, wenigstens in den besseren Restaurants, zunächst den zehnprozentigen Aufschlag auf Speisen und Getränke als Bedienungsgeld für den Kellner, dann ein neues Trinkgeld für besondere Dienstleistungen — an Gelegenheit dazu fehlt es ja in einem modernen Restaurationsbetriebe nie. Ich habe niemals bemerkt, daß ein Kellner in verletztem Berufsstolz das Extratrinkgeld zurückgewiesen hätte.

Nunmehr sind die Kellner in eine neue Lohnbewegung eingetreten. Sie fordern die Aufhebung des zehnprozentigen Zuschlags und an Stelle dessen eine feste Entlohnung. Ob die Forderung berechtigt ist, kann ich nicht entscheiden, jedoch sind die Mittel, deren sich die Kellner zu ihrer Durchführung bedienen, nicht recht in Einklang zu bringen mit den von jeder anderen Arbeiterkategorie im Wirtschaftskampf beobachteten Formen. Die Kellner sind, was man kaum vermutet hätte, ein überaus kampffreudiges Volk. Im Vertrauen auf ihre gute Sache verschmähen sie es sogar nicht, sich mit der Sipo zu messen. Arbeitgeber, die es wagen, ihren Betrieb unter Heranziehung von Outsidern aufrechtzuerhalten, werden kurzerhand verprügelt. Zertrümmerte Fensterscheiben, zerbrochene Stühle und Tische zeugen in verschiedenen Restaurants von der fröhlichen Kampfstimmung der Streikenden. Ebenso nehmen die Versammlungen einen äußerst turbulenten Charakter an. Rücksichten auf die Bedürfnisse des Trinkgeld spendenden Publikums werden nicht genommen, auch nicht auf die Lebensnotwendigkeiten des Gastwirtsgewerbes. Die Verwilderung, die sich durch die Proklamierung des Faustrechts charakterisiert, hat bei uns schon recht bedenkliche Formen angenommen. Dieser Streik mit seinen bösen Begleiterscheinungen ist ganz dazu angetan, die Sympathien für die Berliner Kellner auf den Nullpunkt herabzusetzen. Sollte es schließlich zu einer Einigung zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern kommen, so müßte auch das Publikum endlich anfangen, die Forderungen der Gastwirtsgehilfen ernst zu nehmen — und keinen Pfennig Trinkgeld mehr zahlen, auch nicht für besondere Dienstleistungen. Denn solches ist eines deutschen Mannes unwürdig!

Der Mestiz / Novelle von Eva von Carlberg

Rockey-Pool lächelte, als der Farmer Bekani ihm seine Tochter verweigerte. Die Tür hinter sich zuziehend, blieb er einige Minuten lang mit geschlossenen Augen unbeweglich stehen. Der Knecht, der ihm sein Reitpferd hielt, sah mit offenem Munde dem Anschein einer Gemütsbewegung seines Herrn zu.

Rockey-Pool ritt mit einem Umweg nach Hause und war nicht im mindesten überrascht, Mr. Bekani mit seiner Tochter bereits auf ihn wartend vorzufinden. Ohne sie auch nur zu Wort kommen zu lassen oder irgendeine Frage zu stellen, sagte er gleich: „All right" und bestimmte den Tag der Hochzeit.

Kurze Zeit nach den Eheschlußfeierlichkeiten starb Mr. Bekani am Herzschlag. Während der alte Herr in den Armen eines Dieners zusammenbrach, schrie das Telephon durch das Haus, Rockey-Pool fragte nach dem Befinden seines Schwiegervaters. Da Mr. Bekani sich vorher aber durchaus nicht kränklich gezeigt hatte, wunderte man sich über Rockey-Pools genau im rechten Moment eintretende Besorgnis. Man sprach von Telepathie, erzählte sich andere seltsame Vorkommnisse in Sterbefällen und erklärte Rockey-Pool für einen sensitiven, feinnervigen Menschen.

Bei der Beerdigung lernte er zum erstenmal seine neuen Geschwister, Schwager und Schwägerin kennen. Anfangs zeigten sie sich ihm gegenüber zurückhaltend, bald aber fühlten sie sich gleichsam in seinem Bann, und als sie abreisten, verabschiedeten sie sich von ihm auf das herzlichste und in bester Freundschaft.

Rockey-Pool schenkte seinem Schwager zu seinem Geburtstage — einen Lieblingswunsch von ihm erfüllend — eine Segeljacht.

Er zog mit seiner Frau in die Farm seines verstorbenen Schwiegervaters. Aber Mabel Rockey-Pool, so sehr sie sich anfangs gefreut hatte, in die Räume ihrer Kindheit zurückzukehren, war es gräßlich, Rockey-Pool in eben dem Sessel, in welchem ihr Vater gestorben war, stundenlang mit ehernem Gesichtsausdruck und geschlossenen Augen sitzen zu sehen. Als sie jedoch einmal energisch verlangte, den Arzt zu rufen, sah er sie so verächtlich und höhnisch lächelnd an, daß sie verstummte und nie wieder davon anfing. Da traf eines Tages, nachdem ihr Bruder, oft ganz erfüllt von seinen Touren, die er auf seiner Segeljacht machte, geschrieben hatte, die Nachricht von seinem Freunde ein, daß er auf einer Segelfahrt vom Sturm überrascht und verunglückt wäre.

Von unendlichem Schmerz getroffen, trauerte Mabel lange und echt nach ihm. Während der ganzen Zeit quälte sie außerdem ein unbestimmtes Gefühl Rockey-Pool gegenüber. Es war ihr nachträglich bewußt geworden, daß er seltsam sieghaft und freudig gelächelt hatte, als er den Brief mit der Todesnachricht empfing. Sie trug ihm zudem nach, daß er es gewesen war, der ihrem Bruder die Jacht geschenkt hatte, und endlich konnte sie nicht umhin, sein schweigsames Hindämmern auf dem Lehnsessel ihres Vaters als etwas unsagbar Peinigendes, ja Furchteinflößendes zu empfinden. Durch die tief bewegenden, einander so schnell folgenden, plötzlichen Todesfälle ihrer Familie und damit zugleich auch ihrer Kindheit innerlich nahegebracht, fühlte sie eine alte Neigung zu einem Vetter, dem sie seit frühester Jugend Treue gehalten hatte, in sich auferstehen. Sie kam nicht los von Staunen und Verwunderung über sich selbst, daß sie an jenem Vormittag, nachdem sie ihren Vater gebeten hatte, Rockey-Pool abzuweisen, ihn nachher kniefällig beschworen hatte, daß sie sterben oder seine Frau sein wolle. Was hatte sie dazu getrieben? Verzweiflung über ihren Treubruch ihrer ersten Liebe gegenüber mischte sich in ihr mit Abscheu vor ihrem Gatten.

In diesem Zustand befand sie sich, als eines Tages ihre Schwester mit ihrem Mann zum Besuch kam. Sie waren im Begriff, einer Anregung Rockey-Pools folgend, sich nach Europa einzuschiffen, um einige Wochen lang Hochtouren in der Schweiz zu machen. Mabel schrie unterdrückt auf, als sie das hörte, so daß Rockey-Pool sie einige Augenblicke lang sprachlos anstarrte. Dann bat sie darum und erhielt die Erlaubnis, ihre Geschwister bis in die Hafenstadt zu begleiten. Unterwegs begann sie, stockend und immer wieder von neuem anfangend, ihre Einwände gegen die Reise vorzubringen. Sie hatte ein unerklärliches, deutliches Ahnungsgefühl, das laut in ihr warnte. Ihre Schwester lachte sie aus. Darauf brach Mabel in Tränen aus und fragte unvermittelt, ohne Übergang, ob es denn Rockey-Pool gewesen wäre, der sie zur Reise angeregt habe. Allmählich erriet die Schwester, daß Mabel ihren Mann auf eine verzweifelte Art fürchtete. Erst, als sie wiederholt versicherte, daß sie schon kurz vor Empfang eines Briefes von Rockey-Pool zur Reise entschlossen gewesen waren, wurde Mabel ruhiger, aber ihr Auge behielt die merkwürdige Starrheit, die ihrer Schwester beim Wiedersehen so aufgefallen war. Die große Bewegtheit, die Mabel beim Abschiednehmen nicht verstecken konnte, bestätigte der Schwester, daß sie ihren Mann nicht mehr liebe. Sie lud sie nach ihrer Rückkehr auf längere Zeit zu sich ein, entschlossen, Mabel zu helfen, und sei es durch Scheidung von Rockey-Pool.

Mabel fuhr, wie von einem schweren Druck befreit, nach Hause. Wieder war Hoffnung in ihr. Ihr zusammengefaltetes Wesen breitete sich wiederum aus. Sie blühte auf. Ihr Mann sagte einige Tage nach ihrer Rückkehr, daß er eine Geschäftsreise machen müßte. Die Einsamkeit machte sie schön. Wie erschreckt war sie aber, als der Freund ihres Bruders ihr schrieb, Rockey-Pool sei dort und säße tagelang auf der früheren Jacht ihres Bruders, ohne sich zu regen oder Nahrung zu sich zu nehmen. Quälende Unruhe befiel sie. Sie wußte sich keinen Rat. Als er zurückkam, abgespannt, fahl, überanstrengt, kündigte er ihr eine schmerzliche Botschaft an. — „Abgestürzt?" schrie sie auf. „Alle beide?" — Mabel fiel lang hin. Am andern Tage kam das Telegramm aus Europa mit der Todesnachricht. Mabel erstarrte, aber Rockey-Pool wagte sie nicht zu fragen, auf welche Weise er es früher erfahren hatte. Sie erholte sich nicht mehr. Verlassen, von allen, die ihr von Natur aus nahestanden, hilflos, einem Manne gehörend, vor dem es ihr graute, siechte sie langsam

dahin. Ihre Kräfte verließen sie, Ohnmachten überfielen sie oft. Als sie einmal aus einer noch nicht die Kraft gefunden hatte, ihre Augen zu öffnen, fühlte sie deutlich die Nähe Rockey-Pools, seinen dunklen Gesichtsausdruck und hörte ihn wie zu sich selbst sagen: „Also jetzt nur noch die eine . . .“ Als sie sich dann entsetzt aufrichtete, erkannte sie, daß sie sich getäuscht hatte, denn es war niemand im Zimmer, ja, sie stellte sogar fest, daß Rockey-Pool um dieselbe Zeit nicht zu Hause war. Da glaubte sie, ihm im Innern abbitten zu müssen, nahm an, daß wie dieser eine Verdacht vielleicht auch alle übrigen unbegründet gewesen wären. Aber sie kam nicht wieder hoch. Eines Morgens war sie so schwach, daß es ihr nicht mehr möglich war, sich hochzurichten. Sie schickte nach Rockey-Pool. Er lächelte, als er sie ansah. Sie hatte nicht mehr die Kraft, ihn zu bitten, sie nicht anzusehen. — So sah er sie immer weiter an mit einem seltsamen Lächeln — sie schloß die Augen und fühlte es trotzdem — sein Lächeln hing über ihr so wie ein Schwert . . . . . Ihre Seele ertrug es nicht, wandte sich, flüchtete sich vor diesem Lächeln, rettete sich in eine andere Welt.

Die Dame mit den geheimnisvollen Augen / Von Martin Feuchtwanger

Ich komme mit Frau und Kind von der Sommerreise zurück, braungebrannt, gestärkt, erholt. Meine Stadtwohnung macht mir von neuem Freude. Ah, die schweren schwarzen Eichenmöbel, die Perserteppiche, das Silber und das Kristall . . . Sie ist gut instandgesetzt. Unsere Johanna ist ein tüchiges Mädchen. Sie sieht blaß und angegriffen aus. „Wir müssen ihr ein ordentliches Geschenk geben“, sagte ich zu meiner Frau, „wir sitzen unten im Gebirge und amüsieren uns und sie rackert sich in der alten Stadt ab; die ganze Bibliothek, die Vorhänge, alles hat sie in Ordnung gebracht. Wir können von Glück sprechen, daß wir ein so ordentliches Mädchen haben“! „Sie hat auch ihre Schattenseiten“, antwortete meine Frau, um zu widersprechen. „Ich habe ihr manches von meinen Kleidern zurückgelassen, zum Aufplätten oder Reinigen. Es sieht fast alles genau so ramponiert aus wie zuvor. Und dann gefällt es mir auch nicht, daß sie so gerne ausgeht. Jedesmal, wenn sie Ausgang hat, bleibt sie bis drei, vier Uhr morgens weg. Wenn sie wenigstens einen Bräutigam hätte. Aber es läßt sich nie einer blicken. Wenn sie sich nur nicht herumtreibt! Weißt du, sie hat so rätselhafte, geheimnisvolle Augen . . .“ — „Ach, das redest du dir nur ein.“

Abends gehe ich in den Klub, die Freunde zu begrüßen. Es ist gemütlich. Ein neues Mitglied ist da, ein junger Ingenieur, der erst seit drei Wochen in der Stadt ist und bei einer großen Maschinenfabrik eine leitende Stellung hat. Ein ungemein sympathischer Mensch. Intelligent, lustig und doch ernst, gesellschaftlich und doch nicht konventionell.

Der junge Ingenieur und ich, wir haben denselben Nachhauseweg. Wir gehen noch in ein Kaffeehaus. Er erzählt mir von seiner Heimat, von seinen Reisen, von seiner Familie. Er hat viel Schönes gesehen und er haßt das Kleinliche. „Ob Sie sich in unserer Stadt wohlfühlen werden“?, fragte ich, „es ist eine Industriestadt. Sie hat wenig übrig für Kunst und für die kleinen Schönheiten des Lebens.“ — „Ja, ich war die ersten Wochen auch recht unglücklich. Aber vorgestern hatte ich ein Erlebnis, das mir über vieles hinweghilft.“ Nach langem Drängen beginnt er zu berichten:

„Ich schlendere vorgestern abend über die Promenade, gelangweilt, nicht in der Absicht, ein Abenteuer zu bestehen. Da sehe ich vor mir zwei junge Mädchen, zwanzig, zweiundzwanzig Jahre alt. Sehr sorgfältig gekleidet. Die eine trug entzückende Lackschühchen und seidene Strümpfe, ein blaues Kostüm, ebenso einfach wie elegant . . . Ein reizendes Geschöpf. Zart und fein und dabei doch etwas Derbes und gerade dieses Zusammentreffen von Zartem und Derbem in einer Person wirkte so aufreizend. Sie gehen in eine Konditorei, ich gehe vorbei, kehre aber wieder um und betrete ebenfalls die Konditorei. Die beiden sitzen an einem sonst leeren Tischchen. Ich setze mich zu ihnen. Na, sie sind zuerst erschreckend abweisend. Allmählich, als sie sehen, daß ich durchaus nicht die Absicht habe, zudringlich zu werden, kommen

wir ins Gespräch. Ich könnte beim besten Willen nicht sagen, warum, aber wir haben uns glänzend unterhalten. Die eine, die mit der aparten Eleganz, war ein selten kluges Geschöpf. Sie sprach wenig, desto mehr sprachen ihre rätselhaften, geheimnisvollen Augen. Kurz und gut, wir gingen noch ein Stündchen spazieren und dann wurde ich zum Abendbrot gebeten. Ich habe einen entzückenden Abend verlebt. Die mit den geheimnisvollen Augen bewohnt eine große hocheelegante Wohnung für sich. Ist es eine Witwe, eine geschiedene Frau, ein Fräulein, ich weiß es nicht, sie verweigerte mir jede Angabe. Eine Wohnung, die zur Genüge ihren distinguierten Geschmack und auch ihren Reichtum beweist. Sie trug zu Hause ein fliederfarbenes Hauskleid aus Samt, ein entzückendes Gewebe. Wir tranken Tee und aßen belegte Brötchen, hernach spielte ich Klavier und die Damen tanzten. Wir tranken Kognak, ich rauchte gute Zigarren, die Damen Zigaretten. Es war ein wundervoller Abend. Das Dienstmädchen hatte Ausgang, die Dame des Hauses, die mit den rätselhaften Augen und dem fliederfarbenen Samtkleid, servierte selbst . . . Aber merkwürdig, sie nahm mir das Ehrenwort ab, sie nicht wieder zu besuchen. Wenn sie mich wieder treffen wolle, werde sie mir schreiben. Ich darf sie nicht besuchen, ich darf ihr nicht schreiben. Ich weiß nicht, ist sie eine Künstlerin, ist sie verheiratet . . . Aber der Gedanke, sie wiederzusehen, macht mich glücklich."

„Das ist allerdings merkwürdig. Und bis jetzt hat sie ihnen noch nicht geschrieben?"

„Nein, bis jetzt noch nicht. Ich warte mit Ungeduld auf jede Post. Uebrigens, wo wohnen Sie? In der Bismarckstraße?"

„Ja, in der Bismarckstraße."

„In der Bismarckstraße wohnt sie auch."

„So, vielleicht kenne ich sie dann. Wie sie heißt, wissen Sie nicht?"

„Nein. Sie wohnt Bismarckstraße 16."

„Bismarckstraße 16? Da wohnt sie ja im selben Hause wie ich. Da werden wir bald herausbringen, wer sie ist. Merkwürdig übrigens, in meinem Haus. In welchem Stockwerk?"

„Im zweiten."

Ich fahre empor und dann muß ich lachen, lachen, daß die anderen Gäste erstaunt zu uns blicken.

„Wieso lachen Sie denn so?" fragt mein junger Freund erstaunt und indigniert.

„Ich lache über die Lösung. Die Dame mit den rätselhaften Augen in der eleganten Wohnung ist mein Dienstmädchen. Und daß Ihnen meine Zigarren und mein Kognak schon vor unserer Bekanntschaft so gut geschmeckt haben, das freut mich besonders."

Mulli / Ein sexuelles Problem von Lothar Schmidt

Ein Internum meines Hausstandes. Sozusagen eine Familienangelegenheit. Ich würde einem hochverehrlichen Publiko kaum davon Kenntnis geben, wenn die Sache nicht über den persönlichen Einzelfall hinaus eine ethische Perspektive böte.

Es handelt sich nämlich im Grunde nur um das animalische Interesse unseres Katers, jedennoch aber . . . Nun, davon später. Dieser Kater — Mulli heißt er — mit seiner Grazie, Drolligkeit und seinem gemütlichen Wesen ist meiner Frau und mir ans Herz gewachsen. Seit den sechs Jahren, da wir ihn in so jugendlichem Alter bekamen, daß nur mit der Lupe zu entscheiden gewesen wäre, ob es wirklich ein Kater oder nur eine Katze ist, haben wir ihn lieb und immer lieber gewonnen. Wir ließen ihm die sorgfältigste Erziehung angedeihen, die nur je einem Katzenkinde zuteil wurde. Die Folge unserer Pädagogik oder vielmehr des überwiegenden moralischen Einflusses meiner Frau ist, daß Mulli noch nie die Schwelle der Wohnung verlassen und noch nie eine Katze zu Gesicht bekommen hat. In solcher Isolierung aufgewachsen, mag Mulli vielleicht, wie meine Frau stolz behauptet, wirklich keine Ahnung von dem weiblichen Geschlecht seiner Art haben. Ich freilich bin ja anderer Ansicht. Gewisse Zustände träumerischer Melancholie im Wechsel mit zeitweilig jäher, unbändiger Wildheit und leider auch Bosheit lassen mich vermuten, daß da, wenn auch nur instinktiv Vorstellungen und Stimmungen im Spiele sein müssen, die irgendwie mit dem Problem der Liebe

im Zusammenhang stehen. Ja, ich bin sogar fest davon überzeugt, daß es nur daran liegt, wenn Mulli manchmal herliche Zärtlichkeiten ganz unmotiviert durch tückisches Beißen und Kratzen erwidert.

„Wir sollten ihm doch endlich mal Gelegenheit geben zu heiraten", wagte ich vorzuschlagen.

Leserinnen, Leser, da hättet ihr die Antwort meiner Frau hören müssen: Ob ich bei Sinnen wäre? Ob ich etwa wünschte, daß Mulli auf seine alten Tage einen liederlichen Lebenswandel anfange, sich nächstens mit unerzogenen, ungebildeten, garstigen, Singvögel fressenden Katzendirnen herumbalge? Ob mich vielleicht danach verlangte, mir meinen Schlaf durch gräßliches Miauen, durch jämmerliches Geschrei und Gespuke stören zu lassen? Ob ich tatsächlich so gemütsroh wäre, ihr Mulli völlig zu entfremden? Denn schließlich, wen hätte denn meine Frau andren in der Welt, ihr zu schmeicheln als Mulli. Etwa mich? Ich säße den ganzen Tag am Schreibtisch und ginge abends fort, um in Versammlungen über Tarifverträge, Kartellverbände und Statutenänderungen zu debattieren!

Und ich: „Zugegeben, daß damit einige Unannehmlichkeiten für uns im Gefolge wären, so haben wir doch vom Standpunkt der Humanität kein Recht, Mulli zu lebenslänglier Askese zu verdammen, bloß weil unsere Bequemlichkeit dies heischt. Könnte unser Kater philosophieren oder gar dichten wie weiland Viktor Scheffels Kater Hidigeigei, so würde er in beweglichen Jamben dem Mondenschein sein Leid und deine Tyrannei hinausklagen. Gott hat die Kater geschaffen, nicht nur um Mäuse zu fangen, woran du Mulli übrigens ebenfalls verhinderst, sondern auch um Väter zu werden von so niedlichen, graziösen Geschöpfen wie Mulli selbst eins war, als wir ihn ins Haus nahmen. Außerdem, teures Weib, berührt diese Frage hier ein sehr modernes sexuelles Problem, das weit hinaus über ein Katerschicksal Bedeutung hat auch für die Menschheit. Darum bitte ich dich, erlaube, daß Mulli der Katze des Portiers einen Besuch macht, die gerade momentan . . ."

Ich konnte nicht ausreden. So hastig fiel mir mein sonst so sanftes Weib ins Wort.

„Ich will nicht! und ich denke nicht daran und nie werde ich zulassen, daß Mulli, der jetzt unberufen im siebenten Jahre seines Lebens steht, was soviel ist wie beim Menschen siebenzig, jetzt auf seine alten Tage . . . Bedenke doch, ihn könnte der Schlag rühren."

„Nein doch, meine Liebe. Im Gegenteil, ich versichere dir . . ."

Sie hielt sich die Ohren zu und lief davon.

Wir sind jetzt ernstlich miteinander böse. Denn ich bin und bleibe der Meinung, es ist ein großes Unrecht gegen Mulli.

BÖRSENSPIEGEL

Filmaktien und Filmindustrie.

Die Berliner Börse, die anfangs den Filmaktien mehr als skeptisch gegenüberstand, ist allmählich doch andern Sinnes geworden. Es war ein besonderer Zufall und ein ebenso besonderes Pech, daß man gerade mit der Einführung der Aktien eines wenig rühmlichen Filmunternehmens den Anfang gemacht hatte, nämlich mit denen der Decla. Die Affäre Decla, die heute nur noch historischen Wert besitzt, soll hier nicht nochmals aufgerollt werden, und in ein paar Wochen wird man sie ja auch wohl endgültig vergessen haben. Jedenfalls aber zeigt sich aus der Tatsache der Übernahme der Decla durch die Ufa, und zwar zu einem sehr guten Kurse, daß der innere Wert von Filmaktien doch erheblich größer ist, als die Börse ursprünglich in Unkenntnis der Verhältnisse auf diesem Gebiete angenommen hatte.

Was bedeutete der Börse anfangs eine Filmaktie? Sie sah darin eigentlich nichts anderes als eine riskante Sache, die der einzelne Kapitalist aus besonderer Liebhaberei wohl auf sich nehmen könne, aber nichts weniger als einen ernsthaften Fabrikationsbetrieb. Sie vergaß auch, daß die meisten Filmgesellschaften heute sehr große Sachwerte besitzen, vor allem Grundbesitz in verschiedenen Städten, ihre Theater und andere Werte, die nicht ohne weiteres abgeleugnet werden können, und außerdem weiß jedermann, daß beim Film schon sehr viel Geld im Laufe der letzten Jahre verdient worden ist. Allerdings auch verloren, und es kam dabei nur auf die richtige Leitung an.

Der Werdegang erinnert auf diesem Gebiete ganz an die ziemlich gleichartigen Verhältnisse und die entsprechende Entwicklung im Hotelgewerbe. Früher war der Besitzer eines Hotels ein früherer Oberkellner, der es im Laufe der Jahre zu Geld gebracht hatte und der den Ehrgeiz besaß, einen eigenen Gasthof zu leiten. Erst vor wenigen Jahren nahm das Hotelgewerbe den Lauf, daß an die Spitze der großen Unternehmungen dieser Art kaufmännisch geschulte Männer traten, die natürlich auch gewisse Fachkenntnisse besaßen, aber doch in erster Linie die Betriebe vom kaufmännischen Standpunkt aus leiteten. Bei den führenden Gesellschaften dieser Art ist längst der Kaufmann die höchste Spitze des Unternehmens, und die auf diese Weise geleiteten Unternehmungen haben auch die größten Erfolge erzielt. Wobei man nur an die Hotelbetriebs-Akt.-Ges. oder die Berliner Hotel-Gesellschaft Kaiserhof zu denken braucht, welch letztere unter der Ära der in ihrer Art zweifellos geschickten Fachleute Eberbach, da diese vom Kaufmännischen zu wenig verstanden, bekanntlich in die größten Schwierigkeiten geriet und erst allmählich diese Zeiten überwunden hat.

Ganz so ist es auch bei den Filmgesellschaften. Auch dort waren ehemals Schauspieler und Regisseure gleichzeitig die Direktoren und „Generaldirektoren", was ihnen selbst manchmal sehr gut bekam, ihren Geldgebern freilich nicht immer. Es wurde zwar beim Film viel verdient, aber zuweilen noch mehr ausgegeben, und so kam es, daß eine ganze Anzahl von Filmunternehmungen sehr bald sanierungsreif wurde. Aber selbst die besten Gesellschaften waren ständig in Geldverlegenheiten, und im Grunde konnte sich niemand darüber wundern, daß ein ehemaliger Schauspieler, mochte er sonst auch ganz geschäftsgewandt sein, nicht zugleich die Fähigkeiten besaß, eine ausgedehnte Filmgesellschaft oder gar einen ganzen Konzern nach kaufmännischen und finanziellen Gesichtspunkten sachverständig und richtig zu leiten. Zumal in einer so schwierigen Zeit.

Erst allmählich wurde mit diesem alten Grundsatz gebrochen, und heute ist die Filmindustrie genau so ernsthaft geleitet wie nur irgendeine andere. An die Spitze der Ufa ist noch als Nachfolger ihres eigentlichen Begründers, Carl Bratz, der bekanntlich inzwischen die Efa ins Leben gerufen hat, der ehemalige Auer-Generaldirektor, Rechtsanwalt Kalmann getreten, ein Beweis, daß man rein kaufmännisch-organisatorische Leistungen vom Leiter eines solchen Unternehmens verlangt. Der Jahresabschluß der Ufa für das abgelaufene Geschäftsjahr, der ganz gewiß nach sehr vorsichtigen Grundsätzen aufgestellt ist (wer von der Auer-Gesellschaft kommt, ist an solche Grundsätze gewöhnt), macht denn auch einen wahrhaft glänzenden Eindruck. Ungeachtet einer schweren Belastung in Höhe von 9½ Millionen

Mark durch Bankzinsen (die in Zukunft in Fortfall kommen werden), bleibt nach Verteilung einer Dividende von 12 % die Möglichkeit, mehr als acht Millionen Mark auf neue Rechnung vorzutragen, was einer Dividende von 8 % auf das inzwischen auf 100 Millionen Mark erhöhte Aktienkapital entspricht. Wenn man solche Zahlen liest, muß man vor der Filmindustrie und vor Filmaktien doch einen gewissen Respekt empfinden, und man wird zugeben, daß es sich dabei um etwas anders handelt als etwa um einen auf Aktien gegründeten Kinostar oder Regisseur.

Was von der Ufa gilt, bezieht sich aber auch auf verschiedene andere Gesellschaften der Filmindustrie. Auch die Richard Oswald Film-Akt.-Ges. ist ein von kaufmännischen Gesichtspunkten geleitetes Unternehmen, und man kann auch ihr ein günstiges Horoskop stellen, zumal bei dem kleinen Aktienkapital, das in absehbarer Zeit wohl eine Erhöhung erfahren dürfte. Auch die zu dem größten deutschen Filmgesellschaften zählende National-Film-Akt.-Ges., die unter der bewährten Leitung der Direktoren Duskes und Altmann steht, befindet sich in einer ausgezeichneten Entwicklung, und wenn auch aus der geplanten Übernahme der Decla durch die National-Film nichts geworden ist, so geht die Gesellschaft auch einer fraglos sehr günstigen Zukunft entgegen. Auch von der Terra, die binnen kurzem eine neue Kapitalserhöhung vornehmen dürfte, vernimmt man sehr Erfreuliches, und alle diese Aktien, die früher, als sie an die Börse kamen, nur ganz wenig über pari gehandelt wurden, haben inzwischen ihre Kurse sehr stattlich erhöhen können und werden bereits vielfach schon recht hoch bezahlt. Das heißt nicht etwa über ihrem inneren Wert; denn man muß heute bedenken, daß der Film eine sehr große und lukrative Industrie darstellt, daß die Risiken bei der Herstellung eines selbst sehr kostspieligen Einzelfilms angesichts der breiten Basis der Gesellschaften nicht mehr entfernt so groß sind wie früher bei den damals weit kleineren Unternehmungen, und endlich ist heute der ganze Vertriebsapparat so, daß Fehlschläge, die einen wirklich erheblichen Verlust bringen könnten, eine kaum noch wahrscheinliche Seltenheit geworden sind.

Im übrigen steht die Filmindustrie, ebenso wie viele andere, vor einer allgemeinen starken Vertrustung. Nach der Vereinigung zwischen Ufa und Decla ist bereits der Anfang auf diesem Wege gemacht, wobei zu bedenken ist, daß die Decla in ihrer gegenwärtigen Gestalt doch ebenfalls aus einer Vereinigung mehrerer Gesellschaften hervorgegangen ist, und daß auch die Ufa im Laufe ihres Bestehens verschiedene Gesellschaften ihrem Konzern angegliedert hat. Manche Leute behaupten, eines Tages werde es auch zur Vereinigung Ufa-Efa, zum mindesten zu einer Interessengemeinschaft zwischen den beiden großen Unternehmungen kommen, und auch zwischen dem Ufa-Konzern und der National-Film haben sich in jüngster Zeit allerlei Fäden gesponnen. Daß an die Spitze derartig ausgedehnter Konzerne nur kaufmännisch geschulte Männer gehören, ist ohne weiteres klar, und aus seinen Kinderkrankheiten ist der deutsche Film, gerade was die wirtschaftlich-finanzielle Seite betrifft, ebenfalls wohl endgültig heraus. Die Börse aber wird im Laufe der Zeit immer deutlicher merken, daß sie es hier mit einer sehr großen und lukrativen, vor allem auch als Exportindustrie wichtigen Branche zu tun hat, die heute niemand mehr mit Achselzucken abtun kann, wie es früher einmal und sogar vor noch gar nicht so langer Zeit vielfach Mode war. Der Börse aber kann letzten Endes diese Entwicklung nur recht sein. Jede neue Industrie, deren Aktien börsenreif werden, bedeutet für sie einen wertvollen Zuwachs, und je mehr Aktien es an der Börse gibt, um so besser für sie. Das alte Vorurteil gegen Filmaktien ist jedenfalls heute schon so gut wie gänzlich geschwunden, und ebenso wie man Filmaktien in den letzten Tagen auf 300 hat steigen sehen, wird man sie eines Tages auch auf 500 und vielleicht noch darüber sehen.

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Die Gegenwart

50. Jahrgang — Novemberheft — 50. Jahrgang

Die rote Laterne

Daß eine Sache künstlerisch ist, muß ihr nicht unbedingt beim Publikum schaden. Man unterschätzt das Publikum, wenn man glaubt, es nehme die Vorzüglichkeit der Darstellung übel. Es beachtet die Darstellung überhaupt nicht und nimmt getrost auch wertvolles in Kauf, wenn nur der Gegenstand zufällig einem gemeinen Interesse entspricht. Karl Kraus.

Mit dem Freispruch im Reigenprozeß wird sich jeder halbwegs Gebildete einverstanden erklären. Nicht daß der Attestierung von sogenannten literarischen Sachverständigen irgendeine Beweiskraft innewohnt. Dazu sind diese Sachverständigen zu sehr Partei. Müssen es sein, weil (nicht nur für sie) der Kampf gegen Zensur und Bevormundung in Kunstsachen naturnotwendig Lebensprinzip ist. Kunst oder „Unzucht" — das war die Frage. Eine lächerliche, eine absurde Problemstellung. Wenn unsere illustren Spezialexperten für Literatur und Schamgefühl wirklich auf der Höhe der Situation gewesen wären, hätten wenigstens einer von ihnen sagen müssen: „Unter meinem Eide Kunst und „Unzucht" in Beziehung bringen zu sollen, das scheint mir so grotesk, daß ich um die Erlaubnis bitte, den solchermaßen fragenden Gerichtshof auslachen zu dürfen . . ."

*
* *

Es gibt einen Professor Brunner in Deutschland. Und eine Staatsanwaltschaft, die (während alle deutschen Spezialverleger für Zotenliteratur und alle Veranstalter von Nacktballetts Hochkonjunktur haben) nach Gefängnisstrafe für Darsteller erotisch schimmernder Bühnendichtung gleich nach ihrer 500. Aufführung schreit. Es gibt (nicht nur in Deutschland) Guttempler, Missionsdamen, verdächtig leicht erotisch erregbare weibliche und männliche Gouvernanten. Es gibt (nur in Deutschland) eine Sorte von Kunst- und Literatur-Sachverständigen, die an Gerichtsstelle peinlich und gründlich das Wesen modern-erotischen Kunstwerkes auseinanderklauben, als gälte es die chemische Analyse eines neuen Parfüms. Es gibt (schon immer Berliner Spezialität) pipliterarische Musentempel, die zur Anlockung ihres „kunstverständigen" Publikums — wenn die Reklame des Staatsanwalt mal versagen sollte — nur einer roten Laterne bedürfen.

*
* *

Viele Tausende an Gerichtskosten zu Lasten der Staatskasse. Wochenlange Vernehmungen über das verletzte bzw. unverletzte Schamgefühl aufmarschierender Theaterbesucher. Dazu (herrlich anzusehen) die Phalanx der Berufskritiker von eignen Gnaden. Die wie weiland Wilhelm II. wieder einmal öffentlich feststellten, was Kunst ist oder nicht. Kein Wunder, wenn der gute Professor Brunner, bieder und ahnungslos, in seinem Kampf gegen den „Reigen" auf der Strecke blieb. Nur daß das Geschrei, als hätte der künstlerische, das heißt bessere Teil der Menschheit hier in heiliger Sache einen großen Sieg erfochten, höchst deplaziert ist. Ein Zensorlein, das zum Zelotismus neigt, ist mitsamt seinen Missionsdamen und Guttemplern an die Wand gedrückt. Der Rest ist, soweit das Problem endloser Serienauf-

führung rein erotischen Dichtwerks in Frage kommt, eitel Selbstbetrug.

*

* *

Zugegeben: Arthur Schnitzlers „Reigen" hat einen gewissen künstlerischen Wert und ist, in bewußter Bilderfolge immer nur die Vorstadien des Geschlechtsaktes bis zur Langenweile variierend, eine sozusagen literarisch zu bewertende Angelegenheit. Der verlästerte Professor Brunner hatte von seinem Stückchen längst überlebter Weltanschauung aus jedenfalls den Mut, wider den Geist eines Modegeschmacks anzugehen, der zur Zeit neben dem Götzen Geld nur noch dem Abgott Sexus, ob künstlerisch oder unkünstlerisch drapiert, zu dienen scheint. Er ist ein Einäugiger, dieser Professor Brunner. Sieht nur das Publikum und nicht das Werk. Aber einäugig auch seine Gegner! Die wieder nur das Werk und nicht das Publikum sehen. Nicht zu sagen, wieviel eidesfähige große und kleine Gottscheds trotz der Zeitenschwere immer noch an der Spree ihr Leben fristen. Aber keiner, der es in punkto Mut — mit bedingungsloser Freiheit zu schwimmen, erfordert längst keinen Mut mehr — in seiner Weise mit diesem Professor aufnahm. Keiner, der den Mut hatte zu sagen: „Nicht aus Sittlichkeitsgründen, mein werter Herr Professor, nur um der Kunst willen muß gegen die breite, ausdauernde, intensive, geschäftliche Ausnutzung einer so ausschließlich erotischen Dichtung durch Serienaufführungen protestiert werden."

*

* *

Musentempel oder Literaturbordell? . . Es ist ein Mißbrauch der Kunst, ein Mißbrauch des Dichters, und ein Mißbrauch der Darsteller, wenn man es für belanglos erklärt, welche Art von Publikum an den 500 Reigenaufführungen Gefallen fand. Wem's Spaß macht, der glaube, daß es ausgesucht für den „Reigen" monatelang ein Publikum gab, das sich nach der Auffassung des verehrten Dr. Ludwig Fulda hier für etwa 100 Mark pro Männlein und Fräulein einen gesunden Ekel vor sexueller Hemmungslosigkeit holte. Einmal war der Vorrat an kunstempfänglichen Berlinern doch wohl erschöpft. Erst dann begann der Skandal. Dann räkelten sich vorwiegend mit Operngläsern bewaffnete Astlochgucker, verschmitzt girrende Lebemänner mit entsprechenden Damen untermischt, in den Klubsesseln der vorderen Reihen. Dann stierten mit heiß geröteten Wangen von den bescheideneren Plätzen Jünglinge und halbflügge Mädchen herüber, die das angeblich „unanständigste" Stück der Saison, das jeder gesehen haben muß, herbeigelockt hatte. Längst war, weiß Gott, jenes Stadium erreicht, dessen sich nicht der in Kunstsachen durchaus desorientierte Professor Brunner und der Staatsanwalt, sondern die zu spät in Moabit aufgetretenen Berliner Kunstheiligen selbst zwecks Einstellung des lukrativen Geschäfts (Verhökerung von Dichtkunst an ein vorwiegend pornographisch interessiertes Publikum) hätten annehmen müssen.

*

* *

Direktor und Darsteller sind freigesprochen. Von Rechts wegen. Sie haben nur einem Dichter zu Wort verholfen, der aus Gründen des guten Geschmacks sich dagegen hätte sträuben sollen, diese undelikate Delikatesse zur Freude einiger raffinierter Feinschmecker, aller Schmocks, aber auch zur Freude aller zahlungsfähigen Schweinigel ans Rampenlicht zerren zu lassen. . . Der Kassierer lacht. Lacht, daß die ganze Konkurrenz das Platzen bekommt. Bombenreklame auf Staatskosten! Dazu dies famose Stück, das einerseits „literarisch" ist, anderseits dem großen, sonst jede Literatur streng meidenden Publikum in punkto sinnenkitzelnder Eindeutigkeit in geradezu idealer Weise entgegenkommt . . . Es gibt noch Richter in Berlin. Und sicher Theaterdirektoren, die bereits im Schweiße ihres Angesichts die Literatur nach Ähnlichem durchstöbern. Nur ein kleines Amendement zu dem Freispruch ward vergessen: Wenn, großzügig gerechnet, mit der zweihundertsten Aufführung einer so ausschließlich sexuellen Dichtung der eiserne Bestand an nur auf Literatur erpichten Berliner Theatergängern erschöpft ist, sei der Theaterdirektor zur Vermeidung von literarisch-künstlerischen Mißverständnissen fortan verpflichtet — eine rote Laterne aus seinem Musentempel zu hängen. Illo.

Blutegel / Von Dr. L. Herz, Geschäftsführer des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses

In den Tagen, in denen der Dollar an der Berliner Börse in die Wolken kletterte, hat der Reichsschatzminister dem Reichstag eine Denkschrift über die Besatzungskosten überreicht, die am Tage des Waffenstillstandes bis Ende März 1921, ausschließlich der Kosten für die „Sanktionen", entstanden sind. Die Ausgaben, die den Besatzungsmächten für ihre Besatzungsarmeen entstehen, belaufen sich auf rund 4 Milliarden Goldmark. Die Ausgaben, die dem Deutschen Reiche durch unmittelbare und mittelbare Leistungen für die Interalliierte Rheinlandkommission und die Besatzungsarmeen erwachsen sind, betragen für dieselbe Zeit von 26 Monaten über 7⅓ Milliarden Papiermark. Daß zwischen der Entwertung der Mark und der Höhe dieser gänzlich unproduktiven Ausgaben Beziehungen bestehen, braucht nicht besonders nachgewiesen zu werden. Diese phantastischen Summen stehen in einem direkten Gegensatz zu den Vereinbarungen zwischen den interalliierten Mächten vom Juni 1919, nach denen die Besatzungskosten 240 Millionen Goldmark im Jahre nicht übersteigen sollen.

Die Denkschrift betont zutreffend, daß nicht angenommen werden kann, daß die Rheinlandkommission und die verantwortlichen Stellen der Besatzungsarmeen sich der Vertragswidrigkeit ihrer Forderungen nicht bewußt gewesen wären. Das ergibt sich schon daraus, daß der französische Minister Loucheur bei den Versailler Verhandlungen ausführte, die Besatzung im Rheinland werde die frühere deutsche Friedensbesatzung nur wenig überschreiten. Diese betrug rund 70 000 Köpfe. Die Gesamtbesatzungsstärke der vier Besatzungsarmeen beläuft sich heute noch auf mindestens 120 000. Den ehemaligen 28 deutschen Friedensgarnisonen standen im Sommer 1920 267 von den Besatzungsarmeen bzw. den Delegierten der Rheinlandkommission belegte Orte gegenüber. Deutschland hatte 11 Flugplätze; von diesen ist einer vergrößert, 22 neue sind hinzugekommen. Dazu kommen große Uebungsplätze usw. Im ganzen sind 2195 Hektar Kulturland von den Besatzungstruppen beschlagnahmt und der Volksernährung entzogen worden. Nicht anders als die Besatzungsbehörden arbeitet die Rheinlandkommission. Nach Artikel 2 des Rheinlandabkommens besteht diese aus vier Mitgliedern. Trotzdem sind noch Delegierte bestellt und eine vollkommen ausgebaute Kontrollorganisation geschaffen worden, so daß sich die Kommission jetzt aus 1200 Mitgliedern zusammensetzt. Die Hauptursache für die ins Unermeßliche wachsenden Besatzungskosten bildet demnach die mit den Vereinbarungen und dem Zweck der Besetzungen in keiner Weise im Einklang stehende Besatzungsstärke und Personalvermehrung der Kommission.

Das ist aber nicht der einzigste Grund. Auch die ungeheuerlichen Ansprüche, die von den übermütigen Siegern gestellt werden, erhöhen die Lasten in unerträglicher Weise. So betrugen die Kosten für den Theater- und Kinobesuch der Truppen in einem Jahre nicht weniger als 10¾ Millionen Mark. Für die Einrichtung der nur von den Franzosen verlangten Bordelle mußten 678 000 Mark ausgegeben werden. Welche Kosten es verursachen wird, daß den Besatzungstruppen das Jagdvergnügen unter besonders günstigen Bedingungen verschafft werden muß, steht noch nicht fest; mit welcher Rücksichtslosigkeit aber von ihnen vorgegangen wird, zeigt gerade jetzt eine kleine Anfrage im Reichstag.

Ungeheuerlich sind die Ansprüche, die für die Einquartierung gestellt werden. Die Bestimmungen der Haager Konvention, nach denen auf die Verhältnisse des besetzten Gebietes Rücksicht zu nehmen ist, also auch auf dessen Wohnungsnot, werden als ein Fetzen Papier betrachtet. Wenn man einmal gesehen hat, wie sich die Franzosen im eigenen Lande im Raum beschränken, weiß man nicht, ob man sich über die Anforderungen der französischen Militärbehörde, die z. B. für Generale sogar ein Billardzimmer verlangt, ärgern oder lachen soll. Namentlich wenn man von der Zahl der angeforderten Badezimmer hört, für die die Franzosen zu Hause nur selten ein Bedürfnis empfunden haben. Um nur ein Beispiel zu geben: Die Unterbringung des Oberkommandierenden der französischen Rheinarmee in einem ehemaligen großherzoglichen Schlosse in

Mainz hat an einmaligen Ausgaben 1½ Millionen verschlungen, die jährlichen Unterhaltungskosten bewegen sich in entsprechender Höhe.

Zu den baren Auslagen kommt noch der Schaden, den die Quartierlast in den Badeorten verursacht; in Ems, Kreuznach, Königstein z. B. sind die für den Badebetrieb wichtigsten Baulichkeiten beschlagnahmt und die besten Hotels und Privathäuser als überaus luxuriöse Offizierskasinos eingerichtet worden. Auch die Schulen leiden. Dafür ist besonders charakteristisch das Vorgehen in Mainz. Dort haben die Franzosen in deutschen Schulgebäuden ein Mädchen- und Knabenlyzeum mit Internat eingerichtet. Sie haben nun allerdings erklärt, daß sie die Kosten für die französischen Schüler selbst tragen würden. Hier kommt der Pferdefuß heraus; sie rechnen nämlich auch auf den Besuch deutscher Schulkinder und dadurch auf eine Französierung der Bevölkerung. Aehnliche Motive bestimmten ihr rigoroses Vorgehen, als die deutsche Behörde der Errichtung einer französischen Bank in den Rheinlanden Schwierigkeitenen zu machen schien.

Betrachtet man das Bild, das die Denkschrift zeichnet, so wird man an die Tätigkeit der römischen Statthalter erinnert, die die zu verwaltenden Provinzen bis auf den letzten Blutstropfen auspreßten. Die Franzosen unterhalten eben eine große Armee auf Deutschlands Kosten. Offenbar wollen sie auf diese Art dem angeblich dem Versailler Vertrag zugrunde liegenden Abrüstungsgedanken Nachdruck verleihen.

Und wie die Behörden, so die einzelnen. Einige Beispiele: Ein Bürovorsteher bei der Rheinlandkommission hat sich auf Kosten des Deutschen Reiches bereits zum dritten Male eine Wohnung einrichten lassen, obwohl die beiden früheren Wohnungen tadellos ausgestattet waren. Das Wechselfieber dieses Herren ist von der Stadt Coblenz mit 174 000 Mark bezahlt worden. Die Frau eines Delegierten hat für 75 000 Mark Gegenstände selbständig gekauft. Zwei Perser-Teppiche für 60 000 Mark sind allerdings infolge des Einspruchs der Stadtverwaltung von dem Delegierten zurückgegeben worden. Aber die handgearbeiteten Tischdecken, das silberne Tintenfaß und der Streichholzständer für je 400 Mark, der Aschbecher für 250 Mark, der Federhalter zu 110 Mark, die Bleistifte zu 50 Mark, die Vase zu 430 Mark schmücken sein Heim. Einem kinderlos verheirateten französischen Oberst in Ludwigshafen genügte eine Etagenwohnung nicht, er mußte ein Einfamilienhaus haben. Die einmaligen Gesamtkosten betrugen 425 000 Mark, darunter über 10 000 Mark für Bilder; außerdem benötigte er Stores, Ueberwürfe und Türvorhänge aus gelber Seide mit seidenen Schnüren und ähnliche schöne Dinge. Diese Beispiele lassen sich verdutzendfachen.

Es ist selbstverständlich, daß Deutschland diese Lasten, die in gar keinem Verhältnis zu dem Zweck der Besatzung stehen und durch ihn nicht gerechtfertigt werden, außer den Wiedergutmachungslasten nicht tragen kann. Der Siegerbund ist aber bisher allen Vorstellungen gegenüber taub geblieben und hat auch die vorgebrachten rechtlichen Bedenken nicht nur mit kühler Hand beiseite geschoben, sondern seine Ansprüche nur immer mehr gesteigert. Den militärischen Stellen ist es offenbar trotz des Sturmzeichens der Weltwirtschaftskrise noch nicht aufgegangen, daß ein Zusammenbruch Deutschlands auch den Ruin Europas nach sich ziehen muß. Der einzigste Erfolg, den das Blutsaugersystem bisher gehabt hat, ist der, daß gewisse Sympathien, die in den Rheinlanden für französische Kultur und französisches Wesen bestanden, bis auf den letzten Rest verschwunden sind.

Führung oder Diktatur? / Von Dr. Erwin Steinitzer

Der Reparationskommission, die nach Berlin gefahren ist, um zu sehen, wie es um unsere Zahlungsfähigkeit und unsere Zahlungsvorbereitungen bestellt sei, wurde, kaum, daß sie sich noch recht installiert hatte, ein lärmendes innerpolitisches Spektakel geboten. Man dachte keinen Augenblick daran, daß der Feind im Lande sei und ging mit schmetternden Reden und heftigen Drohgebärden aufeinander los: Links gegen Rechts, Unternehmertum gegen Arbeiterschaft, Demokratie gegen Industrie.

Man kann der Industrie den Vorwurf nicht ersparen, daß sie es war, die das Kriegsbeil aus-

grub. Der Herbst ließ sich innerpolitisch besser an als man im Sommer hatte erwarten dürfen. Die Sozialdemokratie bekannte sich in Görlitz sehr eindeutig zur Kompromißpolitik. Sie war zum Zusammengehen mit der Deutschen Volkspartei bereit. Sie beteiligte sich in Preußen an der „großen Koalition" (obwohl die Volkspartei Minister stellte, die keineswegs ihrem linken Flügel angehörten), sie stand auch im Reiche einem Regierungsblock der Mitte zur Verfügung. Das agitatorische Gerede von der „Erfassung der Sachwerte" hörte nach und nach auf und die Sozialdemokratie, die allmählich selbst die Hohlheit dieser Propagandaformel erkannt hatte, war innerlich ganz froh, als die Kreditaktion ihr die Gelegenheit bot, den Gedanken der Sachwerteerfassung „vorläufig" zurückzustellen. Der Reichsrat, der in der Gesetzgebung allmählich wieder die alte bundesrätliche Funktion retardierender Bedächtigkeit aufzunehmen scheint, hatte in den neuen Steuervorlagen der Regierung die Sätze fühlbar gemildert, so daß der Reichstag die Steuerprobleme vielleicht ohne auf die Spitze getriebene Konflikte erledigen könnte.

Da kam die Industrie und zerstörte mit den „Bedingungen", die sie an die Kreditaktion knüpfte, für den Augenblick alle werdenden Kompromisse. Sie zwang die Sozialdemokratie, rhetorisch und agitatorisch wieder die schärfsten Töne anzuschlagen und sich mit betonter Energie in Kampfposition zu setzen. Tat die Sozialdemokratie das nicht, nahm sie das Diktat der Stinnes und Silverberg hin, so war es ihren unabhängigen Konkurrenten ein Leichtes, beträchtliche Teile der mehrheitssozialistischen Wählerschaft davon zu überzeugen, daß ihre Partei überhaupt keine Arbeiterpartei mehr sei. Die Industrie zwang die Sozialdemokratie, das bereits halb und halb preisgegebene Postulat der Sachwerterfassung wieder hervorzuholen und mit stärkstem Nachdrucke seine schleunige Erfüllung zu verlangen.

Die Industrie (oder vielmehr der enge Kreis von Schwerindustriellen, der der eigentliche Urheber der Kundgebung des „Reichsverbandes" ist) kann zur Entschuldigung seiner Friedensstörungen anführen, daß das Kompromiß, das sich anzubahnen begann, volks- und staatswirtschaftlich nicht bloß unnütz, sondern geradezu verhängnisvoll gewesen wäre. Wenn man sich darauf beschränkte, die Steuervorlagen etwa in der Gestalt, die sie im Reichsrate (und im Reichswirtschaftsrate) erhalten hatten, anzunehmen, und die Industrie — mit einer gewissen Rückendeckung durch Gewerbe, Handel, Landwirtschaft, Hausbesitz — ihre Kreditaktion versuchen zu lassen, so war im Grunde nichts gewonnen und dem Fortschreiten und Verderben nicht Einhalt getan. Der Etat kam nicht ins Gleichgewicht, die Hauptursachen des inneren Defizits, die unrationelle Verwaltung der Reichsbetriebe, namentlich der Eisenbahnen, und die parasitäre Ausdehnung des bureaukratischen Organismus wurden nicht beseitigt, Notendruck und Geldentwertung dauerten fort, wir kamen dem völligen Zusammenbruch immer näher, statt ihm zu entrinnen. Die Ausweitung des Kompromißprogramms auf eine wirkliche und vollständige Sanierung war nicht zu erhoffen, weil offenbar keine der Regierungsparteien den Mut aufbrachte, um dieser Sanierung willen die — teils vermeintlichen, teils wirklichen — Augenblicksinteressen großer Wählergruppen zu verletzen. In diesem Punkte konnte keine der anderen Vorwürfe machen. Man tat so, als sei die ganze Frage nur ein Steuer- und Tarifproblem und vermied es scheu und ängstlich, mit der nötigen Offenheit und Klarheit von den Ersparungen im Ausgabenbudget, von den zwecklos vergeudeten Gehältern und Löhnen, von der radikalen Verkleinerung des öffentlichen Apparats zu sprechen.

Wenn die Führer der Industrie das Notwendige erkannten, und wenn sie zugleich sahen, daß die Parteien des Parlaments und die von ihnen abhängige Reichsregierung nicht die Kraft und nicht den Willen besaßen, mehr als Halbes und Unzulängliches zu tun, so hatten sie die Pflicht, eine Einwirkung im Sinne und in der Linie ihrer eigenen Erkenntnis zu suchen. Zwei Wege standen ihnen dazu offen. Sie konnten einmal mit Mahnungen und Aufklärungen in die Oeffentlichkeit hinaustreten und in die Parteien hineingehen und das Gewicht ihrer sachlichen Argumente wirken lassen. Das war mühsam, aber keineswegs aussichtslos. Denn die Passivität der Parteien in den entscheidenden Fragen, denen sie aus politischer Feigheit ausweichen, wird durch nichts mehr erleichtert als durch rein negative Kritik, die sich als berechtigt, aber unfruchtbar abtun läßt, und sie wird durch nichts mehr erschwert als durch ein

positives, klar einleuchtendes, praktisch durchführbares Programm, über das man nicht hinweggehen kann, sondern zu dem man Punkt für Punkt Stellung nehmen muß. Brachte die Industrie ein solches Programm, zwang sie die Parteien, in aller Oeffentlichkeit Farbe zu bekennen, sich für eine fest umrissene Sanierungsmöglichkeit oder für den ebenso klar umschriebenen Verzicht auf Besserung zu entscheiden, so war schon mancherlei gewonnen. Dabei war freilich vonnöten, daß jenes Programm nicht nur sachlich in allen Einzelheiten hieb- und stichfest war, sondern auch taktisch gründlich durchdacht wurde. Die Gesetzgebungsgewalt liegt im parlamentarischen Staate nun einmal in den Händen von Parteien, die Anschauungs- und Interessengruppen vertreten und agitatorische Rücksicht mancher Art zu üben haben. Es gehört zur parlamentarischen Staatsmannskunst, sachliche Ziele so zu drapieren, daß sie rein äußerlich mit jenen Bedürfnissen und Rücksichten nicht allzusehr in Konflikt geraten. Man kann gleiche oder doch ganz ähnliche wirtschaftliche Inhalte in sehr verschiedene Formen gießen, in aufreizende und in versöhnende.....

Die Industrie hat diese Methode nicht gewählt. Sie hat versucht, ihr Programm — das sie zudem nicht in eine versöhnliche, sondern in eine recht aufreizende Form goß — durch wirtschaftlichen Machtdruck zu erzwingen. Sie hatte sachlich vollkommen recht, wenn sie erklärte: Die ganze Kreditaktion ist zwecklos ohne eindeutige Maßnahmen zur inneren Finanzsanierung. Hätte sie diese Maßnahmen taktisch mit einigem Geschick formuliert, etwa im Reichswirtschaftsrate zur Debatte gestellt — bis weit nach links hinüber hätte man die sachliche Diskussion nicht zurückgewiesen und nicht zurückweisen können. Indem der Reichsverband zu diktieren versuchte, gab er seinen Gegnern die Möglichkeit, dem Sachlichen auszuweichen, den Kampf ganz auf politisches Gebiet zu verschieben und die Demokratie gegen verfassungswidrige Anmaßungen einer einzelnen Wirtschaftsgruppe ins Feld zu führen.

Das starke Selbstgefühl, das (gepaart mit einem Ludendorffschen Mangel an psychologischen Verständnissen) den brüsken Schritt der Industrie erklärt, ist aus der Entwicklung der Nachkriegsjahre heraus durchaus zu verstehen. Was nach dem Zusammenbruch an positiv schaffendem und auch wieder positiv erfolgreichem Führertum in Deutschland überhaupt übriggeblieben ist, gehört der Industrie an und arbeitet im Industriebereich. Der alten militärischen Führerschaft ist ihr Machtinstrument zerschlagen. Die bureaukratische hat — teils, weil ihr die alte idealistische Staatsdienergesinnung verlorengegangen ist, teils, weil sie eine schwache, ohnmächtige, hilflose und bis zu einem gewissen Grade korrupte Verwaltung vertritt — ihr Ansehen und ihren Kredit in beträchtlichem Maße eingebüßt. Die alten, nach der Revolution bloß neu etikettierten Parteien sprachen zwar in Flugblättern und Wahlartikeln sehr viel von schöpferischem Aufbau, aber in der praktischen Regierungsarbeit erwiesen sie sich als völlig steril. Die industriellen Führer allein vollbrachten in ihrer Sphäre sichtbare und wägbare Leistungen für die deutsche Konsolidierungen. Hatten sie sich unmittelbar nach der Revolution noch vor der Macht der Masse gefürchtet, so streiften sie später diese Angst mehr und mehr ab, weil sie sahen, daß die nur auf Agitation eingestellten Führer der Arbeiter ökonomisch nichts schaffen und organisieren konnten, und daß die Geführten allmählich den „revolutionären Elan" verloren und Lohnfragen wieder wichtiger fanden als die Probleme sozialwirtschaftlicher Umwälzungen. Die Industrie, die die Erzbergerschen Konfiskationssteuern vortrefflich überstand, die sah, wie die mit so viel Leidenschaft geführten Sozialisierungsdebatten versandeten, begann ihre Position für unangreifbar zu halten. Die industriellen Führer entdeckten, daß sie bei der vollkomenen Ratlosigkeit auf der Gegenseite funktionell unersetzlich seien, und daß ihnen darum Drohungen auf die Dauer nichts anhaben konnten.

Die funktionelle Unersetzlichkeit der Industrieführer wird kein nüchterner Beobachter bestreiten. Aber wenn die Industrie aus ihr den Schluß zieht, sie dürfe sich nun offen autokratisch gebärden und dem Staate mit Diktatormiene ihren Willen aufzwingen, fügt sie dem Gemeinwesen und sich selbst den schwersten Schaden zu. Die Industrie mag im zusammengebrochenen Staate über die stärkste Führerkapazität verfügen, aber sie ist nicht die einzige, und sie ist, rein mechanisch gesehen, nicht immer die wuchtigste Kraft in diesem Staate. Ihre Führerkapazität kann sich nicht voll, kann sich auf die Dauer überhaupt nicht auswirken ohne

die Zustimmung, mindestens aber ohne die Duldung der Geführten. Die Massenkräfte, die die Industrie durch schroffe Herrschaftsansprüche gegen sich mobil macht, haben nicht die Macht des aktiven Schaffens. Schaffen können stets nur Führer; aber sie haben die viel größere Macht des Verstehens und Widerstrebens, was alle Anstrengungen der Führung lähmt. Die Industrie ist der Führerschaft sicher, die sich auf ihre Leistung stützt; das lehrt sogar (und besonders nachdrücklich) die russische Erfahrung. Wenn sie die Diktatur ihrer Macht erstrebt, kann sie vielleicht die Diktatur der Entente ernten. Und die Lähmungen der deutschen Wirtschafts- und Zahlungskraft durch innere Herrschaftskämpfe wird das Komitee der Gläubiger Deutschlands kaum mit schweigender Geduld betrachten.

Die Demokratie in Deutschland / Von Erich Everth

Es ist ein Unglück, daß in Deutschland seit der Revolution die Demokratie oder das demokratische Prinzip und eine bestimmte Partei, nämlich die Deutsch-Demokratische, vielfach gleichgesetzt werden. Der Name der Partei verführt dazu, und man hört oft, wenn sie gemeint ist, von „der Demokratie" sprechen. In Wahrheit ist beides auseinanderzuhalten. Denn erstens sind auch andere Parteien in Deutschland demokratisch, nämlich das Zentrum und die Mehrheitssozialdemokratie, und außerdem ist der demokratische Gedanke viel umfassender als alle diese Parteien zusammen. Demokratie bedeutet ja, daß möglichst alle Staatsbürger, nicht nur die Anhänger demokratischer Denkweise selber, zur aktiven Teilnahme herangezogen werden und letzten Endes, nach dem Grundsatz der Volkssouveränität, darin entscheidend sein sollen.

Der demokratische Gedanke ist allzu vielen neu in Deutschland. Denn wenn er auch um 1848 herum in kleinen Kreisen der deutschen Intelligenz und Jugend lebendig war, so ist er doch durch die Bismarcksche Ära im Bürgertum so gut wie vollständig zurückgedrängt worden. „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten", das blieb Bismarcks ausgesprochene Meinung bis zuletzt. Es gab zwar einen mehr oder weniger entschiedenen Liberalismus, aber demokratische Gesinnung fand sich in der Hauptsache bloß in Süddeutschland, wo eine Überlieferung dieser Art im Volksempfinden geblieben war. Im übrigen kannte man demokratische Ziele, vor allem in Verbindung mit sozialistischen Bestrebungen, durch die Sozialdemokratie. Dieser Zusammenhang hat dann dazu mitgewirkt, daß der Begriff der Demokratie den nichtsozialistischen Teilen des Volkes verdächtig wurde, als sei Demokratie eigentlich etwas Aufsässiges, Umstürzlerisches, was ja nur zutraf, solange sie eben nicht durchgesetzt war. Sobald das aber geschehen ist, hat Demokratie mit Revolution nichts mehr zu tun, bezeichnet sie vielmehr einen Gegensatz dazu, ja den einzigen Weg, Revolutionen in Zukunft zu verhindern, da keine Volksschicht mehr durch eine andere unterdrückt wird und sich daher auch nicht gegen eine Herrschaft, sei es die einer Klasse oder einer kleineren Gruppe, aufzubäumen braucht. Nun ist ja unsere Demokratie, die in der Reichsverfassung niedergelegt ist, durch eine Revolution erreicht worden, und auch das hat dazu beigetragen, vielen das demokratische System zu verleiden. Hätten wir vor dem Kriege eine nichtsozialistische demokratische Partei gehabt — das Zentrum war damals noch nicht so bewußt und eindeutig demokratisch wie heute —, so stünde es jetzt um die Demokratie in Deutschland besser. Dann wäre mehr Kontinuität zu sehen, und die Demokratie, die in unserem Staatsgrundgesetz festgelegt ist, würde nicht so fremd erscheinen.

Weil das aber nicht der Fall gewesen ist, darum hat auch die Deutsche Demokratische Partei es nach einem ersten Augenblickserfolg schwer gehabt, auf die Dauer breiten Boden zu fassen. Die anderen Parteien, die trotz Namensänderungen an längere Überlieferung anknüpfen konnten, haben es leichter gehabt. Die Deutschnationalen haben einfach den geistigen Bestand der Konservativen Partei übernommen; sie sind reaktionär, wie sie immer waren, monarchistisch, militaristisch und agrarisch, nur daß sie den Nationalismus schärfer herausstellen, als sie früher taten. In den vergangenen Jahrzehnten hatten sie trotz Ostmarkenpolitik und Verpreußung Elsaß-Lothringens mit nationalen Bestrebungen im

Grunde wenig zu tun, denn die Konservative Partei war eine preußische Partei, nannte sich zwar nach 1871 deutsch-konservativ, blieb aber immer auf eine Vorherrschaft Preußens in Deutschland bedacht — und so ist es auch bei den Deutschnationalen geblieben. Jetzt haben sie den neuen, durch den Krieg aufgestachelten Nationalismus angenommen, aber das ist auch kein neues Moment, sondern steht eben ganz in der Kriegstradition. Die Ideologie des Krieges fortzusetzen, ist nach dem verlorenen Kriege nicht, wie man meinen könnte, schwer geworden, im Gegenteil, das nationale Ressentiment hat das erleichtert. — Die Volkspartei ist deutlich nationalliberal, monarchisch und industriell geblieben, das Zentrum hat seine autoritative Denkweise mehr auf die Kirche beschränkt und für das staatliche Gebiet das längst im Zentrum angelegte süddeutsch-demokratische Element mehr herausgehoben und sich im übrigen, mit der gewohnten kirchlichen Staatsüberlegenheit und politischen Vorurteilslosigkeit, auf den republikanischen Standpunkt hinüberverlegt. Auch die Mehrheitssozialdemokratie ist dieselbe geblieben, wenn auch nicht mehr so einseitig Arbeiterpartei wie früher, aber doch immer noch ausgesprochen und ausschließlich Partei der Nichtbesitzenden. Nur daß sie Staat und Nation mehr als früher anerkennt, was jedoch ebenfalls nichts neues in Deutschland oder auch nur in den Kreisen ihrer Anhänger bedeutet. Auch die Unabhängige Sozialdemokratie kann sich darauf berufen — mit wieviel Recht, bleibe dahingestellt —, daß sie den wahren und reinen Marxismus vertrete, der seit Jahrzehnten den Massen in Deutschland gepredigt worden ist. Allenfalls die Kommunisten haben ein ähnliches Schicksal wie die Demokraten: sie wollen etwas Ungewohntes, wenn auch die Grundurkunde der Sozialdemokratie, das kommunistische Manifest, ihren Parteinamen in seinen Titel trug. Aber abgesehen davon, daß die Kommunisten eine radikale Partei sind, was die Demokraten ganz und gar nicht, ja fast am allerwenigsten von allen sind, so haben auch die Kommunisten gegen besonderen Argwohn zu kämpfen wegen ihrer russischen Beziehungen und des abschreckenden Beispiels, das der russische Kommunismus in der Praxis gegeben hat.

Kurzum, es ist nur sehr bedingt richtig, wenn die „Kölnische Zeitung" anläßlich des demokratischen Parteitages jüngst schrieb, keine von allen neuen deutschen Parteien habe ihre Wirksamkeit unter einem so günstigen Stern beginnen dürfen, wie die Demokratische Partei. Das traf nur vorübergehend zu. Die „Kölnische Zeitung" hat recht, wenn sie betont, daß die Männer, die im November 1918 die Deutsche Demokratische Partei aus der Taufe hoben, „im bürgerlichen Lager die ersten gewesen waren, die ihre verlorenen Nerven wiedergefunden hatten". Ihnen strömten viele zu, die, wie Erkelenz auf dem Bremer Parteitag gut gesagt hat, während der ersten erregten Zeiten in der Mitgliedskarte der Demokratischen Partei so etwas wie eine Lebensversicherungspolice sahen. Doch auch andere kamen, die glaubten, man müsse einen bürgerlichen Wall gegen den Radikalismus errichten, indem man einen Teil seiner Forderungen aufnahm und zu verwirklichen versprach, eben den demokratischen Teil; dadurch würde sich der sozialistische Teil dann eher hintanhalten oder wirksamer bekämpfen lassen. Man wollte also dem revolutionären Vordringen ein Stück entgegenkommen, um so die Wucht ihres Anlaufs zu mildern. Man fürchtete auch eine Klassenherrschaft der Arbeiter, in Umkehrung der bisherigen Klassenherrschaft, die denn auch von den Anhängern einer Diktatur des Proletariats befürwortet wurde. Man wollte nicht den Arbeitern überlassen, den neuen Staat allein aufzurichten, um das Bürgertum nicht ganz auszuschalten, sondern man wollte versuchen, „das Beste daraus zu machen".

Allein es gab auch Leute, die den Umschwung tiefer erfaßten.

Es waren viele, die den allgemeinen Gedanken bejahten, daß sich in Zukunft das Volk mehr um den Staat kümmern muß als bisher, da man eingesehen hatte, daß der Zusammenbruch nur möglich geworden war, weil man während des Krieges eine so gut wie unkontrollierte Staatsleitung, das heißt die Heeresleitung, hatte gewähren lassen. Das Verlangen nach Parlamentarisierung, das kurz vor dem Ende erfüllt wurde, war ja daraus hervorgegangen, daß man das Vertrauen zu den leitenden Stellen verloren hatte und sie nicht länger allein „führen" lassen wollte. Dann war alles zusammengebrochen, die Front und auch der Staat im Innern, da es zu spät gewesen war, und viele sahen nun ein, daß zum staatlichen Wiederaufbau gar nicht genug Kräfte herangeholt werden konnten. Soeben hatte in der

Revolution das Volk selbst sein Geschick in die Hand genommen, und da sagten sich zahlreiche Angehörige des Bürgertums, die sich bis dahin wenig mit Politik befaßt hatten, daß man den Arbeitern die Sache nicht allein anvertrauen könne, nicht nur um des Bürgertums, sondern um des Ganzen willen.

Denen, die den politisch wertvollsten und dauerhaftesten Bestand der Partei bildeten, war bald klar, daß nur Demokratie im weitesten Sinne Deutschland gegen die innere Gefährdung von rechts und links retten könne, gegen die Bemühungen, die alte Klassenherrschaft wiederherzustellen und gegen das umgekehrte Bestreben, eine neue Herrschaft der unteren Klassen aufzurichten. Demokratie ist der Gegensatz zu jeder Klassenherrschaft, zu jeder Gewaltherrschaft, zu jedem Terror, sie ist Ausgleich, also innerer Friede. Sie ist am meisten „staatserhaltend", denn sie allein sichert die Stetigkeit unserer staatlichen Entwicklung und verhindert, daß Kräfte in inneren Kämpfen verzehrt werden. Sie ist in diesem Sinne eine nationale Notwendigkeit, wie sie schon in ihrem Grundgedanken eine durchaus nationale Sache ist.

Die Machtverhältnisse im Innern der modernen Völker liegen nicht mehr so, daß eine Klasse die andere mit Gewalt niederhalten kann. Man muß vielmehr den Anspruch auf Klassenherrschaft grundsätzlich überwinden, und das kann nur durch eine entgegengesetzte Idee geschehen. Diese Idee ist die Demokratie, die prinzipielle Gleichberechtigung aller d. h. der allgemeine Anspruch auf gleiche Möglichkeiten des Aufstiegs, lediglich nach Maßgabe der Leistungen. Demokratie ist also, richtig verstanden, nicht etwa gegen die Aristokratie der Leistung, sondern sie ermöglicht diese erst, indem sie alle Kräfte entbindet; sie steht im Gegensatz nur zur Aristokratie der Geburt und der erblichen Privilegien. Wer diese letzte Sorte von Aristokratismus nicht will, der ist bereits zum guten Teile Demokrat. Die Demokratie kennt weder Herren noch Knechte, wohl aber Führer und Geführte. In diesem Sinne ist Demokratie die einzige von keinem Zweifel zu enthronende politische Idee der Gegenwart überhaupt, die einzige, die von der Revolution hochgebracht, wenn auch nicht von ihr erzeugt worden ist. Sie ist durch die Verhältnisse in den Vordergrund gedrängt worden, ohne besondere Verdienste einer bestimmten Partei. An sie muß sich das deutsche Volk in unserem Zeitalter klammern, wenn nicht in dem inneren Spannungsverhältnis seines heutigen Lebens alles zugrundegehen soll.

Daß diese Idee in den demokratischen Parteien von heute noch nicht stark und rein genug zutage tritt, ist freilich nicht zu leugnen. Das Zentrum folgt neben seinem demokratischen Instinkt ganz anderen und zum Teil entgegengesetzten Idealen, namentlich dem Begriff einer Autorität der Kirche, die ihre Geltung keineswegs aus der Majorität des Volkswillens ableitet, sondern „von Gottes Gnaden" sein will, wie nur je eine Monarchie. Die Sozialdemokratie verfährt in ihrer Regierungspraxis noch keineswegs demokratisch, sondern vielfach parteiisch. Und auch die Deutsche Demokratische Partei hat große Mängel. Ihre Fehler sind zum guten Teil darin begründet, daß sie nicht etwa zu sehr, sondern vielfach zu wenig demokratisch ist. Wahre, aufrichtige und energische Demokratie vermag selbst nach rechts werbend zu wirken. Man kann nicht selten von sehr weit rechts stehenden Leuten hören: „Ja, wenn die Demokraten alle so wären, wie sie nach dem Prinzip der Demokratie sein müßten, dann wäre ihr Anspruch berechtigt, daß sie vor allen anderen auf dem richtigen Wege seien."

Die Demokratische Partei hat es leider nicht verstanden, den Gedanken der Demokratie zu propagieren. Sie selber hat nicht zugenommen, sondern abgenommen. Daß sie nach dem ersten, zum guten Teil äußerlichen Wahlerfolg wieder verlieren würde, war vorauszusehen und lag in der Natur der Dinge. Aber daß ihr Rückgang auch weiterhin angehalten hat, liegt zum großen Teil an der Unvertrautheit des deutschen Volkes mit der Idee der Demokratie, zum Teil aber eben auch daran, daß die Partei, die diese Idee vor allem auf den Schild erhoben hat, nicht genug getan hat, sie populär zu machen. Auf dem Parteitag in Bremen hat man eine richtige Erkenntnis von dem Ziele gehabt, aber auch dann sich nicht hinlänglich klargemacht, wie sehr man es bisher an ernsthaften Bemühungen, das Ziel zu erreichen, hat fehlen lassen. So sagte der Führer der Partei, Herr Petersen, durchaus zutreffend: „Die Hauptaufgabe ist, das Volk für die Demokratie zu gewinnen und für die Weimarer Verfassung. Die große demokratische Forderung lautet: Moralische Eroberungen für die deutsche Republik zu machen." Jawohl, aber so lautete die Forderung

schon drei Jahre lang, und sie ist sehr mangelhaft erfüllt worden. Die Demokratische Partei hat es vielfach dem Zentrum und der Sozialdemokratie überlassen, für Demokratie und Republik mit Nachdruck einzutreten. Der frühere Reichsminister Preuß, einer der wenigen entschlossenen Führer, den die Partei besitzt, hat in Bremen mit Recht erklärt: „Vielfach geht ein Ton der Resignation durch unsere Kundgebungen, weil die demokratische Republik als eine Art Notdach und Notbehelf erscheint. Wie wollen wir dem Volke das Herz warm machen, wenn uns die Begeisterung nicht aus dem Herzen kommt?"

Vielleicht, daß nun in Zukunft eine Besserung darin eintritt, nachdem die Demokratische Partei einen Arbeiterführer, Herrn Erkelenz, an die Spitze des Vorstandes gestellt hat. Er ist persönlich ein entschiedener Demokrat, und es ist auch, wie die Dinge leider bisher bei uns liegen, ganz logisch, daß die Arbeiter in der Partei mehr hervortreten müssen, wenn diese für Demokratie und Republik zielbewußter als bisher einstehen soll. Für das Bürgertum ist diese Einsicht nicht sehr ehrenvoll, aber wenn jetzt etwa aus seinen Reihen über das Heraufkommen der Arbeiter in der Demokratischen Partei geklagt werden sollte, so mögen die Beschwerdeführer an ihre eigene Brust schlagen und sich sagen, daß es Schuld ihres Versagens war, wenn es nötig geworden ist, einen Arbeitervertreter an die Spitze zu stellen.

Kampf um die Eisenbahn / Von Dr. Hugo Ranfen

„Saul ging aus, die Eselin seines Vaters zu suchen und fand ein Königreich." Als der Sozialdemokratie nach der Revolution die politische Leitung der deutschen Republik in die Hände fiel, verdichtete sich das praktische Endziel ihrer politischen Bestrebungen immer ausschließlicher in der Sozialisierung. Dieses politische Schlagwort einte auch die verschiedenen Richtungen, in die die sozialdemokratische Partei zerfiel, nachdem sie zur Macht gelangt war. Die ganz Radikalen hätten am liebsten nach russischem Vorbild sofort alle Betriebe sozialisiert. Eine gemäßigtere Richtung wollte sich zunächst mit der Sozialisierung der Großbetriebe begnügen. Die Mehrheitssozialdemokratie endlich, als der rechteste Flügel der sozialdemokratischen Front, der mit der Regierungsherrlichkeit auch ein gewisses Maß von Verantwortung zu tragen bekam, zog sich sehr bald auf die dehnbare Formel zurück, daß nur die für die Sozialisierung reifen Betriebe sozialisiert werden sollten. Mit diesem Schlagwort konnte man dann nach Belieben opportunistische Politik treiben und doch die Massen auf dem Boden des Sozialisierungsprogramms zusammenhalten. Als dann die ersten Sozialisierungsexperimente völlig fehlschlugen, als das Finanzelend des Reiches, der Länder und Gemeinden immer größer wurde und als man schließlich erkannte, daß an der Finanznot die bereits sozialisierten Betriebe mit ihrer chronischen Defizitwirtschaft einen Hauptteil der Schuld tragen, verbreitete sich bis tief in die Reihen der Sozialdemokratie die zwar uneingestandene, aber gleichwohl immer mehr sich befestigende Überzeugung, daß es heute eigentlich Betriebe, die zur Sozialisierung reif sind, überhaupt nicht mehr gibt. Je eifriger die Sozialisierung in der Agitation propagiert wurde, je häufiger die Sozialdemokraten in den Gemeinden, in denen sie über eine Mehrheit verfügten, durch sinnlose Kommunalisierungsexperimente die Gemeindefinanzen ruinierten, aber auch den Kommunalisierungsgedanken selbst ad absurdum führten, desto mehr entschwand jede Aussicht auf praktische Verwirklichung des sozialdemokratischen Sozialisierungsprogramms.

Heute ist die Entwickelung, die von dem Sozialisierungsgedanken wegführt, bereits so weit gediehen, daß fast überall, wo es Gemeindebetriebe oder Staatsbetriebe gibt, die Frage der Entsozialisierung auf der Tagesordnung steht. In den Gemeinden sehen jetzt alle sachkundigen Kreise die einzige Rettung vor dem drohenden finanziellen Zusammenbruch in der Rückverwandlung der ungeheure städtische Zuschüsse erfordernden Gemeindebetriebe in private oder gemischt-wirtschaftlich organisierte Unternehmungen. Und nun hat dieser Entwicklungsstrom bereits die soeben erst verreichlichten Eisenbahnen ergriffen.

Statt der Sozialisierung steht im Reich die Privatisierung zur Diskussion, weil das Reich einfach nicht mehr imstande ist, die Milliarden, die zur Aufrechterhaltung dieser Betriebe unter dem heutigen System erforderlich sind, auf die Dauer noch weiter aufzubringen. Eine Ironie aber liegt darin, daß die Sozialdemokratie selbst mit ihrer zum finanziellen Ruin führenden Politik, ihrem starren Achtstundentag, ihrer Betriebsräte-Mißwirtschaft, ihrem Staatskrippensystem der Beschäftigung viel zu vieler Nichtstuer sich das Hauptverdienst daran zuschreiben darf, daß die Dinge nunmehr zu diesem unerwarteten Ende gelangt sind. Die Sozialdemokratie ging aus, um alles Geeignete und Ungeeignete zu sozialisieren. Sie ist durch ihre Tätigkeit dazu gelangt, daß das Reich sich ernstlich mit der Frage der Entsozialisierung eines der beiden großen Unternehmungen beschäftigen muß, die in Deutschland seit langem sozialisiert waren: der Eisenbahn.

Die Verstaatlichung der deutschen Eisenbahnen ist bereits zu einer Zeit erfolgt, als das Sozialisierungsdogma nur in den Köpfen weniger weltfremder Fanatiker spukte und auf dem Gebiet der praktischen Politik noch nicht ernst genommen wurde. In der Hauptsache aus Gründen staatlicher Finanzpolitik wurde seit Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts unausgesetzt an der Verstaatlichung der deutschen Eisenbahnen gearbeitet, mit dem Erfolge, daß zu Beginn unseres Jahrhunderts im Deutschen Reich insgesamt rund 47 000 Kilometer Bahnen im Staatsbesitz waren, dagegen nur noch 4400 Kilometer im Privatbesitz. Die letzteren waren zum weitaus größten Teile Nebenbahnen. Der deutsche Staatsbahnbesitz verkörperte schon im Jahre 1911 ein Kapital von fast 18 Milliarden Goldmark. Im allgemeinen herrschte bei uns in allen politischen Lagern Übereinstimmung darüber, daß der Staatsbetrieb sich in Deutschland auf dem Gebiete der Eisenbahnen bewährt habe. Preußen allein bezog z. B. im Jahre 1912 aus seinen Eisenbahnen einen Reinertrag von 540 Millionen Goldmark, Bayern 94 Millionen Goldmark. Freilich war die Begeisterung für das Staatsbahnsystem im Auslande, wo man auf Grund praktischer Erfahrungen Vergleiche zog, nicht überall gleich groß. Auf manchen Gebieten erreichten wohl in der Tat die privaten Eisenbahnunternehmungen in Amerika und England auf Grund ihrer größeren Beweglichkeit und ihrer kaufmännischen Betriebsart eine größere technische Vollkommenheit. Lord Aveburg gelangte in seinem vielumstrittenen, heute wieder sehr lesenswerten Buche „Staat und Stadt als Betriebsunternehmer" auf Grund vergleichender Studien zu dem Ergebnis, daß die staatliche Verwaltung der Eisenbahnen ein großes Unglück für den Kontinent sei. Aber diese Kritik fand damals im Deutschen Reich keinerlei Widerhall, da die technischen Leistungen der staatlichen Eisenbahnen im allgemeinen den Bedürfnissen genügten und die Überschüsse für die Staatskassen den Ausschlag zugunsten des Systems der Staatsbetriebe gaben. Anders gestaltete sich die Lage erst, als nach der Revolution durch die Verreichlichung der Eisenbahnen das Sozialisierungs- und Zentralisierungssystem auf die Spitze getrieben wurde. Zugleich hatten die oben gekennzeichneten sozialdemokratischen Grundsätze ihren Einzug in die Eisenbahnbetriebe gehalten. Natürlich wirkten auch die Schädigungen der Kriegszeit und die Folgen der wachsenden Geldentwertung erheblich mit, um die Eisenbahnbetriebe technisch und finanziell von der Höhe, die sie früher erreicht hatten, herabzustürzen.

Heute ist es zweifellos, daß die deutschen Eisenbahnen in technischer und verkehrspolitischer Hinsicht hinter dem Auslande zurückbleiben. Ihre finanziellen Ergebnisse haben sich dabei aber so ungeheuer verschlechtert, daß sie, anstatt eine Einnahmequelle zu bilden, zur schlimmsten Gefährdung für die Reichsfinanzen geworden sind. Im laufenden Jahre ist in den Reichshaushalt ein Defizit von 15 Milliarden Mark für die Reichseisenbahnverwaltung eingestellt worden. Aber dieser Betrag wird trotz aller Tariferhöhungen keineswegs genügen, um die Verluste der Reichseisenbahnen zu decken. Man vergleiche dieses trostlose finanzielle Ergebnis nur einmal mit dem der großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften, die, wie die Hamburg-Amerika-Linie oder der Norddeutsche Lloyd, in den Händen des Privatkapitals geblieben sind. Zweifellos haben diese unter den Kriegsfolgen noch schwerer leiden müssen als die staatlichen Eisenbahnen. Aber sie erbringen heute schon wieder beträchtliche finanzielle Überschüsse und vermögen in technischer und tariflicher Hinsicht den internationalen Wettbewerb erfolgreich zu bestehen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß

der Vergleich hier zugunsten der privaten Unternehmungsform ausfällt.

Diese Erwägung und die Erkenntnis der unbedingten Notwendigkeit, der jetzigen Zuschußwirtschaft der Reichseisenbahnbetriebe ein Ende zu machen, haben zu den Vorschlägen geführt, den Reichseisenbahnen wieder privates Kapital, privaten Unternehmungsgeist und kaufmännische Betriebsführung zuzuführen durch ihre Umwandlung in eine Aktiengesellschaft, bei der die Mehrheit der Anteile in den Händen des Reiches bleiben soll. Die Münchener Konferenz des Reichsverkehrsministers mit den hervorragendsten deutschen Fachleuten auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens hat zwar ergeben, daß die überwiegende Mehrheit sich gegen eine Entstaatlichung der Eisenbahnen aussprach. Zu dem gleichen Beschluß ist auch eine ähnliche Berliner Besprechung gelangt. Aber andererseits haben beide Konferenzen auch keinen anderen Weg gefunden, auf dem der jetzigen trostlosen Defizitwirtschaft in absehbarer Zeit ein Ende gemacht werden könnte. Das ist jedoch unbedingt notwendig, wenn die Entsozialisierung wirklich verhindert werden soll. Vielleicht wäre das Ergebnis dieser Besprechungen ein anderes gewesen, wenn man außer den technischen und Verwaltungsfachleuten auch Finanzsachverständige und erfahrene Kaufleute hinzugezogen hätte, denn es handelt sich doch zunächst um das rein finanzielle Problem, das unerträgliche Riesendefizit aus der Welt zu schaffen und diejenige Betriebsform zu finden, bei der die Eisenbahnbetriebe wieder einigermaßen rentabel gestaltet werden können. Ist es unter der sozialisierten Betriebsform nicht möglich, dieses Ziel zu erreichen, so muß sie geändert werden, so sehr man sich auch aus allen möglichen Erwägungen heraus dagegen wehren mag.

Die wirtschaftliche Entwicklung geht, unbekümmert um alle sozialistischen Theorien, ihre eigenen Wege. Gegen ihre harten Notwendigkeiten rennen Politiker, die nicht sehen wollen, vergeblich mit ihren Schädeln an. In Sowjet-Rußland hat die Überspannung der Staatsallmacht mit der völligen Auflösung aller staatlichen Ordnung, insbesondere des Einflusses der Staatslenker auf das wirtschaftliche Leben geendet. Wird nicht auch in Deutschland, wo nach Rußland die sozialistischen Ideen am stärksten zur Verwirklichung gekommen sind, das Endergebnis des Versuchs, die gesamte Wirtschaft zu sozialisieren, die Entsozialisierung, der Zusammenbruch der sozialisierten Unternehmungsform und damit auch auf den Gebieten, auf denen der Verstaatlichungsgedanke schon Fuß gefaßt hatte, die Rückkehr zum Privatbetriebe sein? Der Kampf um die Entsozialisierung der Eisenbahnen wird jedenfalls mit den rein negativen Münchener und Berliner Beschlüssen sein Ende nicht gefunden haben.

* *
*

Die in dem letzten Satze ausgesprochene Voraussage hat sich schneller, als man erwarten konnte, verwirklicht. Indem die Industrie die Entstaatlichung der Eisenbahnen zu einer ihrer Bedingungen für die Kredithilfe machte, ist das Entsozialisierungsproblem in den Mittelpunkt der innerpolitischen und sogar der außenpolitischen Diskussion gerückt worden. Wie nicht anders zu erwarten war, hat das Vorgehen der Industrie mächtige Widerstände ausgelöst, und zwar nicht nur bei den grundsätzlichen Anhängern der Sozialisierung. Die sachliche Gegnerschaft konzentriert sich an zwei Stellen, nämlich bei den Beamten und Arbeitern der Staatsbetriebe und bei der Entente. Die Beamtenschaft erblickt in der Entsozialisierung eine Gefährdung ihrer sicheren Lebensstellung und Pensionsansprüche. Sie befürchtet weiter, daß in nach privatwirtschaftlichen Grundsätzen verwalteten Eisenbahnbetrieben nicht ohne die Entlassung oder Verschiebung eines großen Teiles der viel zu zahlreichen Angestellten und Arbeiter, ohne eine bessere Ausnutzung der Arbeitszeit und Arbeitskraft das Ziel der Sanierung werde erreicht werden können. Andererseits betrachtet die Entente die deutschen Eisenbahnen wegen der in ihnen steckenden Sachwerte als wertvolle Pfänder für die Erfüllung der Reparationsverpflichtungen und glaubt, daß sie im Falle der deutschen Zahlungsunfähigkeit auf diese Pfänder nicht mehr so leicht die Hand legen könne, wenn sie aus dem Reichsbesitz in privatwirtschaftlichen Besitz übergegangen sind. Die Industrie muß also bei ihrer Entbureaukratisierungsaktion darauf Rücksicht nehmen, daß bereits die Beamten und Arbeiter wie die Entente wesentliche Interessen in der Reichseisenbahn verkörpert sehen, die sie durch die Privatisierung bedroht glauben. Der Erfolg des Vor-

gehens der Industrie wird deshalb davon abhängen, ob es ihr gelingt, diese beiden sachlichen Gegner davon zu überzeugen, daß die Entsozialisierung schließlich auch in ihrem Interesse gelegen ist, weil die Fortdauer der gegenwärtigen Zuschußwirtschaft auch für sie das noch größere Übel bedeutet.

Nach zwei Seiten hin wird demnach über Entsozialisierung verhandelt werden müssen. Den Beamten muß klargemacht werden, daß die Eisenbahnen in den Händen des Reiches, dem die nötige Kapitalkraft und Organisationsfähigkeit erwiesenermaßen heute fehlt, niemals gesund werden können. Das Beispiel der alten Türkei zeigt ihnen das traurige Schicksal der viel zu zahlreichen Beamten in einem bankerotten Staatswesen. Sie sollten vor dieser Gefahr eines fortschreitenden finanziellen Verfalls des Reiches die Augen nicht verschließen und nicht in blindem Optimismus glauben, es werde in Deutschland schon nicht so schlimm werden. Es wird sehr schlimm werden, und niemand wird uns helfen, wenn wir den Zeitpunkt versäumen, an dem wir uns noch selbst helfen können. Andererseits kann der Beamtenschaft, wenn sie ihren Widerstand gegen die notwendige wirtschaftliche Operation am kranken Eisenbahnkörper aufgibt, eine weitgehende Berücksichtigung aller berechtigten wirtschaftlichen und sozialen Interessen zugesichert werden. Auf ähnlichem Wege wird der Widerstand der Reparationskommission überwunden werden müssen. Auch die Entente hat kein überwiegendes Interesse an Pfändern, die, statt Ueberschüsse zu erbringen, wachsende Milliardenzuschüsse erfordern und dabei immer mehr verfallen und entwertet werden, weil das Reich diese Zuschüsse und die Reparationszahlungen in keinem Falle gleichzeitig aufbringen kann. Bringt man der Entente die Ueberzeugung bei, daß durch die Privatisierung der Eisenbahnen die Zahlungskraft des Reiches wesentlich gestärkt wird, so dürften auch ihr Zahlungen lieber sein als unsichere Pfänder. Die sachlichen Widerstände sind also nicht unüberwindbar. Werden sie diesmal infolge der Verbindung sachlicher und parteipolitischer Gegnerschaft nicht überwunden, so wird das Problem der Eisenbahnreform ungelöst bleiben. Denn das Reich ist in seiner heutigen Verfassung nun einmal nicht fähig, die Eisenbahnbetriebe auf den Weg zur Gesundung zu bringen. Es wird in den Reichsbetrieben erst recht mit den erwähnten sozialen und politischen Widerständen gegen eine durchgreifende Reform zu rechnen haben. Ueber kurz oder lang wird dann die Entsozialisierung schließlich doch das einzige Rettungsmittel bleiben. Nur wird inzwischen die Lage immer ungünstiger, die Gesundung immer schwieriger werden. Dann müssen wir wohl in der Tat den Weg Sowjet-Rußlands gehen, das jetzt nach seinem völligen Zusammenbruch die Trümmer der zugrunde gerichteten Betriebe wieder an das private Unternehmertum abzugeben gezwungen ist. Wir haben auch in Deutschland nicht mehr zu wählen zwischen bürokratisch oder privatwirtschaftlich organisierten Eisenbahnen, sondern nur noch zwischen rechtzeitiger und zu später Entsozialisierung.

Dollarland Deutschland / Von Ernst Neckarsulmer

Wir haben es uns ja alle längst abgewöhnt, in Mark zu rechnen. Der Börsenbesucher, der Bankier, der Großkaufmann, aber nicht einmal sie allein, rechnen sich am Ende einer Geschäftsperiode, mag sie eine Woche umfassen oder einen Monat, oder mag es sich nur um ein einzelnes, schnell abgewickeltes Geschäft gehandelt haben, aus, wieviel Dollars sie dabei verdient haben. Denn die Mark ist in Wirklichkeit schon lange entthront, und der Dollar ist in Deutschland die heimliche Währung.

Solche Entwicklungen vollziehen sich nach ganz bestimmten wirtschaftlichen Gesetzen, und darum macht es einen geradezu komischen Eindruck, wenn in Deutschland wieder einmal ein Regierungswechsel eintritt, ein neues Ministerium die Geschäfte übernimmt und erklärt, nun würde es die Mark steigen lassen. Weil das nämlich im Interesse unserer Volkswirtschaft läge.

Der erste, der diese Befestigung der deutschen Valuta in die Hand genommen hat, war der vielumstrittene Herr Erzberger, der letzte, das heißt vorläufig der letzte, Herr Dr. Wirth. Wenn man in der guten alten Zeit von einer Sache nicht die leiseste Ahnung hatte, konnte man in der Erb-

monarchie dennoch König werden; heute kann man es, ausgerüstet mit diesen Gaben, höchstens zum Finanzminister bringen. Vor ein paar Monaten war es, als Herr Dr. Wirth die „Groschenmark" in den Himmel hob und ankündigte, daß sie noch sehr stark steigen würde. Als dann genau das Gegenteil erfolgte, erklärte er, nur die „Spekulation" trage die Schuld daran, und er wurde dabei von einigen Zeitungen stark sekundiert. Die Franzosen verfolgen, wie man nachgerade wissen sollte, alles, was in Deutschland geredet wird, alles, was in Deutschland geschrieben und gedruckt wird, mit dem größten Interesse und Argwohn. Auch das törichte Gerede von der Spekulation, welche die Kurse der fremden Devisen in die Höhe treibe, und so kann man sich nicht wundern, daß die Pariser Presse jetzt fast einmütig erklärt, Deutschland stelle sich mit Absicht nur so krank. Es habe mutwillig den Kurs seiner Valuta entwertet, lediglich um Frankreich zu schädigen. So haben die Leute, welche den Unsinn von der Spekulation und ihren Absichten verbreiteten, unseren Gegnern selbst die Waffen geliefert, und die Franzosen können sich heute ihrerseits immer darauf berufen, deutsche Minister selbst hätten erklärt, die Spekulation treibe die Kurse der fremden Devisen in die Höhe.

Was ist daran Wahres? Daß eine Spekulantengruppe den Kurs des Dollars von 100 auf 110 Mark im Laufe einer Börse in die Höhe manipulieren kann, ist allenfalls möglich. Aber die Idee, man könne den Kurs des Dollars von etwa 80 Mark innerhalb weniger Wochen auf mehr als 300 in die Höhe treiben, ist geradezu grotesk, und man muß schon republikanischer Reichsfinanzminister sein, um solchen Unsinn zu glauben. Man sehe sich doch nur einmal einen Reichsbankausweis vom November 1918 und einen solchen vom November 1921 an. Der Goldbestand um weit mehr als die Hälfte vermindert, der Papiergeldumlauf um etwa das Sechsfache erhöht, also eine Verschlechterung des Status um das Zwölffache. Oder man vergleiche einmal die Höhe unserer damaligen schwebenden Schuld mit ihrer heutigen Höhe. Natürlich ist es die einfachste Sache von der Welt, wenn man selber Dummheit über Dummheit, eine verfehlte Maßnahme nach der andern begangen hat, die sogenannte „Spekulation" für die unerwünschten Folgen verantwortlich zu machen. Ebenso wie jedes Volk die Regierung hat, die es verdient, hat es indessen auch die Valuta, die es verdient, und die Valuta eines Landes, der Wert seines Geldes ist nichts künstlich und willkürlich Bestimmtes, sondern eine genau so wägbare Sache wie in der Zeit, als wir noch eine Goldwährung besaßen, und als von dem innern Gehalt unserer Goldmünzen die Höhe der deutschen Wechselkurse abhing.

Wir erleben aber im übrigen nur wieder einmal das gleiche Schauspiel, wie wir es nun schon seit dem Jahre 1914 oft genug kennengelernt haben. Von hoher Regierungsseite wird dem Volke ein guter Ratschlag erteilt, entweder das Gold abzuliefern oder getragene Anzüge zu einem Spottpreise herzugeben oder sein ganzes Vermögen in Kriegsanleihe anzulegen oder irgend etwas anderes dieser Art. Stellt sich nachher heraus, daß dieser Ratschlag das Verkehrteste war, was man überhaupt hätte tun können, so wird irgendein anderer für den entstandenen Schaden verantwortlich gemacht. Monate hindurch hatte man in den Kriegsjahren amtlich erklärt, das Steigen der Preise sei nur auf das Hamstern zurückzuführen, und wenn nicht so sinnlos gehamstert würde, hätten wir keine höheren Preise als im Frieden. Jetzt wird, mit genau ebensoviel Logik, die Spekulation dafür verantwortlich gemacht, daß die Mark gefallen ist, und wenn es keine Spekulation gäbe, würde nach Ansicht des Reichsfinanzministeriums der Dollar wahrscheinlich nicht mehr als 4 Mark wert sein. Es gehört eine gewisse Zivilcourage dazu, die selbstgemachten Fehler einzugestehen, aber diese Zivilcourage hat bisher niemand aufbringen können. Man hat, ohne auch nur den Schatten eines Beweises dafür zu besitzen, die sogenannte Spekulation als den schuldigen Teil hingestellt, und nun wundert man sich, daß das uns feindlich gesinnte Ausland diese Waffe gegen uns kehrt und vom böswilligen Deutschland spricht. Wenn es doch ein Gesetz gäbe, daß auch ein Minister für die Behauptungen, die er aufstellt, ebenso zur Verantwortung gezogen werden könnte wie andere Sterbliche; es würde alsdann mancherlei besser bei uns aussehen.

Religion der Gegenwart / Von Dr. Otto Neumann, Generaloberarzt a. D.

Es ist, als ob in der Gegenwart wieder eine religiöse Welle flutet, nachdem der Materialismus die Erklärung abgab, daß er die Welträtsel nicht restlos löst. Auch der Monismus hat das nicht gekonnt. Er schillert in allen Farben und trotzdem kämpft er für ein Kulturproblem. In diesem Problem geht es in der Tat um die Weltanschauung der Gegenwart. Sie kann nur auf der Grundlage der Religion und der Wissenschaft beruhen, und es ist notwendig, die Religion in eine Beleuchtung zu rücken, welche der Wissenschaft entspricht. Diesen Gedanken hat Berthold v. Kern in einem Buche Ausdruck gegeben: Die Religion in ihrem Werden und Wesen. (Verlag August Kirkwald, Berlin NW, Unter den Linden 68). Berthold v. Kern stellt sich auf den Entwicklungsstandpunkt und weist nach, wie die Religion sich entwickelt hat, wie sie mit der Erkenntnis übereinstimmt und wie sie, von Uranfängen sich herleitend, über den Glauben zur Ethik wird. Die schwere Frage zwischen Religion und Ethik wird dahin erläutert, daß Religion als Ganzes zu betrachten ist, daß Religion als Grundphänomen notwendig ist, daß sie zum Menschlichen gehört als unumgänglicher geistiger Bestandteil, und daß Erkenntnis, Gefühlsleben und Willensleben einheitlich zusammenwirken. Daß Religion ohne Ethik nicht denkbar ist, war klar. Wesentlich ist es, und hier liefert Berthold v. Kern die zwingenden Beweise, daß Ethik ohne Religion nicht denkbar ist. Das wurde bestritten. Man vermeinte, allein mit der Ethik auszukommen, aber es wird nachgewiesen, daß „Religion ein höherer umfassenderer und inhaltsreicherer Begriff ist, als jemals die geschichtlichen Religionen ihn erfaßt und verwertet haben." Bei aller Achtung vor der Selbständigkeit der Ethik führt sie selbst doch immer wieder zu einer Religion zurück und weist auf eine Religion hin, die im Brennpunkt unseres Geistes steht. Die Religion steht also höher als die Ethik, und in der Tat ist eine von der Religion losgelöste Ethik haltlos und stellt den Hochbau sittlichen Wirkens nicht dar. Eine Religion der Gegenwart sollte bestrebt sein, die Kluft auszufüllen zwischen traditionellem Glauben und unabhängiger Erkenntnis. Die Kluft läßt sich ausfüllen, wenn die Religion aufgefaßt wird als ein „geschichtliches Zeugnis der menschlichen Geistesentwicklung unter dem Einfluß des gesamten Lebens und in seinem Dienste entstanden und in diesem Dienste zur Führerschaft des Lebens bestimmt".

So kann die Religion der Gegenwart, wie wir sie brauchen, um sie mit den Erfahrungen wissenschaftlicher Erkenntnis in Beziehung zu setzen, sich von Glaube, Dogma und Symbol unabhängig machen. Sie bedarf, sagt Berthold v. Kern, der Krücken der Vergangenheit nicht, kann durchaus auf freien Füßen stehen. Ihre Eigenmacht verbürgt ihre Dauer, ihre lebendige Produktivität und ihre Vertiefung. Die Religion der Gegenwart wird von Denkgebilden allgemeinen Inhalts beherrscht. Das sind die religiösen Ideen, die unabhängig sind von dem wankenden Gebiet des Glaubens, der Gottesvorstellungen, der Unsterblichkeitshoffnungen, die aber ein schöpferisches Prinzip bedeuten, unabhängig von allem Sein als Vorstellung gelten und ihre Rechtfertigung im Zweck finden. Die Religion der Gegenwart hat einen charakteristischen Eigeninhalt. Dieser Eigeninhalt liegt in der Einheit des Geisteslebens in den Grenzen erfahrungsgemäßer Möglichkeit und logischer Rechtmäßigkeit. Das verhindert, die Religion sich zur Fiktion „als ob" zu verflüchtigen oder symbolisch versinnlicht zu werden. Wenn der Ursprung der Religion im Gefühlsmäßigen liegt, und wenn aus dem Religionsgefühl heraus sich Vorstellungen bildeten, so darf die Erkenntnis nicht fehlen, daß in der Idee des Ganzen die Idee der Einheit eingeschlossen liegt. Was wir Gottesidee nennen, ist die Idee einer überlegenen Einheit als religiöses Bedürfnis. Wir sehen, so urteilt Berthold v. Kern, den Aufstieg vom Kräftegott zum ethischen Gott, vom menschenartigen zum idealen Gott, vom persönlichen zum überpersönlichen Gott. Der Begriff der Religion der Gegenwart steht und fällt daher mit der absoluten Einheit des Geisteslebens. Alles Geschehen hängt demnach von einem Ganzen ab. Die Religion ist also eine umfassende, führende und vereinigende Geistesmacht. Die innere geistige Einheit wird zur religiösen Lebensordnung. Religion ist

die einheitliche Ordnung des gesamten inneren und äußeren Lebens nach Maßgabe eines idealen Wertes, der dem Leben erkenntnismäßig zugrundegelegt wird.

Religion ist also eine Aufgabe, die im natürlichen und geistigen Leben des Menschen begründet ist. Religion ist Pflicht, die mit dem sozialen Leben verknüpft ist, die ihren Wert im Gedeihen des Ganzen hat. Das religiöse Gewissen muß sich zu einem religiös-sozialen Gewissen erweitern, und die Mitverantwortlichkeit für das soziale Gesamtleben ist an sich Religion. Hiermit erlangt das Prinzip im Bereich der Religion Geltung. Die reale und positive Arbeit an sich selbst und am sozialen Organismus wird zur höchsten Aufgabe, die das natürliche und geistig-sittliche Leben an den Menschen stellt. Berthold v. Kern gelangt zu dem Begriff einer Menschheitsreligion, die auch die Feindesliebe einschließt. Ein Leben ohne Religion ist ein bloßes Würfelspiel des Zufalls, ein Kampf gegen überalterten und nicht mehr lebensfähigen Inhalt ein Kampf für das unvergängliche Heiligtum unseres Geisteslebens. In diesem entwicklungsgeschichtlichen Wandlungsprozeß stehen wir mitten drin, und die Religion der Gegenwart kämpft um ihr souveränes Recht, um die gesamte Geisteszrichtung zum Ganzen des Menschenlebens zu verketten.

Die Geburt der Menschenseele / Von Professor Dr. von Hauff

Ein soeben bei der May'schen Verlagsanstalt in Berlin erschienenes Buch: „Die Geburt der Menschenseele, eine dramatische Vision in 7 Bildern, aus den Papieren eines Philosophen und Naturforschers" lenkt die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf einen Gegenstand, der das Interesse der Gelehrten in den letzten Jahren in besonderem Maße gefesselt hat. Es handelt sich um die Entwicklung der Seele aus ihrer primitiven Anlage beim Urmenschen bis zu der Höhe, die wir an ihr bei dem Menschen der geschichtlichen Erdperiode bewundern. Von verschiedenen Seiten wurde die Lösung dieses Problems, das eigentlich jeden Menschen angeht, in Angriff genommen. Philosophen und Psychologen teilten sich mit Historikern, Naturforschern und Aerzten in die Arbeit. Zuletzt wurde vor allem die vergleichende Seelenkunde (Psychologie) der jetzt die Erde bewohnenden Volksstämme herangezogen; daneben lieferten die praehistorische Forschung und die vergleichende Gehirnphysiologie die wertvollsten Bausteine. Es sei nur auf die Funde in den Grabstätten der praehistorischen Menschen hingewiesen, die uns reiches Material zu der Rekonstruktion des Seelenbildes unserer Ahnen lieferten. So können wir jetzt schon in großen Umrissen vor unserem inneren Auge die Menschenseele allmählich aus der Urmenschenseele emporwachsen lassen.

In der ersten Epoche der Entwicklung des Menschengeistes in der frühen Tertiärzeit wechselten Affekte und Empfindungen jäh, und die Gedankenketten liefen im engsten Anschluß an das ab, was gerade an äußeren Sinneseindrücken auf den Urmenschen einwirkte. In der späteren Tertiärzeit wurden diese Gedankenketten länger, entfernten sich weiter von dem sie auslösenden äußeren Anreiz und führten zu praktischen Schlußfolgerungen und Erfindungen. Der Urmensch lernte Feuer bereiten, den Feuerstein bearbeiten, Waffen anfertigen, und wir sehen ihn bei allerhand Beschäftigung, die schon recht verwickelte geistige Fähigkeiten voraussetzen. Am Ende dieser Periode bricht dann ein Neues in die Seele herein; die ersten Spuren eines verfeinerten Gefühlslebens offenbaren sich uns in dem Aufkeimen eines ästhetischen Sinnes; der Urmensch erzeugt nicht nur Gerät, sondern er gibt ihm auch eine gefällige Form und schmückt es durch Verzierungen. Die Kunst hält Einzug in sein Leben. Vordem hatte sich das Gefühl nur in seinen gröbsten Formen bei ihm gezeigt, in bodenständigen Instinkten und Affekten; sie flammten plötzlich auf, um ebenso rasch wieder zu verschwinden; Aeußerungen der Furcht und des Schreckens wird er neben den von Zorn und Wut, Gier nach Nahrung, tierischer Liebesbrunst und Sorge für die Kinder gezeigt haben. Aber von jetzt an breiten sich feinere Gefühlsregungen in der Seele mehr und mehr aus. Dabei hat er gelernt, durch die immer stärker sich entwickelnden Gaben eines kühlwägenden Verstandes die Instinkte zu leiten und die Ausbrüche des

Affektes zu zügeln und die aus beiden fließenden Handlungen zu korrigieren. In der folgenden Periode, nämlich von der letzten palaeolithischen Kultur an, werden die Vorstellungen immer komplizierter, das Gefühlsleben tiefer und tiefer. Die Seelenidee keimt auf. Vielleicht war es der letzte Hauch, den der Urmensch bei dem sterbenden Genossen wahrnahm, und der ihn auf den Gedanken brachte, daß ihn ihm etwas den Körper verließe, das bisher lebenspendend gewirkt hatte. Er sieht diesen Hauch ruhelos in der Welt umherirren, die Lebenden plagen und sieht ihn sich eine neue Wohnung in einem neuen Leibe suchen. Zweifellos viel später wird erst der Seelenbegriff in denjenigen umgegossen, zu dem die Selbstbeobachtung den Menschen hinführt, nämlich, daß die Seele Trägerin des geistigen Lebens sei. Auch die Entstehung des Gottesbegriffes fällt in diese Periode der Entwicklung. Zunächst ist es eine Vielheit von Geistern, Geistern von „Jenseits der Berge", aus einer anderen Welt, von Geistern, die sich hinter Naturerscheinungen, ja hinter Aeußerungen des eigenen Körpers verbergen, bis dann weiteres spekulatives, philosophisches Denken und ein sich immer mächtiger regendes religiöses Gefühl den Gottesbegriff klarer und klarer herauskristallisieren lassen, bis in der historischen Zeit über den Polytheismus des Altertums die Vorstellung von einem einzigen Gotte die herrschende wird.

Das, was Philosophie, Psychologie, Geschichte und Naturwissenschaft über die Entstehung der Seele des historischen Menschen aus der Seele des Urmenschen zu sagen haben, ward dem Verfasser des soeben bei der May'schen Verlagsanstalt in Berlin erschienenen Buches „Die Geburt der Menschenseele, eine dramatische Vision in sieben Bildern, aus den Papieren eines Philosophen und Naturforschers" zum Vorwurf für eine Dichtung, die, obschon den Bedürfnissen der Bühne gerecht werdend, doch in erster Linie zur Lektüre in stillen Mußestunden geeignet ist. Das ganze Problem der Entwicklung der Menschenseele ist hier in Gestaltung und dramatische Handlung aufgelöst. Wir sehen vor unseren Augen den werdenden Menschen sich immer weiter von seinem Ahnen, dem Urmenschen, entfernen. Wir erleben mit ihm die mit der Komplikation der seelischen Vorgänge und mit dem immer stärker hervortretenden Kampfe zwischen Gefühl und Verstand sich einstellenden Erschütterungen der Seele und nehmen teil an seinem Ringen nach Erlösung von den Disharmonien, die dieser geistige Werdeprozeß in ihm entfesselt hat. So wird diese dramatische Vision zu der Tragödie des Menschen schlechthin.

Die Fabel der Dichtung hebt da an, wo in die intellektuell schon zu einer gewissen idealisierten Höhe emporgereifte Seele des Urmenschen, auf der der Verstand bereits ihren bodenständigen Instinkten und Affekten Zügel angelegt hat, nunmehr ein verfeinertes und vertieftes Gefühlsleben hereinbricht. Unter Anlehnung an die Gedankengänge Nietzsches über das „Dionysische" läßt der Verfasser in seiner Dichtung Dionysos zum Bringer der neuen Gaben für die Menschenseele werden und durch ihn den ewigen Kampf zwischen Gefühl und Verstand in ihr entfachen. Die Handlung führt uns von der vorgeschichtlichen Zeit über das klassische Altertum, die jüdische und christliche Religionsgeschichte, das deutsche Mittelalter bis in die Neuzeit. Es ist unmöglich, den Inhalt in kurzen Worten auch nur annähernd erschöpfend darzustellen. Es ist dem Verfasser gelungen, die Fabel seiner Dichtung einzukleiden in den ganzen Zauber, die Glut und die Inbrunst, die dem Dionysischen der Seele innewohnen. Seit Nietzsche sind diese Gedanken nicht in gleicher Vollendung und in so allgemein verständlicher und zum Herzen sprechender Form poetisch dargestellt worden. Die Zeichnung der Charaktere der in der Handlung auftretenden Personen ist scharf umrissen, der Aufbau der Handlung den Erfordernissen des Dramas angepaßt, es drängt sich dem Leser eine Fülle von Fragen auf, so daß er reichste Anregung für weiteres Studium aller berührten Probleme erhält. Auch da, wo man bei dem einen oder anderen eine abweichende Auffassung geltend machen möchte, als sie der Verfasser vertritt, wird man doch dankbar für die empfangene Anregung und vor allem für den ästhetischen Genuß sein, den die Lektüre dieser seltsamen und in ihrer Art einzig dastehenden Dichtung gibt, bei der Kunst und Wissenschaft aufs innigste miteinander verwoben scheinen.

Wahnsinn und Dadaismus / Von Iwan Faludi

Die spezifisch-technischen, äußeren Kampfmittel der Dadaisten machten auf die Kritik, die ohnehin jeder Neuerung abhold ist, einen überaus ungünstigen Eindruck. Die Kritiker (auch die „nichtbürgerliche") klagen sehr oft darüber, daß die neueste Dichtung für den nüchtern-logischen Verstand unbegreiflich sei, ja, es werden sogar Stimmen laut, die den Dadaismus für die Dichtung der Wahnsinnigen, mit einem Worte: für den reinsten Wahnsinn halten.

Man kann es auch nicht leugnen, daß — besonders in Deutschland — viele, nicht durchaus klare Köpfe der neuen „Mode" huldigten; manche behaupten sogar, daß ein deutscher Oberdada nach mißglückten literarischen Attacken sich sehr oft in den verschiedenen Irrenanstalten ausruhen mußte. Ob die pathologischen Nachkriegstypen, denen man häufig im Lager der Dadaisten begegnet, zu den weniger zurechnungsfähigen gehören, mag dahingestellt bleiben.

Jean Epstein, ein junger Franzose, schrieb neulich eine Broschüre über neueste Literatur. („La poésie d'aujour d'hui, un noüvel état d'intelligence." Paris 1921.) Er versucht die schweren Anschuldigungen, mit denen der Dadaismus überhäuft wird, auf wissenschaftlich-psychologischem Wege zu widerlegen. Epstein unterzieht die dadaistische Dichtung und die Dichtung der Wahnsinnigen (an Hand einer Anthologie aus Gedichten von Wahnsinnigen) einer gewissenhaften Analyse, und stellt die wesentlichsten Unterschiede zwischen künstlerischer Extase und Wahnsinn fest.

Er bestätigt, daß die Ähnlichkeit beider Dichtungen auch dem Laien auffällt; der nüchterne Menschenverstand muß ja jene Dichtungsart, die er nicht begreifen kann, für wahnsinnig halten.(?!) Nur eine wissenschaftlich-objektive Untersuchung könnte die Grenzen unterscheiden, die die literarischen Produkte eines Dichters und eines Wahnsinnigen voneinander trennen.

Epstein stellt in seinem Werke fest, daß die Wahnsinnigen in erster Linie schwärmerisch veranlagt seien, und ihre Dichtung jeder Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit entbehre.

Der Dadaismus hingegen vermeidet jede Schwärmerei und macht von Vergleichen reichlichen Gebrauch.

Die Gedichte der Wahnsinnigen sind entweder naiv und leichtverständlich, oder unglaublich kompliziert und albern. Es wäre also vergebliche Mühe, dem Tiefsinn ihrer Dichtung nachzuforschen; — der Irrsinnige spricht und schreibt ja Unsinn. Versteht man den Sinn seiner Ausdrücke, so ist die Gefahr nahe, daß man seine ganze Gedankenwelt versteht. (Diese Behauptung Epsteins scheint von den neuesten Ergebnissen der psychopathologischen Forschung überholt zu sein!)

Die modernsten Dichtungen sind nicht leicht verständlich, besonders wenn man sie selten liest, oder zum erstenmal zu sehen bekommt; doch könnte man im Prinzip nicht behaupten, daß sie unverständlich seien. (Allerdings stehen Tsara und Huelsenbeck der jungen Generation näher, als ein Apollinaire oder Lacten dem bürgerlichen Geschmack!)

Die Wahnsinnigen spielen mit typographischen Schemen ohne Grund und Zusammenhang. Die Dadaisten verwenden die typographischen Tricks zur „Vertiefung des Inhalts" — sagt Epstein.

Der Wahnsinnige schreibt mehr Gedichte als Prosa, und in seinen Gedichten kommen oft die primitiven Formen des Volksliedes vor. Der Dadaist überschätzt nie die Formenwerte des Gedichts, die Prosa dagegen steht seiner Kunstrichtung näher, als die gebundene Form.

Der Wahnsinnige schreibt nur über sich selbst. Das wäre ja auch beim Dadaisten der Fall, doch ist dieser viel objektiver, und verwendet oft nur persönliche Motive.

Der Wahnsinnige bringt einfach seine Einfälle zu Papier; dabei vermeidet er jede Umschreibung. Seine Betrachtungen sind meistens äußerliche. Der Dadaist färbt seine Visionen in abstrakte, verschwommene Skizzen. Er bezeichnet nie das Objekt selbst, sondern den Seelenzustand, den das Objekt in ihm hervorrief.

Die Produktion der Wahnsinnigen ist immer eine mittelmäßige. Der moderne Dichter überrascht uns mit einer genialen Idee, einer neuen Wendung,

oder einem seltenen Ausdruck. Seine Dichtung kann nur als Vorbild des Wahnsinns gelten, und ist nie eine Nachahmung. (!!)

Der Wahnsinnige ist bestrebt, das Chaotische in seiner Gedankenwelt, das er für richtig hält, in einfach-rythmische Melodien auszudrücken. Der Dadaist schafft sich ein „eigenes" Chaos, und aus diesem wird seine „subjektive Ästhetik" ins Leben gerufen.

Der Wahnsinnige kennt keine ästhetische Forderungen, er „drückt sich nicht aus"; er schreibt einen beliebigen Text in losen Gebilden.

Der Dadaist konstruiert. Der Wahnsinnige zerlegt, und seine Bilder gleichen einer unklaren Photographie. Der Dadaist gibt uns das Ungefähre in Skizzen, in retouchierten Bildern.

Der Wahnsinnige kennt keine Reihenfolge von Wörtern. Der Dadaist entwickelt aus seinen chaotischen Wörtern einen abgeschlossenen Text.

Aber das wären nur rein äußerliche Unterschiede. Der Kernpunkt liegt gewiß im Unterbewußten, im psychologisch Begrenzten. Der Wahnsinnige flüchtet vor seinem eigenen Ich; will alles, was ihn quält, aus seinem Innern herausreißen. Der Dichter — auch der dadaistische Dichter — baut aus den Meilensteinen seiner Erlebnisse ein abstraktes Heiligtum, eine heidnisch-kultivierte Kirche.

Jean Epstein läßt in seinem Buch über moderne Literatur die äußerst wichtige Frage unberührt, ob innerer Drang oder äußere Erlebnisse den Weg zur neuen Dichtung ebnen . . . Heute, wo der Krieg und die Revolutionswirren vielen den Beruf, vielen den nüchternen Verstand geraubt haben, und viele junge Leute den „Beruf" des Dichters erwählten, müßte man die innere Stimme des wahren Dichters von dem rein äußerlichen Pathos der „Mitläufer" wohl unterscheiden. Sonst wird es unmöglich sein, die Grenzen zu bestimmen, wo Wahnsinn zur Dichtung und Dichtung zum Wahnsinn wird.

RANDBEMERKUNGEN

Der Weg zur Vollendung.

Aus einem urtriebhaft gesunden Nachmittagsschlaf klopfte mich der Buchhandlungsbote sehr unsanft heraus und überreichte mir mit einer gut andressierten Verbeugung, gegen Hinterlegung von neun Mark und zwanzig Pfennigen, den „Weg zur Vollendung" von Graf Hermann Keyserling aus Darmstadt. Noch tief umfangen vom Dämmerzustand einer gesunden Animalität, war mir in jenem Augenblick nur soviel bewußt: du mußt, selbst wenn du dir keiner Schuld bewußt bist, zur Vollendung deines inneren wie äußeren Menschen stets 9,20 M. erübrigen können. Ich zahlte, mit einer Aufrundung nach oben, brachte meinen corpus wieder in die horizontale Lage und brütete in dumpfer Lethargie darüber nach, weshalb gerade die Vorsehung an meiner Vollendung soviel Anteil nahm. Leider verhinderte das Chaotische meiner noch durchaus primitiven Mentalität des Rätsels Lösung, und so versuchte ich mit Hilfe des soeben angelangten sechzig Seiten starken Büchleins mir den nötigen Aufschluß zu verschaffen.

Doch ich bin zuweilen ein seltsamer Kauz, und eine meiner beliebtesten Marotten besteht darin, Bücher, die mir nach einer unergründlichen Vorsehung ins Haus fliegen, überhaupt nicht, oder wenn schon, dann von hinten nach vorne zu lesen! Obgleich dies Verfahren keine allgemein zu empfehlende Methode sein soll, so war es diesesmal, seit langer Zeit wieder, ausnahmsweise richtig. Also las ich . . .

Wie es im Leben nun Momente gibt, in denen ein guter Einfall häufiger uns mehr Erleuchtung zuteil werden läßt als ein jahrzehntelanges Studium, so enthüllten in obigem Falle die letzten Seiten des gelb broschierten Schmökerchens nicht nur den ganzen Sinn, sondern gleichzeitig auch das Charakteristische des Vollendungsphilosophen. — Es lag durchaus im Gesichtsfeld des soeben Gelesenen, wenn meine Phantasie, durch innere Konformität angeregt, von dem modernen Seinsphilosophen mit einem Salto in das klassische Zeitalter der griechischen

Philosophie zurücksprang. Auftauchte Diogenes. Seinskultur hier wie dort; doch aus dem unnahbaren Salon- wie Tonnephilosophen sprachen zwei völlig unüberbrückbare Welten zu mir. Auf der einen Seite Form ohne Inhalt; auf der anderen Inhalt ohne Form. Urverkümmerung und Urwüchsigkeit in extremster Weise versinnbildlicht.

Ungeahnte Perspektiven eröffneten sich bisher immer meinem inneren Auge, wenn ich an Diogenes dachte. Alle Probleme der letzten zwei Jahrtausende schwanden, wie der eitle Ruhm einer Eintagsfliege, in Nichts zusammen und lösten sich beim Anblick dieses unvergänglichen Philosophen. Ob der Herrgott die Welt erschaffen oder mein kausaliter operierender Verstand die Dinge a priori erst erzeugte, oder ob schließlich die Atome so vernünftig waren, sich zu Erscheinungen zu verdichten; all dies war mir in Anbetracht meines Meisterphilosophen bis zur Stunde ganz Hekuba. Wenn Diogenes aus dem Vestibul seiner Villa herauskroch und diese in Bewegung versetzte, dann stoben bei jedem Fußtritt, den er seiner Tonne versetzte, die Probleme der Wohnungsnot, Ueberbevölkerung, Ueberproduktion, Marxismus, Neomalthusianismus, Föderalismus, Futurismus, Expressionismus; — kurzum stoben alle ismen in die vier Richtungen der Windrose. Und es erdröhnten die Himmel der griechischen Götter von einem homerischen Gelächter; die Engel flogen kichernd und lachend über den wunderlichen Alten dahin, bliesen ihm wohl hin und wieder die Lampe aus und die Sphären des Planetensystems summten dazu in gewaltigen Fugen ihr unsterbliches Lied.

Aber: großer Jammer, — dem Gestaltwandel der Götter ist ein Gestaltwandel der Philosophen auf dem Fuße gefolgt. Aus den urwüchsigen Gesellen mit ungekämmten Haaren und ungeschorenen Bärten haben sich die philosophischen Dandys mit Monocle, weißer Weste, Bügelfalte und Lackstiebeln herauskristallisiert. Das dröhnende Göttergelächter und das Engelsgekicher ist längst verstummt und übrig blieb jener trockene, tierische Ernst, den zu bewundern schon Schopenhauer nicht müde wurde, und den man heute auf den Visagen der gläubigen Proselyten wiederfindet, die da andächtig in Scharen nach dem heiligen Mekka der hessischen Metropole wandern, um dort an der Pforte der „Schule der Weisheit", gleich wie der indische Paria den Rahja, den Weltmannstyp in Reinkultur zu bewundern.

Die Philosophie ist ein schwieriges Geschäft. Ungeheure Betriebsamkeit ist nötig, denn die Konkurrenz ist groß und unerbittlich, doch das Leben bei der schlechten Valuta für Kosmopoliten nahezu unerschwinglich. Philosophische Theoreme standen noch niemals hoch im Kurs; wir leben jedoch in einer Zeit, in der der Geist nach Inhalt, nach Stabilität verlangt. Nicht nur fallen die Geschicke der Völker wie Kartenhäuser durcheinander; auch sonst ist alles ins Wanken gekommen. Aber was will dies besagen? Deutscher, freue dich! Die Morgenröte einer neuen Zukunft winkt! Aus dem politischen und geistigen Wirrwarr; aus allem Salto mortale, allen Harlekinaden erhebt sich, ein rocher de bronze, der unerschütterliche Pol in der Erscheinungen Flucht: der Graf Hermann Keyserling aus Darmstadt. Die Vollendung der Menschheit (für 9,20 M. und auch sonst) ist im Anmarsch begriffen; schon heute strömt ein Teil derselben per pedes apostolorum, per Auto und D-Zug nach der Akropolis am Paradeplatz Nr. 2. Weise und Tore, Reine und Ungewaschene; sie alle pilgern nach Darmstadt den Mann zu sehen, der den vollendeten Weltmannstyp in höchster Reinkultur verkörpert. — — —

O — armer Diogenes; o — armer Otto Reichel, der du mir den „Weg zur Vollendung" ins Haus schicktest, der du den Geist der Zeit richtig erfaßt hast, lasse dir raten: Errichte am Scheidewege, dort wo der Pfad von der „Schule der Weisheit" zu deinem Verlagshäusle hinführt, eine Tafel, darauf schreibe mit lapidaren Worten: „De nihilo nihil!"

Kurt Offenburg.

Die trockengelegte Abrüstungskonferenz.

Die Veranstalter der in Washington tagenden Abrüstungskonferenz sind in eine fatale Lage geraten, da sie auf Grund des Antialkoholgesetzes ihren Gästen, die samt und sonders dem amerikanischen Prohibitionismus fernstehen, keine alkoholhaltigen Getränke servieren dürfen. Auf dem offiziellen Festbankett sollen zur Hebung der Stimmung und zur Dokumentierung einer friedlichen Gesinnung Mineralwässer, Limonaden und Milch verabfolgt werden. Außer den Japanern, die ja in Amerika als widerhaarige Elemente gefürchtet sind, haben noch keine Vertreter ausländischer Mächte zu dieser peinlichen

Etikettefrage Stellung genommen. Die Söhne des Reiches der aufgehenden Sonne, die gewohnt sind, wie das ja auch bei anderen Nationen der Fall sein soll, einen Toast mit einem kräftigen Schluck Wein wirksamst zu unterstützen, wollen von diesem alten Brauch nicht lassen. Man hat sich nach langwierigen Verhandlungen mit den Oberzeremonienmeister des Weißen Hauses dahin verständigt, daß die japanischen Delegierten von jedem „alkoholfreien" Trinkzwang befreit werden und, ohne die Kehle anzufeuchten, mit einem markanten „Banzai" jeden Toast beantworten sollen. Im übrigen soll die Milch, als Symbol der frommen Denkungsart, auf allen festlichen Veranstaltungen der Abrüstungskonferenz in vollen Strömen fließen. Der Abrüstungskonferenzier Harding hat, um allen gesundheitsschädlichen Einflüssen vorzubeugen, die Kühe des Kapitols unter ständige tierärztliche Kontrolle gestellt. Es ist somit zu hoffen, daß die Festteilnehmer, von keinem Alkoholdunst umnebelt, das Pereat auf den Militarismus zu Wasser und zu Lande ernst nehmen werden.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist bekanntlich nur ein kurzer Schritt. Die Milch- und Limonadentrinker von Washington haben durch ihre alkoholfeindliche Propaganda auf der Abrüstungskonferenz den Spott der ganzen Welt herausgefordert, um so mehr, da die Väter des Gesetzes, wie Wilson und Bryan, dem Alkoholgenuß keineswegs abhold waren, solange die Alkoholfrage noch nicht zu einer Parteiangelegenheit gemacht worden war. Mr. Bryan regalierte seine Gäste bei Diplomatenempfängen und anderen Gelegenheiten mit einem edlen Rheinwein, während Mr. Wilson dem Champagner (selbstverständlich französische Marke!) auf offiziellen Banketten den Vorzug gab. Auch sonst scheint Mr. Wilson, der heute von den Puritanern als ein Heiliger verehrt wird, eine feine Witterung für bessere Marken zu besitzen. Für die doppelte Moral dieses Mannes ist es sehr bezeichnend, daß nach seinem Abzuge aus Washington in den Kellereien des Weißen Hauses ein schönes Sortiment von köstlichen Likören und edlen Weinen entdeckt wurde. Die „New York World", die sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, um dem Expräsidenten in die Parade zu fahren, brachte ein ausführliches Verzeichnis dieses in Amerika verpönten „nassen" Warenlagers.

Immerhin ist es keine gute Vorbedeutung für die Washingtoner Konferenz, daß sie offiziell aufs Trockene gesetzt ist. Das wird aber die trinkfreudigen Diplomaten nicht davon abhalten, sich privatim für für die im trockenen Bankett ausgestandenen Qualen schadlos zu halten, da sie sich ja auf Grund des Rechtes der Exterritorialität mit dem für ihre Lebenshaltung notwendigen Stoff aus ihren Heimatländern versehen dürfen. Allerdings wird gegen dieses Privileg von der gesamten abstinenzlerischen Presse Sturm gelaufen, da es im Widerstreit mit dem Prohibitionsgesetz, das der Verfassung der Vereinigten Staaten als Zusatzparagraph angehängt ist, stehe. Man kann auf den Ausgang dieser hochnotpeinlichen Angelegenheit gespannt sein, sintemalen der Bau der Welt oft genug durch kleine neckische Zwischenspiele ins Wanken geraten ist.

Sozialisierung des Wohnungswesens.

Im Verlage des Allgemeinen Gewerkschaftsbundes ist eine recht beachtenswerte Schrift erschienen „Richtlinien zu einem Gesetz über die gemeinwirtschaftliche Regelung des Wohnungswesens", in der die Sozialisierung des Hausbesitzes und des Baugewerbes gefordert wird und zwar in Form von „Hausschaften", die mehrere tausend Gebäude umfassen sollen. Was den kritischen Teil der Broschüre anlangt, so kann man dem Herausgeber nur beipflichten. Die Zustände im Wohnungswesen spotten jeder Beschreibung; wenn nicht bald eine gründliche Sanierung einsetzt, treiben wir einer Katastrophe von unermeßlicher Tragweite entgegen. An Sanierungsvorschlägen fehlt es nicht, es sind auch schon einige, wie die Staats- und Gemeindezuschüsse für Siedlungsbauten, in die Praxis umgesetzt worden, das Übel ist aber damit nicht behoben, sondern eher verschlimmert worden. Wenn nunmehr die Gewerkschaften mit ihrem lang gehegten Sozialisierungsplan hervortreten und an der Hand sehr gründlicher Berechnungen die Rentabilität des sozialistischen Wohnungswesens haarscharf beweisen, so hat dies nicht viel zu bedeuten, da nicht der Theorie, sondern allein der Praxis Beweiskraft innewohnt. Die bisherigen Sozialisierungs- und Kommunalisierungs-Experimente auf allen möglichen Gebieten haben sich durchweg als fruchtlos und wirtschaftsschädigend erwiesen. Man mag nun einwenden, daß auf dem Gebiet des Bau- und Woh-

nungswesens die Verhältnisse anders liegen, weil das freie Unternehmertum schon vor dem Kriege seiner Aufgabe nicht gewachsen war und in Verbindung mit einem skrupellosen Spekulantentum das Baugeschäft um jeden Kredit gebracht hatte. Es konnte jeder, ob er etwas von dem Geschäft verstand oder nicht, ob er kapitalskräftig war oder keine Schlafstelle besaß, sich mit ein paar tausend Mark für den Umsatzstempel in den Besitz einer Baustelle (der gut geschnittenen Ecke!) setzen und dann mit Hilfe nicht sehr engherzigen Baubanken munter drauflosbauen. Der Geldkredit des Unternehmers, der nur eine Puppe in den Händen der Banken war, war meistens schon erschöpft, bevor noch die letzte Balkenlage gelegt war. Dann ging der Rohbau häufig genug in die Hand eines zweiten und dritten Unternehmers über, bis er schließlich nach mancherlei Zwischenfällen, immer unter Schädigung der Bauhandwerker, fertiggestellt wurde. Der Bauschwindel hatte sich zu einem System ausgewachsen.

Die Ära des Schwindelbaus, der den Großstadtbanken ihr besonderes Gepräge gibt, liegt hinter uns und dürfte, da es keinen Realkredit mehr gibt, und die Preise für alle Baumaterialien in Ungemessene gewachsen sind, kaum wieder aufleben. Es hieße aber die Bedeutung der Privatwirtschaft für Handel und Wandel, Handwerk und Industrie gänzlich verkennen, wollte man sie nach einzelnen Auswüchsen beurteilen und ihr das Todesurteil sprechen. Wohin wir auch blicken, überall hat sie sich lebenskräftiger erwiesen und — worauf es heute ganz besonders ankommt — die Produktion in bei weitem höheren Grade gesteigert als die auf fiskalischer oder oder kommunaler Grundlage aufgebauten Unternehmungen, die über ein Defizit auf Kosten der Steuerzahler nicht hinauskommen. Eine gemeinwirtschaftliche Regelung des Wohnungswesens, wie sie von den Gewerkschaften angestrebt wird, dürfte zweifellos zu ähnlichen Resultaten führen. Der bureaukratische Verwaltungsapparat, der mit jeder Gemeinwirtschaft verbunden ist, und der einer kühn wägenden Initiative des privaten Unternehmers gänzlich ermangelt, würde die Rentabilität eines nach starren Grundsätzen errichteten und geleiteten Wohnungskomplexes, der sogenannten „Hausschaften", schwerlich herstellen. Selbstverständlich dürfen wir auch nicht zu den Zuständen der Vorkriegszeit zurückkehren, wo das gesamte Baugeschäft in der Hand mittelloser Unternehmer lag. Jedenfalls ist die Wohnungsnot nicht auf experimentellem Wege zu beheben. In Neukölln hatte man vor einiger Zeit einen kommunalisierten Baubetrieb eingerichtet. Das sich daraus ergebende Defizit für die Gemeindekasse hatte selbst die eifrigsten Kommunalisierungspolitiker schwer enttäuscht — leider aber nicht eines Besseren belehrt.

Anatole France.

Der diesjährige Träger des literarischen Nobel-Preises ist nun doch endlich der 77jährige Anatole Francois Thibault France geworden, der auch in Deutschland weitesten Kreisen bekannte Romanschriftsteller und Politiker. Zusammen mit Zola setzte er sich damals für den Hauptmann Dreyfuß ein und holte sich dafür die Feindschaft weitester nationaler Kreise. Mit derselben Genauigkeit und Sachlichkeit ging er an sein schriftstellerisches Werk, das über ein Dutzend dickleibiger Romane, zahlreiche Novellen, literarische und politische Aufsätze sowie einige Jugendgedichte umfaßt. Den Stoff seines Versdramas „Korinthische Hochzeiten" entnahm er Goethes Ballade „Die Braut von Korinth". Skepsis und Ironie bilden den Hauptreiz seines sorgsam gepflegten Stils, der sich würdig dem Meister Stendhal anreiht. Die Vorstudien zu seinen historischen und kulturellen Romanen betrieb er mit demselben gründlichen Eifer wie sein großer Landsmann Flaubert. Über sich selbst hat France einmal geschrieben: „Es ist gesagt worden, ich schriebe gut. Wenn das wahr ist, so finde ich zwei Ursachen dafür. Erstens habe ich den Handwerkern und den Männern aus dem Volke viel zugehört. Sie sind unsere Sprachlehrer. Sie sprechen natürlich. Die Gesellschaft dagegen und die Lehrer sprechen eine künstliche und falsche Sprache. Was noch dazu beiträgt, daß ich möglicherweise nicht schlecht schreibe, ist, daß ich nie darauf bedacht gewesen bin, meine Sprache zu schmücken, und daß ich mich immer bemüht habe, meine Gedanken genau wiederzugeben." Im Kriege vertrat der Dichter folgenden vernünftigen Standpunkt, wie er leider nur selten von seinen Landsleuten geteilt ward: „Ich habe mich während des Krieges von allen Erklärungen ferngehalten, weil ich auf dem Standpunkt stehe, daß der wahre Kulturmensch erst dann ein

Urteil fällen soll, wenn er von den Dingen, die er beurteilen will, den nötigen Abstand erlangt hat . . Die Menschheit will keine Worte des Hasses und der blinden Wut mehr hören, ihre Ohren sind des gifterfüllten Geschreies müde geworden. Jeder verlangt nach der himmlischen Musik des Friedens!" Diese klugen Worte sprach der Nobelpreis-Gekrönte bereits 1916 und er setzt seine Aussöhnungspolitik noch heute in der Clarté fort. So sehr ihm die Mitbürger seines Heimatlandes immer wieder enttäuschten — er wußte sich einen fast mimosenhaft zarten Humanismus und antikgriechische Heiterkeit zu wahren. In Liebe und Schönheit will er die leidzerwühlte Erde erlöst wissen.

Die Kunst dem Volke!

Das sollte die Losung sein, unter der man für die geistige Hebung der Massen kämpfen wollte. Man hörte und las allerhand Erbauliches darüber. Das unter des Tages Last und Arbeit seufzende Proletariat durch edle Genüsse zu einer höheren Auffassung des Lebens, zu größerer Daseinsfreudigkeit und damit auch Schaffenslust zu erziehen, schien einer Anzahl von Idealisten und Utopisten eine der bedeutungsvollsten Aufgaben in dieser angeblich großen und dabei so erbärmlich kleinen Zeit zu sein. Eine Volksoper, Konzerte und allerhand Vorträge sollten zur Beschwichtigung der politisch und sozial aufgepeitschten Massen beitragen. Panem et circenses! Für das Brot mußten die Leute selbst sorgen, aber Spiele sollten sie haben. Ohne Zweifel ist manch guter Anlauf genommen worden, um dies Ziel zu erreichen. Die Bemühungen der Theaterleitungen und die freudige Bereitwilligkeit der Künstler, mitzuhelfen an dem schönen Werke, soll gewiß nicht verkannt werden. Aber ist es der richtige Weg, die Kunst ins Volk zu tragen, wenn die Staatsoper, die vornehmste Bühne der Republik, bei einem Gastspiel des italienischen Baritonisten Mattia Battistini als „Rigoletto" und „René" im „Maskenball" Eintrittspreise fordert, die alles in Berlin bisher Dagewesene übersteigen? Schieber und Kriegsgewinnler mögen ja leichten Herzens für einen Platz in der ehemaligen Kaiserloge aus widerlichster Protzerei 531,50 M. bezahlen; der Raum ist klein und faßt nur die — Auserwählten. Aber für einen Sitz im Parkett, wie sich ihn doch gewöhnliche Sterbliche früher zu leisten pflegten, 371,50 M. zu verlangen, ist mehr wie reichlich! Sogar der Stehplatz im 4. Rang 21 M., also etwa so viel wie in früheren besseren Zeiten ein schöner Sitzplatz im Bayreuther Festspielhause. Es ist bekannt, daß Herrn von Schillings Bühne mit einer großen Schuldenlast zu kämpfen hat, und bessere Einnahmen sind ihr zu gönnen, da trotz stets sehr hoher Preise und voller Häuser das Defizit nicht abnehmen will. Was aber durch die beiden Gastspiele Battistinis erzielt werden kann und vermutlich auch erzielt werden wird, da es in Berlin allzu viele gibt, die immer und um jeden Preis dabei sein müssen, ist nur ein Tropfen auf einen heißen Stein, und — last not least — wird die Kunst dadurch profaniert. Das erste deutsche Theater sollte nicht nur darauf sehen, was bezahlt wird für die Eintrittskarten, sondern auch darauf, wer sie ersteht. Vermutlich werden, da wir [illegible] an jenen Gastspielabenden des Italieners nicht viel deutsch reden hörten, Ausländer, die sich bei ihrer Valuta alles leisten können, Ränge und Reihen füllen, und den Deutschen bleiben die Tore des Kunsttempels verschlossen. Wer aber so glücklich ist, hineinzudringen, der dürfte um sich herum die Sprache Lessings nicht ganz fehlerlos und nur mit leichtem ausländischem Akzent sprechen hören.

Die erste deutsche Schriftstellerorganisation und die Schriftstellerbewegung:

Von Dr. Johannes Hofmann, Stadtbibliothekar in Leipzig. Leipzig. Verlag von Kurt Scholtze 1921

Das in der soeben erschienenen Schrift von dem Leipziger Stadtbibliothekar Dr. Johannes Hofmann mit äußerster Sorgfalt und historischer Gewissenhaftigkeit behandelte Thema ist nicht nur für die Berufsgenossen von hohem Interesse, sondern es dürfte darüber hinaus auch die breite Öffentlichkeit als ein kulturhistorisches Dokument zum Emanzipationskampf der Geister und der Bildung interessieren. Der im Jahre 1842 gegründete Leipziger Literatenverein ist der erste Versuch, eine ideelle und materielle Interessenvertretung der deutschen Schriftsteller zu schaffen. Um das Zustandekommen des Vereins haben sich namentlich Robert Blum und Robert Hesse, die auch die konstituierende Ver-

sammlung einberufen haben, große Verdienste erworben. Seine Gründung fiel in eine Zeit, die im Bann der Karlsbader Beschlüsse stand und jede liberale Regung mit den schikanösesten Mitteln eines kleinlichen Polizeiregiments unterdrückte, es mußte daher mit der äußersten Vorsicht zu Werke gegangen werden, um die Existenz des Vereins nicht zu gefährden. Es war daher jede politische Tätigkeit innerhalb des Vereins auf das strengste zu vermeiden. Trotz aller Schwierigkeiten war die Mitgliederzahl im Jahre 1843 auf 103 angewachsen, von denen 21 ihren Wohnsitz außerhalb Leipzigs hatten. Der Literatenverein war auf dem besten Wege, die erste kraftvolle Organisation des Schriftstellerstandes in Deutschland zu werden, wenn die Zeitverhältnisse derartigen Bestrebungen günstig gewesen wären. Trotzdem hat es nicht an Versuchen gefehlt, die Gesetzgebung zum Schutze des schwer um seine Existenz ringenden Schriftstellerstandes zu beeinflussen. Sehr zutreffend sagt der Verfasser, daß dem Wollen jener Zeit die klare Erkenntnis des tatsächlich Durchführbaren fehlte. „Aber wenn auch infolgedessen dieser Periode oft Mißerfolge nicht erspart blieben, die neuen Pläne und Ideen, im Sturm der Zeit geboren, haben die Zeit überlebt. Die Frage nach ihrer Erfüllung verstummte nie wieder. Noch unsere Gegenwart steht unter dem unmittelbaren Einfluß jener Anregungen, die von den vierziger Jahren ausgehen."

Der Leipziger Literatenverein führte nach den Stürmen des Jahres 1848 nur noch ein Scheindasein, die auch in Sachsen mächtig einsetzende Reaktion legte ihn in der Verfolgung seiner hohen Ziele vollkommen brach, aber das von ihm aufgestellte Programm ist für alle späteren Schriftstellerorganisationen maßgebend geworden, wenngleich an die Stelle des utopischen Ideals unter dem Druck der wirtschaftlichen Kämpfe der Solidaritätsgedanke getreten ist. Die sehr beachtenswerte Schrift, der ein außerordentlich reichhaltiges Quellenmaterial zugrunde liegt, schließt mit einem warm empfundenen Appell an die deutsche Schriftstellerwelt, sich enger und fester zusammenzuschließen, um in geschlossener Phalanx sich zu behaupten und einzusetzen für eins der wertvollsten Kulturgüter unseres Volkes: für die deutsche geistige Arbeit. Dies ist um so notwendiger, da der unsere Zeit beherrschende Utilitarismus und Materialismus für die Not der Schriftsteller, überhaupt der geistigen Arbeiter, kein Verständnis hat. Manches ist ja schon in dieser Hinsicht geschehen, aber das Endziel muß der Zusammenschluß der Schriftsteller zu Berufsverbänden sein.

J. G.

Die Braut / Eine merkwürdige Geschichte von Richard Rieß

Auf einem Wolkenwagen, ausgeschlagen mit schwarzem, silberumrandetem Samte, ließ sich der Mond den Wald emportragen. Nun stand er über dem Flusse. Unter ihm aber entfernten sich, Diener, die ihre Schuldigkeit getan, die Wolken, die ihn getragen hatten, und zerflossen in Silberwellen. Gutmütig blickte er aus rundem, vollem Gesichte über die Gegend: über den schmalen, jungen Fluß, der Tag und Nacht keck wie ein Schulbub über das Wehr sprang; über den Wald am rechten, die Landhäuser am linken Uferhang und über die hohe, lange Eisenbahnbrücke, die beide verband.

In der Ferne rollte der Zug. Die Reisenden hatten sich bereits — wenige, die an der kleinen Station ausgestiegen waren — aus dem rotgeziegelten Bahnhofe entfernt und über die Wege zerstreut.

Einer stand nun vor dem Fußgängerweg der Brücke. Nach kurzem Zögern fand er den Antrieb zum Weiterweg. Aber er ging langsam. Erwin Blusderwind kam von dem kurzen Urlaub zurück, und am jenseitigen Ufer begann ihm wieder die Pflicht. Dort lag Professor Schönemanns Sanatorium, in dem er als Assistent des Meisters angestellt war.

Erwin schlenderte dahin und empfand es gar nicht störend, daß seine Reisetasche ihn mit manch hartem Schlage gegen die Waden die Tücke der toten Dinge spüren ließ. Körperlicher Schmerz stachelte seine Lebensgeister ein wenig auf und das tat wohl. Er blieb einige Male stehen, spuckte wohl auch aus und wartete auf das Aufschlagen des Speichels im Wasser. Ein freundliches Geräusch das.

„Grüß Dich Gott, alte Isar! Guten Abend, Mond!" Erwin zog den Hut, und es schien ihm, als ob der Mond lächelte. Mond . . . Mond . . . Mond . . . klackten nun seine Schritte auf dem Stein. Dann . . . eine der Brückennischen passierend, fuhr er zurück und faßte sich an den Kopf: Elli . . . .

Das junge Mädchen, das dort stand und herniederblickte, hatte in der Tat Ellis Figur. Er blieb ein paar Schritte später stehen und sah nach dem Mädel zurück. Ganz zwecklos gab er einen Laut von sich: den Brunstruf des Wasservogels, mit dem er und seine Kameraden daheim, am Rheine, in den Abendstunden die Mädchen neckten . . . vor den langen . . . . endlos langen Jahren . . . daheim . . . in der Jugend . . . Da wandte das späte Fräulein den Kopf. „El . . li . ." hauchte Erwin. Das Oval des Gesichtes. Aber Elli war schwarz und diese da blond. Ihr Haar flimmerte im Mondsilber . . . . . .

Es war angenehm, daß die Schritte, den Stein schlagend, eine so herrische Sprache fanden. Als Erwin den Grasboden des Ufers erreicht hatte, war alles schon vergessen: Brücke und Mädchen und der den Mond spiegelnde Fluß. Im Blut summte allein das Nachhallen der Fahrt, der Eisenbahnräder, die den Doktor medizinae Erwin Blusderwind in vierzig Stunden zweimal zwischen Deutschlands Südgrenze und der Bonner Rheinheimat auf den im Sonnenlicht blinkenden, in den Vollmondnächten aus dem Dunkel schimmernden Schienensträngen entlanggetragen hatten. Und was dazwischen lag, war Trauergerede, schwarzumflorte Menschen und das Werken um einen Sarg, in dem das liebste, geliebte Mädchen in die widerliche, schmutzige, würmerfeuchte Erde eingesenkt wurde. . . . . .

Professor Schönemann begegnete ihm im Frackhavelock, auf dem Vollbartkopfe den Festzylinder, vor dem Hauptportal. Die schnelle Phrase der Beileidsversicherungen verebbte schnell im flüchtigen Händedrucke. Wichtiger war dem festlich gestimmten die erfreuliche Tatsache der Rückkehr des Gehilfen. Und: Daß Erwin die Frage, ob er abgespannt sei oder noch frisch genug, um den schwerer Leidenden in seiner Vertretung noch eine schnelle Abendvisite machen zu können, in dem ihm angenehmen Sinne beantwortete. Er selber müsse nämlich eilends fort . . mit dem letzten Zuge in die Stadt hinein. Bei Professor Dotterling, dem berühmten Chirurgen, fände eine Soiree statt. In besonderen Fällen sei er dort anzutelephonieren. Damit gab er Erwin nochmals die Handschuhfinger, sagte „n'Abend, lieber Kollege" und wippte fort.

Erwin hatte das alles durch einen Schleier gehört, den zu zerreißen er zu schwach war. Automatisch fand er den Weg in sein Zimmer, das am Ende des Parterrekorridors lag, geradezu am Hinterausgang und neben dem kleinen Operationsraume. Er wusch sich mit dem Schwamme Stirn und Kopf und zog mechanisch den weißen Behandlungsmantel über den Reiseanzug. Sehr wenig am Platze war nun sein Erscheinen im Vestibül, wo die Gäste, die soeben soupiert hatten, ihre Verdauung beschwatzten. Er hörte nicht, daß Joviale ihm Scherzworte zuriefen; Spötter, die mit dem Finger an die Stirn tippten, sah er nicht, und auf die schnelle Frage des freundlichen Bedienungsmädchens, ob er denn nicht etwas essen wolle, fand er keine Antwort. Auch für die kleinlichen Klagen, die er in den Krankenzimmern vernahm, hatte er kaum ein Ohr, niemals Mitleid. Was wollten diese reichen Hypochonder? Diese durch Völlerei Erkrankten? Elli war tot. Und war doch jung gewesen. . . . . jung gewesen, ohne . . . . jung gewesen zu sein. „Gewiß, gnädige Frau", sagte er der zuckerleidenden Geheimrätin und vergaß ihren Titel. Bewilligte etwas Medinal dem Rittmeister, der vorgab, nicht schlafen zu können und wollte gerade die Frage des Sportfreundes, ob er denn gelegentlich seiner Reise an den Rhein den Kölner Steeple-Preis habe laufen sehen, mit einer barschen Aufklärung beantworten, da klopfte es. Schwester Bertha kam und flüsterte Erwin etwas ins Ohr und zog ihn nach schnellem Aufbruch in die Telephonzelle. Flehende Stimme, Drängen aufgeregter Herzen kam vom anderen Ende des Drahtes: In der Villensiedelung, isaraufwärts, zwei Stunden für Fußgänger entfernt, sei der Gatte der Anruferin plötzlich erkrankt. Hilfe sei not. Dringend. Dringend.

Erwin spürte im Kopfe ein Summen und im Magen den Druck der Müdigkeit. „Wagen anspannen!" sagte er, über die Schulter weg, zu Schwester Bertha.

Diese Nacht mußte Erwin Blusderwind am Bette des Notars Micheli verbringen. Der siebzigjährige Mann war am Nachmittag vom Schlage getroffen worden. Man hatte zuerst versucht, den

Wolfrathshauser Bezirksmedikus, einen Studienfreund des Kranken, zu erreichen, aber der alte Medizinalrat war in dringender Angelegenheit nach Starnberg gefahren. So sollte denn Erwin helfen. Aber hier war nichts mehr zu retten. Die Verkalkungen hatten die greisen Arterien zu sehr mitgenommen.

Erwin hatte die Notarin zur Ruhe geschickt. Er ertrug das Gejammer nicht. Siebzig Jahre. Leben in Freuden und Reichtum. Liebesheirat. Erfolg im Berufe. Nun Ruhesitz. Was sollte da Mitleid?

Erwin saß am Bette des Kranken, der nur unhörbar atmete. Er beobachtete den Patienten. Dann beugte er sich wieder zurück.

. . . . . natürlich hatte man zu spät operiert .. Rettung wäre möglich gewesen . . . . . zwei Wochen Krankheit und dann . . . . dann Genesung . . . . o diese Greise . . . . diese altmodischen Bonzen . . . natürlich, der Hausarzt . . . . verknöcherter Idiot der: Nicht schneiden . . . . nicht schneiden . . . . die Natur hilft sich von selbst . . . . Verbrecher . . . . Verbrecher . . . . Ich hasse die Greise . . . . was haben sie auf dieser Welt noch zu suchen . . . sie haben gelebt . . . sie haben geliebt . . . . ich hasse sie!

Er mochte das wohl gesprochen haben. Denn erregte Frage warf sich aus dem Nebenzimmer gegen ihn: „Was gibts . . . Was ist mit meinem armen Manne . . . er wird sterben . . ."

Erwin, fern, fern mit seinen Gedanken . . . bei Elli, der Verlorenen . . . weit . . . weit . . . schüttelt den Kopf. Da beruhigte sich die alte Dame. . . . Sie haben sie umgebracht . . die Zögerer . . . . Da hat denn dieser kleine . . . dieses winzig-winzige Stück Kadaver den herrlichsten Leib, dieses herrlichste Leben umgebracht. . . .

Erwin griff sich ans Herz und schluchzte auf.

„Ist er tot . . . ist er tot . . .?" rief die Frauenstimme. Mathilde Micheli erschien im Schlafrock in der Tür, mit ausgebreiteten Armen. Erwin ging ihr entgegen und ihre Geste fiel über ihm zusammen.

„Es ist nichts . . . es ist nichts" sagte er und entwand sich ihr.

„Sie sind noch so jung . . . verstehen Sie auch etwas . . . mein armer, armer Mann!! Er lebt so gern. . . . Retten Sie ihn, junger Doktor. Hören Sie? Sie sollen ihn retten. Ich will es . . ."

Erwin starrte die Greisin an: „Ich bin noch so jung" und (vor sich hin flüsternd): „auch Elli war so jung."

„Es ist schrecklich, mit zwanzig Jahren sterben zu müssen."

„Wie? Was? Was sagen Sie? Zwanzig? Sind Sie verrückt? Mein Mann ist siebzigeinhalb! Im November hat er sein Wiegenfest! Und er wird nicht sterben!! Ich sage es Ihnen!! Er darf nicht sterben!!! Hat gearbeitet sein Lebtag! Was wissen Sie von einem Arbeitsleben, Sie junger Anfänger . . . Nun soll er sich seiner Ruhe freuen. Nicht sterben . . . Retten Sie ihn mir!!"

Sie hatte sich immer wilder in Ekstase gesprochen. Jung war sie geworden, als die Erregung in ihr wogte. Nun aber weinte sie und wurde wieder Greisin.

Erwin stammelte etwas. Dann wandte er sich dem Kranken zu. Er sah, daß die Lippen des Notars sich bewegten. Aber, so nah er sich ihnen entgegenbeugte — er vernahm kein Wort. Da winkte er Frau Micheli heran: „Was willst Du, mein Herrchen . . . mein Geliebter . . . sprich doch . . . Du mein Leben, Du . . ." Aber sie zerküßte die sich ergebenden Lippen und erstickte mit ihrer Zärtlichkeit die letzten Äußerungen des Sterbenden.

Die Nacht verging. Fahl und regenverheißend kam der Morgen. „Nun ist der Mond, der volle, der lebensprotzende Geselle auch gestorben", dachte Erwin, als er am Fenster stand und die grauen Nebelmassen sah, die von Süden her kamen und über Wald und Fluß hingen. Er öffnete das Fenster. Luft! Luft! — Dann schloß er es wieder, ging zu dem Toten, in dessen friedlichem Antlitz ein feiner Zug von Bosheit zu sehen war, und weckte alsdann Frau Mathilde.

„Er ist friedlich entschlafen", sagte er. „Vor einer halben Stunde."

Erwin ging hinunter. Es zog frostig im Hause. In der Halle, in der die Möbel feindlich und lieblos sich aus dem Dämmern zeichneten, fiel er in einen Klubsessel und schlief ein.

Als er erwachte, stand Frau Mathilde vor ihm. Er erhob sich erschrocken.

„Schlafen . . . das kann er", sagte, unter Schluchzen, die Witwe. „Sie haben ihn nicht retten können . . . Sie haben ihn getötet."

„Nein, ich hab' ihn nicht getötet. Greise sterben. Das will die Natur so. Entschuldigen Sie gütigst."

Die Dame sank in einen Sessel. Hier und da stieß sie ein Schluchzen in das Schweigen.

Erwin, ganz in sich zusammengesunken, sprach vor sich hin: „Das Leben ... das Sterben ... alles Willkür ... alles Komödie. Zwei junge Menschen haben sich lieb gehabt. Oh, ihre Liebe war Sehnsucht. Und wenn sie einander auch begehrten — sie blieben sich fern. Nein wollten sie eines werden, wenn der Tag ihnen gekommen war. Und als die Stunde den Finger schon hob, Gewährung zu winken, da kam ... wer kam da? .... Ein alter Sanitätsrat, der sagte: Ich bin nicht für operative Eingriffe ... Begreifen Sie das, liebe gnädige Frau? Begreifen Sie, daß Elli sterben mußte? Sie war erst zwanzig Jahr. Und das Leben fing ihr gerade an ...."

Seine Augen waren trocken, und doch: er weinte. Frau Mathilde aber hatte sich erhoben und fast ihren Schmerz vergessen. So zornig war sie.

„Was geht mich fremdes Schicksal an? Mein Mann liegt oben, tot .... Und ich werde auch bald sterben müssen ... Ist das Ihr ganzes Beileid? Sie haben Ihre Pflicht vernachlässigt ... Oh, daß der gute Herr Medizinalrat nicht helfen kam .... Ich arme ... ar—me ... Frau!"

Von ferne vernahm Erwin das alles. „Medizinalrat" hörte er. Ja, ja ... die Medizinalräte ... die schnitten nicht.

„Er hätte sicherlich nicht geschnitten ... nein, nein ... der Herr Notar hatte ja auch gar keine Blinddarmentzündung ... er litt ja nur an seinen siebenzig Jahr ... litt daran, daß er sein Leben genossen hatte ... ge ... nos ... sen ..... zu Ende gelebt ..."

Da erhob sich die Witwe und schrie: „Gehen Sie jetzt ... Hier ist nichts mehr für Sie zu suchen ... ich will Sie nicht mehr sehen ... Sie ... dummer Junge, Sie ... Gehen Sie jetzt!"

„Gewiß!", sagte Erwin und schob sich zur Tür. Er vergaß Überrock und Schirm.

Draußen, wo Regen die Landschaft streifte, wartete er, an einen Baum gelehnt. Er starrte vor sich hin. Glotzte stier, bis der Diener ihn an der Schulter berührte. Da blickte er auf und sah, daß sein Wagen schon bereithielt. Träg stand, im Geschirre, Lis'l, die alte Mähre ....

„Schlafen ... schlafen", nichts anderes dachte Erwin während der Fahrt. „Sechsundzwanzig Jahre bin ich alt geworden, ich, der Assistenzarzt des berühmten Professor Dr. Balthasar Schönemann, mitverantwortlich für alle, die im Isar-Sanatorium eine Entfettungskur machen, sechsundzwanzig Jahre und habe noch niemals geschlafen ..."

Gehorsam trottete die alte Stute. Sie kannte den Weg, und auch der kleine Eisenbahnzug der Isartalstrecke brachte sie nicht aus dem Gleichmut. Regen klatschte auf den glatten Rücken des Tieres und feuchte Straßen zeichneten sich über den Tierleib: Rinnen, in denen das Wasser lief, um zu Boden zu glitschen.

„Brave Liesl", sagte Erwin aufschauend. „Ich bin geschützt und fahre bequem unter dem Wasserdache, und du mußt Witterungsnöte erdulden und deinen Wagen ziehen. Zwanzigjährige sterben, weil Sanitätsräte zugegen sind und Siebzigjährige, weil der Medizinalrat über Land fahren mußte ... Närrisch ... närrisch. Aber du sollst mich nicht ziehen, du armes Tier du ..."

Erwin sprang ab und eilte zu der Stute vor. Er streichelte über ihr glattes Fell und legte dann den linken Arm dem niederen Pferde um den Hals. So setzte er seine Reise fort.

Als Erwin sein Ziel erreicht hatte, klärte der Himmel sich auf. Der Hausdiener, der ihm entgegenkam, den kleinen Wagen in Empfang zu nehmen, machte ihm hastig die Mitteilung, der Herr Professor erbitte in der Stadt seinen sofortigen Anruf. Erwin, stumpf folgend, vernahm alsbald, daß Professor Schönemann ihm mitteilte, bei Dotterlin sei bis jetzt getanzt worden. Der Kollege möge doch die Freundlichkeit haben, ihn auch den Tag über bei den Patienten zu vertreten. Bei den „sogenannten Patienten" (da lachte Schönemann). Er selber müsse zunächst mal schlafengehen. Vor Abend sei an Heimfahrt nicht zu denken. „Guten Morgen oder vielmehr: Gute Nacht. Hahaha". Immer aufgeräumt, immer guter Laune, der Herr Professor!

Erwin hatte das drängende Gefühl der Übelkeit, die einen Ausweg suchte. Als er aber die kleine Telephonzelle verlassen hatte, war ihm wieder wohler. Nur sein Schritt schwankte. Es war ja alles gut so. Welt, Welt, du bist weise eingerichtet. Alles zweckmäßig. Elli mußte sterben. Mußte sterben. An einem Frühsommertage. Professor Schönemann

mußte tanzen. Oh, der hatte viel Glück bei den Frauen, ein verflucht verführerischer Mann! Und nun mußte er sich doch ausruhen . . . alles recht! — Erwin lehnte sich an die Mauer. Nein . . . nein . . . er brauchte keinen Schlaf. Wer schläft, den besuchen Träume, und Träume sind närrisch. Die . . . die verwirren einen bloß. Bloß.

Er tänzelte, wie er nun durch das Hinterpförtchen wieder ins Haus schritt. Seine Stirn umwölkten Nebel, das fühlte er ganz deutlich. Hier und da mußte er vor ihrem Ansturm die Augen schließen. Er aber, aufbegehrend gegen die Angriffe der Erschlaffung, begehrte Tätigkeit. Alles munter? Alles ausgeschlafen? Auf den Liegestühlen in der Halle, auch unter den Sonnenschirmen der Terrasse lagen die Patienten gestreckt. Erwin ging zu ihnen, dienerte, indem er sich in den Hüften beugte: „Ausgeruht?" „Ausgeschlafen?" lallte schwer, als der Rittmeister ein Gespräch beginnen wollte, um endlich zu erfahren, ob Jockey Achbrenner auf Opank nicht doch ein bißchen . . . nun wie sagt man doch: ein bißchen . . . geschoben hatte . . . und war froh, als er wieder im Freien war. In seinem Kopfe summte es. Man sollte die Fliegen schlagen, dachte er und gab sich einen Backenstreich. Es nützte nichts. Haltung! Haltung!! Es war noch nicht einmal Mittag. Sechs Stunden noch bis Abend, und um sieben, da pflegen greise Notare ja vom Schlage gerührt zu werden . . . da galt es, an Krankenbetten zu eilen . . . oh, die Nacht wird lang, wenn man die Sekunden ticken hört . . . in leeren Zimmern. Jetzt aber brannte die Sonne, die den Regen verjagt hatte.

Erwin riß sich zusammen und ging mit festen Schritten durch die Anlagen zum Hauptportal. Der Pförtner, der ihn jetzt erst wiedersah, trat an ihn heran und gab ihm das Päckchen mit der in seiner Abwesenheit eingetroffenen Post. „Lassen Sie's auf mein Zimmer tragen," bat Erwin. Er selber vergaß, den weißen Arztekittel anzuziehen und begab sich zu den Patienten. —

Was Erwin an diesem Tage tat: Krankenvisiten, Mittagbrotessen, unwichtigen Meinungsaustausch mit den Gästen . . . all das werkte er automatisch. Er fühlte sich von irgendwelcher geheimnisvollen Kraft getrieben und fühlte sich als Ausdruck eines außerhalb von ihm wirkenden Willens.

In der Dämmerstunde, kurze Zeit bevor des Gongs bronzene Stimme zum Abendbrot rief, saß Erwin in der gerade menschenleeren Halle, der allzu persönlichen und zu Besinnlichkeit zwingenden Einsamkeit seines eigenen Zimmers entfliehend, da kam wieder Schwester Bertha und . . . „Ich weiß . . . ich soll . . . Notar Micheli . . " Die Schwester sah ihn erstaunt an. Nein! Es sei etwas Schreckliches passiert . . . Wieder an der Eisenbahnbrücke . . . eine Selbstmörderin . . . ein ganz junges Mädchen . . . kaum zwanzig . . . Sie habe sich in den Fluß gestürzt und sei nun tot. Verletzungen erkenne man nicht . . . wahrscheinlich sei sie durch den Luftdruck getötet worden . . . Ob man die Leiche im Hause behalten dürfe, bis der Wagen aus der Stadt gekommen sei . . .

Erwin sprang auf: Selbstmörderin? Junges Mädchen? Auch eine, die sterben mußte? Er ging mit Schwester Bertha.

Am Hinterpförtchen standen vier Erdarbeiter, die eine Leiter hielten. „Da hinein!" sagte Erwin und deutete auf das Operationszimmer. Er folgte dem Zuge. Die Geschwärzten hoben die Pferdedecke von der schmalen Gestalt, faßten dann behutsam zu und legten das Mädchen auf das schwarze Ledersofa, das am Eingang stand.

Die Knie schlotterten Erwin, als er nun dem Mädchen ins Antlitz blickte. „Elli!", schrie er und fiel auf die Ecke des Sofas. Die Männer sahen sich bedeutungsvoll an und ahnten einen Zusammenhang, der gar nicht bestand. Aber als Erwin die noch immer Wartenden nach raschem Griffe in die Brieftasche überreichlich entlohnt hatte, machten sich die davon. Er aber, sich über die Tote beugend, prüfte sachgemäß die Augen und stellte die unabänderliche Tatsache des Todes fest. „Mag das arme Ding bis morgen bei uns ausruhen", sagte er. „Ist ja Platz da genug. Ist sicherlich auch müde und will schlafen. Ach ja, schlafen, Schwester Bertha . . ." .

Er verließ mit der Schwester das Zimmer und steckte den Türschlüssel zu sich. Dann betrat er seine eigene Wohnung, dicht neben dem Operationsraume. Dort stand ihm bereits der Tisch gedeckt. Kaltes Fleisch zum Nachtmahl. Er beachtete es nicht. Über dem Bettrande brach er nieder und starrte gedankenfeind vor sich hin. Mechanisch griff er nach den Briefen, die auf seinem Nachtkästchen lagen. Riß mechanisch den Umschlag auf, las . . . nein! las nicht . . . sah nur . . . sah nur die Schrift, die Reihen mädchenhafter Buchstaben . . . da schrie

er auf und fiel in die Kissen. Erst als seine Tränen sich begütigt hatten, war er imstande, den Brief zu lesen. Dies nun schrieb Elli an ihren Bräutigam:

„Mein Inniggeliebter!

Geringer Schmerzen wegen liege ich zu Bette. Ich übe Vorsicht, um heil und lustig zu sein, wenn die letzten Tage unserer Trennung vorbei sein werden. Oh, mein Geliebter, wie sehne ich mich danach! Wie sehne ich mich nach Dir! Wir sind ja zwei armselige kleine Lichtlein, deren Licht in sich selber stirbt, wenn wir getrennt sind, Du und ich. Vereint aber werden wir zur Flamme von Glut und Leuchten. Vierzehn Tage noch, und wir gehören uns ganz. Deine Frau soll gesund sein, mein Liebster. Denn mein Glück wird so groß sein, daß ich sehr stark sein muß, es tragen zu können. Wenn ich doch bei Dir wäre! Es treibt mich der Wunsch, über all die Städte und Länder, die uns trennen, hinweg, zu Dir zu fliegen. Du erwachtest und fändest mich. Oh, es ist schön, Träume zu ersinnen, wenn man weiß, wie nah ihre Erfüllung ist. Sei geküßt, Du mein Glück. Deine Elli."

Er las den Brief, dann ließ er das Blatt sinken, und seine Augen wurden weit, wie im Erschauen ferner Gesichte. Elli hatte ihm geschrieben? Ja, war Elli nicht tot? Nein . . . Elli war nicht tot . . . sie wollte ja zu ihm kommen, Hochzeit zu halten. Er hatte alles nur geträumt: die endlose Reise, das schwarze Gewerke um eine blumenumkränzte Gruft . . .Unsinn alles . . . Der Notar Micheli, der war gestorben. Gewiß! Den hatte man begraben . . . natürlich . . . er war ja siebzig Jahre alt gewesen . . . da war's Zeit zum Heimweg. Mit zwanzig stirbt man nicht . . . o wie schön ist die Welt . . . Erwin lachte auf. Wie kalt war ihm! Nur kalt . . . nicht müde . . . Vier Tage, vier Nächte hatte er nicht geschlafen . . . oder doch: er hatte geschlafen . . . lange geschlafen. War eingeschlafen, hatte geträumt . . . o du schwerer Alp! . . . und ist nun erwacht . . . ! Wasser über die Schläfe . . . aber nein! Nicht Wasser . . . Wein . . . Branntwein . . .

Erwin griff nach der Kognakflasche, die auf dem Tische stand und nahm ein paar feste Schluck. Das brannte in ihm, aber es erneute seine Kraft und seinen Mut. Lachen konnte er jetzt. „Elli!", jauchzte er. Morgen kommst du zu mir . . . Morgen wird Hochzeit sein . . . Morgen? Warum erst morgen? War sie ihm nicht gestern begegnet? . . Erinnere dich, du verträumter Mensch! Sahest du sie nicht auf der Eisenbahnbrücke . . .? Natürlich, sie war ja im gleichen Zuge mit ihm nach dem Süden gefahren . . . er im Traume, doch sie . . . sie hatte er doch gesehen . . . als der Mond so jovial über den Fluß gegrinst hatte. Da gabs keine Täuschung . . . Elli . . . Warum kam sie nicht geradezu zu ihm . . .. Weil noch nicht Hochzeit war . . . nun soll Hochzeit sein . . . nun wird Hochzeit sein . . ."

Erwin blieb stehen und besann sich. In seinen Augen tanzten Lichter. Rote Inseln hoben sich aus seinen Wangen. Hatte er Elli nicht heute erst gesehen? Nicht sie heute erst gestreichelt . . . Ja . . . lag . . . Elli . . . nicht nebenan, im Operationszimmer . . . nein ! ! nein ! ! Nicht schneiden, Herr Medizinalrat . . . Die Natur hilft sich allein . . . nicht schneiden . . . in diesen jungen . . . blühenden Leib . . . sie sollen ihn nicht mit ihren Blicken beflecken . . . Sie lüsterner Bock, Schönemann . . . Tanzen sie mit anderen . . . bei Professor Dotterling ist ja heut Mas—ken—ball! ! !

Alles drehte sich in ihm und um ihn. Er mußte hinaus . . . an die Luft.

Erwin öffnete die Tür, aber er ging nur wenige Schritte. Mechanisch suchte er den Schlüssel und brach in das Nebenzimmer ein. Er fand in dem dunklen Raume das Sofa, er hob die Decke, er . . . er fiel nieder über das Mädchen und bedeckte sein Gesicht mit Küssen . . . das arme, kalte, nasse Gesicht . . . . . .

Dann trug er, leicht, die schlaffe Gestalt mit spielerischer Kraft in sein Zimmer, dessen Tür er mit Bedacht verschloß und verriegelte . . .

Endlich öffnete Hela die Augen. Erwin, dessen Zärtlichkeit sich nicht erschöpfen konnte, streichelte ihr mit dem Hemdarm immer wieder das Haar trocken. Als er nun ihre Augen offen sah . . . braune Augen, Hela . . . Hat Trennungsleid deine blauen Sterne verdunkelt? . . . da überfiel er ihr Antlitz mit verhungerten Lippen. Was schweigst du, Hela? Hat die Freude des Wiedersehens deine Zunge gelähmt? Fürchtest du das Glück? Bangt dir vor der Hochzeit . . .? Ja, ja, du meine Liebe, die Menschen sind klein und hämisch . . . Ihre Worte sind Lug . . . ich . . . hörte . . . sie . . . einmal . . . von . . . Beileid . . . reden . . . sprich zu mir, mein Herz . . . Mein Leben war düster bis

heut . . . nun soll ihm das Licht leuchten . . . Was schweigst du? Ich darf dir frei ins Auge sehen . . . ich habe dir meinen Schwur gehalten . . . weißt du noch, vor fünf Jahren, als wir uns einander verlobten . . . Treu' und Reinheit hab' ich dir verschworen . . . Ich wollte dir so keusch entgegentreten wie du mir . . . am Tage des Glücks. Die Stunde hat uns geschlagen, Hela . . . wir wollen ihr Versprechen einlösen . . .

Erwin umfing den Körper. Dann erhob er sich, warf hastig die Kleider von sich und fand im Bette den Platz an der Seite der Toten. Im Traume feierte er seine Hochzeit.

Als er in den frühen Morgenstunden erwachte, hatte die Hand des so lange entbehrten Schlafes viel von dem Gespinste genommen, in das die Müdigkeit von vier schlaflosen Tagrunden seinen Geist gewoben hatte. Und er erkannte an seiner Rechten, auf Helas Platze . . . die Leiche des Mädchens von der Brücke.

Schon stand im Zenith die Sonne des andern Tages, aber Dr. Blusderwind war nicht zum Vorschein gekommen. Keine Antwort kam auf die Frage behutsamen Anklopfens. Als man die junge Selbstmörderin im Operationssaale nicht mehr fand, ahnte Schwester Berthas Fraueninstinkt einen Zusammenhang. Man erbrach die Tür zu Erwins Zimmer. Neben der Mädchenleiche lag, im Bett, Dr. Blusderwinds entseelter Leib. Die kleine Flasche, die auf seinem Nachttische, entkorkt und leer, gefunden wurde, trug den Giftkopf und darüber das große M des Morphiums.

Professor Schönemann stand vor einem Rätsel. Kopfschüttelnd las er, auf dem Kuvert von Helas verspätetem Briefe, die hastig hingekritzelten Worte Erwins: „Hela, verzeih . . . Ich komm' zu Dir . . ."

Expressionismus und Ehe / Von Martin Feuchtwanger

Rudolf kam eines Tages mit verlegenem Gebaren zu mir und teilte mir mit, daß er sich verlobt habe. Mit Meta, die ich auch kannte.

„Was sagst du zu der Verlobung?" fragte er.

„Was ich sage? Ich wünsche dir von Herzen Glück. Ich freue mich. Gönne sie dir. Sie ist ein solides, ordentliches Mädchen und du wirst sicher glücklich mit ihr werden."

„Ja... schon... Aber weißt du, ich fürchte, sie wird schrecklich enttäuscht sein von mir. Du mußt wissen, ich bin den ganzen Tag über im Geschäft, bei den Stoffen, Hemden, Hosen, Strümpfen und Schürzen. Spät am Abend mache ich meine Eintragungen. Du darfst mir glauben, ich muß schwer arbeiten, um das alles in Ordnung zu halten und einen kleinen Gewinn herauszuschlagen. Und da... Weißt du, ich bin kein ungebildeter Mensch, aber Meta geht gerne ins Theater und sie hat allerhand Unterricht nach der Schule noch gehabt. Ich will dir sagen, o Gott, mir wird angst und bange, wenn ich daran denke, ich weiß nichts von all diesen Dingen, nichts, gar nichts, ich weiß nichts vom Expressionismus und vom Dadaismus und vom Futurismus... Du mußt mir helfen, du mußt, hörst du... Ich werde ein unglücklicher Mensch, wenn ich nicht genau erfahre, ganz genau, was das alles ist, Naturalismus, Expressionismus, Futurismus und so."

„Beruhige dich, lieber Rudolf, es ist für dich viel wichtiger, deine Stoffe, deine Hemden, Hosen und Schürzen genau und solide zu kalkulieren, als zu wissen, was der Expressionismus ist und der Naturalismus. Uebrigens darfst du das eine nicht vergessen: Dadaismus und Kubismus und derartige Erscheinungen sind minderwertiges, nicht ernst zu nehmendes Zeugs. Der Expressionismus dagegen . ."

„Siehst du, siehst du... O Gott, woher soll ich das wissen, daß der Expressionismus nichts taugt?"

Um ihn zu beruhigen, gab ich ihm die Erlaubnis, mich fortab auf meinen täglichen Spaziergängen zu begleiten. Wir würden uns dann über Literatur unterhalten.

Zwei Tage später kam Frau Sophie Breitschneider, Gattin des Möbelhändlers Wilhelm Breitschneider und Mutter der Braut Meta, zu mir, ließ sich Glück wünschen und meinte, die Ehe lege doch große Verpflichtungen auf. Wenn eine Frau einmal verheiratet sei, dann komme sie vor Haushalt nicht mehr dazu, sich um ideale Dinge zu bekümmern. Und der Bräutigam, Herr Rudolf Ehrsamer, sei ein so netter und immerhin etwas romantisch veranlagter Mann, und kurz und gut, sie bitte mich, Meta vor der Hochzeit noch einige Literaturstunden zu geben . Mit der Zeiteinteilung allerdings ... Die Aussteuer... die Wohnungssuche... die vielen Briefe... Wir konnten in der Tat keine

geeignete Zeit herausknobeln und verschoben die Angelegenheit auf vierzehn Tage.

Einmal hatte Rudolf keine Zeit, mich auf meinem Spaziergang zu begleiten. Einmal mußte ich die Begleitung ablehnen, da ich einen Entwurf mit mir herumtrug. Und wenn wir uns trafen, hatte er so viel zu erzählen von der Wohnungssuche, von den teuren Möbeln und der Bilanz, daß wir nicht zum Expressionismus kamen." „Aber das nächste Mal bestimmt!" sagte er zum Schluß. „Ich muß das wissen von den Kunstrichtungen. Man hat doch schließlich auch seine Ideale."

Aus den Stunden von Fräulein Meta wurde es nichts. Mein Gott, die Besuche und die Vorbereitungen zur Hochzeit...

Nun sind sie verheiratet. Sie hilft ihm im Geschäft, und wenn sie spät am Abend fertig sind mit den Geschäftsbüchern, dann liest Meta dem Rudolf ein hübsches Gedichtchen aus der Zeitung vor. Ab und zu komme ich am Abend zu ihnen und dann erzählen sie mir von den teuren Preisen und der häßlichen Politik und von der Konkurrenz und von der Unsolidität der Fabrikanten, die niemals die prima Ware liefern wollen, die so nötig wäre. Sie lieben sich, sie bewundern sich, sie zanken sich, sie kennen sich gegenseitig ganz genau. Keines braucht vor dem anderen etwas zu verbergen und keiner hat es mehr nötig, sich bei mir nach dem Expressionismus zu erkundigen.

BÖRSENSPIEGEL

Die unbeliebte Börse.

Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß unter allen Regierungsformen — ob es in Deutschland nun eine Monarchie oder eine Republik gibt —, die Börse sich keiner übermäßigen Sympathien bei den Regierenden zu erfreuen hat. Früher war es bekanntlich die stark agrarische Richtung, die der Börse wie überhaupt dem mobilen Kapital wenig wohlwollend gegenüberstand. Diese Richtung gehört längst schon der Vergangenheit an, aber man kann nicht sagen, daß inzwischen der Börse mehr Wohlwollen und Verständnis für ihre Aufgaben und ihre Tätigkeit entgegengebracht würde. Im Gegenteil, und gerade die jüngsten Reden im Reichstage haben gelehrt, daß selbst so wenig agrarisch angehauchte Männer wie der kommunistische Herr Dr. Hertz mit den wildesten Agrariern das Eine gemeinsam haben, daß sie auf die Börse nicht gut zu sprechen sind.

Sonderbar; es wird kein Gewinn, den jemand irgendwo erzielt hat, so sehr mit Mißgunst betrachtet wie der an der Börse erzielte. Gegen ihn richtet sich der ganz besondere Haß und die ganz besondere Wut aller Leute, die ihrerseits keine Börsenoperationen jemals im Leben unternommen haben, oder — die schlechte Erfahrungen dabei gemacht haben. Dabei sind Gewinne an der Börse unter allen Umständen solche, durch welche niemand geschädigt wird. Im Gegensatz zu großen Preistreibereien am Warenmarkt, die immerhin für zahlreiche Verbraucher recht unerwünschte Folgen haben. Aber an der Börse! Wem schadet es denn, wenn Phönix-Aktien einen hohen Kurs haben? Und wird etwa irgendjemand dadurch geschädigt, daß der Kurs der A. E. G.-Aktien heute doppelt so hoch steht wie vor ein paar Monaten? In Wirklichkeit doch keineswegs, und es ist darum gänzlich unverständlich, daß sich die Herren Gesetzgeber überhaupt mit der Frage befassen, wie man der Börsenspekulation steuern könne. Der Handel mit Effekten ist doch schließlich ein ebenso legaler wie jeder andere, und hat man etwa jemals gehört, daß gesetzgeberische Maßnahmen erwogen worden seien, um dem allzu lebhaften Geschäft am Eisenmarkt oder in der Lederindustrie oder am Holzmarkt zu steuern? Nur wenn es sich anstatt dieser Waren um Wertpapiere handelt, ist mit einem Male alle Welt fest davon überzeugt, daß es sich um eine „ungesunde Erscheinung", um eine „Überspekulation" oder etwas Ähnliches handle.

Kann man es dem Publikum verübeln, daß es heute sein meist nicht recht im Einklang mit der Lebensteuerung stehendes Einkommen auf irgendeiner Weise zu vergrößern sucht? Oder kann man es jemand verübeln, daß er nach den Milliardenverlusten an Anleihen des Reichs und der Bundesstaaten sein Geld lieber in anderen Papieren anlegt? Das heißt in wirklichen Wertpapieren. Denn die Anleihen des Reichs sind heute reine Papiermarkanleihen, wenn auch eingezahlt mit Goldmark, und so hat das Publikum in Wirklichkeit nicht etwa nur die paar Prozent daran verloren, die sie heute kursmäßig niedriger stehen als früher, sondern mehr

als das Zehnfache durch die Umwandlung einer Gold- in eine Papierschuld.

Gerade das hat aber zur Bewegung an der Börse außerordentlich viel beigetragen, daß die weitesten Kreise einen Strich unter ihre Anleihenverluste machten und sich zum Verkauf dieses Besitzes selbst mit großem Schaden entschlossen, um sich dafür auf andere Weise schadlos zu halten. Gelingen konnte das aber nur durch den Kauf von Industrieaktien und verwandten Werten, und im Hinblick darauf ist es erst recht unverständlich, wenn die großen Männer in der Regierung, die es für ganz selbstverständlich ansehen, daß man in Gold aufgenommene Anleihen ohne ein Wort der Entschuldigung nur in entwertetem Papier verzinst, die Börsenangelegenheiten vom „Moralstandpunkt" betrachten und das Börsengeschäft mit immer neuen, immer größeren Abgaben belegen, um es nach Möglichkeit vollständig zu erdrosseln.

Es wird bei uns so ziemlich alles getan, was gegen die Interessen der Börse gerichtet ist, und während man unter dem altem System wenigstens die Meinungen der Sachverständigen einholte, bevor man sich zu wichtigen Reformen und gesetzgeberischen Maßnahmen entschloß, hat man das heute nicht mehr nötig. Wozu auch? Es geht, wie man sieht, auch ohne die Befragung von irgendwelchen Persönlichkeiten von Rang und Ansehen und Sachkenntnis, und es wird darauf los experimentiert, wobei die arme Börse der Prügelknabe ist. Sie ist lediglich „Objekt der Gesetzgebung", wie man sich früher auszudrücken beliebte, und auf ihre berechtigten Wünsche wird in keiner Weise Rücksicht genommen. Von den politischen Parteien ist es auch nicht eine, die sich für sie einsetzt, und gerade in dieser Hinsicht ergeht es ihr heute schlechter als ehedem, wo die Liberalen schon aus Feindschaft gegen die bösen Agrarier die Börse gegen deren Angriffe gewöhnlich in Schutz nahmen.

Von unserer augenblicklichen Regierung ein Verständnis für die Börse und ihre Aufgaben zu verlangen, wäre natürlich vollkommen verfehlt, und daß sie dieses Verständnis auch nicht im allerbescheidensten Maße besitzt, hat der Herr Reichswirtschaftsminister Schmidt in erster Linie bewiesen. Seine Hauptsorge ist es, daß das Geschäft an der Börse, das heißt das Geschäft in Wertpapieren, eine „Eindämmung" erfährt. Sonderbar; was würde man von einem Minister sagen, der die Ansicht vertreten würde, man müsse für eine Eindämmung des Geschäfts am Eisenmarkt oder in Hopfen oder in Schmalz sorgen? Auf eine derartige Idee, die ja auch gänzlich absurd wäre, würde nicht einmal ein republikanisch-preußischer oder deutscher Minister kommen, aber das Geschäft in Wertpapieren darf nach Ansicht des Ministers über bestimmte Grenzen nicht hinausgehen. Eine Begründung, weshalb dieses Geschäft nicht größer sein darf, hat natürlich Herr Minister Schmidt ebensowenig gegeben wie irgend jemand anders, und eine solche Begründung dürfte in der Tat auch schwer zu finden sein.

Ganz besonders seltsam aber ist es, wenn man gegen das Devisengeschäft vorgeht, und da wir bekanntlich im „freisten Lande der Welt" leben, am liebsten das Kaufen fremder Geldsorten gänzlich verbieten und unter Strafe stellen möchte. Da dank unserer unsagbar törichten Gesetzgebung, nicht zuletzt dank dem Achtstundentage, die deutsche Valuta mehr und mehr entwertet worden ist, so ist es der sehr begreifliche Wunsch zahlreicher Leute, ihr Vermögen nicht allein in der entwerteten Mark anzulegen. Die Herren Minister aber erblicken darin etwas Schädliches, Unmoralisches und Unerlaubtes, und der Devisenerwerb wird gewissermaßen als eine höchste verwerfliche Sache hingestellt. Der brave deutsche Untertan hat deutsche Papiermark zu besitzen, wenn er auch fast nichts mehr dafür bekommt, und nichts anderes. Das ist gewissermaßen der Standpunkt der Herrschaften in der Regierung. Ein Standpunkt freilich, über den jeder vernünftige Mensch den Kopf schütteln muß. Denn schließlich ist es doch sozusagen Privatsache, ob ich einen bestimmten, mir gehörigen Betrag in Reichspapiermark, in Polennoten, in Dollars oder in Schweizerfranken anlegen will. Wenigstens dachte man früher so. Aber im Lande der großen Freiheit hat der Untertan noch lange nicht das Recht, sein Geld so anzulegen, wie es ihm selbst paßt, und entscheidend dafür ist gewissermaßen der Standpunkt des sozialdemokratischen Parteivorstandes, der ja bekanntlich die höchste Instanz in allen Fragen und noch einigen mehr ist; und der sozialdemokratische Parteivorstand ist nun einmal gegen die Börse und insbesondere gegen das Devisengeschäft. Das ist aber zugleich auch entscheidend für den übrigen Teil des deutschen Volkes.

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Die Gegenwart

50. Jahrgang | Dezemberheft | 50. Jahrgang

Das verschleierte Bild zu London

„Es gibt Momente im Leben der einzelnen Menschen, wie in dem ganzer Völker, wo alle Erfahrung, alle Geschichte umsonst zu ihnen spricht; gewisse Erfahrungen muß jeder einzelne machen und mehrmal machen. In solchen Momenten werfen ganze Geschlechter das mühsam errungene Gewisse hin, um einem Wahne nachzujagen, den das nächste Geschlecht schon zu begreifen vergeblich sich müht. Solch ein Wahn war die Goldmacherei der letzten Jahrhunderte, der nun in der politischen Welt unter anderer Maske wiederkommt. Man wollte machen, was sich nicht machen läßt, was unter tausend unmerklichen Einflüssen im stillen Schoß der Natur ungestört und allmählich werden muß. Und das will man heute wieder". Otto Ludwig

Mit dem Abschluß des Jahres 1921 sieht sich Deutschland vor eine Situation gestellt, die (unterstände Politik den Gesetzen der Logik) als verzweifelt anzusprechen wäre. Die Reichsregierung hat feierlich ihre Zahlungsunfähigkeit in Sachen der Reparation angemeldet. Auf allen Reichsbetrieben der Pleitegeier. In allen Stadtkassen gähnende Leere. Dazu die geistige und moralische Verfassung des neuen Deutschland. Die jedes Allgemeinempfinden ertötende Parteiwirtschaft. Die immer offenbarer werdende Unreife zur Freiheit. Der von ehrgeizigen Volkstribunen künstlich weiter gezüchtete Klassenhader. Diese immer noch nicht endenwollende Begeisterung weiter Schichten für ebenso undurchführbare wie pöbelhaft billige Weltbeglückungsideen, während die Kultur des eigenen Volkes in einem Meer von Selbstsucht und Materialismus ertrinkt. Wahrlich, es gehört viel Liebe zum Deutschtum, um sich in diesem Zerrbild unseres heimgesuchten Volkes noch auszukennen. Und sich, gestützt auf den noch immer wachen Arbeitsfleiß der Einzelnen, den Glauben an Deutschlands kulturelle Sendung zu bewahren.

* * *

Den Glauben an Deutschlands Sendung. Es wäre ungerecht, die oben gekennzeichneten Charakteristika von heute deutscher Wesensart anzudichten. Ungerecht auch, dem deutschen Erfüllungspolitiker, Dr. Wirth, nachdem er Fallit angemeldet, sozusagen den Zusammenbruch seines Programms vorzuwerfen. Vernunft hat noch nie die Welt regiert. Und als Dr. Wirth auf den Plan trat, stand die Welt, von den Herren Lloyd George und Briand betreut, gerade im Zeichen ganz offensichtlicher Gehirnerkrankung. Dieser Krisis galt es als Sachwalter eines ohnmächtigen Volkes Rechnung zu tragen. Deshalb schickte er sich an Unerfüllbares zu erfüllen. Jetzt ist Schluß damit. Wir können nicht mehr. Dr. Wirth repräsentiert sich dem deutschen Volke nunmehr als Erfüllungspolitiker a. D. Noch wissen wir nicht, was das verschleierte Bild zu London an neuer Fesselung und neuer Versklavung im Schoße birgt. Noch ahnen wir nur von ferne, was im Munde eines Briand die Garantie einer neutralisierten Rheinprovinz bedeutet. Aber sei es drum. Die Londoner Diskussionen werden mit der Lügenromantik des Unerfüllbaren, die in wenigen Monden den deutschen Volkskörper mehr noch als Krieg und Revolution entkräftete, aufräumen. Nur, daß sich leider derselbe Dr. Wirth bereits zum Sachverwalter neuer Unmöglichkeiten gemacht. Und uns an Stelle der unerfüllbaren Reparationszahlung mit einem ganzen Knäuel neuer Unerfüllbarkeiten beschenkt.

* * *

Herr Dr. Wirth ist ein unverfälschtes Stück Natur. Daher seine Kraft nach innen. Daher (soweit der außerdeutsche Teil der Welt in Frage kommt) sein naiver Glaube an internationale Honorigkeit in politicis. Wenn wir ihm glauben dürfen, stehen wir ausgesucht jetzt am Wendepunkt zu Deutschlands Gesundung . . . Jawohl Gesundung, meine Herrschaften . . . Versailles. London. Spaa. Genf. Als Krönung des Ganzen: Überantwortung Oberschlesiens an Polen unter hoher Protektion von Lloyd George. Katzenjammerstimmung? Jedenfalls nicht länger als eine kurze Woche . . . Und schon wieder ist Lloyd George der große Tip der Wilhelmstraße. Genaueres weiß man noch nicht. Jedenfalls steht für unsere regierenden Herren dies fest: Der Gesundungsprozeß geht diesmal (Briand hat bereits ganz leutselige Momente gehabt) via London nach Cannes. Je mehr es bergab geht, geht es eben bergauf. Erst, nachdem sich die Unerfüllbarkeit ihrer Erfüllungspolitik erwiesen, fühlen die Erfüllungspolitiker sich ganz auf der Höhe. Gedankengang: Mit dem Deutschland, das in der Welt noch Kredit genoß, hat man nur als Erpresser gesprochen. Aber mit dem Deutschland, dem man heute nach wenigen Monden versuchter Erfüllungspolitik keinen Heller mehr borgt, kann, wird und muß man respektvoller reden. Je mehr es bergab geht . . . Lange sah man in der Wilhelmstraße nicht so frohgemute Gesichter . . . Leute, die den Vorzug haben, hier ein- und auszugehen, berichten von angeregtester Stimmung unter den Herren Geschäftsführern. Von so angeregter Stimmung, daß ein stillvergnügtes „Prosit Reichspleite!" durchaus am Platze erscheint.

* * *

Nicht, daß diese Reichspleite irgendwie durchlöchert wäre. Die lebfrische Biederkeit amtierender deutscher Politiker war stets in Sachen auswärtiger Angelegenheiten über jeden Zweifel erhaben. Es ist eine grunddeutsche, das heißt eine olle, ehrliche Pleite. Und weil wir auch sonst ein Geschlecht hoffnungslos tapsiger Biedermeier sind, geht, abgesehen von den Kreisen, die heute vom Dollar in Deutschland leben, ganz natürlicherweise ein so geräuschvolles Aufatmen durch das deutsche Volk, daß wir außerhalb der reichsdeutschen Biedermeierzone noch unverdient in den Verdacht finanzpolitischer Geschäftstüchtigkeit kommen werden. Herr Dr. Wirth persönlich gilt (daher seine steigende Beliebtheit in Paris und London) berechtigterweise als Biedermeier erster Ordnung. Beweis dafür jene Reichstagskundgebung, in der er sich mystisch über die mystischen Unterhandlungen in London ausließ. Wie Knecht Ruprecht vor eine liebe Kinderschar, so trat dieser erfrischend urwüchsige Generalschulmeister vor die Gekürten des Volkes. Heischte als Ersatz für den vorläufig nur erhofften Abbau unmöglicher auswärtiger Zahlungsverpflichtung die Errichtung eines finanztechnischen Zwinguris als spezifisch deutsche Nationalschöpfung. Heischte artiges, schnelles Bewilligen nicht weniger unmöglicher Steuern und unerfüllbarer Abgaben im Innern. Begründung: Wenn die Entente sieht, daß wir gleich zwischen Weihnachten und Neujahr — kurz entschlossen auch das Allerletzte hergeben, dann wird noch alles schön und gut werden. Wenn wir aber, vaterlandsfeindlich den Verstand zu zwingenden, volkswirtschaftlichen Berechnungen mißbrauchend, Unerfüllbares ablehnen, dann wird sich das verschleierte Bild zu London als Deutschlands Todesparze enthüllen. . .

* * *

Widerspruch bei den anderen Herren im „Kabinett der Persönlichkeiten"? Nein. Wir stehen im Zeichen der Homogenität. Stehen im Zeichen eines Regierungssystems, das in Ermangelung anderen Applauses das gegenseitige Beifallsklatschen der jeweilig Regierenden längst zur Standesforderung erhob. Kritisches Beklopfen erzielter oder unerzielter Erfolge tritt selbst hinter den verschlossenen Türen des Reichskabinetts kaum noch in Erscheinung. Uebertrieben zu sagen, daß der starke Herr Dr. Wirth und die Seinen in die neudeutsche Parlamentsidee nachgerade so etwas wie aufgeklärtes Patriarchentum hineinschmuggeln? Genügt vollkommen, daß er und die andern von der parteifarbentragenden Verbindung, Reichskabinett genannt, hinter dem verschleierten Bild zu London (schon um der eigenen Glorie willen) allerlei Angenehmes wittern. Genügt vollkommen, daß ohne Darlegung von nur halbwegs Konkretem die modernen Regierungspatriarchen wieder einmal in gesegneten Umständen sind. Schon hat das Parlament, wenn es sich nicht vaterlandsloser Gesinnung

zeihen lassen will, unter Ausschaltung aller kritischen Gehirnfunktionen als Reparationsersatz den innerpolitischen Milliardenwahnsinn zu sanktionieren.

* * *

Wozu sich noch aufhalten, da das Londoner Nebelbild vorläufig doch unentwirrbar? Wozu sich über die späteren Folgen der neuen, dem Volke aufzubürdenden Milliardenlasten an Steuern und Abgaben den Kopf zerbrechen, wenn der mit solchem Aufwand geschaffene Kunstbau für ein ganzes langes Etatsjahr Haltbarkeit verspricht? Hauptlosung: Schleunigster Ausbau jenes neudeutschen Steuersystems, das (die natürliche Unbegrenztheit der Zahl voll ausnutzend) durch einfache Multiplikation noch nie dagewesene Riesensummen schafft! Und wenn ihr neben den neuen Steuerforderungen, die selbstverständlich die Hauptsache sind, noch anderes gesetzgeberisch erledigt wissen wollt, her mit Knochenbeilagen, soviel ihr wollt . . . Gesetz auf Erhöhung der Wochenhilfe. Neuregelung der Zulagen in der Unfallversicherung. Gesetz gegen den Preiswucher. Gesetz über den Handel mit ausländischen Devisen. Gesetz auf erweiterte Anwendung der Geldstrafe an Stelle kurzer Freiheitsstrafen. Bestätigung des Severingschen Schießerlasses. Gesetz über das Verfahren in Versorgungssachen. Regelung der Rechtsverhältnisse elsaß-lothringischer Beamter. Das neue Einkommensteuergesetz. Ablehnung des Flaggenantrags. Ergänzung des Gesetzes über die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte. Die Hungerstreiks in Lichtenburg und Niederschöneseld. Nachtragsetat des Reichspräsidenten. Nachtragsetat des Auswärtigen Amtes. Nachtragsetat des Arbeitsministeriums. Diätengesetz. Erhöhung der Postgebühren. Siebzehn kräftige Nummern. Von deutschen Reichstagsathlethen — Weltrekord in Gewissenhaftigkeit — während einer Nachtsitzung glatt erledigt! Die beschlossenen Portosätze (weitere Multiplikationen bereits vorgesehen) gehen ins Groteske? Die neuen Steuerbelastungen selbst nach dem Urteil ihrer eigenen Befürworter ebenso unerfüllbar wie die Reparation? Tut nichts. Après nous le déluge. . . Die Entente hat Abschaffung unserer Defizitwirtschaft gefordert? Nur nicht antworten, daß Mangel an Autorität vorerst den Staat dazu verdammt, ein Heer von überzähligen Beamten zu unterhalten. Nein, schaffen wir lieber an einer neuen Zahlenromantik und an einer neuen Zahlenlüge, indem wir den nunmehr wundgelaufenen Milliardenkoller der Außenwelt ohne Zaudern auf deutsche Innenwirtschaft übertragen.

* * *

Einst wird kommen der Tag, da sich auch diese Unerfüllbarkeit zu Tode gelaufen? Ob er kommt . . . Dann wird man erkennen, daß der biedere Herr Dr. Wirth, trotz Oberschlesien noch immer auf die Loyalität eines Lloyd George und die Vernunft eines Briand bauend, in dem verschleierten Bild zu London ein trügerisches Phantom sah. Daß jedes von vornherein unerfüllbare politische Programm, mag es in unmöglichen Tributzahlungen oder in unmöglichen Steuerleistungen bestehen, gemeingefährlicher Unfug ist. Einst wird kommen der Tag, da diese Steuergesetzgebung wider besseres Wissen, die jetzt bequem als notwendige Verbeugung vor Deutschlands Gläubigern entschuldigt wird, sich an Urhebern und Opfern rächt. Ein erdrosseltes Verkehrswesen, eine erdrosselte Volkswirtschaft, eine nicht mehr gutzumachende Verarmung des ganzen Volkes werden dann gegen die leichtfertigen Steuergesetzesmacher von heute zeugen. . . . Es ist ein Witz der Weltgeschichte, daß Herr Dr. Wirth die Zahlenjongleure von Paris und London zur Ordnung rief und im eigenen Lande den Erfolg dieses Ordnungsrufes dadurch aufhob, daß er, neue Unerfüllbarkeit auf die Schultern des deutschen Volkes ladend, die heimatlichen Zahlenjongleure aufforderte, sich durch Vernunftgründe nicht weiter aufhalten zu lassen.

Ilo.

Unfriedliche Durchdringung / Von Dr. Erwin Steinitzer

Die Franzosen wollten die Rheingrenze und sie bekamen nur die Rheinbesatzung. Nicht die Scheu, deutsches Land und deutsche Bevölkerung der Fremdherrschaft auszuliefern (was man in Posen und an der Saar, in Memel und zuletzt noch in Oberschlesien ohne Bedenken und Rücksicht tat), hat die Erfüllung des französischen Wunsches vereitelt, sondern die Abneigung Englands gegen eine noch stärkere Hegemonie Frankreichs auf dem europäischen Kontinent, gegen eine noch größere Ausdehnung seiner militärischen Basis, gegen noch weitere Vermehrung der ihm dienstbaren wirtschaftlichen Hilfskräfte. Schon in Paris, als man im Siegerübermut Deutschlands Habe aufteilte, bereitete die britische Politik eine neue „balance of power", eine spätere Befriedung des Kontinents unter angelsächsischer Vormundschaft vor. Solcher Befriedung stand eine napoleoni-Expansion Frankreichs im Wege. Darum bekam Frankreich zwar Elsaß-Lothringen, die Ausnutzung des Saargebiets, Wechsel auf Deutschlands Kassen, soviel es nur wünschte — aber nicht den Besitz des Rheinlandes.

Indes setzte es doch die Okkupation durch und es erreichte, daß ein Franzose Chef der Interalliierten Rheinland-Kommission wurde, die „im Interesse der Sicherheit der alliierten Truppen" in die — deutschbleibende — Verwaltung der besetzten Gebiete eingreifen durfte. Auf Okkupation und Kommission setzte nun die Richtung in Frankreich ihre Hoffnungen, die nach wie vor den Besitz des Rheinlandes anstrebte und den „schlechten" Versailler Vertrag in diesem Punkte nachträglich „verbessern" wollte. Diese Richtung ist von der Pariser Regierung nicht immer offen gefördert, aber auch niemals förmlich desavouiert worden. Herrn Tirard, den Oberkommissar, betrachtete sie durchaus als ihren Mann und er hat nie den Beweis geliefert, daß sie damit Unrecht hatte.

Zweierlei konnten nach ihrer Meinung die französischen Rheinland-Annexionisten dem heiß erstrebten Ziele nahe bringen. Einmal ein „Vertragsbruch" Deutschlands, die Nichterfüllung einer der zahlreichen unerfüllbaren Klauseln des Versailler Instruments. War diese Verletzung der von Deutschland übernommenen Verpflichtungen hinreichend „schwer", so konnte man, falls England nicht erneut widersprach, den Versailler Vertrag für erledigt erklären, ins Ruhrgebiet, an den Main und vielleicht auch nach Süddeutschland marschieren und die nun zum Hinterland der neuen Besatzungszonen gewordenen linksrheinischen Provinzen einfach einstecken. Vor dem 1. Mai dieses Jahres blühten die Hoffnungen, die sich in solcher Richtung bewegten, fröhlich auf. Aber dann unterschrieb das Kabinett Wirth das Londoner Ultimatum und mit der „Verbesserung" des Friedensvertrages war es fürs erste wieder nichts.

Die zweite Möglichkeit lag in einer von Frankreich künstlich geförderten Separationsbewegung der Bevölkerung selbst. Mit der Selbstüberschätzung, die Siegern eigen zu sein pflegt und die den Franzosen ganz besonders eigen ist, beurteilten sie die Aussichten einer solchen Bewegung zunächst optimistisch. Sie hatten vage, historische Erinnerungen an alte Rheinbundzeiten, sie hatten von Gegensätzen zwischen rheinischer Beweglichkeit und altpreußischer Starre, rheinischem Katholizismus und preußischem Protestantismus, rheinischem Großunternehmerinteresse, und Berliner Sozialisierungsagitation gehört. Und sie meinten, wenn man da eifrig durch „Kulturpropaganda" nachhelfe, wenn man die wirtschaftlichen Fäden, die über den Rhein führen, lockere und, soweit möglich, zerschneide, die nach dem Westen dichter spinne, lasse sich ein ganz schöner Separatismus großziehen, den man dann bequem als Etikette für die eigenen annexionistischen Zwecke benutzen könne.

Es gab — kurz nach der Revolution, eine Zeit, in der auch in Deutschland Pessimisten die unbedingte Zuverlässigkeit der entscheidenden Partei des Rheinlands, des Zentrums, in Zweifel zogen. Das war die Periode, in der in der Wilhelmstraße ohnmächtige Versuche gemacht wur-

den, „sozialistisch“ zu regieren und in der in den preußischen Ressorts ein etwas kulturkämpferisch angehauchter, flacher Ueberradikalismus sein Unwesen trieb. In dieser Zeit war ja Berlin nur nominell die Reichshauptstadt, die Reichsregierung bloß ihrer eigenen Meinung nach das Zentrum der deutschen Staatsführungen. Damals waren im ganzen Reiche die zentrifugalen Kräfte die stärkeren und niemand wußte, ob die Einheit des Ganzen nicht von innen heraus noch stärker bedroht sei, als von außen. —

Dieser labile Zustand verschwand nach den ersten Wahlen zur Nationalversammlung. Das große historische Ergebnis dieser Wahlen (das durch die folgenden immer wieder bestätigt wurde), war, daß das Zentrum, das früher einmal die reichsverneinende Partei kat' exochen gewesen war, jetzt zur reichserhaltenden Partei kat' exochen zur eigentlichen Staatspartei Deutschlands wurde. Es hat, indem es dadurch auch Träger des neuen Reichszentralismus wurde und seinen linken, der Sozialdemokratie zuneigenden Flügel (Erzberger, Wirth) stärker hervortreten lassen mußte, als Partei eine Belastung auf sich genommen, die sogar zu organisatorischen Absplitterungen (Bayerische Volkspartei) führte. Im ganzen aber hat diese Entwicklung des Zentrums zur eminten Staatspartei die separatistischen Gefahren überall da vermindert, wo katholische Kreise die Träger solcher Bewegungen sein sollten und mußten. Das hat sich im Rheinlande sehr deutlich gezeigt und hat sich schließlich — trotz der erwähnten organisatorischen Trennung — auch in Bayern bestätigt, wo ja das eigentliche Gegengewicht gegen die wittelsbachisch-tirolisch-ungarischen Separationspläne tatsächlich die Reichstreue der bayerischen Volkspartei und ihrer Gefolgschaft bildet.

Als ihnen die katholische Chance verloren ging, waren die Hoffnungen der Franzosen auf eine rheinische Separationsbewegung völlig erledigt. Leider scheinen sie das nicht ganz begriffen zu haben. Noch etwas anderes, sehr wichtiges, haben sie nicht begriffen: daß man, wenn man Besatzungsmacht ist, separatistische Strömungen bei aller Anstrengung nicht fördert, sondern unterdrückt. Die Bevölkerung eines Gebiets, das unter fremder Militärokkupation steht, spürt die Peitsche viel regelmäßiger und viel stärker, als die Lockungen, mit denen man es gelegentlich zu ködern sucht. Selbst wenn die Methoden und Allüren des französischen Militarismus weniger brutal wären, als sie tatsächlich sind, würde sein jahrelang fortgesetzter Druck den Nationalismus der betroffenen Bevölkerung viel mehr kräftigen, als ihren Separatismus. Nirgends im unbesetzten Deutschland gibt es heute ein so allgemeines, einheitliches, festes, trotziges Nationalgefühl, wie im besetzten Rheinland. Zu diesem Erfolg hat jeder französische Leutnant sein ehrlich Teil beigetragen.

Wenn die Franzosen dennoch ihre Separationshoffnungen und ihre Separationspropaganda nicht aufgaben, mußten sie sich an üble, politische Schieber halten, die auch zu einer aussichtslosen Agitation für nationalen Verrat bereit waren, wenn das Geschäft für sie selbst sich lohnte. So wurden sie die Protektoren der Dorten und Smeets. Herr Dorten hat schon einmal den vergeblichen Versuch gemacht, eine „rheinische Republik“ auszurufen und Herr Smeets wollte, wie man hört, diese häßliche Komödie Anfang Dezember in Aachen wiederholen. Aber da deutschnationale Studenten und sozialistische Arbeiter gemeinsam die öffentlichen Gebäude bewachten, unterblieb der Putsch, der sonst — wie früher der Dorten'sche — nach wenigen Stunden an der einmütigen Ablehnung der Bevölkerung gescheitert wäre. Herr Smeets hielt in Bonn hinter verschlossenen Türen eine Versammlung ab, in der er weidlich auf Preußen und das Reich schimpfte. Die anwesenden Belgier und Franzosen mögen sich über diese Ergüsse eines „Deutschen“ gefreut haben; das rheinländische Volk hat von ihnen keine Notiz genommen.

Aber den bisher stärksten Schlag hat die französische Lostrennungspolitik im Rheinlande ihren eigenen Bestrebungen zugefügt, als ihr Träger, die Besatzungsbehörde, sich offen hinter Herrn Smeets stellte und die Verhaftung des wegen Beleidigung einzelner Personen angeklagten Sonderbündlers verhinderte. Dies Verfahren war schlimmer, als rechtswidrig; es war im höchsten Maße töricht. Es hat Herrn Smeets ganz offiziell zum Agenten des Feindes gestempelt und

es hat der Fiktion, seine „Bewegung" sei bodenständig, ein unwiderrufliches Ende bereitet. Niemand hat ja wirklich an diese Fiktion geglaubt. Aber jetzt kann auch niemand mehr so tun, als glaube er an sie.

Im Rheinlande arbeiten die Franzosen also vortrefflich für den Gedanken der Reichseinheit. An der Saar sind die Voraussetzungen ihrer separationspolitischen Miniertätigkeit ungleich günstiger. Aber auch dort scheint das Resultat vorläufig ihren Erwartungen durchaus nicht zu entsprechen.

Frankreich hat im Rheinlande höchstens die Okkupationsbehörden in der Hand (deren Gesetzgebungs- und Verwaltungsmacht immerhin begrenzt ist); im Saargebiet verfügt es über die ganze Regierung und Verwaltung. Zwar ist die Saarregierung formell vom Völkerbunde eingesetzt und ihm verantwortlich; in Wahrheit aber ist sie rein französisch orientiert und scheint ihre Hauptaufgabe darin zu sehen, die endgültige Vereinigung des Landes mit Frankreich vorzubereiten.

Im Rheinland ist die Wirtschaft nach wie vor überwiegend deutsch; im Saargebiet gehören die Kohlengruben dem französischen Staate, die Eisenhütten bereits zum größeren Teile französischen Kapitalisten. Das Rheinland hat eben erst den freien Verkehr mit dem unbesetzten Deutschland errungen; das Saargebiet steht vor der Eingliederung in das französische Zollsystem.

Aber die Ungeduld der französischen Annexionspolitik, deren gefälliger Diener die Saarregierung ist, hat auch hier ihre eigenen Bestrebungen geschädigt. Das Hauptmittel der Französierung sollte im Saargebiet der Frank, das höherwertige französische Geld werden. Nach dem Zollanschluß wäre vielleicht — aus naheliegenden rein wirtschaftlichen Gründen — der Uebergang zur Frankenwährung ganz von selbst gekommen. Solange wollten die Herren aber nicht warten; durch ihren Uebereifer haben sie das Land in eine schwere Wirtschaftskrise gestürzt, die seine Begeisterung für das — durchaus autokratische — Völkerbundregime und für Frankreich schwerlich steigern dürfte.

Zunächst bekamen nur die Kohlengrubenarbeiter Frankenlöhne. Dadurch wurde eine privilegierte Arbeiterklasse geschaffen, die Franken verdiente und Mark ausgab, die eine zeitlang vortrefflich leben und viel zurücklegen konnte. Dann führten die Hüttenwerke die Frankenlöhne ein, — schon mit erheblich geringerem Vorteil für die Arbeiter. Danach erhob die Saarregierung die Gebühren der Post und Eisenbahn in Franken, bezahlte ihre Beamten und Angestellten in französischer Währung und begann auch die Gemeinden zu zwingen, zur Gehaltszahlung in Franken überzugehen. Die natürliche Folge war, daß die Produktionskosten der Saarindustrie weit über die deutschen stiegen und daß diese Industrie ihre Konkurrenzfähigkeit in Deutschland verlor. Für den Wettbewerb in Frankreich waren ihre Produktionskosten noch nicht zu hoch; aber dort war die Aufnahmefähigkeit für ihre Produkte und auch der Wille, sie zuzulassen, sehr gering. Die Saarindustrie lag und liegt also mit ihren Franken und wegen ihrer Franken isoliert und abgeschnitten zwischen dem deutschen und französischen Wirtschaftsgebiete.

Zu einer erfolgreichen Losreißungspolitik gehört nicht nur ein hinreichendes Maß guten oder vielmehr bösen Willens, sondern auch ein bißchen Talent. Und das scheint den Franzosen gründlich zu fehlen.

Bethmann-Hollweg und Ludendorff / Von Gustav Eréenn

Gleichzeitig mit dem Erscheinen von Bismarcks Anklageschrift gegen seine höfischen Widersacher breiten sich die Akten des letzten, nicht minder bedeutungsvollen Kamarillakampfes zwischen führenden Instanzen der Bismarckschen Verfassung vor uns aus. Diese beiden Dokumente, zwischen denen die Geschichte eines Vierteljahrhunderts liegt, verhalten sich zueinander wie der dramatische Auftakt zum tragischen Endeffekt.

Hier wie dort sind es nicht nur persönliche Gegensätze, die einander auf Leben und Tod befehden. Es sind chronische Nervenkrisen, Zuckungen zentrifu-

galer Kräfte, die ein vorgefaßtes Staatenschema bei allem anerzogenen Beharrungssinn der leitenden Köpfe zu sprengen drohen. Denn ein tief verankerter Beharrungssinn ist ja im Grunde trotz aller Temperamentunterschiede für Kaiser und Kanzler ebenso bezeichnend, wie später für Kanzler und Generalquartiermeister. Es ist das jener Konservatismus, der für die Staatskunst dieser Zonen von jeher eine unerläßliche Vorbedingung war. In dieser Zwangsjacke aber, die nun einmal der politisch Mündige von Amts wegen tragen mußte, regte sich lichtbegehrend der unterjochte Trieb.

Er regt sich und er unterliegt. Der alte Bismarck scheitert an seiner eigenen Schöpfung, die den Herrscher zum höchsten Machtvollstrecker bestimmt. Der junge Monarch übernimmt das ganze traditionelle Pathos über die Gottessendung seinesgleichen, um durch die überlieferte Formel den überhitzten Jugenddrang zu speisen. Ludendorffs uferloser Machtkoller sucht in einer inhaltlos gewordenen Vergangenheit seine Bestätigung und Bethmann-Hollwegs kritisch veranlagter Gerechtigkeitssinn stolpert über die Hürden des Bestehenden.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Vernunft bei solchen Konflikten vor einem falsch angebrachten Tatendrange immer wieder das Feld räumen muß. Im Streitfalle Kaiser Wilhelm-Bismarck war ja trotz seiner unsozialen Gewaltsamkeiten nun doch der letztere in hohem Grade der Repräsentant dieser Vernunft, und aus dem Zweikampfe zwischen Ludendorff und Bethmann ragt der Reichskanzler als der verstehendere Teil empor. Daß diesmal just dieser sachlicher Denkende die Gunst der erlahmenden kaiserlichen Gewalt für sich zu gewinnen weiß und dennoch tausend Gegensätze entfacht, die feindlichen Elemente in ihrem Eroberungswillen bestärkt und sich mit bedenklicher Unentschlossenheit zwischen den Klippen windet, um schließlich durch ein Machtwort weggefegt zu werden, ist für die Dämmerstunden des nahenden Zusammenbruches durchaus symptomatisch. In den neunziger Jahren hätte Vernunft noch retten können, im Weltkriegstaumel konnte sie es nicht mehr.

Wenn Ludendorff in seinen „Erinnerungen" etliche Male betont, Bethmann sei nicht der geeignete Mann für die Leitung der Staatsgeschäfte in jenen kritischen Zeiten gewesen, so merkt man die Absicht, daß er das Objekt seiner persönlichen Abneigung mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit zum alleinigen Urheber des Verhängnisses stempeln möchte. Und hierin spiegelt sich eben die ganze Art Ludendorffscher Geschichtsbetrachtung, die ein Elementargeschehen wie den Weltkrieg nicht für einen Augenblick frei von ständischen und persönlichen Motiven einzuschätzen vermag. Er ist Soldat, Preuße, Untertan, Sprößling ruhmreicher Vorfahren und sonst nichts; die tieferen Zusammenhänge, aus denen sich dieser Riesenkonflikt nährt, mißachtet oder übersieht er mit den souveränen Gebärden und Phrasen eines gesinnungstreuen Volksrepräsentanten. Im Strategischen bewährt sich seine Art, obschon seinem regsamen Geist auch bei der militärischen Gesamtentscheidung eine intensive Großzügigkeit bisweilen abgeht. Das unter gegebenen Verhältnissen geradezu unumgängliche Unglück aber war, daß sich eine solche nur nach rechts und vorwärts gerichtete Machtnatur, wie sie das Dienstreglement für kriegerische Verwicklungen zum Heerführer vorsieht, über jene zeitgemäßen Gärungen der Politik, die sich nun einmal bei einer so langen Kriegsdauer und den Verquickungen des reichsdeutschen Verfassungslebens nicht vermeiden ließen, maßlos aufhalten mußte. Diese Verfassung, die durch den Weltkrieg zerschellen sollte, war eben eine ideale Vorbedingung seiner Kampf- und Siegerlust. Was im Berliner Parlament als eine zwangsläufige Folge früherer inner- und außenpolitischer Verschuldungen vor sich ging, deutete sein Mutterwitz lediglich als Schwäche und Unfähigkeit der Staatslenker. Sein Tatendurst griff mit Rettungsabsichten in die politische Sphäre über, die er nach den im Hauptquartier üblichen Methoden glaubt meistern zu können. Freilich hätte die Militarisierung der politischen Front den Untergang nur beschleunigt. Der Hader zwischen den beiden war schicksalsschwer, weil er mit symbolischem Nachdruck aufzudecken schien, daß die Reichsgewalt, wie sie Bismarck geschaffen hatte, am Ende ihrer Leistungsfähigkeit angelangt war.

Solche und ähnliche Gegensätze wurzeln in einer urdeutschen, sonderbaren Zweiteilung von Macht und Geist, die in dem früheren Kleinstaatenbetriebe zwischen idyllischeren Grenzen verlief (siehe den Fall Weimar), die sich aber im neuen, großgedachten Staatengefüge bitter rächen mußte. In meiner Betrachtung über „Das Problem Deutschland" (Neue Rundschau, November 1920) heißt es: „Nirgends

wurde es als so selbstverständlich empfunden, wie in deutschen Landen, daß Denken und Lenken nicht Sache ein und desselben Kopfes sei". Ein amtlicher Schematismus, eine formale Logik des Regierens, ein nationalistischer Begriffsinventar schließt die Evolution der Geister, und alles was drum und dran hängt, aus der Verwaltungspraxis aus. Es wäre lohnend, festzustellen, was alles an Worten und Impulsen, besonders in den letzten Zeitläuften der wilhelminischen Aera, aus der Staatssphäre verbannt blieb. Manches nistete sich freilich auf Umwegen ein, versuchte sich im Volleifer des offiziellen Gebarens erfolglos zu verleugnen und führte zu staatlichen Zwitterbildungen.

Ludendorff stellt nicht nur einen Volkstypus des vorschriftsmäßig Staatserhaltenden in Generalsuniform dar, sondern ist geradezu ein atavistischer Fall. Sein eingelernter Schneid, sein professionelles Draufgängertum entbehren nicht feudaler Anlehnungen. Sein Kulturregister ist klein und in sich zurückkehrend: der Hohenzollernmythos, Bismarck und Clausewitz bestreiten die Hauptpunkte. Ihm ist der Krieg nicht allein ein Berufsziel, das er nach besten Kräften zu erfüllen trachtet, sondern ein geheiligter Selbstzweck, der die willenlose Unterordnung aller Kulturinstanzen bis zum Endsieg oder zur Enderschöpfung erfordert. Bethmann hingegen gehört schon zu den ins staatliche Labyrinth Verirrten; ein philosophisch Veranlagter, dem das Verfügen und Sich-Fügen schwerfällt. Denn immer wieder gibt es Einwände, Verschachtungen, Gegenargumente, und es gilt, auf eine Schar der Andersdenkenden Rücksicht zu nehmen. Die Harmonie zwischen Sinnen und Handeln nach hellenischer Art ist eben dem deutschen Politiker in den meisten Fällen noch lange nicht zur Natur geworden. Und doch war Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg bei allem Zaudern, Irren und Versagen einer von jenen reingesinnten Kerndeutschen, die man in tausend Variationen wiederfindet, die sich oft mit staunenswerter Willenskraft in eine nicht für sie geschaffene Stellung einarbeitet und denen man bei allen kritischen Bedenken eine liebende Anerkennung nicht vorenthalten kann. In anderen Ländern, wo eine geschicktere Auswahl nur in der politischen Dialektik Gewitzte rasch befördert, wäre ein Mann vom Schlage Bethmanns schwerlich zum Reichsleiter geworden. Das Schuldbekenntnis anläßlich der belgischen Grenzüberschreitung und ähnliche Verstöße einer unbezwingbaren Redlichkeit fallen auf das Schuldkonto dieser undiplomatischen Regierungsweise. Aber da er nun einmal der Auserlesene war, rührt es heute in der Rückbetrachtung, daß er, nicht helfen könnend (wer hätte es können?), um so ergiebiger die Qualen des völkischen Scheiterns im voraus erlitt. Er erscheint heute als ein räsonierend Leidender, da entscheidendes Handeln die Devise war, und dennoch gewissermaßen als ein Lichtpunkt im Chaos, da er — wenn schon ohne jeden praktischen Erfolg — wenigstens Widersprechendes ehrlich zu beleuchten trachtet, indem die meisten wahllos vertuschen.

Der posthume Kampf geht weiter und kommentiert in düsteren Schattenrissen die Kulissengeheimnisse der Auflösung. Nachdem der eine gestorben, der andere schmollend aus dem Zeitbild geschieden, schwirren Bekenntnisse und Beschuldigungen von hüben und drüben in das von anderen Sorgen erfüllte Heute hinüber. Der zweite Band von Bethmann-Hollwegs „Betrachtungen zum Weltkriege", mit geringfügigen Lücken knapp vor dem Tode des Verfassers fertiggestellt, erscheint in der Redaktion des Sohnes (im Verlage von Reimar Hobbing, Berlin 1921), und Ludendorff läßt fast zur selben Zeit auf seine „Erinnerungen" die Rechtfertigungs- und Streitschrift „Kriegführung und Politik" (Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1922) folgen. Die beiden Werke treffen sich nicht nur in der Zeit, sondern auch in der Tendenz, die Schuld im Zwist zwischen Heeresleitung und Regierung auf die andere Substanz abzuwälzen. Eine verschärfte Angriffslust von beiden Seiten ist in der Tat im einen wie im anderen Buche das bewegende Element. Was an neuen Dokumenten über die Kriegsentwicklung oder vergebliche Friedensversuche hinzukommt, besagt wenig und setzt das Geschehene noch immer nicht in ein historisches Licht. Allerdings stimmen Kanzler und Heerführer darin überein, daß es Wilson mit seinen Anträgen an der Jahreswende 1916—17 nicht allzu ernst gemeint hatte und daß dem päpstlichen Nunzius Pacelli später die Machtmittel fehlten, um mit der angebotenen Vermittlung im anderen Lager durchzudringen.

Der Stil des gewesenen Reichskanzlers ist gewisser literarischer Wirkungen durchaus nicht bar und mutet vielfach an, als wenn hier ein Historiker seiner eigenen Schöpfung erstanden wäre. Frei

lich bleibt die Begründung äußerst lückenhaft, in gewissen verfassungstechnischen Begebenheiten befangen, und wenn schon in der monarchistischen Terminologie minder unterwürfig als Ludendorff, erweist sich Bethmann im Effekt dennoch als der treuere, aufrichtigere Berater und Verteidiger seines Monarchen. Im Detail verläuft sich dann die Ausführung in fruchtlosen Seitenbetrachtungen nach rechts und links, die letzten Endes trotz aller stilistischen Reize auch für die unschlüssige Art des Staatsmannes nicht wenig bezeichnend sind. Es ist geradezu eine ins Politische übersetzte Philosophie des „als ob", der wir in diesem Erinnerungswerke begegnen. Die Einstellung ist gegenständlich, sucht dem Durcheinander der losstürmenden Ereignisse gerecht zu werden, und dennoch ist der Eindruck ein recht akademischer, als wenn ein Uninteressierter spräche, der in der gewissenhaften Erwägung der mannigfachen Um- und Widerstände nicht auf den Grund zu dringen vermag.

Wie anders wirkt Ludendorffs hämmernde, überkategorische Sprachführung auf uns ein! Das ist ein bewußtes, gewolltes, oft verletzend forciertes Drängen auf Kürze, Würze und Einfachheit, ein stilistisches Säbelrasseln, das man sich anfangs wohl gefallen läßt, das aber später mit Zügen eines eintönig werdenden Kraftmeiertums nicht hintanhält, so daß man sich unwillkürlich die Frage vorlegt: ist das der natürliche Tenor jenes ungefälschten Patentdeutschen, als der sich Ludendorff allem schwächlichen, pazifistischen und demokratischen Gesindel gegenüber immerwährend bekennt? Merkwürdigerweise erwählt diesmal dieser demonstrative Mensch der Tat im Gegensatze zu Bethmanns Schrift die Theorie zum Ausgangspunkte. Er zerrt den Kriegsapostel Clausewitz herbei, um den Beweis zu erbringen, daß zu Kriegszeiten Heerführung und Politik ein und dasselbe sei. Er beruft sich auf Vorbilder wie Alexander und Napoleon, die mit derselben Wucht zu kämpfen und zu herrschen wußten. Und aus diesem Rahmen dringt dann gleichsam das Machtbekenntnis Ludendorffscher Prägung ans Licht. „Vernichtungsfriede" und „Verständigungsfriede" — das sind die beiden Hauptlosungen, durch die sich die Wege Ludendorffs und Bethmanns vor allem trennen.

Bethmann hält — gewiß zum Teil im Widerspruche mit den Tatsachen, doch um einer rechtfertigenden Universalparole willen — bis zuletzt daran fest, daß dieser Krieg für Deutschland ein Verteidigungskrieg gewesen sei. Er vertieft sich der Ludendorff-Partei gegenüber auf die Behauptung: „Daß ein Verständigungsfrieden die Niederlage sei, war unpolitisch gedacht". Organisch verwoben mit diesen negativen Kriegszielen war in ihm die Einsicht, daß der Weg zur Entwirrung nur über eine innerpolitische Neuorientierung schreiten könne. Nur zu deutlich sah er die Hemmungen von seiten der machtpolitisch Verknöcherten, doch war er nicht der Mann, der Rechten mit Erfolg zu begegnen. Die Grundübel der preußischen Verfassung waren ihm nicht unbekannt. „Ein aktiver Offizier mit fortschrittlichen oder gar sozialdemokratischen Tendenzen war in Preußen ein Ding der Unmöglichkeit" — bemerkt er mit erkennender Naivität. Er verurteilt die übertriebene Selbstbejahung der führenden Militärkreise, meint, ein annexionistisches Programm zu verkünden, hieße Oel ins Feuer gießen. Ja, er geht soweit, in der Rückbetrachtung die Weimarer Verfassung als zu wenig radikal zu bezeichnen, da sie das „preußische Problem" nicht zu lösen vermochte. Aus solchen Erwägungen entkeimte sein Entschluß, das preußische Wahlrecht in demokratischem Sinne endgültig zu reorganisieren, und es gehört mit zu jener Tragik, die aus seiner wenig entschlossenen Taktik folgte, daß er inmitten rührsamer Annäherungsversuche an das Programm der gemäßigten Linken zum nicht unerheblichen Teil durch die Opposition dieser politischen Schicht in eine unhaltbare Lage geriet.

Vergleicht man Bethmanns Ansichten mit Ludendorffs politischem Glaubensbekenntnis, so wird es offenbar, daß diese beiden Naturen mit einander keinerlei Auskommen finden konnten. Gleich zum Anfang seiner Ausführungen unterstreicht Ludendorff das Bismarck-Zitat: „Alles, was Deutschland groß, reich und einig gemacht hat, ist immer von der Fortschrittspartei bekämpft worden", — wie er es denn in der Folge auf eine Auswahl just der unangenehmsten Bismarck-Aeußerungen absieht. Jede kleinste Konzession nach links legt er als Schwäche, als disziplingefährdenden Scheineffekt aus. Er wagt die groteske Behauptung, der Kaiser hätte im August 1914 den linken Parteien großmütig verziehen. In der darauffolgenden Zeit aber kam das Volk infolge Schlappheit seiner Führer „auf eine ab-

schüssige Bahn und glitt immer tiefer". In Frankreich — meint er — wurden alle Bewegungen von seiten der Sozialreformer mit eiserner Strenge niedergeworfen, nur „in Österreich-Ungarn, Deutschland und Rußland konnten solche Gedanken sich ungestört verbreiten". Der Denkende sahndet bei dieser Zusammenstellung unwillkürlich nach dem gemeinsamen Grund; aber Denken ist eben im Lichte dieser Ausführungen ein Zeichen von Schwäche. Ueberhaupt werden die Methoden des Feindes, und wenn sie noch so grausam sind, als die Mittel einer siegesgewissen Konsequenz restlos anerkannt. Es läuft demnach im Sinne der Erobererlogik alles darauf hinaus, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und wenn auch bei einem solchen Entscheidungskampfe bis zum letzten Blutstropfen alles auf des Messers Scheide steht. „Demokratische Wahngebilde" werden mit dem „natürlichen Lebenswillen" konfrontiert, der sich eben im großen Schlachten verausgaben soll. Natürlich geht es auch auf die Juden los, die den Krieg entfacht hätten, um später unter englischem Protektorat ihr Palästina gründen zu können. Und an einer anderen Stelle behauptet Ludendorff, „die deutsch empfindenden Kreise fühlten das deutsche Volk an das jüdische Volk verkauft und verraten". Kann ein Mann mit solchen Ueberzeugungen Führer und Retter in der Not sein?

Es dünkt uns nicht wenig inkonsequent, wenn es dieser Machtanbeter, der stets das Ganze vor Augen halten will, dann in seinem Friedenselaborat bloß auf „Grenzsicherungen und -berichtigungen" auf allen Linien absieht, als wenn Deutschlands Feinde sich nur durch die Mängel des deutschen Grenzschutzes hätten in ein kriegerisches Abenteuer verstricken lassen. Manche Aeußerung berührt geradezu kindisch in ihrer unkritischen Rechthaberei, so die Bemerkung, daß der Weg zum Siege nur über Amerikas Feindschaft gehen konnte, oder daß die U-Boote den einzigen Zweck gehabt hätten, den Feind abzuschrecken (zu dieser Feststellung bedurfte es drei ganzer Jahre!), und daß der Reichskanzler durch seinen offen bekundeten Kleinmut eben den feindlichen Dampfern jede Furcht genommen habe. Um wieviel ehrlicher muten da Bethmanns Geständnisse in der U-Boot-Frage an, wie skeptisch er dieser Waffe und wie schaudernd er den Folgen ihrer Anwendung gegenüberstand. Daß er sich trotz besserer Einsicht durch ein Machtwort der Heeresleitung überrumpeln ließ, war ein Akt der Schwäche, den ihm Ludendorff nun doch nicht zum Vorwurf machen darf.

In seiner Kritik der Bethmannschen Politik ist Ludendorff um vieles offensiver, als sich der Kanzler ihm gegenüber erweist. Bei aller Rüge, die der ungebetenen, präpotenten Einmengung unpolitischer Militärleute in die Staatsgeschäfte erteilt wird, konstatiert Bethmann Hollweg mit einer schlichtenden Geste des Einsichtigeren, daß der Krieg nicht infolge dieses Zwistes verloren ging. Gewiß, er war bloß eine Episode — aber eine sinnbildliche, die manches erklärt. Die Streitenden, die der flüchtige Blick nur als Individuen bewertet, sie waren durchweg Typen. Das politische Chaos schien für jene Zeiten ebenso unvermeidlich wie die militärische Ueberheblichkeit. Denker und Lenker mußten zwischen den Rahmen der alten Verfassung im Gewühl des Entscheidungskampfes gleicherweise versagen.

Rußlands Wiedergeburt / Von Hugo Steinberg

Die Augen der Welt, die sich nach Gesundung der Weltwirtschaft sehnt, sind nach Rußland gerichtet. Von Rußland kam der Weltkrieg und mit ihm das Verderben über Europa. Von Rußland allein kann auch die Rettung kommen. Lloyd George hat in allen seinen Reden immer wieder hervorgehoben, daß durch die Katastrophe, die der Bolschewismus über Rußland gebracht hat, eine Lücke in dem Wirtschaftssystem der Welt entstanden sei, die nur durch den Wiederanschluß Rußlands an den Warenaustausch der Welt geschlossen werden könne. England war in der Tat auch das erste Land, das entschlossen über das Band der Aechtung, das die Entente um das abtrünnige Sowjet-Rußland geschlossen hatte, hinwegsprang und ohne Rücksicht auf das Toben der französischen Presse Wirtschaftsverträge mit den bolschewistischen Machthabern abschloß. Es ging dabei von dem offen ausgesprochenen Gedanken aus, daß das kommunistische Wirtschaftssystem nur in einem

von der übrigen Welt abgeschlossenen Rußland fortbestehen könne, daß es aber, wenn Rußland wieder die wirtschaftlichen Beziehungen mit andern Ländern aufgenommen habe, sofort von selbst zerfallen müsse. Diese Erwartung hat die englischen Politiker, die die besten Psychologen sind, weil sie sich in die Gedankenwelt anderer Völker hineinzuleben verstehen und den weitaus besten internationalen Nachrichtendienst besitzen, nicht getäuscht. Eine unmittelbare Folge der Wiederanknüpfung der internationalen Handelsbeziehungen war der Entschluß Lenins zu einer grundsätzlichen Wendung in seiner wirtschaftspolitischen Strategie. Lenin ist jetzt zweifellos das geistige Haupt und der einzige wirkliche Kopf unter den bolschewistischen Führern. Auch in Rußland bewährt sich wieder die Wahrheit, daß — aller materialistischen Geschichtsauffassung zum Trotz — Männer die Weltgeschichte machen.

An zwei Widerständen ist das große kommunistische Experiment, an dem das russische Reich zugrunde gegangen ist, endgültig gescheitert. Die von Moskau her mit Aufbietung aller Kräfte organisierte Weltrevolution mißlang. Weder in Deutschland, noch in Italien und schließlich nicht einmal in Ungarn gelangte der Kommunismus zur Herrschaft. Lenin hatte aber von vornherein erkannt, daß ein isoliertes bolschewistisches Rußland verloren sei. Die großzügigen Versuche der Moskauer Propagandazentrale, auch die englische und französische und sogar die amerikanische Arbeiterschaft zu bolschewisieren und zu revolutionieren, endeten mit entmutigenden Mißerfolgen. Der zweite Widerstand ging von dem russischen Bauerntum aus. Nachdem dieses seinen Landhunger gestillt hatte, verweigerte es die Lieferung ausreichender Mengen von Agrarprodukten ohne einen freien Güteraustausch zur Deckung des ländlichen Bedarfs an Industrieerzeugnissen und Einfuhrwaren. So kam es zu jener alle früheren Ernährungskatastrophen an Ausdehnung und Furchtbarkeit weit übertreffenden Hungersnot, die die Moskauer Machthaber schließlich zwang, die Hilfe der übrigen Welt anzurufen. Rechtzeitig erkannte Lenin, dessen theoretisch-wissenschaftliche Durchbildung und geistige Beweglichkeit ihn weit über seine Kollegen emporheben und zum politischen Führer prädestinieren, daß ein Fortschreiten auf dem bisherigen Wege Rußland nicht mehr aus dem Abgrunde, in den es gestürzt ist, würde herausbringen können. Gleich dem Feldherrn, der den größten Teil seines Heeres opfert, um den Rest und damit die Möglichkeit, fortzukämpfen, sich zu erhalten, gelangte Lenin zu dem Entschluß, daß man die kommunistischen Grundsätze auf einem großen Teil ihres bisherigen Wirkungskreises werde fallen lassen müssen, um den völligen Zusammenbruch der kommunistischen Sache zu verhindern. Auf dem zweiten Kongreß für politische Aufklärung hat Lenin in einer großen Rede sein neues Programm der Umkehr zu einer neuen, nicht mehr rein kommunistischen Wirtschaft verkündet. Offen erklärte er bei dieser Gelegenheit, daß man die politischen Errungenschaften der Sowjetmacht nur vor dem sicheren Untergange retten könne, wenn man dieser Macht eine sichere wirtschaftliche Grundlage gebe. Er gestand aber rückhaltlos ein, daß das mit dem kommunistischen Wirtschaftssystem nicht mehr möglich sei. Die Schuld daran schob er auf zwei Uebel, die er die Hauptfeinde der kommunistischen Lehren nannte, nämlich die Bestechlichkeit und die Bürokratie, die da glaube, durch bloße Herausgabe von Dekreten alle Fragen lösen zu können. Von diesen beiden Uebeln liegt das eine auf dem Gebiete der Moral, das andere auf dem des Intellekts. In der Tat fühlt er hier ganz richtig zwei Tatsachen, an denen jede kommunistische Wirtschaft scheitern muß. Die Menschen sind erstens von Natur durch Eigennutz geleitet, und daher nicht eher für den Kommunismus reif, als es den Kommunisten nicht gelungen ist, die menschliche Natur zu verändern. Im Wesen des Kommunismus liegt es ferner, alle Beziehungen der Menschen durch Dekrete künstlich regeln zu wollen. Auch das geht wider die menschliche Natur, die dem Zwange, der ihr von außen her auferlegt wird, widerstrebt. Mit brutaler Offenheit erklärte Lenin als Folge des Mißlingens des kommunistischen Experiments die Wiederherstellung des Kapitalismus für notwendig. Die Betriebe, die unter dem kommunistischen System nicht nutzbringend arbeiten, müßten an „ausländische Kapitalisten und kapitalistische Päch-

ter" in Gestalt von Konzessionen vergeben werden. Diesen werde man dafür eine Naturalsteuer auferlegen, durch die der kommunistische Staat sich werde erhalten können. Nur ein Teil der Großbetriebe könne im Besitz des Staates bleiben. In dieser Mischung von privatwirtschaftlicher und kommunistischer Wirtschaftsweise sieht Lenin einen Uebergangszustand, eine Art Lehrzeit für die kommunistischen Arbeiter, die erst einmal lernen müßten zu wirtschaften. „Laßt die Kapitalisten sich bereichern, doch lernt von ihnen wirtschaften, denn nur dann könnt ihr eine fähige kommunistische Republik errichten!", ruft er seinen Anhängern zu.

Kein Zweifel, das ist das vollendete Eingeständnis, daß die heutige Menschheit zum Kommunismus noch nicht reif ist. Lenin wirft praktisch alle kommunistischen Grundsätze über Bord, um die politische Macht der Kommunisten zu retten, die er dann zur Erziehung der Massen für den Kommunismus und damit zur endlichen Ueberwindung des Kapitalismus zu gebrauchen gedenkt. Ein überaus langwieriger Weg ist es, der hier über den wiederzuerrichtenden Kapitalismus zum Kommunismus hin gewiesen wird. Wenn der Kommunismus aber hierdurch zu einer Erziehungsfrage gemacht wird, so scheidet er damit aus der praktischen Politik aus. Die Verbreitung kommunistischer Ethik bedarf keiner politischen Herrschaft der Kommunisten als Vorbedingung. Alle ethischen Umwälzungen kommen von unten. Die letzte Konsequenz der neuesten Erkenntnis Lenins wäre die Rückkehr zu den Lehren Tolstois. Natürlich zieht Lenin diese Folgerungen nicht. Er bleibt mehr Politiker als Philosoph, mehr Oekonom als Ethiker. Sein Ziel ist die Rückverwandlung der bolschewisierten und atomisierten russischen Wirtschaft zu einem von den Bolschewisten politisch beherrschten privatkapitalistischen Wirtschaftsstaat. Das wäre etwa das Ziel, das die deutsche Sozialdemokratie gleich nach der Revolution erreicht zu haben glaubte, aber nicht festzuhalten vermochte, weil sie mit sozialistischen Wirtschaftsformen höchst unglücklich experimentierte.

In Rußland hat der Abbau der kommunistischen Wirtschaft inzwischen bereits überraschende Fortschritte gemacht. Der privatwirtschaftliche Handel wurde wieder zugelassen, das Privatkapital, das man abschaffen wollte, wurde eifrig herangezogen. Man verpachtete die Industriebetriebe an Privatkapitalisten. Mit einem Schlage hat der freie Handel in Rußland wieder sein Haupt erhoben. Der Arbeitszwang wurde abgeschafft, die Arbeiter unterstellten ihre Arbeitskraft mit Freuden wieder dem freien Walten des Gesetzes von Angebot und Nachfrage. Mit Riesenschritten wird auch der Riesenapparat der Sowjet-Bürokratie abgebaut. Der Personalbestand der staatlichen Angestellten und Arbeiter soll nach dem Plane einer Sonderkommission um 2 475 000 Köpfe verringert werden. Er wird auch dann noch hoch genug sein. Aber die Einschränkung des kommunistischen Apparates ist unverkennbar und überraschend umfangreich. Von 2,2 Millionen gegenwärtig in der staatlichen Industrie beschäftigten Personen sollen 700 000 entlassen werden. Im Transportwesen will man den Personenstand um 600 000 Köpfe verringern und auch die Zahl der Sowjetbeamten soll von 2 Millionen auf 1 175 000 herabgesetzt werden. Es wird also der neu aufkeimenden Industrie nicht an Arbeitskräften fehlen. Lenin hat seinen großzügigen Abbauplan zweifellos mit überraschender Schnelligkeit durchgesetzt. Die radikale Rückentwicklung der russischen Wirtschaft verdient überall die allergrößte Beachtung, denn niemand hat eine so schnelle Abwicklung des kommunistischen Systems für möglich gehalten, wie sie hier unter der Leitung einer tyrannisch gebietenden, rücksichtslosen Zentrale erfolgt. Der Handel in Rußland, der so lange tot gewesen ist, beginnt bereits sich mächtig zu regen. Auch der Handelsaustausch mit dem Auslande, insbesondere der mit England, hat sich in den letzten Monaten in inbezug auf die Mengen der eingeführten Waren vervielfacht. Für die russische Landwirtschaft, die im übrigen ebenfalls von allen Fesseln des kommunistischen Systems befreit wurde, ist ein Ablieferungszwang übrig geblieben, dessen Ergebnisse der Ernährung der verbliebenen Sowjet-Angestellten und Staatsarbeiter sowie der Ermöglichung des Handelsaustausches mit dem Auslande dienen sollen.

Natürlich hat diese Rückbildung der kommunistischen Wirtschaft, um die das russische Prole-

tariat so furchtbar gekämpft und gelitten hat, auch einen kräftigen Widerstand bei den überzeugten Anhängern des Kommunismus hervorgerufen. Den Sowjet-Machthabern ist, ganz wie der deutschen Sozialdemokratie nach der Revolution, von links her eine ansehnliche Opposition erwachsen, die an den von den Leninisten als verkehrt und undurchführbar erkannten Lehren mit Schroffheit festhält und in den Umlernern nur Verräter an der kommunistischen Glaubenslehre sehen will. Schon hat sich von der kommunistischen Partei Rußlands eine oppositionelle Gruppe, die der „kommunistischen Kollektivisten" nach links hin abgesplittert, und Lenin wird mit der Gegnerschaft dieser neuen Linkspartei, die nun das weiter anbeten will, was er zu verbrennen notgedrungen sich entschlossen hat, rechnen müssen. Die Linksopposition bekämpft offen die neuen wirtschaftlichen Umbildungsmaßnahmen Lenins als Kompromißpolitik und wirft diesem vor, daß sein Kurs mit rasender Geschwindigkeit in den bürgerlichen Kapitalismus hineinsteuere. Der Vorwurf ist um so wirksamer, als er durchaus berechtigt ist. Die kommunistische Folgerichtigkeit ist auf Seiten der Gegner Lenins. Aber man würde diesem Unrecht tun, wenn man behaupten wolle, daß er nicht mit dem vollen Bewußtsein, einen Kurs nach rückwärts zu steuern, den neuen Weg verfolge, weil er ihn eben als den einzigen Weg erkannt hat, der noch zur Rettung der politischen Macht des russischen Kommunismus führen kann. Lenin und seine Anhänger geben die kommunistische Theorie auf und folgen dem Selbsterhaltungstriebe, der sie in das private kapitalistische Wirtschaftssystem zurückführt.

Welche Aussicht haben aber die Leninleute, ihre neuen Pläne erfolgreich durchzuführen? Von der drohenden Gefahr von links haben wir bereits gesprochen. Sie wird umso größer werden, je schwerere Opfer der Rückmarsch aus der kommunistischen Sackgasse, den russischen Massen wieder auferlegen wird. Aber wahrscheinlich wird Lenin die Verluste an Anhängerschaft nach links hin durch einen starken Zuwachs an neuer Gefolgschaft reichlich ersetzen können. Die Stimmung der nichtkommunistischen Bevölkerung Rußlands ist längst derart verzweifelt, daß sie sich gern jedem Führer in die Arme werfen wird, der sie aus der Hölle des kommunistischen Zuchthausstaates in eine freiere Luft zurückzuführen verspricht. Für Lenins Führergenie sprechen vor allem seine höchst beachtenswerten Erfolge in der auswärtigen Politik Sowjet-Rußlands. Es ist ihm nicht nur gelungen, die Handelsbeziehungen sowie auch die diplomatischen Beziehungen mit England, Deutschland und einigen anderen Ländern wiederherzustellen, sondern es scheint, als ob die Wand, die Rußland von der übrigen Welt trennte, bereits schnell zu fallen im Begriffe stände. Selbst Frankreich ist plötzlich bemüht, die Fäden mit der Sowjet-Regierung wieder anzuknüpfen und hat bereits einen diplomatischen Kurierverkehr eingerichtet, der von Paris über Warschau nach Moskau führt. Amerika endlich hat wenigstens in der Frage der Hilfsaktion gegen die Hungersnot seinen bisherigen, schroff jeden Verkehr mit dem heutigen Rußland ablehnenden Standpunkt teilweise aufgegeben. Diese Entwicklung wird natürlich durch die neue Wandlung der Sowjetleute zu einem Wiederaufbau der russischen Privatwirtschaft hin eine wesentliche Beschleunigung erfahren. Rußlands Diplomatie befindet sich in günstiger Lage, denn die übrige Welt bemüht sich jetzt um Rußland, weil sie das mächtige russische Glied der Weltwirtschaft nicht lange mehr zu entbehren vermag. Die Erfolge der internationalen Diplomatie Lenins sind nicht zu leugnen, auch wenn seine große Organisation zur Bolschewisierung der übrigen Welt Schiffbruch erlitten hat.

Steht Rußland also bereits vor seiner Wiedergeburt, nachdem soeben sein privater Handel, sein privates Unternehmertum wiedergeboren worden sind? Ist das furchtbare Fieber, das seinen Wirtschaftskörper so schwer erschütterte und ihn fast zum Erliegen brachte, endlich überwunden? Hat es den großen Arzt gefunden, der es allmählich wieder gesund zu machen versteht? Noch müssen wir hinter alle diese Sätze Fragezeichen setzen. Aber wir sehen heute schon Möglichkeiten und Ansätze, die unsere aufmerksamste Beachtung verdienen. Für Deutschlands Zukunft und seine Rettung aus dem auch ihm drohenden Untergange ist das Schicksal Rußlands von so entscheidender Bedeutung, daß wir jede neue Entwick-

lungsstufe dieses modernen Rätsellandes ohne Vorurteil nach der einen oder anderen Richtung hin aufs eingehendste studieren sollten. Wenn schon die Augen der englischen Wirtschaftsführer sich immer wieder nach Rußland richten, um wieviel mehr müssen wir Deutschen bemüht sein, Rußlands Leben mitzuleben, da wir doch auch Rußlands Leiden mitzuleiden bestimmt sind. Die Wiedergeburt der russischen Wirtschaft ist für uns das wichtigste Ereignis, dem wir sehnend entgegenharren müssen, denn von diesem Ereignis hängt auch Deutschlands Wiederaufstieg im wesentlichen ab, weil ohne die Stütze eines freien, großen Rußlands auch Deutschland von der Kette, an die die Entente es geschmiedet hat, nicht wieder frei werden kann.

Pietro Aretino / Ein Lebensbild aus der Renaissance. Von Emil Szittya

Arezzo ist eine der liebsten Städte der Welt, die ich kenne. Meine schönsten Erlebnisse habe ich dieser Stadt zu verdanken. Ich weiß nichts von den Sümpfen und Mineralquellen Arezzos, aber an dem Arno läßt es sich sehr schön über die einstigen heidnischen Tempel träumen. Bunte Gestalten zeigt uns die Fantasie. In dieser Stadt sind geboren Petrarca, Aretino und Redi. (Letzterer der Hofnarr des Papstes Julius II.) Arezzo hat die Schlacht gegen Florenz gewonnen, an der Dante teilnahm. Ich versuchte schon oft, über diese Arnostadt zu schreiben, aber das Thema ist meiner Feder immer entglitten. Als ich das letzte Mal nach Arezzo fuhr, tat ich es mit der festen Absicht, diesmal die Stadt festzuhalten und über sie zu schreiben, aber aus dem kaleidoskopischen Gewebe blieb mir nur der Name Aretino, und so werde ich versuchen, von diesem merkwürdigen Typus ein objektives Bild zu entwerfen.

Es soll nicht eine Rehabilitierung sein, wenn ich über Aretino zunächst als Menschen schreibe, sondern ich tue es nur deshalb, weil wir die Tätigkeit dieses merkwürdigen Mannes nur dann verstehen können, wenn wir ihn zuerst als Menschen betrachten.

* * *

Pietro Aretino wurde am 20. April 1492 in einem Spital von Arezzo geboren. Er gilt als illegitimer Sohn eines Edelmannes Luigi Bacci und einer in Arezzo damals sehr bekannten schönen Prostituierten Tita. Tita soll das schönste Wesen von Arezzo gewesen sein. Ihr Kopf ist noch heute zu sehen als Madonna über dem Portal der Petrikirche in Arezzo. Wir wissen, daß ein derartiger Umstand die Kindheit eines Menschen sehr beeinflußt. Aretino liebt Schmerzen zu verschweigen, aber wir wissen über die zerwühlte Jugend manchen unehelichen Kindes; bei Pietro war es sicher nicht anders. Das ist wohl die Ursache, daß von ihm berichtet wird, er wäre ein schlechter Schüler gewesen, er hätte mit 13 Jahren seine Mutter bestohlen und wäre nach Perugia entflohen. Hier begegnen wir nun einem feinen seelischen Zug des viel belasteten Aretino. In Perugio trat Aretino bei einem Buchhändler als Lehrling ein und blieb dort bis zu seinem neunzehnten Jahre. Ist das kein Beweis dafür, daß dieser Knabe aus dem Sumpfe floh, daß er sich nach Ruhe sehnte, denn wie hätte er sonst sechs Jahre auf einem Platz ausgehalten? (Es gibt noch eine andere Version über die Flucht Aretinos aus Arezzo, aber auf die wollen wir zurückkommen, wenn wir das Werk Aretinos behandeln.) Wir sehen auch darin eine Sehnsucht nach menschlicher Ruhe, daß Aretino in Ravenna bei den Kapuzinern eintrat; und nur das Blut, das in seinen Adern floß, hat ihn wie überall, so auch von dort fortgetrieben. Auch darin können wir ein menschliches Dokument finden: Als Aretino bei Giovanni Medici wohnte, schrieb er oft über den Haß gegen die rohen Soldaten. Ist es ferner nicht ein Beweis für Aretino, daß er in Venedig in Piercina Ricca, eine sehr schöne Frau, verliebt war und mit ihr drei glückliche Jahre verlebte und daß nicht er es war, der sie verließ, sondern sie ihm untreu ward? Und als sie krank wiederkommt, empfängt er sie mit offenen Armen und läßt sie pflegen. In einem Brief, den er an die Mutter dieser Frau schrieb, finden wir die schönen, aber im Grunde genommen

schmerzvollen Worte: — „Und alle nennen mich den Sohn einer Kurtisane — was kümmert mich das, der ich das Herz und den Geist eines Königs besitze." — Karl V. schwärmte für Aretino und bot ihm die Cavalierswürde an, aber er, der im Grunde Demokrat war, schlug es ab.

* * *

Ich versuchte, skizzenhaft auf das rein Menschliche in Aretino hinzuweisen und das manchmal auftauchende Bild der Sehnsucht nach Reinheit und Ruhe festzuhalten, und nun will ich zu Aretino, dem Abenteurer, übergehen.

Aretino ist einer der repräsentativsten Charaktere, die sich die Renaissance geschaffen hat. Wir haben zu viel rein idealistische Bilder vom italienischen 16. Jahrhundert aufgespeichert. Fresken von Michelangelo, Musik von Palestrina, Skulpturen — aber dem Menschen der Renaissance zu begegnen, haben wir uns immer gescheut. Aretino ist der Mensch der Renaissance. Ich will hier nicht moralisieren, nur darauf hinweisen, daß das was Philister an Aretino als hinterlistig verurteilen nur der Mensch jenes Zeitalters war. Durch ihn erhielt die Renaissance ihr wirkliches Gesicht.

Es gibt über seine erste Flucht aus Arezzo auch eine Legende: Aretino mußte aus Arezzo fliehen, weil er ein Sonett gegen den Ablaß geschrieben hatte. Wenn dies wahr ist, spricht es sehr für die Freiheitssehnsucht des dreizehnjährigen Aretino. Es war die günstigste Zeit für das Abenteuer. Damals regierte Papst Julius II. Ganz Italien stand im Kriege, und der Papst war kein besonderer Freund der Kunst, so daß viele Künstler ihr Leben mit Abenteuern fristen mußten. Als Aretino 1511 Perugia verließ, stand er ohne Geld da, und ging zu Fuß nach Rom. Ein sehr reicher Kaufmann, Agostino Aigo, nahm den Landstreicher als Diener auf. Das war selbstverständlich keine Beschäftigung für den großzügig veranlagten Jüngling. Er stahl und entfloh. Kurze Zeit darauf aber ist er der Diener des Kardinals San Giovanni, der ihm verspricht, sich für ihn beim Papst zu verwenden. Als er aber nichts tat, da verläßt ihn Aretino und irrt als Landstreicher durch die Lombardei, wobei er sich ganz in den Strudel des Lebens wirft und sehr ausschweifend durch die Städte tollt. Immer wieder erwacht in Aretino die Sehnsucht nach Ruhe. In Ravenna wird er Kapuziner, aber sein ererbtes Blut läßt ihn nicht auf einem Platze verweilen. Er legt die Kutte ab und kehrt zurück nach Rom. Aretino hat diesmal eine gute Zeit gewählt. Der neue Papst ist Leo, unter dem es die Künstler und Schriftsteller gut haben. Leo ist der Papst der Renaissance, und der Landstreicher lernt als Kammerdiener die Intriguen und Schmeichelfors eines Hofes kennen. Fand auch gleich das Mittel, sich bei seinem Herrn einzuschmeicheln. Er begann, auf Papst Leo Lobeshymnen zu schreiben, und der Vetter Leos, Julios, der spätere Papst Clemens VII. belohnt den ehrgeizigen jungen Mann. Man steckte ihn zunächst in prächtige Kleider, und er reiste mit den besten Empfehlungsbriefen nach Bologna, Pisa und Mailand, wo er Fürsten besuchte. Es gibt Biographen, die behaupten, daß diese Reise die erste Spionagefahrt Aretinos für den Papst Leo war. Als Aretino nach Rom zurückkehrte, starb der Papst, und sein Glück war, das Hadrian, der ein Feind der Künstler war, nicht lange lebte und Clemens VII. seinem Gönner folgte.

Hier beginnt die Glanzzeit unseres Abenteurers. Er bekam selbstverständlich einen Platz am Hofe des Papstes. Man erzählt, daß er in dieser Zeit mit einem Schüler Raphaels, dem Zeichner Giulio Romano, in einem Liebesverhältnis lebte, und aus dieser Zeit stammt sein berühmtes und berüchtigtes Werk „Sonetto lussoriosi". Sein Freund machte die Zeichnungen — 16 Blätter — dazu. Das war das erste Werk, dessentwegen Aretino mit der Moral in Konflikt kam. Als der Papst die Existenz des Werkes erfuhr, ließ er den Zeichner verhaften und die Kupferplatten zerkratzen. Der Zeichner wurde durch seine Freunde später befreit und erlangte dann wieder die Gunst des Papstes. Aber Aretino, bei dem diese Sonette nicht nur ein Spiel der Laune waren, sondern eine Entfaltung seiner Freiheitssehnsucht, ein Sichnichtbeugenkönnen in die Schranken der menschlichen Gesellschaft, flüchtete in seine Heimat Arezzo, von wo aus er sich nachher in das Lager Giovanni Medicis, des berühmten Anführers der „Schwarzen Bande" begab.

Während Aretino bei dem Medici schrankenlos lebte, waren seine Freunde nicht untätig und König Franz I. von Frankreich hat ihn wieder mit dem Papst versöhnt. Diese Versöhnung war zwar sehr viel wert, aber Aretino hatte in der Nähe des Papstes einen großen Feind, den geheimen Rat Cionnimatteo Ciberti, der sofort neue Intriguen gegen ihn begann. Im Jahre 1546 befaßte man sich sehr ernst mit der Reorganisation der Inquisition, was Ciberti viel Stoff gegen ihn gab. Wenn nun Ciberti auch manches beim Papst gegen ihn ausrichten konnte, so vermochte er doch nicht, die jetzt schon zahlreichen Verehrer Aretins zu verscheuchen. Die Fürsten bekleideten ihn mit den schmeichelhaftesten Beinamen. Giovanni Medici, den man auch Gran Diavolo (den großen Teufel) nannte, war sein Hauptbeschützer und überschüttete ihn mit einladenden Briefen. Man hat Aretino dieser Freundschaft wegen oft beschimpft; aber ist es ihm zu verdenken, daß er seinen ersten, wirklich selbstlosen Gönner oft bedichtete? — verdankte er Giovanni Medici doch seine vornehmsten Verehrer. Nicht nur diese Sachen machten Ciberti zum Feinde Aretinos, sondern, als er nach Rom zurückkehrte, verliebte er sich in die Köchin seines Feindes. Ein Freund Cibertis, ein Bologneser Edelmann, Achille della Volda, war gleichfalls in diese Köchin verliebt; Aretino versuchte, ihn durch ein Gedicht lächerlich zu machen. Der Nobili rächte sich dadurch, daß er ihn eines Abends bei einem Spaziergang vermummt auflauerte und ihm seinen Dolch in die Brust stach. Seine starke Konstitution rettete Aretino; er wurde sehr schnell wieder gesund. Aber den Schimpf konnte er nicht vergessen, und er schrieb nun Spottgedichte nicht nur gegen della Volda, sondern gegen Ciberti und den Papst. Berni, der Sekretär Cibertis, antwortete auf die Gedichte, nannte Aretino einen Hund, ein ehrloses Ungeheuer, der bei den Huren von Arezzo sterben wird (das war eine Anspielung auf seine Mutter). Und wieder erwacht das rein Menschliche in ihm, die Sehnsucht nach Ruhe. Er verläßt Rom und geht zu dem ihn liebenden Giovanni Medici, der aber bald in Aretinos Armen starb. Da Aretino keinen anderen Ausweg wußte, nahm er die Einladung des Dogen Critti von Venedig an, hörte mit seinen Angriffen auf den Papst auf und versöhnte sich mit ihm.

Venedig ward nun Aretins Residenz. Von hier aus verbreiteten sich Legenden über ihn durch die ganze Welt. Er wurde der erste Journalist, ja man sagt der erste Revolverjournalist. In den Titeln seiner Bücher nannte er sich „Freier Mann von Gottes Gnaden" und das Volk gab ihm den Zunamen „Fürstengeißel". Er bewohnte in Venedig einen der schönsten Paläste, „Casa Bolani", der mit Giorgiones Werken geschmückt war. Er wurde mit den größten Künstlern seiner Zeit befreundet, sogar ein Raphael bewarb sich um seine Freundschaft. Mit Vasari stand er im Verkehr. Tizian hat ihn mehrere Male gemalt. Nur Michelangelo hat Aretinos Freundschaft verschmäht und hat auf Aretinos Briefe nicht einmal geantwortet. Nur ein einziges Mal hat Michelangelo einen ironischen Brief geschrieben, und da besann der Revolverjournalist sich auf sein bewährtes Mittel, griff den größten Künstler der Renaissance an, fing an zu moralisieren und verbreitete den Unsinn, daß der Maler die sixtinische Kapelle Raphaels kopiert hat. Wenn dieser Blödsinn auch unwahr ist, so hatte er damit doch erreicht, daß Michelangelo viel unter dieser Behauptung zu leiden hatte.

In Casa Bolani fanden die größten Orgien der damaligen Zeit statt. Die Mädchen Venedigs waren stolz, sich Aretinorinnen zu nennen. Vom Herzog von Urbino bekam er ein Jahresgeld, ebenso von dem Dogen Luigi Critti. Der Sultan schickte ihm oft Geschenke. Die Könige zitterten vor seinem Spott. Der Herzog von Parma wollte ihm sogar den Kardinalshut Pauls III. verschaffen, aber Aretino lehnte ab. 1535 empfing der Papst wie einen Fürsten den jetzt so geschmähten Dichter. Alle Akademien der Welt wählten ihn zum Ehrenmitglied. Aus allen Weltteilen kamen Menschen, um sich bei ihm zu beklagen, sodaß er sich allmählich als Sekretär der Welt bezeichnete. Der Buchhändler Marcolini berichtet über ihn: „Er besuchte oft die Armen und schenkte ihnen Almosen".

* * *

Wir wollen nun zu Aretino, dem Dichter übergehen. Man hat über ihn als Dichter viel ge-

stritten und hat seines Lebenswandels wegen auch den Künstler beschmutzt. Wir wollen versuchen, die verschiedenen Kritiken außer Betracht zu lassen und ganz objektiv einen Blick auf sein Werk werfen.

Man sagt, Venedig sei der Geburtsort des Journalismus. Wenn das wahr ist, müssen wir Aretino den Vater des Journalismus nennen. Kein Mensch hat die Renaissance so durchschaut und in seinem Werk registriert wie er. Aretino war der bewußteste Kopf seines Jahrhunderts, der mit außerordentlichen psychologischen Kenntnissen das Bild der Renaissance gezeichnet hat. Vergebens sind seine Schriften fast vergessen und ist sein Name gebrandmarkt, die vier Bände von ihm, die 1609 in Paris erschienen, sind die beste Quelle, die man über Kultur und Leben des 16. Jahrhunderts bekommen kann. Man sieht in ihnen wirkliche Menschen. Aber nicht nur das; man vergaß bisher zu untersuchen, welchen Einfluß Aretino auf die Entwicklung der italienischen Sprache hatte. In Aretinos Zeiten gab es in der Literatur einen großen Kampf um die einheitliche Nationalsprache, an dem alle damaligen Größen außer Aretino teilnahmen. Trotzdem hat Aretino den größten Einfluß auf die Nationalsprache ausgeübt. Er war der einzige in jener Zeit, der nicht nur sich einen eigenen Stil geschaffen hat, sondern der auch Leben in die Literatur hineintrug. Seine Worte sind energisch und stark. Er steigt in das Leben hinunter und nimmt sich von dorten seine Ausdrucksform. Wie im Leben, so ist er auch in der Natur nicht prüde; jedes Wort, das die literarischen Stümper mit Naserümpfen behandeln, ist ihm wertvoll, und es ist festzustellen, daß nicht nur Alfieri, sondern sogar Ariost sprachlich sehr viel von Aretino gelernt haben.

In seinem zweiten Werk „Ragionamenti" gibt Aretino nicht nur ein Bild von der erotischen Auffassung der Renaissance, sondern diese Hetärendialoge sind psychologische Dokumente dieses von allen Menschen moralisch verschmähten, aber doch von allen Menschen erzwungenen Zustands. Die Hetären sind die Menschen, die aus ihrem manchmal unheimlichen Schicksal etwas Heroisches machen. Die Dialoge sind nicht nur lebendig, sondern noch nie hat ein Mensch mit so viel Liebe eine Hymne auf die Erotik geschaffen wie der Sohn der schönsten Hetäre Arezzos. Die Linie, welche wir in den erotischen Sonetten sehen, zieht sich durch Aretinos Lustspiele. Man hat leider noch nicht untersucht, welchen Einfluß er auf die Lustspieldichtung hatte; es ist jedoch feststellbar, daß Molière, den wir als den wirklichen Ausgangspunkt dieser Literaturform betrachten, bei Aretino in die Schule gegangen ist. Er war der Erste, der in die Komik des Menschen hineinschaute. Die Typen, die er schildert, sind Kopien der damaligen Menschen, z. B. in der Komödie „La Cortigiana" verhöhnt er Pier Luigi Farnese, den Herzog von Parma, den er ein „Dreihellerherzöglein" nennt (was übrigens ganz Nestroyisch klingt). „Il Marescalo", in dem er den Kurtisanentyp charakterisiert, hat sicher Einfluß auf Rabelais ausgeübt. In „La Cortigiana" bekommen wir ein ganz Stendhalisches Bild: „Die Kupplerin mischt Gebete in ihr Gespräch". (Wer erinnert sich hier nicht an Stendhal: „Als er sie nehmen wollte, entdeckte er auf ihrer nackten Brust das Kreuz und sagte: — Mein Gott, du warst dabei —"). In „Talenta" schildert er ebenfalls die Hetären, und wir sehen, daß manchmal durch die Worte der Kurtisane eine große Traurigkeit zuckt, die Erkenntnis, daß sie nur da ist, um sich für anderer Freude aufzuopfern. In „L'Ipocrito" taucht das ganze hinterlistige Zeitalter auf, es ist wie immer bei Aretino ein Hinter-die-Larven-schauen. In „Il Filosofo" zeigt er den Menschen, der nach Luftidealgebilden strebt und jeden Augenblick im Leben stolpert.

Man hat sich bisher fast gar nicht um Aretinos ernste Schriften gekümmert. Wir denken an seine Tragödie „L'Orazia", wo wir wieder den ganzen mit Schmerz beladenen Menschen sehen. Abgesehen davon, daß dieses Werk ein Vorläufer des modernen Dramas ist, das mit der griechischen Tragödie vollständig bricht, ist es für uns auch ein psychologisches Dokument, wie in Aretino fortwährend der Wunsch erwacht, seinem Fatum zu entfliehen. Von diesem Motiv aus können wir uns auch erklären; daß Aretino auch religiöse Schriften schrieb. Wir denken hier an die „Bußpsalmen Davids", „Die Bücher der Menschheit Christi" und „Das Leben der Jungfrau Katha-

rina", in denen man manchmal ganz mystische Luft atmet.

* * *

Es gibt kaum ein häßliches Wort im Lexikon, mit dem man Aretino nicht einmal beschmiert hat, der Kampf und die Beschmutzung hat schon in seinem Leben begonnen. Man nannte ihn einen Spitzel, der durch Spionage zur Macht kam; wegen seiner Spitzeleien soll ihn einmal der englische Gesandte in Venedig haben verprügeln lassen; er mußte Aretino aber später um Verzeihung bitten. Sein ehemaliger Sekretär, Nicolo Franco, war unter den ersten, die ihn beschimpften; derselbe endete 1569 wegen eines Sonnetts gegen den Papst Paul IV. am Galgen. Franzesco Domi war lange Zeit ein Anhänger Aretinos, wurde aber wegen einer ganz kleinen persönlichen Angelegenheit sein Feind und schrieb dann gegen ihn, nannte ihn den lasterhaftesten Menschen seines Jahrhunderts und den Antichrist. Und dieser Antichrist wurde in der Lukaskirche in Venedig begraben.

Trockenlegung Deutschlands? / Von Johannes Gaulke

Die U. S. P. D. hat es für nötig befunden, die Reichsregierung zu befragen, ob sie grundsätzlich bereit sei, den Gesetzentwurf eines Alkoholverbots dem Reichstag vorzulegen. In dieser Anfrage wird besonders darauf hingewiesen, daß staatliche Alkoholverbote bemerkenswerte Wirkungen auf die Volksgesundheit ausüben. Angeführt werden die Berichte der Gesundheitsämter New York, Boston und anderer amerikanischer Städte, aus denen hervorgehe, daß nicht nur eine wesentliche Verminderung der Erkrankten eingetreten, sondern auch die Sterblichkeitsziffer erheblich gesunken sei. Auch wäre das amerikanische Volk nach seiner Befreiung vom Dämon Alkohol auf dem besten Wege sich zu einem Musterknaben unter den mehr oder weniger alkoholverseuchten Völkern der Erde zu entwickeln. Der Rückgang der Verhaftungen soll in den Großstädten in den Jahren 1917 bis 1920 unter dem Verbotgesetz bis zu 72 Prozent betragen haben. Es hätte nur noch gefehlt, daß der Anfragesteller, Herr Kunert, das abstinenzlerische Traktätchen, worin es heißt, da die Gefängnisse wegen Mangels an Frequenz sich allmählich in Volksschulen umstellen, als Beweismittel für die purifizierende Wirkung des Alkoholverbots herangezogen hätte.

Es ist nachgerade Modesache geworden, den Alkohol für alle sittlichen Gebreste unserer Zeit verantwortlich zu machen. Gewiße abstinenzlerische Kreise gehen sogar noch weiter, indem sie den Teufel Alkohol, dem das deutsche Volk mit Haut und Haaren verfallen sein soll, als den Hauptschuldigen an dem unglücklichen Ausgang des Krieges in den Pranger stellen. Derartige nichtswürdige Propagandamittel bedürfen keiner ernstlichen Widerlegung. Bedenklicher ist es aber, wenn sich die Abstinenten im Interesse ihrer Sache hilfeflehend an das Ausland wenden. So hat der bekannte Abstinenzapostel, Sanitätsrat Dr. Bonne, kürzlich in der Guttemplerzeitschrift „Neuland" dem Wunsch Ausdruck gegeben, die Amerikaner möchten durch eine Art Ultimatum in die deutsche Alkoholfrage eingreifen. Er schlägt ihnen auch gleich den Wortlaut dafür vor: „Wenn ihr Deutsche jetzt noch, trotz eurer Niederlage, weitertrinkt, so sind wir, da ein so trunkliebendes Volk seine Kräfte nie so entfalten kann, wie ein nüchternes, nicht mehr in der Lage, euch irgendeinen Kredit einzuräumen. Wir sind gern bereit, mit euch Geschäfte zu machen und euch bei eurer sonstigen Tüchtigkeit jeden erwünschten Kredit zu geben, — aber nur unter der Bedingung, daß ihr unserem Beispiel folgt und sämtliche berauschende Getränke aus eurem Lande verbannt." Das schreibt ein deutscher Abstinent, der in seinen Kreisen als eine Autorität verehrt wird! Herr Dr. Bonne geht in seinem Antialkoholrausch aber noch weiter; er wendet sich an unsere früheren Feinde mit der Bitte: „Zwingt uns nüchtern zu werden, damit wir wieder gesunden!"

Derartige Exaltation bewegen sich mit den Tollheiten mittelalterlicher Flagelanten ungefähr

auf derselben Linie. Für mich kommt der Abstinenzfanatismus lediglich als eine Zeitkrankheit in Frage, als eine besondere Form der Verrücktheit, die sich der Völker des Erdenrunds im Unglücksjahre 1914 bemächtigt hat und die noch immer nicht zum Stillstand gekommen ist. Die Menschen sind aus dem seelischen Gleichgewicht geraten, nur aus diesem Grunde konnte die abstinenzlerische Lehre, die sich als das Allheilmittel für alle gesellschaftlichen Schäden und materiellen Gebreste mit allergrößter Aufdringlichkeit den werten Zeitgenossen empfiehlt, einen Boden für ihre Ausbreitung finden. Es kann uns daher nicht überraschen, daß gerade die Linksradikalen, die sich gern in das Wolkenkuckucksheim der Utopie versteigen, die Idee der Abstinenz mit großem Eifer aufnehmen und sogar ihrem politischen Glaubensbekenntnis einverleiben. Es ist auch für die geistige Verfassung der unabhängigen und kommunistischen Führer bezeichnend, daß sie sich, wie in der Politik, so auch Weltanschauungsfragen auf den Boden der Diktatur stellen. Die Trockenlegung Deutschlands würde, wenn es nach ihnen ginge, einfach dekretiert werden, selbstverständlich unter Beobachtung des parlamentarischen Zeremoniells, vielleicht auch, wenn dies zweckmäßiger erschiene, durch Volksbeschluß. Wie solche Beschlüsse zustande kommen, das bedarf keiner besonderen Erörterung. In Amerika hatten die Frauen den Majoritätsbeschluß zugunsten der Trockenlegung herbeigeführt. In Deutschland liegen die Verhältnisse für Herbeiführung der Trockenlegung noch günstiger, da bei einer Volksentscheidung nicht nur die Frauen, sondern auch die Unmündigen (wir haben ja das freieste Wahlrecht der Welt!) ihr Votum abgeben dürfen.

Trotz dieser für die Abstinenten äußerst günstigen Konstellation halte ich eine restlose Verwirklichung des abstinenzlerischen Ideals für ausgeschlossen, weil ich trotz allem den Glauben an die Zukunft des deutschen Volkes nicht verloren habe. Ein Volk, das sich in seiner Lebensführung einem staatlichen Zwange unterwirft, hat kulturell abgewirtschaftet. Das Alkoholverbot ist nur der erste Schritt zu weiteren staatlichen Bevormundungen. In Amerika geht man bereits damit um, den Tabak unter ein Verbotgesetz zu stellen. Das Endziel der Abstinenzfanatiker ist, den Menschen in allen seinen Lebensfunktionen, nicht nur in der Nahrung, in der Kleidung, im geistigen Genießen, sondern auch im Fortpflanzungsprozeß einer staatlichen Kontrolle zu unterwerfen. Es ist dies keine Uebertreibung, sondern eine schlichte Tatsache, die durch die Agitation besonders erleuchteter amerikanischer Kriminalisten erhärtet wird. Danach soll rückfälligen Verbrechern die Zeugungsfähigkeit im Interesse der Gesellschaft genommen werden! Das wäre der Zukunfts-Zuchthausstaat in optima forma.

Man hat das alte Preußen den Polizeistaat par excellence genannt. Ob mit Recht oder mit Unrecht, will ich nicht entscheiden. Was hat aber die preußische Staatsautorität gegenüber einer Staatsverfassung zu bedeuten, die, wie die amerikanische, den Bürgern den Grad der Lebensintensität und der Genußfreudigkeit vorschreibt! Durch das Prohibitionsgesetz haben sich die Vereinigten Staaten zu dem unfreiesten Lande der Welt gestempelt. Die Unfreiheit wird nur gemildert durch die Korruption, durch ein weitverbreitetes, fein ausgeklügeltes System der Korruption, das von dem geschäftskundigen Yankee geradezu als eine Lebensnotwendigkeit für sein Land empfunden wird. Durch eine entsprechende Summe kann man sich die Bewegungsfreiheit, die man für seinen Geschäftsbetrieb braucht, erkaufen. Das ist eine große Selbstverständlichkeit und erregt kaum noch Anstoß. Es wäre den deutschen Abstinenten von Mumm bis Kunert, die nicht müde werden, uns das Antialkoholparadies Amerika in den glühendsten Farben zu schildern, sehr zu empfehlen, aus dem Lande der Prohibition ihr Wissen zu beziehen. In England, wo man in einigen Kreisen auch mit der Prohibition liebäugelt, haben zwei Mitglieder der englischen Arbeiterpartei, die Amerika zu dem Zweck besucht haben, einen Herrn Kunert sehr zu empfehlenden Bericht über amerikanische Zustände in der „Daily Mail" veröffentlicht. Danach sind zwar alle Saloons aus dem Straßenbilde verschwunden, damit aber nicht der Alkohol. Es gibt kaum eine Familie, die nicht mit dem Geheimnis der Alkoholgewinnung aus Trauben, Malz oder Kartoffeln vertraut wäre . . . Man trinkt schon aus Trotz gegen ein Gesetz, das vom amerikanischen Volke als ein unerhörter Eingriff in das

Selbstbestimmungsrecht des Bürgers empfunden wird." Die beiden Engländer berichteten ferner, daß sie unter sachkundiger Führung in Speisewirtschaften und Cafés alkoholische Getränke aller Art erhielten, zwar nicht immer in bester Qualität, aber in jeder gewünschten Menge.

Auch der Prof. Dr. Stephan Leacock von der Mc. Gill Universität in Montreal sei als Kronzeuge in dieser Frage angeführt. „Es ist meine feste Ueberzeugung, daß die Annahme der Prohibition in den Vereinigten Staaten das größte Unglück ist, das über die amerikanische Republik hereingebrochen ist seit ihrer Begründung." Er geht dann des Näheren auf die verschiedenen Formen der Korruption ein, die die Prohibition im Gefolge hat.

Es würde zu weit führen, auch nur einen Bruchteil der mir zur Verfügung stehenden authentischen Berichte über die Folgeerscheinungen und über die Kulturwidrigkeit der prohibitiven Gesetzgebung zu veröffentlichen. Auch für uns wäre ein Alkoholverbot in wirtschaftlicher, wie in kultureller Beziehung ein großes Unglück. Die Gefahr der Abstinenzbewegung liegt darin, daß sie durch Verallgemeinerung ihres Ideals einen unerhörten Zwang auf alle Menschen ausübt und zu dem Zweck Einfluß auf die Gesetzgebung aller Länder zu erreichen sucht. Wohin würden wir kommen, wenn die Eigenbrödler und Besserwisser ihre Weltanschauung als die allein richtige mittels der Staatsgewalt ihren Mitbürgern aufoktroyieren dürften! Den Alkoholgegnern folgen die Nikotingegener, die Kaffee- und Teegegner und zu guterletzt reihen sich die Vegetarier der würdigen Corona als Weltverbesserer und Menschheitsbeglücker an. Es wird dann, wenn alle diese Ideale sich erfüllen sollten, kein Ausleben der freien Persönlichkeit mehr geben, ein schrecklicher Zwang von Staatswegen würde uns alle zu Normalmenschen und wohltemperierten Limonadetrinkern stempeln.

Ich spreche nicht dem uneingeschränkten Alkoholgenuß das Wort, aber ich halte es von volkshygienischen Standpunkt für eine grundverkehrte Maßnahme wollte man dem Volke ein bescheidenes Glas Bier verpönen. Auch die Arbeiter dürften sich schwerlich mit dem von ihrem Führer Kunert unternommenen Vorstoß einverstanden erklären. Von den prinzipiellen Alkoholgegnern fordere ich aber ein klein wenig Toleranz. Ich gönne jedem den Trank, der ihm zusagt, selbst wenn er aus dem Wasserquell geschöpft ist. Nur gegen den Zwang in jeder Form setze ich mich zur Wehr. Darum fort mit allen Versuchen, uns in die Zwangsjacke der Abstinenz zu stecken!

Der Niedergang der Berliner Schaubühne / Von Hermann Kienzl

Wenn ein Ding hübsch allmählich — sei's in Jahrmillionen oder, wie das deutsche Theater, in zwei dünnen Jahrhunderten sich aus schwabbligem Chaos zu ausgeprägter Wesenheit entwickelt hat, wollen wir es dann zurücksinken lassen in überwundene Formen, in Zustände der Verworrenheit, der Aufgelöstheit? Deshalb etwa, weil gährende Jugend wahn-wähnt, alles Ueberlieferte hemme den Keim des Neuen? Aber darum handelt es sich bei den betrüblichen Erscheinungen nur nebenbei; ja, nur nebenbei um die Zerstörungen, die gewisse zur Macht gelangte Stil-Akrobaten anrichten. Solche Regisseure sind nur Begleiterscheinungen eines tiefer sitzenden Uebels und Folgen von schlimmeren Ursachen. Um die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, zeitgeistigen Ursachen handelt es sich. Wären sie nicht: gewisse ästhetische Krankheiten würden nicht epidemisch, das Ephemere ginge rasch seines Weges. Wie die Dinge aber liegen, hat das Tamtam eine besondere Wichtigkeit.

* * *

So gottverlassen ist keiner, daß er mit frommen Sprüchen die Revolution beschwichtigen möchte. (Wie Tante Weltgeschichte lehrt, würde er wenig Gewinn haben!) Jeder Frühling ist Revolution der Erdsäfte. Luther war Revolution,

Goethe, Beethoven. Jugend ist Revolution. Was aber unsere jungen Kunst-Jakobiner gegenwärtig als heiligen Umsturz preisen, das läßt im allgemeinen den zeugenden Trieb vermissen, der eine rechtschaffene Revolution vom Aufruhr plündernder Horden unterscheidet. Ich kann es nicht als die Geburtswehen der neuen Sonne verehren, daß in neunundneunzig von hundert jungdeutschen Dramen der Sohn gegen den Vater tobt, wie schon anno Tobak Don Carlos gegen Papa Philipp; kann auch nicht den Stern von Bethlehem über den gestaltenlosen, in sogenannter Ekstase gebrüllten Monolog- und Bekenntnis-Dramen erblicken, die nur eine Anteilnahme erwecken wollen: an der Dichterseele des Verfassers — und das Spiel verlieren müssen, weil die aufdringlich tönende Seele den Beweis der Unfruchtbarkeit erbringt. Goethes letzte Kunstweisheit: „Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch" — ging verloren für die Dramatiker und Regisseure, die die Menschendarsteller verachten und an ihre Stelle die Ich-Brunst und die bloße Linie setzten. Ein Schöpferischer steht bescheiden hinter seiner Schöpfung. Der impotente Mann, dem das Kind versagt ist, wird zum Marktschreier seiner selbst. Daß wir es dulden? Wir züchten es groß! Aus dem gesteigerten wirtschaftlichen Kampf ums Dasein entwickelte sich eine Sensationsgier der Theater, derengleichen man vordem nicht erlebt hatte. Die Sensation macht die von ihr Befallenen urteilslos. Man applaudiert dem Bluff — z. B. der „Jungfrau von Orleans" in Glasarchitektur! Man strömt den Bühnen zu, die manche unserer besten Künstler aus ihren Ensembles rissen (ach, daß die sich reißen ließen!), um sie, die Diener am Werke gewesen, als Stars zu ruinieren.

* * *

Wer das nun hört, sollte meinen, es stünde um die Theaterstadt Berlin nicht anders, als es Grillparzer 1849 den Wienern ins Stammbuch schrieb:

„Trotz allem Bemühn eurer Bühnenberater
Fehlen noch drei Dinge zum deutschen Theater,
Darnach seht euch zum Schluß noch um:
Schauspieler, Dichter und — Publikum."

Aber so ist es nicht. Noch nicht! Wenn Hand in Hand mit der berufenen Bühnengenossenschaft die einzige legitime und sittliche Zensur, die Gemeinde der Kunstfreunde, zum Bewußtsein der Macht kommt und den Entartungen unbarmherzig entgegentritt, wird der Niedergang zu hemmen sein. Sorgt euch übrigens nicht um den Nachwuchs! Um die Dichter-Jugend! Junge Dichter — Dichter! — sind da. Nur sind sie nicht Chorführer, geben nicht den Ton der Mode an. Heute muß schreien, wer gehört werden will.

Auch auf die Schauspieler hat es einigen Bezug. Einen Künstler, der einem Rufe nach Berlin zu folgen im Begriffe stand, fragte der Spottvogel: „Wie! Haben Sie denn einen Sprachfehler oder sind sie wenigstens pervers?" Trotzdem: Keine deutsche Stadt, auch nicht Wien, hat solchen Besitz an bedeutenden Schauspielern wie Berlin. Nur daß sie zum großen Teil nicht mehr auf dem rechten Posten stehen (nicht im ebenbürtigen Ensemble, sondern auf isolierten Star-Postamenten!) und daß von Klique und Personenkult, ehedem nicht vorherrschend im Berliner Theaterwesen, geblähte Nullen hier oder dort zu Beherrschern des Repertoirs emporgeschraubt wurden. Die Anzeichen des Niedergangs bedrohen in Berlin einen Reichtum, mit dem keine Theaterstadt wetteifern konnte — und wohl noch heute nicht kann. Wer möchte „Cavete!" rufen, wenn wirklich alles schon verschüttet wäre?! Noch arbeiten eine Reihe von Bühnen ungefähr im Sinne ihrer künstlerischen Ueberlieferung. Nur ein armer Narr könnte die Potenz verkennen, die u. a. das staatliche Schauspielhaus, die Hollaender-, die Meinhard und Bernauer-Theater, Barnowskys Lessingtheater und Kayßlers Volksbühne darstellen. Ihnen gesellen sich mutige junge Theater. Aber frei geblieben von den zersetzenden Einflüssen des modischen Deliriums, unberührt von der auflösenden Flucht der Schauspieler zu Film und Star-Reklame, ist auch manche der stolzesten Bühnen nicht.

* * *

Es gastiert gegenwärtig in Berlin Stanislawskis „Moskauer Künstler-Theater".

Uns Aeltere erschüttert die Freude an dieser vollkommensten Blüte einer nationalen Kunst, an

diesem in den innersten seelischen Kern eindringenden Realismus, an der in allen Zügen, Gebärden und Stimmen wundervoll an- und ausgeglichenen Menschendarstellung. Und es beschleicht uns Wehmut. Uns Aeltere . . . .

Das junge Geschlecht kann die Kränkung schwerlich mitempfinden. Es ist befriedigt, von Fall zu Fall begeistert von immer noch — trotz allem! erheblichen Leistungen der deutschen Bühnen, und wenn es bei dem Vergleiche mit den Moskauern stutzt, einen grundwesentlichen Unterschied wahrnehmend, so ist es begreiflicherweise geneigt, sich mit der besonderen Eigenart des russischen Theaters zu trösten.

Ja, der Unterschied der Volkscharaktere besteht — auch in den hohen Zonen künstlerischer Kultur. Wir empfanden ihn vor sechzehn Jahren, als die Moskauer zum ersten Mal nach Berlin kamen. Empfanden ihn nicht bloß, wenn wir die Offenbarungen des russischen Geblüts bestaunten, nein, auch mit erlaubter Genugtuung, als uns das Genie Stanislawskis den germanischen Ibsen — entfremdete. Denn damals hatten wir noch die zur Vollendung gereifte deutsche Ensemble-Kunst. Das Ensemble des Otto Brahm im Berliner Lessingtheater! Die Dominante seiner Komposition war eine andere, als die der Moskauer; in Deutschland singt selbst die Schwermut in Dur, in Rußland die Tat in Moll. Doch größer als der Gegensatz war die Gemeinschaft. Das oberste Gesetz lautete hier und dort: unbedingte Unterordnung jedes Einzelnen unter das Werk Aller. Die Proben-Vorarbeit auf den Bühnen, denen Brahm das Muster gab, hatte keinen Schatten zu fürchten. Undenkbar — damals! —, daß die Künstler, irgendeiner Lockung folgend, das Werk im Stiche ließen. Nun ja, Otto Brahm ist längst gestorben. Aber sollte die dem Theater abgerungene Schöpfung nicht eine Erbschaft sein? O, die Erben müssen sich melden . . . .!

Heute?! Unterordnung? Der Musaget, der Regisseur, springt nicht selten über den Zaun, der sein heimliches Königreich vom Markte, der sein Selbstgenügen an tiefer Wirkung vom Erfolg der Eitelkeit trennen sollte. Es gibt vielleicht einen oder den anderen, dem ein angehender Psychолog auf den Kopf zusagen mag, es sei ihm Dichter und Dichtung keiner Gewissensregung wert, wenn es gilt, sich selber mit einer grellen „Originalität" in den Vordergrund zu drängen. Je toller der Kopfsprung, umso sicherer das Auffallen, und was ein gesunder Snob im Parkett ist, das schluckt alles mit gehorsamem Respekt vor dem „Neuesten".

* * *

Die Direktoren, die Regisseure tragen in vielen Fällen geringe, in anderen keine Schuld. Wer sonst? Die Schauspieler. Die Not und die Gier der Zeit.

Die Schauspieler bleiben von wichtigen Proben fort. Bald fehlt der eine, bald der andere, bald sind es einige, bald viele. Was hält sie ab? Nicht der Zahnarzt oder der liebe Gott, aber der Film. Er, der Fafner, der die Kunst mit dem Drachenmaul verschlingt — und den kein Siegfried erschlagen will! Verhältnisse haben sich entwickelt, bei deren Anbetracht man sich wundern muß, daß überhaupt noch Theaterpremieren in anständiger Vorbereitung herauskommen.

Eine große Zahl von Berliner Schauspielern bestand die Goldprobe geradeso schlecht, wie das liebe Publikum die Geschmacksprobe. Man entschuldige es nicht blindlings mit dem „Bühnenelend". Seit allenthalben die Mindestgage streng eingeführt ist, hat das alte Gespenst viel von seinem Schrecken verloren. Kein Freund der Künstler — und wer wollte ihnen feind sein? — mißgönnt ihnen reichliche Hilfsquellen aus dem Born der Film-Industrie. So wenig, als man den Erfolgen ihrer Genossenschaft, als man der bürgerlichen Sicherung des Schauspielers entgegenstreben durfte. Und doch gab es ehrliche Warner, die von dem einseitigen Eifer für die materielle Erhebung des Standes eine Materialisierung der Kunstjünger erwarteten. Ob auch ohne jene Einstellung der Standesgeister der Film so verheerend gehaust haben würde? Aber es sind keineswegs die mager bezahlten Mitglieder der Bühnen, die am häufigsten die Proben schwänzen, um vor dem Flimmerkasten Geld zu hamstern. O nein, die kleinen Leute dürfen sich's nicht erlauben! Die großen Herrschaften sind's,

und manche von den höchstbezahlten Schauspielern Berlins.

* * *

Die Goldprobe hat noch andere Erscheinungen ergeben: Namhafte „Bannerträger künstlerischer Ideale" sind ganz und gar vom Theater zum Film übergelaufen. Andere Prominente ließen sich von der Trommel gewisser Star-Bühnen, die ihre Sach' nicht gerade auf künstlerische Kultur gestellt haben, anwerben. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von hervorragenden Schauspielern vermeiden es überhaupt, sich noch durch ein Engagement binden zu lassen. Sie verdingen sich von Rolle zu Rolle an den Meistbietenden.

Die Freizügigkeit der Schauspieler ist das schlimmste Uebel, — das wahre Krebsübel des Ensembles. Wenn hier nicht bald und kräftig entgegengesteuert wird, kann nichts den fortschreitenden Niedergang der Berliner Schaubühne aufhalten. Der Präsident und die Aemterführer der Deutschen Bühnengenossenschaft haben oft versichert, ihnen und ihrer Organisation liege auch das künstlerische Wohl des Theaters am Herzen. Nun denn, ihre Sache ist es in zwölfter Stunde, der Lockerung der Bühnendisziplin, der Reisläuferei und dem Schauspieler-Tauschgeschäft einen Riegel vorzuschieben. Bevor die Reste des letzten künstlerischen Ensembles gewesen sind . . . sind . . . .

Der Musikant / Novelle von Gerhart Pohl

Er war geboren worden in einem Haus, das nur eine Liebe hatte, verwurzelt in jahrhundertelanger Tradition: Musik. Die Milch aus feinlinigen Brüsten seiner Mutter gab ihm: die Sehnsucht. Der tiefe Blick seines Vaters, der in den Kern aller Dinge vorstieß: die Melodie.

Er ging in eine Volksschule. Sollte Buchstaben lernen und Geschichten vom lieben Gott. Langweilig war es. Denn er dachte an den Flügel, dem er unbeholfen die ersten Töne entlocken konnte.

Als Primaner von Tanzstunden, Abenteuern und fabelhaften Frauen schwärmten, war er still. Nur ein weltfernes Lächeln durchglomm seine Seele. Denn er hatte die Brücke zu diesen Endlichkeiten abgebrochen. Sie waren nie fest fundiert gewesen. Jetzt gab es nur noch eine Geliebte und ein Abenteuer: Musik. Er spielte seine Sehnsucht in den golddurchwirkten Abendhimmel. Wenn Frühlingsstürme den Witwenschleier von der Erde Antlitz rissen und das geheimnisvolle Leuchten aus der unendlichen Fülle brach, jauchzten seine Akkorde ihre Melodie. Und schrien Klagen in Novembernächte, wenn dürre Baumfinger in einen toten Himmel die Klagen ihrer Verlassenheit fluchten.

Er bestand die Abschlußprüfung. Ohne Glanz. Doch auch ohne Schwanken. Wie im Traume. Viele Tage später erst wußte er die Bedeutung. Und die Töne flackten in den Blütenschnee eines Maienmorgens wie glänzende Fackeln einer Weltauferstehung: Musik. Ganz Musik jetzt.

Er ward als Student eingetragen von geschäftigen Schreiberseelen. Also studierte er, weil das der nächste Schritt war. Oder weil es das Übliche nach Ablauf neun öder, verregneter Jugendjahre. Vielleicht auch, um frei zu sein. Um aus der Fülle seiner Seele zu schöpfen: Sehnsucht und Melodie: Musik.

Er liebte die Bauten, die ihre Fanfaren über die Erde schmetterten, um Millionen Schönheitssucher in ihre Arme zu ziehen. Die Gotik war wild und ungebändigt. Sie schrie, steil, in den Himmel und kannte nur Unbedingtheit. Vor der hatte er jene Ehrfurcht, die enge Philisterseelen beim Anblick eines berühmten Künstlers befällt: unerreicht und doch greifbar nahe. Die Gotik wand sich in der Maßlosigkeit einer überirdischen Aszese. Die liebte er nicht. Seine Erfüllung hieß: Barock. Im Anblick des Würzburger Schlosses schlug eine Symphonie in ihm zusammen wie Wellen eines aufgewühlten Meeres, das nach Glätte ruft. Und so jeder Barockbau. Überall erklang Musik aus ihm. Er reiste in alle Städte, die unter seiner Melodie standen. Und liebte Dresden, heimlich und wild, wie eine ferne Geliebte. Weil er der Musik verfallen war. Und nur deshalb.

Ein Freund sagte: „Ich liebe die Frau, die ihren Körper opferte dem anderen. Ich flammte meine Glut in ihre Ohren und stieß gegen die Ringe ihres Herzens vor. Sie waren gewälzter Stahl. Der Körper, der meinem Blute Rhythmus gab, bog sich zu dem anderen. Ich sterbe an dieser Liebe!" und versank in sich.

Er strich über sein Haar. Wie ein Schulbube verlegen, dem kalte Oberlehreraugen sein erstes Liebesglück zersetzten. Lächelte. Und ging.

Wenn ein zersetzter und zerschossener Menschenklumpen an Straßenübergängen lag und sein Elend in die rauschtaumelnde Atmosphäre schrie, warf er Nickel in den verwitterten Hut. Lief davon. Geschüttelt von Grauen. Denn er konnte Elend nicht sehen.

Er wußte auch, daß es Dirnen gab. Er verachtete sie. Manchmal sprang Mitleid hoch in seiner Seele.

Er hatte gesehen, daß einzelne Menschen auf goldenen Thronen saßen. Und wußte, daß die Stufen dazu Millionen Rücken waren, die, gekrümmt, die Bürde eines hoffnungslosen Daseins schleppten und in ihrer Glücklosigkeit froren wie in einem durchsiebten Mantel unter kristallenen Winterhimmeln.

Unklar waren ihm: Zusammenhänge. Er sah, buchte in einer Gehirnzelle und war darüber hinweg in seinem Reich. Er lebte, neben dem Brausen der Zeit, in einer dünnen Schicht Ewigkeit. Ganz außerhalb des wildblühenden Lebens.

Freunde liebten ihn und sagten: „Die Musik entrückt ihn in jenseitige Sphären." Leute, deren Urteil sehr schnell und so flach wie ihre Seelen, brummten: „Verrückter Sonderling!"

Er suchte im Abenddämmern eine wilde Musik. Ein Ton saß in seiner Seele und suchte den Weg. Ein verirrter, verängstigter Singvogel stieß gegen Goldgitter und zerriß seine Flügel. Denn nichts löste den Panzer.

Er stürzte durch Straßen. Sah Leute durch ein Lichtmeer schwimmen in einen großen Rachen. Er schwamm mit. Sah ein Schild. Las: Chopin, Liszt. Darüber ein Frauennamen: die größte Tänzerin!

Er suchte Musik. Wollte die Tänzerin nicht sehen. Chopin, Liszt zogen. Die Tänzerin war Schemen. Ihn ärgerten in der Oper die Balletmädels, die nach Herren im Parkett schielten. Sie zerstörten mit ihren banalen Gebärden den Kristall, den die Musik in die Luft wob. So stand die Tänzerin vor seiner Seele: Beiwerk, das man stilldulden hinnahm.

Die Tänzerin erschien in grünem Licht. Warf mit der Hand eine zarte Linie in den Raum, die in Fernen verschwebte wie Blütenduft. Sie wiegte ihren Körper, getragen von den Wellen ihres Blutes, das langsam zu pulsen begann. Sie schwebte über den Boden. Aus dem Grau-in-Grau des Saales schlug an ihren Körper Sehnsucht von Tausenden, die einmal wieder an den Menschen glauben wollten.

Der Körper flog in eine Lichtwelle und sog an der Sehnsucht der tausend Namenlosen. Bekam Melodie dadurch. Eine Arabeske, genial hingeworfen, aufblühte und verschwand mit einer Schwingung der Hand, die wieder im Unendlichen verebbte.

Und erschien. Nackt. In leichtes Rosa gehüllt. Von Rotlicht umbraust und schrie den Rhythmus ihres Körpers zu wildester Musik.

Er hatte noch nie einen Frauenkörper gesehen. Er starrte geblendet in das Weiß. Und war berauscht von ihrem Rausch. Sie ließ alle Kräfte aufrauschen, erlöst jetzt und ganz hingegeben. Die Arme flogen wie Wellen einer Brandung. Die Hände schienen Schaumkronen, die zerfließend neu entstanden, um wieder zu zerfließen. Und immer dieser Schrei des Erlöstseins, der glatt aus der wiegenden Hüfte sprang wie ein Geisihir aus Islands Felsensteppen: eruptiv, glutheiß. Während die Brüste, nach fernen Himmeln gebogen, von magischem Licht gestreichelt wurden, und Schenkel bebten.

Er saß, zitterte im Starren und schluchzte leise.

Eine neue Welle schlug auch Flügel und Gebannten und riß den nackten Körper zur letzten Erlösung. Der Mensch hing in seiner Wahrhaftigkeit im Raum. Ganz aufgelöst in seine Urkräfte. Sie stand, gesteilt, noch einmal: hinaufgerissen auf die letzte Stufe des Erlebens in Räume jenseits allen Maßes, benachbart ewigen Gestirnen. Und brach zusammen in sich.

Er stürzte aus den Menschenknäueln, aufgeschreckt durch grelles Licht und brausenden Jubel. Saß in kalter Novembernacht auf einer Bank und weinte, durchtobt von Stürmen des Glücks. Er

ging: durch die Hauptstraße, über eine Brücke. Sah den Strom dunkel flutend wie nie. Fing: das Schrillen eines Trambahnwagens. Das ferne Stoßen eines Zuges. Grelles Licht, ausgegossen auf glitzerndes Asphalt. Lockendes Rufen und Schreien eines Zuhälters. Dazwischen das Gelach eines liebestollen Mädels im Hausflur. Und die Sternennacht schloß alles zur Harmonie.

Er sah auf die Uhr und merkte sich das Datum. Er glaubte, man habe sich geirrt bei seinem Geburstag und das Geburtsjahr um zwei Jahrzehnte zu früh geschoben. Denn erst heute war er erwacht aus dem Dämmern eines Lebens in sich, gestoßen in den breiten Strom des Lebens.

Ein Droschkenpferd stürzte an der Straßenecke. Er sprang hinzu. Half dem Kutscher. Streute Sand. Legte Decken unter. Wie ein Fuhrmann. Und war glücklich, als der Gaul auf den Beinen stand und weitertrabte. Am Rathaus stand, gebettet in das Dunkel einer Nische: ein Mädel. Ihr Stimmchen zirpte in die kristallene Eisnacht: „Schöne Blumen". Er griff nach der Brieftasche und kaufte alle Blumen. So im Überfülle schwang sein Herz: daß jede Vernunft von ihm abfiel, wie Kleider von einer Venus. Und ganz nackt seine Seele tanzen konnte.

Das Mädel, überrascht durch das Glück, bedeckte seine Hände mit Küssen.

Er zog sie in die Nische. Und küßte ihre Lippen. Zum ersten Male hatte eine Frau den Kreislauf seines Wesens geschnitten. Er preßte ihren Körper gegen sich. Sie war aufgelöst in Glücksströme und kannte kein Wehren.

Er hielt ein Bündel rosafarbener Rosenknospen über ihr Haar, das wirr über die Schläfe fiel. Und im höchsten Glück, im Stürmen und Singen des Blutes, stammelte er in ihr Ohr:

„Wie diese Rosenknospen muß dein Körper aussehen, Geliebte!"

Sie verstand ihn. Ergriff seine Hand. Nahm Korb und Hut von der Erde und schritt in finstere Seitengassen ihrer Wohnung zu. — — —

Umhüllt von flammendem Frührot, ging er der elterlichen Wohnung zu. Man empfing ihn mit Vorwürfen und Beschwörungen. Man fürchtete Schlimmes für den Jungen. Er lächelte, ganz ernst und versonnen, mit einem schmerzschweren Zug um die Lippen. Denn er erkannte, daß Brücken eingebrochen waren über Nacht.

Er war Mensch geworden.

RANDBEMERKUNGEN

Das Abschreckungsporto.

Herr Giesberts ist ein braver und biederer Zentrumsmann, nicht zu rechts und nicht zu links, nicht temperamentvoll und ehrgeizig genug, um irgendeinem höherstehenden Fraktions- oder Ministerkollegen unbequem werden zu können. Solch schätzenswerte Eigenschaften sind ihres Lohnes wert, und so hat sich Herr Giesberts eine Art festen Anspruchs auf den neuerdings ziemlich anständig bezahlten Posten eines Reichspostministers ersessen, den er seit langer Zeit, unbekümmert um den Wechsel politischer Konjunkturen, in Kabinetten sehr verschiedener Färbung bekleidet. Wer wollte sich auch die Mühe nehmen, den guten, netten, harmlosen Giesberts zu stürzen? . .

Harmlose Leute sind gewöhnlich auch sehr aufrichtig. Als Presse und Oeffentlichkeit die letzte saftige Postgebührenerhöhung (die zweite binnen acht Tagen) etwas ungnädig aufnahmen, stellte sich der gute Giesberts auf die Tribüne des Reichstages und erklärte halb entrüstet und halb treuherzig: Warum beschimpft ihr mich; ich bin doch an dem ganzen Unglück gar nicht schuld. Ich hätte das Defizit meines Postbetriebes gern auch weiter ertragen. Aber das Finanzministerium hat mir das verboten. Es hat von meinen Geheimräten verlangt, sie sollten ausrechnen, um wieviel die Gebühren erhöht werden müssen, damit die Ausgaben durch die Einnahmen bis auf den letzten Pfennig gedeckt werden. Das sei unbedingt nötig, hat das Finanzministerium erklärt; die Entente verlange es. Was war gegen eine so

kategorische Forderung zu machen? Wir haben also auftragsgemäß gerechnet — und weil das Resultat peinlich ist, sollen nun wir die Bösewichte sein. Da Herr Giesberts schon dabei war, Kulissengeheimnisse der Wilhelmstraße zu enthüllen, fuhr er fort: Ihr redet immer von Ersparnissen, Verbilligung des Betriebes, Verringerung der Ausgaben. Natürlich arbeiten wir teuerer, natürlich haben wir viel zu viel Personal. Aber auch daran bin ich unschuldig. Die Leute lassen es sich doch einfach nicht gefallen, wenn ich mehr Arbeit von ihnen verlange oder wenn ich die überflüssigen entlassen will. Was soll ich da machen?

Schlußfolgerung: Die Post ist keine Verkehrs-, sondern eine Versorgungseinrichtung. Und da die Entente nicht erlaubt, daß ihre Kosten aus der Notenpresse bestritten werden, sollte das Publikum bezahlen, das die Dienste dieser einstmal wirtschaftsfördernden Anstalt in Anspruch nimmt. Nun wird vielleicht das Publikum in gewissem Umfange auf Dienste verzichten, die so unmäßig viel Geld kosten. Die in der „Reichspost" genannte Versorgungsanstalt auf Lebenszeit und mit Pensions- und Hinterbliebenen-Rentenanspruch glücklich untergebrachten Damen und Herren werden dann noch weniger zu tun haben. Wird Herr Giesberts einen Teil von ihnen entlassen, um den Betrieb zu verbilligen? I wo — das kann er doch nicht, sie lassen es sich ja nicht gefallen. Er wird betrübt feststellen, daß die Einnahmen schon wieder nicht reichen und wird (auf Geheiß des Finanzministeriums) neue Gebührenerhöhungen ausrechnen lassen, die nötig sind, damit man bei der verringerten Benutzung ohne Fehlbetrag durchkomme. Diese fröhliche Methode kann fortgesetzt werden, bis der Durchschnittsstaatsbürger sich nicht leichter entschließt, ein Telegramm aufzugeben, als einen neuen Anzug anzuschaffen.

So baut man, langsam, doch sicher, zwar nicht den Personalbestand der Post ab, — aber immerhin die Post selbst als Verkehrseinrichtung, als Hilfs- und Förderungsmittel der Volkswirtschaft. Naive Leute glauben, die öffentlichen Betriebe seien für das Publikum da. Das war vielleicht in den schlechten, alten Zeiten einmal richtig. Jetzt ist das Publikum dazu da, die Beamten und Angestellten der öffentlichen Betriebe standesgemäß zu erhalten. Im neuen Deutschland geht das Recht der Staatsangestellten allen anderen Rechten vor, und Zahlen ist die erste Bürgerpflicht.

Eine Lieblingsoper Goethe's.

Einen wahrhaft kühnen Versuch unternahm das Halle'sche Stadttheater: ein Opernwerk der Vergessenheit zu entreißen, das der Zeit längst seinen vollen Tribut gezahlt hatte. Allerdings hatte diese Oper in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts einmal die Gemüter erfüllt, hatte in vielen deutschen Opernhäusern Begeisterung erweckt und ihren Weg nach Weimar gefunden, wo kein Geringerer als der „Theaterdirektor" Goethe ihr besondere Pflege zuteil werden ließ.

Alle diese mehr oder minder beglaubigten „Gerüchte" machten die Oper „Una cosa rara" (in deutscher Uebersetzung „Lilla oder Schönheit und Tugend") des aus Spanien eingewanderten, zu seiner Zeit von Madrid bis Petersburg gefeierten Komponisten Vincenzo Martin y Soler sehr interessant und es ist begreiflich, daß der Intendant des Halle'schen Stadttheaters Leopold Sachse, als ihm ein günstiger Zufall das Werk in die Hände spielte, den Wunsch spürte, es neuerdings auf seine Bühnenwirksamkeit zu erproben.

Die Welt der Kunstfreunde wie die der Fachleute muß ihm für diese Unternehmungslust Dank zollen. Mozart mochte wohl dereinst mit einem lachenden und einem weinenden Auge die Erfolge seines glücklichen Rivalen verfolgt haben. Seinen „Figaro" stach er in Wien aus; Mozart ließ infolgedessen seinen „Don Juan" in Prag aus der Taufe heben, verstieg sich sogar zu der schmerzlichen Anerkennung, in der Schlußszene des „Don Juan" die Tafelmusik eine Erinnerung an „Cosa rara" spielen zu lassen — von Leporello mit der Bemerkung begleitet: Brano, di cosa rara"! Man kann auch den Hinweis nicht untedrücken, daß Mozart in dem Stil seiner Buffo-Sänger das Vielerlei von Martin übernommen, ja daß er in seinem Paar Zerline-Masetto ihn mit Meisterschaft gleichsam kopiert hat.

Wie würde sich nun dieses in seiner Art denkwürdige Werk heute ausnehmen? Auf die span-

nende Frage gab Intendant Sachse die einzig richtige Antwort durch eine von starkem Persönlichkeitswillen getragene Aufführung. Bei allem Respekt vor der Historie hatte er ganz als moderner Opernleiter geurteilt. Die von ihm bereits bei „Serva padrona", „Heimliche Ehe" usw. erprobte Spezialbühne — eine erhöhte, intim gestaltete Bühne auf der Bühne — wurde auch hier verwendet. Die 8 Verwandlungen konnten so schnell und wirksam durchgeführt werden. Der Text in Gesang wie Dialog wurde einer Neubearbeitung unterzogen. Das Ensemble des Halleschen Stadttheaters unter dem feinsinnigen Kapellmeister Oskar Braun wurde in ergiebigen Proben für die Aufgabe gerüstet. Und so kam unter der Regie Sachse's eine Wiedergabe zustande, die nicht nur den Kenner fesselte, sondern auch die weiten Kreise der Kunstfreunde mit hellem Jubel füllte. Insbesondere wirkte die Frische der humorvollen Szenen erquickend. (In der Lyrik sind wir freilich durch Mozart in andere Sphären emporgehoben.)

Intendant Sachse hat sich mit dieser Bühnen-Tat ein Verdienst erworben, dem allgemeine Anerkennung gezollt wurde.

Dr. W. Kleefeld.

Christian Science.

Sehr geehrte Schriftleitung!

Der Artikel „Gotteswissenschaften" im 1. und 2. Septemberheft Ihrer Zeitschrift beruft sich in seinen Ausführungen mehrfach auf die Lehre der „Christlichen Wissenschaft". Ohne die persönlichen Anschauungen des Herrn Verfassers berühren zu wollen, erscheint es als ein Gebot der Wahrhaftigkeit und der Nächstenliebe gegenüber Ihrem Leserkreis, darauf hinzuweisen, daß die Christliche Wissenschaft sich ihrem Ursprung und tatsächlichen Wesen nach nicht mit den dortigen Darlegungen in Uebereinstimmung befindet. Christian Science, deutsch die Christliche Wissenschaft genannt, ist die Religion des ursprünglichen Christentums, wie es Jesus und seine Jünger gelehrt und gelebt haben. Feststehende Tatsache ist es ihr für alle Zeiten: „Einen anderen Grund kann niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus!" Das Buch, in dem sich jedermann über die Religion der christlichen Wissenschaft im einzelnen zu unterrichten vermag, ist: „Wissenschaft und Gesundheit mit Schlüssel zur heiligen Schrift" von Mary Baker Eddy. Auf Seite 107 dieses Buches schreibt Frau Eddy, wie sie auf Grund ihres sehnsüchtigen Forschens in der Bibel im Jahre 1866 zur Entdeckung „der Christus-Wissenschaft oder der göttlichen Gesetze des Lebens, der Wahrheit und der Liebe" gelangt ist und ihre Entdeckung „Christian Science" genannt hat. Wörtlich heißt es auf S. 146 des genannten Buches: „Die göttliche Wissenschaft leitet ihre Bestätigung von der Bibel her; der göttliche Ursprung der Wissenschaft wird durch den heiligen Einfluß der Wahrheit im Heilen von Krankheit und Sünde demonstriert. Diese heilende Kraft der Wahrheit muß lange vor der Zeit, in der Jesus lebte, vorhanden gewesen sein. Sie ist so alt wie Gott der Vater. Sie lebt durch alles Leben und dehnt sich über allen Raum aus." Und auf S. 110: „Jesus demonstrierte die Kraft der Christlichen Wissenschaft, sterbliche Gemüter und Körper zu heilen. Doch verlor man diese Kraft aus den Augen und sie muß wiederum geistig erkannt, gelehrt und Christi Gebot gemäß durch "mitfolgende Zeichen" demonstriert werden. Ihre Wissenschaft muß von all denen erfaßt werden, die an Christus glauben und die Wahrheit geistig verstehen." Die scharfe Scheidelinie zwischen der christlichen Wissenschaft und den anderen christlichen Religionsbekenntnissen ist klar. Im engen Anschluß an das Urchristentum fordert und bringt Christian Science den Beweis im alltäglichen Leben des Einzelnen, daß die Erkenntnis des wahren geistigen Wesens Gottes als des Guten, das Uebel nicht kennt, zu heiligen, läutern und heilen vermag. Ohne Gott, ohne Christus hört Christian Science auf, Christian Science zu sein. Wahres Verlangen nach Gott wird durch die christliche Wissenschaft richtig geleitet, ohne daß es von Namen wie Christus, Christentum abgestoßen wird. Dem wahren Sucher, dem es um die Ehre Gottes zu tun ist, eröffnet die christliche Wissenschaft die reiche Kraft und Fülle des einen ewigen unzerstörbaren geistigen Wesens von Gott und Christus. „An

ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Täglich erfahren wir Wissenschafter die führende schützende Gegenwart Gottes, des Gottes, wie ihn die Bibel offenbart. Und dankbar sind wir bestrebt, in Gedanken, Worten und Werken stets und tatsächlich zu beweisen: „Wir schämen uns des Evangeliums von Christus nicht. Denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht die, die daran glauben!"

Für den Raum, den Sie mir für diese kurze Klarstellung gewährt haben, danke ich Ihnen sehr.

Lichtenrade, am 15. November 1921.

Dr. Johannes Klaudius,
Christliche Wissenschaft,
Veröffentlichungs-Amt für Deutschland.

Jugendbücher.

Im Franz Schneider Verlag in Berlin SW. ist in diesem Jahre eine Fülle von Jugendbüchern erschienen, die mit besonders großer Sorgfalt und feinem künstlerischen und buchtechnischem Geschmack unter Verwendung holzfreien Papiers hergestellt sind, trotzdem aber noch erschwingliche Preise haben. Besonders reichhaltig ist die Auswahl an Märchenbüchern. Da sind vor allem wieder Grimms Märchen mit dem 1. Bande von „Königen und Königskindern" mit 8farbigen Vollbildern und vielen bunten Zeichnungen, durch die W. Jüttner dem Bande ein feines Gepräge zarter Märchenstimmung gegeben hat. Der zweite Band „Von glückhaften und geplagten Leuten" ist von Prof. Hans Looschen mit bunten Zeichnungen geschmückt worden.

Andersens Kindermärchen sind in einer zweibändigen Auswahl und einer Übersetzung von E. von Hollander sowie Zeichnungen von Franz Wacik neu herausgegeben worden. Diese Andersenbände sind eine der besten Ausgaben in treuer, flüssiger, feinstilisierter Übersetzung und mit künstlerisch ausgezeichneten Bildern.

Besondere Erwähnung verdienen auch die drei Bände schwedischer Märchen: „Unter Gnomen- und Trollen im nordischen Märchenwald".

In Anna Wahlenberg's zweitem Märchenbande „Aus Schloß und Hütte" finden wir Märchen für die reifere Jugend; in ihnen liegt ein Schatz von Lebensweisheit und froher Energie. Von der gleichen Verfasserin bringt das Buch „Der Sonnenbaum" ebenfalls Märchen sowie sieben Scherenschnitt-Wiedergaben von Käthe Wolff.

Von Sophie Reinheimers Märchen ist der 4. Band unter dem Titel „Freunde ringsum"! mit 10 Schwarzweißzeichnungen von Fr. Müller-Münster erschienen. Auch die feine Sammlung neuer Märchen von Klara Hepner „Auf der Kuckuckswiese" enthält liebenswürdig plaudernde Märchen von Phantasie und Farbe in reiner schöner Sprache.

Endlich mögen zum Schluß noch das romantische Zaubermärchen von Fr. Michael Schiele, dem verstorbenen Herausgeber der religionsgeschichtlichen Volksbücher, „Die Käferschlacht in der Johannisnacht" sowie die Kindergeschichten von Alfred Sergel „Ringelreihen" mit einem reichhaltigen Schatz von Liedchen für die Kleinsten Erwähnung finden.

Alle diese Schneiderschen Jugendbücher zeichnen sich durch sorgfältige Auswahl, neue Durcharbeitung, dichterischen Wert und reichhaltige Ausstattung aus und sollten auf keinem Kinder-Weihnachtstisch fehlen.

Homo sapiens / Von Gustav Köckert (Essen)

Der Antisemit.

Ich bekenne, daß ich ihn, Krause, nicht darum haßte, weil er im allgemeinen die Juden nicht ausstehen konnte. Denn es gibt selbst Christen und ebenfalls auch Juden, die sich „unter sich" nicht ausstehen, — nicht riechen können. Nur daß er sich in einer Versammlung des Schutz- und Trutzbundes dazu hinreißen ließ, mit in den Saal zu brüllen: „Isidor, Isidor! Schert euch nach Palästina!" mißfiel mir an ihm, obgleich die bösartigen Anpöbelungen auf der anderen Seite ebensowenig verständlich waren.

Ich lernte aber auch andere Eigenschaften an ihm kennen. So zum Beispiel:

Er kam mit einem wildfremden Israeliten ins Gespräch. Der war gut angezogen. Der rauchte auch eine hervorragende Zigarre, die kostete indes nur — eine Mark. Zuvorkommend bot er Krause eine Zigarre an — er besorgte ihm sogar 100 Stück! Der Antisemit war entzückt von diesem Juden ....

Und war es ferner von einem anderen, bekannten Juden, der ihm im äußerst freundschaftlichen Tone eines Tages ganz unvermittelt versicherte, er dürfte ihn ruhig besuchen, wenn er sich einmal tüchtig sattessen wollte.

Er lernte dann weiter einen Nachbarn kennen, und schilderte diesen Juden, einen Fabrikanten, im Verkehr als einen hochnoblen Mann, der gar nichts „Jüdisches" an sich habe (zudem war er ja — „reich").

Wenn nun in der üblichen und so sattsam bekannten Weise die Judenfrage durchgenommen wurde, so hatte er jetzt stets die Einwendung: „Es gibt auch anständige, sehr noble Menschen unter den Juden, zum Beispiel ....". Und er erzählte, was ich eben schon wiedergab. Trotzdem blieb er Antisemit ....

Also, Krause hat drei Juden unter seinen Bekannten, die sind alle durchaus anständige Juden; nicht solche wie die anderen, wie man sie sonst trifft — keine „echten" Juden!

Müller hat, Schulze hat ....

Nein doch, das ist es ja eben, die haben nicht das Recht wie Krause. Denn wo blieben da die unanständigen Juden? —

Soviel Glanz ist also um die „eigene" Person!

So veredelt also der Umgang mit der „eigenen" Person!

Man denke nur!

Der Materialist.

Es handelt sich noch um denselben Menschen. Es könnte aber ebensogut ein anderer sein.

Immer hat er, Krause, mir zu erzählen, was er gestern, was er heute für ein schönes Geschäft gemacht habe; nebenbei. Er versicherte auch, daß er Materialist sei, mehr denn je es geworden wäre. Das mache die heutige Zeit!

Er schimpft auf die Schieber, er schimpft gelegentlich auf die Arbeiter, und hält insbesondere alle Menschen für Lumpen, die nicht ein tüchtiges deutsches Nationalbewußtsein besitzen — wie die Franzosen, wie die Polen uns zeigen! — Ich bin ein solcher Lump, ich weiß es, doch ich verbat mir stark, daß ein Franzose, ein Pole mir etwas voraus haben soll. Er spricht auch viel vom deutschen Michel. Und mich nannte er wiederum auch schon einen — „Idealisten", lächelnd und so überaus — mitleidig.

Aber ich selbst mußte ihn einmal erstaunt fragen: Ich denke, Sie sind Materialist? —

Da war er es in anderem Sinne, als die — „krassen" Materialisten! ....

Der Christ.

Es ist immer noch derselbe Mensch. Doch es könnte auch hier ruhig ein dritter sein, der so denkt, spricht und handelt.

Die Katholiken sind bei ihm ein — „vernageltes Chor". Seine Wirtin macht eine Ausnahme; schon rein als Person. Sie ist groß, hübsch und hat einen vollen Busen: sie ist eine Erscheinung, sie stellt etwas vor. Und besonders spricht sie mit ihm immer in

äußerst liebenswürdigem Tone. Ich weiß das alles aus seinen Erzählungen, die natürlich ab und zu ins erotische Gebiet hinübergehen. Ich weiß und begreife das.

Er unterhält sich mit seiner Wirtin auch merkwürdigerweise über „Religion". „Die muß sein!" Er ist ganz ihrer Meinung. Auch daß man in die Kirche geht, gehöre sich. Krause ist evangelisch, geht zwar nie in die Kirche, aber er hält die Religion für sehr wichtig: für Kinder und junge Leute, da es ja sonst auf der Welt nichts wie Verbrecher gäbe. Sie sind sich beide darin einig, denn Krause verdirbt es im übrigen nicht gern mit „stattlichen" Personen.

Eines Sonntagsmorgen sagt seine Wirtin, sie hat gerade das kleine Gebetbuch in der Hand und will zur Kirche, er müßte vom Ersten ab zehn Mark mehr Miete für sein Zimmer zahlen. Ohne viel Worte zu machen, ist Krause damit einverstanden. „Der Herr drüben zahle auch mehr!" Er hat keinen Argwohn, zufällig fragt er aber nach einiger Zeit seinen Zimmernachbarn. Der weiß von nichts . . . .

Krause kann jetzt nicht genug über die Falschheit und Scheinheiligkeit der Frau reden. —

Er kennt nun da eine Familie gut. Die bedauert, daß sie erst vor 14 Tagen ihr schönes Zimmer vermietet habe. Krause denkt, man könnte ja in diesem Falle mehr bieten und den jetzigen Mieter einfach an die Luft setzen, das heißt, ihm kündigen. Sieht wohl selbst ein, daß das keine schöne Art ist, doch schließlich -- „sei sich jeder selbst der Nächste." (Zumal heute!)

Krause fragte mich um meine Meinung. Ich konnte wahrhaftig wenig dazu sagen. Ich verabschiedete mich vielmehr schnell. Nicht wegen der alten biblischen Weisheit: Jeder ist sich selbst der Nächste, wie mir Krause auf einmal beibringen wollte. Nein, nein! Ich glaubte nur, in dieser Atmosphäre nach und nach ersticken zu müssen.

La femme X . . .

Berlin W s'amuse. Zur Abwechselung mal mit der Reflexibilität der Tränendrüsen. Menschen, die für die soziale Tragik im Schicksale ihres Volkes kein opferfreudiges Empfinden aufbringen können, behängen die Wimpern mit Tröpfchen und lassen das Rampenlicht drin funkeln wie in den Steinen ihrer Geschmeide. Man produziert auf Hundertmarksitzen seine Weichherzigkeit. Ein bißchen ersticktes Schluchzen im luxusüberschütteten Parkett ist stilvolle Musik zu den Schicksalsbildern aus dem Leben einer Frau — „von Stand" allerdings —, die, in die Netze der Sexualität verstrickt, gesellschaftlich verkommen ist. Dabei ist den Herzen in gepflegten Busen so mollig wie den feisten Schenkeln im Fauteuil. Es ist amüsant, zu beobachten, wie die Luxusausgaben der Berlin-W-Weiblichkeit reagieren auf die erschütternde Schöpfung der Rosa Valetti als Jacqueline in Bisson's „La femme X . . ." im Theater „Die Tribüne".

Bisson's Worte — und gar erst in der Verdeutschung, die der französischen Literatur den Glanz nimmt wie eine feuchte Hand dem Weinglase — sind vergessen beim Gestenspiel der Künstlerin. All das wird einfach überhört. Ist auch ganz überflüssig. Es ist Filmkunst in feinster Vollendung. Nicht Poesie -- tollgewordene Prosa, möchte man nach dem zweiten Akt sagen. Aber im letzten Akt erreicht die Künstlerin majestätische Größe. Aus dem Dreck wächst und wächst ragend ein unvergeßliches Monument der sieghaften Mutterliebe. Mag Bisson's Dichtung immer Plunder sein, mir ist ein Plunder lieb, der einer Künstlerin solch ein Fundament gewährt.

Nicht nur Frau Publikum in spanischem Schal, in kostbaren Spitzen, schillerndem Brokat, in rieselndem Paynettes-Gewande, umduftet von Reichtumskultur — auch Er, der schwindelnde Pyramiden aus Börsengewinn stapelt auf dem wogenden, zuckenden Boden nationaler Not, kühl bleibt beim Schrei des darbenden Volkes, fährt mit der Hand über die Augen. Wo bleibt das Genie, das dem Gefühl der Masse Volk den filmfertigen Ausdruck verleiht, wie Rosa Valetti ihn geschaffen hat für das Empfinden der gestrandeten Frau und Mutter.

Victor Noack.

BÖRSENSPIEGEL

Devisenspekulationen.

Kurz hintereinander sind, während man noch glaubte, inmitten einer Hochkonjunktur des Bankwesens zu stehen, zwei Aktienbanken in Deutschland zusammengebrochen, die Pfälzische Bank in Ludwigshafen und der Allgemeine Bankverein in Düsseldorf. Beide sind das Opfer verfehlter Valutaspekulationen geworden, und in beiden Fällen handelte es sich um Verluste im Umfange mehrerer Millionen Mark. Also auch für heutige Begriffe schon ganz respektable Summen.

Beide Institute haben eigentlich kein Recht gehabt, Devisenspekulationen größeren Umfangs einzugehen, da dies zweifellos nicht zu den Aufgaben einer Kreditbank gehört. Aber die Leitungen beider Institute können sich darauf berufen, daß sie gewissermaßen nur der aus dem Reichsbankdirektorium ausgegebenen Parole gefolgt seien, und daß sie infolgedessen nur nach der amtlich und regierungsseitig ausgegebenen Tendenz gehandelt hätten. In der Theorie eine bestimmte Tendenz zu verkünden und das Steigen der Mark anzuzeigen, ist ein nicht sonderlich riskantes Vergnügen. Man kann es tun, ohne sich dadurch größeren Gefahren nach der einen oder andern Seite hin auszusetzen. Etwas anderes ist es, ob man die Meinungen des Herrn Reichsbankpräsidenten Havenstein in die Tat umsetzt. Herr Römer, der Devisenhändler der Münchener Filiale der Pfälzischen Bank, hatte es gewagt, und die Folge davon ist ein Verlust von 350 Millionen Mark, der zum Zusammenbruche des Instituts führen mußte.

Nicht viel anders liegen die Dinge beim Allgemeinen Bankverein in Düsseldorf. Die leitenden Persönlichkeiten dieses Instituts waren stets besonders gut unterrichtet oder glaubten wenigstens, es zu sein. Sie hatten dank Herrn Staatssekretär Moesle, ehemals der rechten Hand Herrn Erzbergers, die denkbar besten Beziehungen zu hohen Aemtern und kannten die dort herrschenden Ansichten ziemlich genau. Den Erfolg sieht man ja, und es ist oftmals das Schlimmste, was einem widerfahren kann, wenn man gute Beziehungen und gute Informationen hat. Sein ganzes Geld und noch einiges mehr kann man auf diese Weise verlieren, wie der Fall des Allgemeinen Bankvereins überzeugend beweist. Im übrigen drängt sich die Frage auf: Wenn diese Kreise ihre vollkommene Unfähigkeit bewiesen haben, eine Bank zu leiten und auch nur ein paar Monate aufrecht zu halten, waren sie da wohl die geeigneten Persönlichkeiten, die Finanzen des Deutschen Reiches zu leiten? Und mit welchem Recht spielten sie die Rolle der großen Finanzautoritäten? Was dabei herausgekommen ist, hat man ja gesehen. Der Allgemeine Bankverein, die „Moesle-Bank", ist nach einem ruhmvollen Bestehen von mehreren Monaten in Konkurs geraten, und das Deutsche Reich, ebenfalls so eine Art Moesle-Unternehmen, was die finanziellen Grundlagen betrifft, ist diesem Konkurse gleichfalls ziemlich nahe gebracht worden.

Gewissermaßen die gleichen Kreise aber sind es, die der bösen „Spekulation" seit Monaten den törichten Vorwurf machen, sie sei es, welche die Kurse der fremden Devisen planmäßig in die Höhe treibe. Denn die Kreise um Moesle und um Wirth sind doch beinahe die gleichen. Anhaltend ist dem Volke, und zwar seit Monaten schon, erklärt worden, die Spekulation, und zwar eine einseitig nach oben engagierte Spekulation, treibe die Kurse der fremden Devisen in die Höhe. Grundlos und ohne tatsächliche Unterlagen wurde die Börse, wurde der Bankierstand verdächtigt, zum Schaden der Gesamtheit, zum Nachteil des Vaterlandes, die deutsche Valuta spekulativ herabgedrückt zu haben. Jetzt auf einmal stellt sich heraus, was in Fachkreisen natürlich schon lange bekannt war, daß die deutsche Spekulation, soweit sie überhaupt stärker am Devisenmarkte engagiert war, vorwiegend die Havenstein-Tendenz hatte, das heißt fremde Devisen schuldig und fest für die Mark war. Daß die verschiedenen Leute etliche Millionen Mark dabei

verloren haben, spricht nur für ihren Patriotismus. Aber Patriotismus kostet gewöhnlich Geld. Das war schon so unter der Monarchie, und unter der Republik scheint es sich nicht geändert zu haben. Im übrigen kann man sehr geteilter Ansicht darüber sein, ob es im vaterländischen Interesse liegt, Banken zu gründen, Depositengelder anzunehmen, die Aktien ins Publikum zu bringen und ein paar Monate später infolge verfehlter, waghalsiger und in der Natur einer Bank gar nicht begründeter Geschäfte Konkurs anzumelden. Ja, man soll sich nur nicht als den alleinigen und wahren Hüter und Pächter des Patriotismus hinstellen. Aussichten, wieder Staatssekretär zu werden, hat aber Herr Moesle schwerlich, und er würde zu oft an die peinliche Angelegenheit des zusammengebrochenen Bankvereins, der Moesle-Bank, erinnert werden.

Eine ganz besondere Ironie des Schicksals aber fügte es, daß gleich nach dem Zusammenbruch der beiden „Devisenbanken", Pfalzbank und Allgemeiner Bankverein, die deutsche Valuta stieg und einen Hochstand erreichte, wie man ihn seit Monaten nicht mehr erlebt, vielfach auch nicht mehr für möglich gehalten hatte. Ganz plötzlich war es auf die ersten Meldungen von dem „Moratorium", zu einer Erholung der Mark und einem dementsprechenden Kurssturz in fremden Devisen gekommen. Warum? Man hofft wieder einmal auf ein großes Wunder, und man wird sich wieder einmal wundern, wenn das große Wunder ausbleibt.

Im gegnerischen Lager denkt man gar nicht daran, uns mehr Erleichterungen zu bewilligen, als man uns unbedingt zugestehen muß, um nicht Zeuge des gänzlichen Zusammenbruchs der deutschen Währung zu werden. Daß es dazu kommen müßte, wenn man in Frankreich und England rücksichtslos auf seinem Schein besteht, unterliegt gar keinem Zweifel, aber es hat noch niemals einen Gläubiger gegeben, der einen großen Schuldner ohne weiteres zu Grunde gehen läßt. Auf die Gefahr hin, bei dem Konkurse ebenfalls um sein Geld zu kommen. Man wird also Deutschland irgendwelche Konzessionen machen müssen, und es wird schwer möglich sein, sich jedem Entgegenkommen glatt zu versagen. Aber andererseits wird man in den Zugeständnissen nicht weiter gehen, als man unbedingt gehen zu müssen glauben wird, und das ist nicht allzuviel.

Unsere Valuta aber ist weiter allen Schwankungsmöglichkeiten ausgesetzt, und in jedem Besitz ist heute eine Valutaspekulation zu erblicken. Sowohl in dem Besitz von fremden Devisen wie in dem von Effekten, ebenso in jedem Besitz von Sachwerten und endlich auch in dem von Papiermark. In einem valutaschwachen Lande ist eigentlich jedermann genötigt, ganz unfreiwillig, mit der Landesvaluta zu spekulieren, und wenn man sich die Frage vorlegt, ob man ein paar tausend Mark einstweilen auf die Bank geben soll, weil man sie im Augenblick nicht benötigt, oder ob man sich ein paar Gegenstände dafür anschaffen soll, die man in einem Vierteljahr etwa braucht, so stellt das ebenfalls eine Valutaspekulation dar. Weil sich der Preis der Dinge letzten Endes nach der Valuta richtet. Aus der Valutaspekulation kommen wir nun einmal, solange wir die reine Papierwährung haben, nicht heraus, und die Aussichten auf eine andere Währung sind zur Zeit nicht eben groß.

Die Vorwürfe aber, daß die Spekulation an der Börse einseitig gegen die Mark und ihren Stand gerichtet sei, sind alles andere eher als berechtigt gewesen, und wenn jene Kreise um Wirth Vorwürfe solcher Art neuerdings erheben wollten, so wird man ihnen mit Recht den Allgemeinen Bankverein und seinen Zusammenbruch, die Gründung und das Ende der Moesle-Bank vorhalten können. Dieses Ende, das sehr wenig rühmlich war. Auch für den Gründer und geistigen Vater der Bank. Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. V. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
2-month loans may be renewed by calling
(415) 642-6233
1-year loans may be recharged by bringing books
to NRLF
Renewals and recharges may be made 4 days
prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

NRLF LIBRARY USE MAR 16 '90

Gegenwart.

G4
1921

495132

AP
30
G4
1921

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY